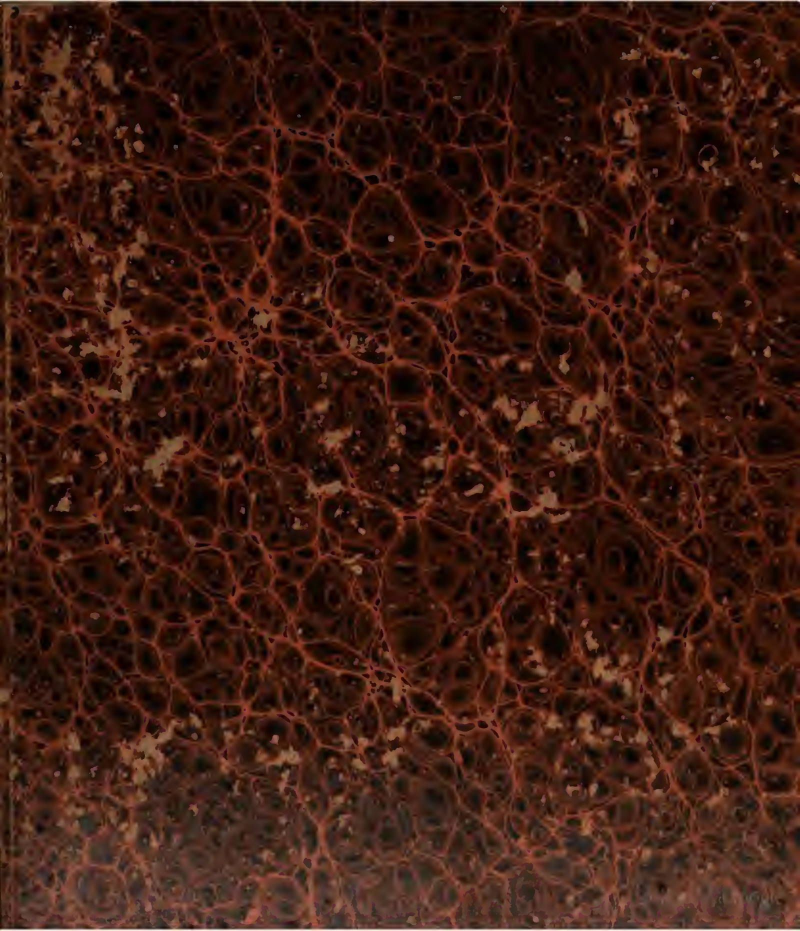
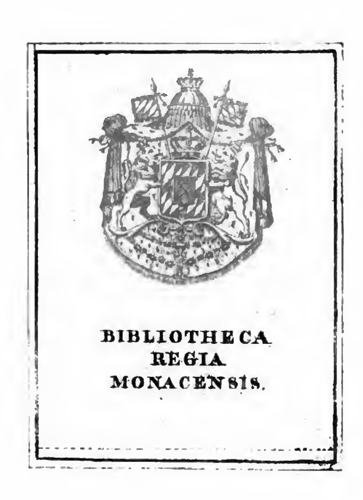
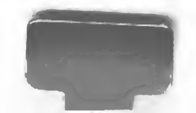



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Zweiter Jahrgang

für

1831.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen

von

Riegel u. Wießner und Schrag.

Gedruckt bei C. Sebald.

Inhalt.

Monat Januar: Nr. 1. An die Leser von den Verlegern. — Die deutschen publizistischen Schriften und Brochüren. Repertorium. Menzels Taschenbuch für 1829. — Fichte's Leben, von seinem Sohne. Erster Theil. Nr. 2. Des Bischofs von St. Auder Hirtenbrief. — Repert. Reuter's Lehrbuch d. Geographie. — Meyer, Etwas über die bayer. Lyceen. — Zimmermann's Leben und Träume. — Miscellen. — Nr. 3. Blicke auf süddeutsche Zeitschriften (Hesperus — Münchner politische Zeitung.) — Repert. Bekker's, Ueber das Wesen d. Gefühls. — Mörtl, Alpenblumen. — Nr. 4. Blicke auf die Richtung des Zeitgeistes. — Repert. Döring's Phantasiegemälde für 1831. — Spazier's Geschichte von Persien. — Nr. 5. Blick auf den Zeitgeist (Beschluß.) — Repert. Giehrl, über Kaspar Hauser. — Würth, Spaziergang an das Mittelmeer. 1s Bändch. — Winterling, die Araucana. — Nr. 6. Tilesius, die Wanderungen der Cholera ꝛc. — Repert. Winterling's Araucana (Beschluß.) — Adrian, Lord Byron's sämmtl. Werke. — Nr. 7. Die deutschen publizistischen Flugschriften und Brochüren. — Repert. Adrians, Lord Byron (Schluß.) — Hormayr's Taschenbuch f. d. vaterl. Geschichte. 2r Jahrg. — Nr. 8. Die deutschen publiz. Flugschriften ꝛc. (Fortsetzung.) — Repert. Klüber's Quellensammlung. — Die Doppelmayer'schen Vorlegblätter. — Nr. 9. Die deutschen publiz. Flugschriften ꝛc. (Schluß.) — Repert. Gemälde aus dem Nonnenleben. — Holzschuher's Rechtsweg. — Nr. 10. Reflexionen über die deutschen Theater. — Repert. Spindler's Zeitspiegel. — Nr. 11. Die Schnellschreibekunst. Tilesius Cholera (Fortsetzung.) Repert. Saphir's humoristische Abende. — Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen ꝛc. — Nr. 12. Die Schnellschreibekunst (Schluß.) — Tilesius Cholera (Fortsetzung.) — Miscellen. — Repert. Beschreib. der Stadt Rom (Schluß.) — Nr. 13. Die deutsch. publiz. Schriften ꝛc. (zweiter Artikel.) — Tilesius Cholera (Fortsetzung.) — Repert. Taschenbuch f. Damen. f. 1831. —

Monat Februar: Nr. 14. Die deutsch. publiz. Schriften ꝛc. (Fortsetzung.) — Tilesius Cholera (Fortsetzung.) — Rep. Kapp, über den Ursprung der Menschen u. Völker ꝛc. — Miscellen. — Nr. 15. Die deutsch. publiz. Schriften ꝛc. (Fortsetzung.) — Tilesius Cholera (Forts.) — Repert. Studach. Sämunds Edda ꝛc. 1ste Abthlg. — Nr. 16. Die deutschen publiz. Schriften ꝛc. (Schluß.) — Tilesius Cholera (Forts.) — Repert. Schubert's Geschichte der Seele. — Sommer's Taschenbuch f. 1831. — Nr. 17. Die deutsch. publiz. Schriften ꝛc. (Schluß.) — Repert. Schillers neueste Schriften und über ihn. — Miscellen. — Nr. 18. Die deutsch. publiz. Schriften u. Brochüren. — Repert. Schillers neueste Schriften (Schl.) Miscellen. — Nr. 19. Blicke auf süddeutsche Zeitschriften. — Repert. Oesterreichers Geschichte. — Wimmers Gemälde von Egypten ꝛc. — Miscellen. — Nr. 20. Blicke auf süddeutsche Zeitschriften (Schluß.) — Repert. Jahresbericht d. histor. Vereins. — Hugo's Hernani. — Nr. 21. Bentzel Sternau's Bayernbriefe. — Repert. Hugo's Hernani (Schluß.) — Die Censur auf einem Leipziger Maskenballe. — Nr. 22. Bayer'sche Landtagsschriften. — Die Addressen Würzburgs und Nürnbergs. — Repert. Veith's Erzählungen. Nr. 23. Hat die bayer'sche Kammer ꝛc. — Repert. Der Weihnachtsmorgen. Parabeln d. P. Bonaventura. — Schneidawind. Befördert die Aufklärung ꝛc. — Allgemeiner bayerischer National-Korrespondent. — Nr. 24. Was haben sie nun damit gewonnen? — Die Ausschließung von Deputirten ꝛc. — Repert. Wissenschaftliche Jugendbibliothek. — Söltl, Mustersammlung aus deutschen Dichtern. Nr. 25. Bayer'sche Landtagsschriften. — Eine bayer'sche Brochüre ꝛc. — Repert. Tegner, Vierzehn Tage auf Reisen.

Monat Merz. 26 bayer. Landtagsschriften. — Repert. Vierzehn Tage auf Reisen (Schluß.) — Bauer, die Jungfrau im häuslichen und öffentlichen Leben. — Miscellen. — Nr. 27. Züge aus dem Volksleben in Bayern. — Repert. Allgemeine Biographie. — Müller. Ueber das Eine ꝛc. — Nr. 28. Züge aus dem Volksleben in Bayern. — Repert. Nees von Esenbeck, Robert Brow'n ꝛc. — Kittel, Entwurf ꝛc. — Von Rotteck, Sammlung ꝛc. — Nr. 29. Schriften über die neuesten bayer'schen Ereignisse. — Repert. Kapp's Grundsätze ꝛc. — Nr. 30. Ueber die Eingabe der Bürger von Kempten. — Die neue sächsische Constitution. — Repert. Werden die ꝛc. — Humanns, Ueber Gymnasien ꝛc. — Trautmann's Gedichte. — Kießlings Rechenbuch. — Nr. 31. Das Verfassungswerk ꝛc. — Kießling's Rechenbuch (Schluß.) — Aschenbrenner's Versuch ꝛc. Nr. 32. Das Verfassungswerk ꝛc. (Schluß.) — Repert. Galletti's allgemeine Weltkunde. — Publizistische Literatur. — Nr. 33. Ueber Philosophie ꝛc. — Ueber Vermittelung der Extreme. — Repert. Publizistische Literatur (Schluß.) — Miscellen. — Nr. 34. Zwei preußische Pasquille auf die große Woche. — Repert. Dittenberger's Geographie. — Miscellen. — Nr. 35. Ueber die Cautionsleistungen deutscher Zeitschriften. — Repert. Von Hornthal, Zum bayerschen Landtage 1831. — Miscellen. — Nr. 36. Die fernern Bemühungen ꝛc. — Repert. Gmelin, Die ostindische Cholera. — Nr. 37. Die fernern Bemühungen Nürnbergs ꝛc. — Repert. Publizistische Literatur. — Nr. 38. Die Leipziger politische Zeitung. — Repert. Klumpp, Die gelehrten Schulen ꝛc. — Miscellen. —

Monat April: Nr. 39. Blicke auf süddeutsche Zeitschriften. — Repert. Thiersch, Ueber gelehrte Schulen. — Nr. 40. Sächsische Constitutionsschriften. — Repert. Würzburger Adresse. — Reidel, Ueber die Moral. — Miscellen. — Nr. 41. Franz von Spaun. — Repert. Hornthal, Zum bayer. Landtage 1831, Nr. 4. — Nr. 42. Der katholische Bücherverein in München — Gemeinnützigkeit und Edelmuth ꝛc. — Repert. — Schmöger, Die ersten Elemente der Astronomie und Chronologie. — Miscellen. — Nr. 43. Ueber einige finanzielle Folgen ꝛc. — Hernani und das Münchner Publikum. — Repert. Franz von Spaun's politisches Testament. — Nr. 44. Ueber einige finanzielle Folgen ꝛc. (Schluß.) — Hernani (Forts.) — Repert. Eisenmann, statistisches Lexicon. — Nr. 45. Ueber Preßfreiheit, von Hermes — Hernani (Schluß.) — Repertorium. Segurs Geschichte Ludwigs des Elften. — Schütz's allgem. Erdkunde. Nr. 46. Hannover künftig unter einem Guelphen. — Geschichte des 13ten Artikels ꝛc. — Repert. Hornthals Landtag Nr. 5. — Nr. 47. Hannover künftig unter einem Guelphen (Schluß.) — Repert. Historisch-politische Literatur. Nr. 48. Der Biersatz in Bayern. — Ueber die Sammlung ꝛc. — Rep. Wanker, Ueber den 13ten Art. ꝛc. — Miscellen. — Nr. 49 Süddeutsche Literatur-Statistik ꝛc. — Die preußische Staatszeitung. — Repert. Lochner, über den Antheil Johann III. ꝛc. — Nr. 50. Ludw. Hofmanns Beweis ꝛc. — Statist. und histor. Grillen. — Repert. Preu, von der Cholera. Die Feier des Todestages Albrecht Dürers. — Miscellen. — Nr. 51. Ueber die Erklärung des Grafen Münster.. — Repert. Rudhards Verz. d. vorzüglichsten Denkwürdigk. d. Regenkr.

Monat Mai: Nr. 52. Ueber die Erklärung ꝛc. (Fortsetz.) — Repert. Rudhards Verzeichniß (Schl.) — Nr. 53. Ueber die Erklärung ꝛc. (Schl.) — Statist. u. histor. Grillen. —

Repert. Hartwig Hundt-Radowsky's Schweizerspiegel. — Quartalblätter ꝛc. — Nr. 54. Alexander Müller ꝛc. — Der große deutsche Improvisator Langenschwarz in Leipzig. — Repert. Baum's Briefwechsel ꝛc. — Nr. 55. Intervention und Nichtintervention. — Repert. Würth, Spaziergang a. d. Mittelmeer, 2r Thl. — Nr. 56. Merkwürdige Fingerzeige über die poln Frage. — Statist. u. histor. Grillen. — Repert. Kastner's Handbuch der Meteorologie. — Schneidawind's Expedition nach Egypten ꝛc. — Nr. 57. Aus Rheinbayern über die preußische Agende. — Repert. Kastner's Grundzüge der Physik und Chemie. — Miscelle. — Bescheidene Vorfrage. — Nr. 58. Des Magistrats von Nürnberg ꝛc. Repert. Ekendahl, die höchsten Ideen ꝛc. — Miscellen. — Nr. 59. Der Constitutionseid ꝛc. — Repert. Lochner, Ueber den Antheil Johann III. ꝛc. — Wedekind und Behlens allgem. Jahrbücher der Forst- und Jagdkunde. — Nr. 60. Die deutsch. publiz. Schriften u. Brochüren. — Repert. Richard's Grundriß der Botanik ꝛc. — Wedekind u. Behlens Forst- und Jagdkunde (Schluß.) — Miscellen. — Nr. 61. Der Constitutions-Entwurf des sächs. Bürgervereins. — Die Friedensgerichte. Von Rüder. — Repert. Schubert, Lehrbuch der Sternkunde ꝛc. — Wilhelmi's Beschreibung d. Todtenhügel ꝛc. — Nr. 62. Der Constitutions-Entwurf (Forts.) — Allerneueste preuß. Instruktion ꝛc. — Repert. Unterhaltungsschriften. — Nr. 63. Der Constitutions-Entwurf (Schluß.) — Freskobilder aus der Geschichte der bayerschen Presse. — Repert. Landtagsschriften. — Amalie Kraffts Gedichte. — Miscellen — Nr. 64 Georg Bestelmeyer über die Brandversicherungs-Anstalten in Bayern. — Repert. Vogel's Lehrbuch der Chemie. — Miscellen.

Monat Juni: Nr. 65. Die neuen Verfassungen ꝛc. — Kunst und Alterthum in Nürnberg. — Repert. Heller's Taschenbuch von Bamberg. — Nr 66. Die neuen Verfassungen in kleinern deutschen Staaten — Kunst und Alterthum in Nürnberg. — Repert. Mayer's Leitfaden ꝛc. Nr. 67. Nachtheile des hohen bayer. Eingangszolltarifs ꝛc. — Historische u. statist. Grillen. — Repert. Suckow's Uebersicht ꝛc. — Correspondenz aus Leipzig. — Nr. 68. Noch ein Wort über Cautionen. — Histor. Grillen. — Repert. Deinhardstein's Skizzen ꝛc. — Behlen und Reber's Handbuch der Forstwissenschaft. — Miscellen. — Nr. 69. Napoleon, sein Charakter und seine Zeit. — Repert. Behlen's Zeitschrift ꝛc. — Aufklärung. — Nr. 70. Napoleon (Forts.) — Kunst und Alterthum in Nürnberg. — Rep. Hartwig Hundt-Radowsky, Polen u. seine Revolution. — Nebau's Jugendbibliothek. — Nr. 71. Napoleon (Schl.) Kunst u. Alterthum ꝛc. — Repert. Hergenröther's Erziehungslehre. — Nr. 72. Respect vor den Beschlüssen ꝛc. — Hist. u. statist. Grillen. — Repert. Hergenröther's Erziehungslehre (Schl.) — Spaziers polnischer Feldzug. — Nebau's Frühlingsb. — Nr. 73 Das Staatszeitungs-Verhältniß ꝛc. — Repert. Reinhard, über jetzige Zeit ꝛc. — Vollgiltige Stimmen ꝛc. — Kelber's biblische Pädagogik. Nr. 74. Was kosten die stehenden Heere? — Kunst und Alterthum ꝛc. — Repert. Kelber's Pädagogik (Schl.) — Thiersch Geschichte ꝛc. — Nr. 75. Der neue bayer'sche Preßentwurf. — Advocat Moosdorff ꝛc. — Repertorium. Thiersch Geschichte ꝛc. (Schl.) — Nr. 76. Constitutionssehnsucht. — Die Kosten stehender Heere — Rep. Hermes Gründe ꝛc. — Nr. 77. Const. Sehnsucht (Schl.) — Wie der Exminister ꝛc. — Repert. Eylanders Untersuchungen ꝛc.

Monat Juli: Nr 78. Die Stadt Augsburg. — Wahrscheinliche Verleumdung ꝛc. — Repert. Eylanders Untersuchungen (Schl.) — Stilpo's närrische Einfälle. — Wedekind u. Behlen, Allgem. Jahrbücher ꝛc. — Nr. 79 Das Apanagenwesen der Höfe. — Ein Wort über die Jesuiten ꝛc. — Repert. Wedekind's Jahrbücher ꝛc. (Schl.) — Behlens Zeitschrift ꝛc. — Nr. 80. Vertilgung des Karbonarismus ꝛc. — Grillen. — Repert. Müllers Lebensbilder. — Miscelle. — Nr. 81. Aus Leipzig. — Ist äusserer Glanz ꝛc. — Rep. Müller's Lebensbilder (Schl.) — Hundesbagen, Die Waldweide — Nr. 82. Aus Sachsen. — Repert. Schulz v. Straßnicki, Elemente ꝛc. — Nr. 83. Merkwürdige Probe ꝛc. — Grillen. — Repertorium. Daumer's Andeutung ꝛc. — Nr. 84. Die Preß-Prügelgesellschaft ꝛc. — Repert. Daumer's Andeutung ꝛc. (Schl.) Gambihler's Philosophie ꝛc. — Nr. 85. Ueber die Wichtigkeit ꝛc. — Grillen. — Repert. Friedrich's Lehrbuch ꝛc. — Nr. 86. Uebersicht d. entsetz. Monarchen. — Einfälle ꝛc. — Rep. Snell's leichtes Lehrbuch ꝛc. — Politische Gedichte. — Nr. 87. Noch ein Wort ꝛc. — Die Juden ꝛc. Repert. Darstellung ꝛc. — Nr. 88. Aus Braunschweig. Im Juli. — Die Juden ꝛc. (Forts.) — Repert. Moll's Beitrage ꝛc. — Nr. 89. Aus Braunschweig (Schl.) — Die Juden ꝛc. (Schl.) — Bensen, die öffentliche Erziehung ꝛc. — Nr. 90. Zur Geschichte der Censur ꝛc. — Mittheilungen aus e. Schrift v. Jahn. — Repert. Bensen, die öffentliche Erziehung ꝛc. (Schl.)

Monat August: Nr. 91. Verlegung der Residenz einer Dynastie. — Warum ist Frankreich ꝛc. — Repert. Bröndsted's Reisen. — Nr. 92. Ueber Pfizer's ꝛc. — Warum ist Frankreich ꝛc. (Schl.) — Repert. Bröndsted's Reisen (Forts.) — Nr. 93. Ueber Pfizer's ꝛc. — Volk u. Volksthum. — Repert. Bröndsted's Reisen (Schl.) — Nr. 94. Vorschlag zu einer Gallerie ꝛc. — Volk und Volksthum (Forts.) — Repert. Oertels Kritik ꝛc. — Nr 95. Warum ist Rußlands Politik ꝛc. — Volk u. Volksthum Schl.) — Repert. Pfizer's Briefwechsel. — Nr. 96. Schreiben Adam Mickiewicz ꝛc. — Warum ist Rußlands Politik ꝛc. Schl.) — Repert. Pfizer's Briefwechsel (Schl.) — Heine, Kahldorf über den Adel ꝛc. — Notiz. — Nr. 97. Noch Einiges über die Nürnberger Denkschrift ꝛc. — Aus Hamburg. — Repert. Leutbecher, Der berühmte Jesuit ꝛc. — Nr. 98. Heinrich Heine, als Publizist. — Repert. Leutbecher, Der berühmte Jesuit ꝛc. (Schl.) — Graser, Divinität, oder das Princip ꝛc. — Pfizer's Gedichte. — Nr. 99. Nothwendigkeit ꝛc. — Der Romanismus ꝛc. — Repert. Brunnow, Der Völkerfrühling ꝛc. — Italia in hundert und einem Ständchen. — Miscellen. — Nr. 100. Nothwendigkeit ꝛc. (Schl.) — Ist der Grundsitz das Mittel ꝛc. — Repert. Schreiben eines Süddeutschen aus Warschau. — Hagen u. Dorfmüller, Archiv für Geschichte ꝛc. — Nr. 101. Zur Geschichte der Censur in Deutschland. — Ist der Grundsitz das Mittel ꝛc. (Forts.) — Repert. Söltl's Grundlagen zur deutschen Geschichte. — Schmidt's physikalische Experimente u. Belustigungen. — Nr. 102. Ist der Grundsitz das Mittel ꝛc. (Schl.) — Repert. Baumgärtner, Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande. — Nr. 103. Aus Dresden. — Zur Geschichte der Censur in Deutschland. — Medicinische Polizei. — Veräusserung der Domainen. — Die abgeschafften Festtage in Sachsen. — Volle Preßfreiheit. — Repert. Baumgärtner, Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande (Schl.) — Blume, Die artesischen Brunnen. — Hahn's Unterricht von der wunderbaren Heilkraft des frischen Wassers ꝛc. — Nr. 104. Das vielbesprochne Circular ꝛc. — Hist. u. statist. Grillen. — Repert. Jasmund. Einiges zur Feststellung ꝛc.

Monat September: Nr. 105. Die Ereignisse in den russ. poln. Provinzen. — Repertorium. Dieffenbachs Geschichte von Hessen. — Nr. 106. Die Ereignisse ꝛc. (Forts.) — Rep. Bluff et Fingerhuth, Compendium Florae etc. — Nr. 107. Die Ereignisse ꝛc. (Schl.) — Grillen. — Repert. Prokesch Reise in's heilige Land. — Nr. 108. Ist dem monarchischen Princip ꝛc. — Luxemburger Frage. — Repert. Berg's Anleitung zum Verkohlen des Holzes. — Nr. 109. Die Regentenhäuser ꝛc. — Luxemburger Frage (Schl.) — Rep.

Thiersch, Ueber gelehrte Schulen. — Nr. 110. Viele Regentenhäuser ꝛc. (Schl.) — Bericht über die in einigen Gegenden ꝛc. — Repert. Wolf's kurzgefaßte Rechtfertigung ꝛc. — Nr. 111. Die bayer'sche Steuerregulirung. — Vorwort zu einer Darstellung ꝛc. — Repert. Ehezp. Womda Wielopolska. Reissig. Tenner u. Reutzel, Tafeln zur Berechnung ꝛc. — Nr. 112. Welche hohe Freunde der katholische Clerus in Sachsen hat. — Vorwort zu einer Darstellung ꝛc. (Schl.) — Repert. Gries, Richardett, Rittergedicht ꝛc. — Nr. 113. Ueber die Verfassungsurkunde des Königreich Sachsens. — Die Franziskanerklöster in Bayern. — Repert. Wiebeking, Ueber das Staatsbauwesen im Königreiche Bayern. — Schwab's Anleitung zur äusseren Pferdekenntniß. — Nr. 114. Der bisherige leipziger Oberbürgermeister ꝛc. — Aus Braunschweig vom 29. Aug. 1831. — Repert. Vogel's Lehrbuch der niederen Arithmetik ꝛc. — Nr 115. Ueber den Adel in Frankreich. Aus Braunschweig vom 29. Aug. 1831. (Schl.) — Repert. Salat, Die literarische Stellung des Protestanten zu dem Katholiken. — Nr. 116. Ueber den Adel in Frankreich (Schl.) — Die Bildung in den frühern Jesuitenschulen in Bayern. — Repert. Spindler, der Invalide. — Ahrens Lehrbuch der Geometrie. — Nr. 117. Münchner Berichte. — Repert. Ahrens Lehrbuch der Geometrie (Schl.) Ueber die Bildung eines Vereins ꝛc.

Monat October: Nr. 118. Tableaux zum Besten der verwundeten Polen ꝛc. — Polens Handel. — Repert. Ortlepp's Polenlieder. — Peez, Wiesbaden u. seine Heilquellen. — Nr. 119. Köppens Versetzung von Landshut ꝛc. — Aufklärung in Bayern. — Repert. Langsdorf merkwürdiger Angriff ꝛc. — Leonhard's Naturgeschichte des Mineralreiches. — Nr. 120. Der Haus- und Staatsminister von Nassau ꝛc. — Repert. Leonhard's Naturgeschichte des Mineralreiches (Schl.) — Löwenthal, Der Eid. — Greser's Hypothese von der Natur ꝛc. — Nr. 121. Wurde Polens Aufstand ꝛc. — Repert. Polytechnik. — Martin's Lehrbuch ꝛc. — Desberger's Algebra. — Leibitzer, Der Gartenbau ꝛc. — Nr. 122. Ueber die Unterdrückung ꝛc. — Repert. Hofmanns Beiträge ꝛc. — Praktische Anweisung ꝛc. — Nr. 123. Ueber Pairskammern. — Repert. Graser's Divinität. — Schneider u. Wolf, Das Bad Brukkenau ꝛc. — Nr. 124. Was es mit dem sogenannten ꝛc. Repert. Herberger, Ueberlingen u. seine Heilquellen. — Rieger, das Rosenfest ꝛc. — Decker's praktische Anleitung zur Arithmetik u. Algebra. — Nr. 125. Was es mit dem sogenannten ꝛc. (Schl.) — Repert. Nagel's Landesverschönerung u. Landesverbesserung. — Oettinger, Differenzial- u. Differenzen-Calcul. — Klipsteins Versuch ꝛc. — Nr. 126. Wie die Köpeniker ꝛc. — Repert. Hundeshagen, Forstliche Berichte u. Miscellen. — Nr. 127. Ueber die Katastrophe ꝛc. — Repert. Bühler, Die Versumpfung ꝛc. — Oesterlen, Auch einige Worte ꝛc. — Miscelle. — Nr. 128. Ueber Rudhart's Rede ꝛc. — Ist die Cholera ansteckend ꝛc. Repert. Oertel, Die indische Cholera ꝛc. — Nr. 129. Die Furcht vor neuen Verfassungen ꝛc. — Ist die Cholera ansteckend ꝛc. (F.) — Repert. Hesse, Die Anfangsgründe ꝛc. — Schafer, Napoleons Bildsäule. — Nr. 130. Die Furcht vor neuen ꝛc. (Schl.) — Ist die Cholera ansteckend ꝛc. (Forts.) — Rep. Andre, Darstellung ꝛc. — Rosabianka. — Miscelle.

Monat November: Nr. 131. Was wollte der polnische Adel durch seine Insurrektionen? — Ist die Cholera ansteckend ꝛc. (Schl.) Repert. Littrow's Gnomonik. — Franziska von Stengel, Die letzten Zapolya. — Nr. 132. Was wollte der polnische Adel durch seine Insurrectionen (Schl.) Repert. Monogrammen Lexicon. — Müller, Die Ebenbürtigkeits-Forderung für die Erbfolge im Stammgut. — Miscelle. — Nr. 133. Kurhessens Zustand. — Repert. Wolfs Berichte. — Eine mahnende Stimme des deutschen Vaterlands an seine Bewohner. — Miscelle. — Nr. 134. Kurhessens Zustand (Schl.) — Repert. Sambaber, Die Abschaffung der Todesstrafe. — Miscelle. — Nr. 135. Rudhart über die Civilliste. — Aus Leipzig. — Repert. Sambaber, Die Abschaffung der Todesstrafe (Schluß.) — Leuchs vollständige Braukunde. — Grundgesetze des deutschen Bundes. — Nr. 136. Die Schicksale des bayer'schen Preßgesetz-Entwurfes. — Repert. Cholera-Literatur. — Miscelle. — Nr. 137. Rußlands Stärke und Rußlands Schwäche. — Repert. Sailer's sämmtliche Werke. — Bischoff's Handbuch der botan. Terminologie u. Systemkunde. Nr. 138. Münchner Berichte. — Wessen Irrthum ist erwünschter ꝛc. — Repert. Schaden, Kurzgefaßte Erzählungen ꝛc. — Das hessische Staatsrecht. — Nr. 139. Münchner Berichte. — Repert. Poppe, Technologische Bildergallerie. — Roth, Ueber die Schutzkraft des Kupferbleches beim Herannahen der Cholera. — Nr. 140. Noch etwas zu dem Streit ꝛc. — Repert. Hochstetter's populäre Botanik. — Zierl, Bemerkungen ꝛc. — Bader, Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik. — Nr 141. Blicke in die englische Verwaltung im Augenblick der verworfenen Reformbill. — Repert. Zierl, Die landwirthschaftliche ꝛc. — Jäck, Gallerie der vorzügl. Klöster Deutschlands. — Nr. 142. Blicke in die englische Verwaltung ꝛc. (Schl.) — Repert. Ernesti de Grossi etc. — Nr. 143. Posthoheit des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis ꝛc. — Keine Cholera mehr! Repert. Ernesti de Grossi etc. (Schl.) — Hirte, Der bayr. Prophet.

Monat December: Nr. 144 Posthoheit des fürstl. Hauses Thurn u Taxis ꝛc (Schl.) — Repert Greger, Sonnette von bayr. Dichtern. — Nr. 145. Die Betrachtungen über die politische Lage Europas. — Repert. Stephani, Nachweisung ꝛc. — Kretschmer, Lehre ꝛc. — Erwiederung ꝛc. — Nr. 146. Privatvermögen der Souveraine. — Repert. Carooés Kosmorama. — Paris, ou le livre etc. — Nr. 147. Das Verbot des const. Deutschlands. — Repert. Bronn, Gaea Heidelbergensis etc. — Schweinsberg, Leichtfaßliche Anleitung ꝛc. — Koppenstädter, Nützliche Erfindung ꝛc. — Nr. 148. Sind die Domainen ꝛc. — Ueber das Fortrükken der Glätscher ꝛc. — Repert. Desaga, kleine Naturlehre für Elementarschulen. — Kostelezky, Allgemeine medicinisch-pharmazeutische Flora. — Nr. 149. Sind die Domainen ꝛc. (Schl.) — Repert. Beilhack, Deutsche Grammatik zum Gebrauche in latein. Schulen. — Mörtl, Erster Unterricht in der Geographie. — Götz, Methodisch-geordnetes Handbuch der Erdkunde. — Friedreich, Synopsis librorum etc. — Nr. 150. Napoleon und die Polen. — Repert. Wedekind, Anleitung z. Forstverwaltung u. z. Forstgeschäftsbetriebe. — Krause, Der medizinische Landpfarrer. Mannigfaltiges. — Nr. 151. Die Censur des Bundestages. — Verhältniß der Sprachen zu den Wissenschaften. — Repert. Desaga, Faßlicher Unterricht ꝛc. — Petition ꝛc. — Nr. 152. Wie die nach Preußen u. Oesterreich geflüchteten Polen ꝛc. — Repert. Bruckbräu, Eichenkronen. — Antwort des Recensenten ꝛc. — Der Komet. — Nr. 153. Bemerkungen über die Novemberbeschlüsse des deutschen Bundestags. — Repert. Eschenmayer, Mysterien des inneren Lebens. — Brender, Vorsichtsmaaßregeln ꝛc. — Mannigfaltiges. — Nr. 154. Bescheidene Bemerkungen über die Novemberbeschlüsse des deutschen Bundestags (Schl.) — Repert. Blätter aus Prevorst. — Schultz, De enteromesenteritide etc. — Mannigfaltiges. — Nr. 155. Zum Schluß des Jahres und dieser Blätter. — Repert. Predigt eines alten Kapuziners über die Aufhebung des Cölibates. Schubert, Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. — Rotteck's allgemeine Weltgeschichte. — Replik.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag | Nro. 78. | 1. Juli 1831.

Die Stadt Augsburg.

Wahrhaft zum Erschrecken ist, was die stürmischen Wellen der Zeit für faule, elende, verdorbene Flecke in unsrem lieben deutschen Vaterlande aufdecken; — wie der einzelne Egoismus hier krampfhaft an den morschen Balken, die auf der See herumtreiben, über deren Abfallen die Gesammtheit jubelt, in deren Wurmhöhlen er sich aber eingenistet, festhält — dort, wie ein Flibustier, auf neue Beute in der halb herrenlos gewordnen Organisationsepoche ausgeht. Während z. B. der leipziger Bürger vom Adel das Aufgeben seiner Privilegien verlangt, und wüthet und schimpft, daß er sich darin so halsstarrig zeige, — fordert er ungestüm von seinen Repräsentanten die strengste Handhabung, wo möglich Vermehrung seiner Zunftvorrechte, tobt gar gegen den fremden Kaufmann und Handwerker auf seiner Messe, bewirft auswärtige Künstler, die in seine Stadt kommen, mit Vorwürfen, verlangt von seiner Polizei, der er selbst nicht gehorchen will, daß sie fremden bessern Künstlern, wie fremden bessern Bieren die Thore sperren soll, und sieht das für den Zweck an, für den er sich als Bürgersoldat zu bewaffnen und den Behörden, die Flinte im Arm und Pflastersteine in der Tasche, zu trotzen habe.

Darin gleichen sich Nord- und Süddeutschland wie ein Ei dem andren. Mit welchem Grimm fiel man seit Jahren in München nicht über alles her, was von andren deutschen Gauen an Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern dahin kam, und mehr wußte und es besser machte, als die andren. »Bringt den wahnsinnigen Fremden über die Gränze,« schrie man, als Stöpel in der Musikzeitung das Produkt einer Münchnerin kritisirte; — und ob durch seine Zeitung das Musikinteresse in München sich läuterte und steigerte — das kümmerte sie nicht.

Die Schwaben führen das Panier, ein Ausländer redigiert das Inland, ächzte alles, als ein Tageblatt für das öffentliche Leben in Deutschland daselbst gestiftet wurde; ob es gut war, — davon war nicht die Rede. »Von den fremden Juden sollen wir uns unser Witzgeld wegnehmen lassen?« eiferten die Tagesblätter, als Saphir so annehmliche Geschäfte in München machte. Ob der Witz besser war, daran dachte keiner.

Ein erbärmliches Beispiel der Art liefert wieder neuerdings die Stadt Augsburg. Während die Denkschrift des Handelsstandes von Nürnberg in Deutschland ein so allgemeines Aufsehen machte, während man sie mit derselben Begierde in dem gedrückten Sachsen, wie in dem handelsreichen und großartigen Hamburg und den übrigen Hanseestädten las — während man hofft, daß durch sie die sächsische Regierung sich sehr mit abhalten lassen werde, an den preußischen Zoll das Land zu verpachten, und, wie Bayern, eine Beute für preußische Finanzpolitik daraus zu machen — während man sich überall erfreut, daß das alte Nürnberg so kräftig, klar und gediegen für das gemeinsame deutsche Handelsinteresse spricht — reichen die

Augsburger eine Gegenbittschrift bei den Ständen ein, und versuchen, die Einwohner von Nürnberg in schmierigen Tagesblättern zu bewerfen, — gleich als wenn sie, die Augsburger, nicht die engherzigen, kleinstädtischen und egoistischen Krämer wären, sondern die Nürnberger und alle deutsche Handelsleute und Finanzmänner, die mit jenen überall sympathisirten.

Es gehört jene nackte rohe Frechheit dazu, die ihre erbärmliche Habgier nicht einmal zu verschleiern mehr Scham genug hat, um auf diese Weise so offen gegen den, zufällig nur von den Einwohnern von Nürnberg ausgesprochnen sehnlichsten Wunsch ganz Deutschlands aufzutreten, — um die Bittsteller in der Wuth bedrohten Eigennutzes als Revolutionnaire zu denunziren — während durch Auflösung der Mauth, durch freien Handel, durch dadurch verminderten Druck und erhaltne Moralität des Volkes allein ein Aufstand vermieden werden könnte — um die ehrenhaften historischen Erinnerungen einer Stadt zu höhnen, die vor Allem dem deutschen Vaterlande ehrwürdig ist durch Stiftungen für Religion, Kirche, Schule, Kunst, Wissenschaft, Arme — dadurch, daß, was in Augsburg z. B. ein Fugger gethan, hier aus der Mitte Aller hervorging — einer Stadt, die das constitutionnelle Leben in Bayern am Lebendigsten auffaßte, die in neuerer Zeit an der Spitze der Kämpfer um die bedrohte Freiheit stand — während das sie mit Koth bewerfende Augsburg im dumpfen Hinbrüten Alles über sich ergehen ließ, und blos dadurch dem öffentlichen Wohl nützlich wurde, daß es dem Regierungsrath Beisler den großen Abscheu vor der Gemeindeverwaltung einflößte, der, wie das constitutionnelle Bayern bemerkt, aus seiner Umgebung mehr verschwiegen, als gesagt zu haben scheint.

Diese Gefühle flößt der Inhalt eines Aufsatzes in Nr. 143. des Augsburger Tagesblattes ein. Da es bei dieser Frage nicht darauf ankommt, ob Nürnberg bei dem allgemeinen Handelsdruck verloren hat, sondern ob das, vom ganzen deutschen Handel dort aufgestellte Bild das richtige ist — da nichts in jenen Schimpfworten widerlegt ist — und da es zum Ganzen gar nichts thut, ob die Stadt Augsburg sich von der allgemeinen Noth måste — so ist darüber weiter nichts zu sagen. Nur das müssen wir bemerken, es hat sich diese Stadt durch diese Aufsätze so beschimpft, daß die bessern Einwohner derselben wohl thun werden, den Antheil daran von sich abzulehnen, und die Schuld denen zuzuweisen, die ihnen, wie das Beisler'sche Portrait, so dies neue verschafften.

Wahrscheinliche Verleumdung Oesterreichs und Rußlands im Constitutionnel.

Die Verhältnisse Oesterreichs und Rußlands mögen wider Frankreichs jetzige Regierung, und besonders wider die dortige republikanische Parthei, welche Polens Insurrection unterstützt, und gerne sähe, daß Großbrittannien und Frankreich die russischen Häfen bloquirten, sehr gespannt sein, aber schwerlich ist die Behauptung gegründet, daß der Fürst Metternich und der Graf Nesselrode vom münchener Hofe die Entlassung des Grafen Armannsperg vom Ministerium der Finanzen und des Innern verlangt habe. Hoffentlich belehrt uns der österreichische Beobachter bald eines Bessern.

Die deutschen Monarchen sind souverain und nur beschränkt durch den Bundestag wegen der Interessen von Gesammtdeutschland in collateraler, und durch die octroyrten, oder Vertragsverfassungen wegen der innern Staatsverwaltung in descenssioneller Hinsicht. Dazu kommen in neuester Zeit Post- und Handelsverträge mit einigen Bundesstaaten, die freilich wie die Regulirungen der standesherrlichen Befugnisse die landesherrlichen Rechte hie und da ziemlich beschränken; aber daß ein Bundesstaat wie Oesterreich vereint mit Rußland, sich in die Wahl und Verwaltung der einzelnen Minister, welche beim Monarchen und beim Volke gleiches Zutrauen genießen, mischen sollte, ist fast unglaublich.

So lange die Reichsfürsten unter der Oberhoheit des Kaisers und des Reichs standen, übte weder ein fremder Souverain, noch der Kaiser eine Aufsicht auf die Ministerien aus, und das Gerücht, daß der Minister Graf Montgelas durch Oesterreichs Einfluß vom Könige Maximilian von Bayern entfernt worden sei, schien stets unglaublich. Daß der wiener Hof von einem souverainen deutschen Monarchen etwas verlangen sollte, was sich der deutsche Kaiser nicht herausnahm, ist gewiß nicht zu vermuthen.

Sollten Oesterreichs diplomatische Verwicklungen mit Frankreich, wenn Letzteres wegen der mächtigen Karlistenparthei im Bunde mit der priesterlichen Hierarchie in einen Bürgerkrieg gerathen sollte, zu einem Kriege Oesterreichs mit Frankreich führen, so wird es vom Bundestage abhängen, ob dieser unumgänglich findet als Verbündeter Oesterreichs darin aufzutreten, oder vorziehen wird, die Neutralität zu beobachten. Eine Allianz Bayerns mit Frankreich, weil beide Staaten in einer constitutionnellen Wahlverwandtschaft stehen, ist durchaus ungedenkbar. Noch bluten aber alle deutsche Staaten durch schwere Staatsschulden an

den Folgen der mit und gegen Frankreich geführten Kriege. Bricht ein heißer Bürgerkrieg in Frankreich aus, so ist freilich in unsern Tagen, wo so manches Unerwartete erfolgt, d r Sieg der constitutionnellen Regierung sehr ungewiß, wenn mächtige Nachbarstaaten die Parthei der Karlisten mit gewaffneter Hand unterstützen, aber gewiß kein Minister zu mißempfehlen, der lieber den Brand eines Vulcans ansehen, als durch Theilnahme an der Löschung sein Vaterland in Gefahr setzen will.

Rußlands Intervention und Garantie trug erst im Verein mit Frankreich und hernach wider solches, viel zur jetzigen Gestaltung Deutschlands bei, aber es kann Deutschland nicht erfreulich sein, wenn Rußland versuchen sollte, in einer wichtigen Krise auf die Wahl der Minister unsrer Höfe und Könige zu wirken. Selbstständigkeit unsrer Monarchen und nicht Abhängigkeit vom fremden Einflusse ist Bedürfniß der deutschen Monarchen und ihrer Völker.

Spitz genug stehen schon Deutschlands Verhältnisse mit der französischen Regierung durch die von Belgien geleitete Insurrection in Luxemburg, da es sehr problematisch ist, ob die Langsamkeit, oder Uneinigkeit des londoner Congresses, Deutschland am Ende mit Belgien in Krieg verwickelt, kraft des Reunionsystems eines sich kühn in Brüssel constituirenden Congresses.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Militairschriften.

(Schluß.)

Preußen geht zwar einestheils von den einzig richtigen Grundsätzen aus, daß alle Staatsbürger ohne Unterschied zu dem Militairstande gezogen werden sollen, — daß die Dienstzeit eine äusserst kurze sei, und daß die Linie die Schule für die Aufgebote bilden müsse. Aber es vergißt dabei, daß die Lehrer, die Linie, nicht so zahlreich sein dürfen, als die Schüler, die Aufgebote, und daß es so dem Staate ausser der Last des allgemeinen Heerdienstes noch die eines unverhältnißmäßig großen stehenden Heeres aufbürde — eine widersinnige Einrichtung, die ihre Folgen über kurz oder lang zu Tage fördern wird. Während wir den ewigen Frieden von dem Augenblick an erwarten, bei der jetzigen Völkercultur und Civilisation, wo die stehenden Heere verschwinden, ist in Preußen nicht nur ein Theil des Volkes, die Linie, sondern das ganze, augenblicklich das Werkzeug eines ehrgeizigen Fürsten. Das Volk soll im mindesten Falle durch Vertheidigung des Landes gut machen, was das stehende Heer durch Angriffe gesündigt. — während bei reiner Volkswehreinrichtung nur Defensivkriege geführt werden können und — sollen.

Auf dasselbe wie Preußen kommt auch Herr von Xylander, und er sieht nicht, daß er grade durch seine Vorschläge den ewigen Frieden, von dem er ausgeht, und den er durch die höchstmögliche Wehrkraftentwickelung der Völker herbeigeführt wissen will, auf ewig verschiebt.

So wenig wir also mit der Anwendung des Prinzips einverstanden sein können, so sehr sprachen uns die einzelnen Ausführungen an, mit denen der Verfasser die Ueberlegenheit der Bürgerkrieger über die stehenden Heere erweist, die sich hauptsächlich auf die Erfahrung der Revolutionskriege, der Kämpfe 1813. und 14. stützen, und zu denen der jetzige polnische Krieg noch schlagendere Beweise liefert.

E.

Pamphlete.

Stilpo's närrische Einfälle über den Ursprung und den Nutzen der jetzigen bayerschen Verfassung zur Beruhigung unruhiger und erwartungsvoller Köpfe, geschrieben von einem Altbayern, und als Vademecum empfehlbar den bayerschen Landräthen, Deputirte der zweiten Kammer genannt. Wahrhausen, 1831.

Der lange abgeschmackte Titel bezeichnet eine gefährliche Schrift, die zwar sogleich von der Böswilligkeit ihres Verfassers zeugt, die aber schlau genug angelegt ist, um ihre Wirkung auf einen Theil des bayerschen Volkes, der in den älteren Kreisen wohnt, nicht zu verfehlen. Sie mischt Wahres und Falsches so geschickt untereinander, und setzt die bayersche Verfassung, ihre Mängel und die Unwirksamkeit der Stände dem gemeinen Manne so auseinander, appellirt an seinen Eigennutz, an seinen Glauben, an seine angebliche Zurücksetzung, daß kaum irgend eine mehr revolutionnaire Schrift irgendwo aus dem Gehirn eines Jesuiten entsprungen ist. — Für das gemeine Volk ist sie bestimmt; denn vor Gebildetern wird sich der Verfasser, der mit der Geschichte seines Landes und dessen Einrichtungen nur zu vertraut ist, mit der Behauptung nicht blos stellen wollen, daß „die Altbayern den größern und einflußreichern Theil in Bayern ausmachen.“ Eine leichte Berechnung muß es ihm an die Hand geben, daß von den vier Millionen Einwohnern des bayerischen Staates etwas über ein Drittel nur Altbayern sind; denn

1) Rezatkreis hat	460,000	Neubayern,
2) Untermainkreis hat	500.000	—
3) Obermainkreis hat	470.000	—
4) Rheinkreis	500.000	—
5) Oberdonaukreis	400.000	—
6) Regensburg u. Salzburger Distrikte	150.000	—
Summe	2,480,000	Neubayern.

Das weiß der Verfasser wohl so gut wie wir. Aber es kommt ihm darauf an, diese Leute gegen die Regierung und gegen die Constitution aufzuregen, in einem Augenblicke, wo die letztere einen schönen Sieg erfochten, und sie auf andrem Wege, als auf dem der Gewalt und angezettelter Unordnung nicht mehr zu verdrängen ist. Dieselbe Taktik, welche der Jesuitismus überall befolgt. Auch ist die Sprache zu gebildet, als daß ein wirklich unwissender Tropf diese Behauptungen debutirt hätte. Mit boshafter Schlauheit rühmt er die edle Treue der Altbayern, von denen nie eine Revolution zu erwarten sei, so sehr sie auch gemißhandelt wurden. Und hier findet er dann Gelegenheit, sein Gift ihnen einzutröpfeln, indem er Alles aufzählt, was die Altbayern angeblich seit 1777. durch Fremde, die sie verdrängt, gelitten, was durch die Klosteraufhebung, was durch die Parcellirung der Grundstücke, was durch Aufhebung der Adelsfideicommisse, was durch Verschwendung des Hofes und der Beamten. Dann geht er auf die neue Verfassung über, schreibt ihr einen schmutzigen Ursprung der Verlegenheiten unter Montgelas u. s. w. zu, behauptet, die ältere Verfassung sei eidbrüchig abgeschafft worden, sie habe weit größern Nutzen gewährt gehabt, die Freiheit sei unter ihr weit größer gewesen. Man habe dies nicht mehr gewußt, wohinaus wegen der Landesschulden. Darauf giebt er wieder zu verstehen, leider könne keine Reform ohne Revolution durchgesetzt werden. Diese sei freilich dem Altbayer unmöglich. Dann geht es aber sogleich wieder über die neue Verfassung her, wie wenig Schutz sie gewähre, wie sie ein Spiel der Regierung sei, welche sie blos zu ihren Zwecken gegen das Volk gebrauche — und dann läßt der Verfasser das Volk gehen mit dem Gift im Herzen, ohne einen Vorschlag, ohne ein versöhnendes Wort! —

Die Schrift erscheint uns äusserst merkwürdig. Es ist der erste Schritt, den der Jesuitismus thut, nachdem er mit seinem Schutzpatron neulich so schmählich von der öffentlichen Meinung und durch eben diese, von ihm gelästerte, Constitution gestürzt worden ist. — Wir machen die Regierung dringend hierauf aufmerksam. — Es giebt ein einziges Mittel, diesen Umtrieben kräftig zu entgegnen, und die, bei der niedren Stufe der Bildung in manchen Kreisen drohende Gefahr abzuwenden. Es ist das, daß man den Lästerern und Giftverbreitern die Waffen nimmt, mit denen sie unter einem Anschein von Wahrheit fechten; — daß man die wirklichen Mängel der Verfassung wegräumt, und mit entschieden schnellem Schritte auf der Base der Freiheitsentwickelung und der Erleichterung der Volkslasten fortschreitet.

Hier sind die Feinde des Staates, hier die Revolutionnaire; nicht die Schriftsteller, welche man um ihres Freimuthes Willen verdammt, und welche trotz dem die ersten sind, welche ihre Warnungsstimmen ertönen lassen! — E

Forst- und Jagdkunde.

Allgemeine Jahrbücher der Forst- und Jagdkunde, herausgegeben von Frhrn. v. Wedekind und Behlen, 2tes Heft. Mainz 1830. bei Fl. Kupferberg, unter dem besondern Titel: Neue Jahrbücher der Forstkunde, von Wedekind, großh. hessischem Oberforstrath ꝛc. 8tes Heft. Mit dem Spruche: Thue Recht — und scheue Niemand. Pr. 1 fl. 30 kr.

In der großherzogl. hessischen Ständeversammlung des vorigen Jahrs wurde die Forstverwaltung, Oberforstdirektion, in Darmstadt, wegen verschiedenen Beziehungen sehr getadelt, und ihre Auflösung beantragt, da sie ihrem Zwecke durchaus nicht entspreche, und der Beförderung des Gemeinwohles gar hinderlich sei. In den Domänialwaldungen war nämlich bedeutend mehr Holz zur Benutzung gebracht worden, als man in dem Hauptvoranschlage vorgesehen hatte, und doch wurden mehr Steuern erhoben; auch habe die Oberforstdirektion zu seiner Zeit eine Erhöhung des Hauptvoranschlages bestimmt abgelehnt, weswegen man die Vermuthung hegen konnte, daß der Mehrertrag nicht forstwirthschaftlich und nachhaltig sei.

Die Beantwortung der Frage nach den Ursachen des Mehrbetrages sucht Herr von Wedekind in dem ersten Aufsatze dieses Heftes möglichst befriedigend zu geben. Er geht daher die Forstverwaltung von den Jahren 1821. und die folgenden durch, und zeigt, wie thatsächlich in den Jahren 1821. bis 1823. die Forstverwaltung zu sehr bedeutenden Fällungen in den Domainialwaldungen genöthigt und daher veranlaßt war, die Ueberhauungen durch eine Verminderung des Etats der folgenden Jahre wieder einzubringen, weswegen eine Untersuchung des Zustandes der Waldungen angeordnet wurde. Die Localforstbeamten mußten schleunigst eine überschlägliche Zergliederung der Holzbestände, nach Betriebs-, Holz-, Bestandesart, nach Altersklassen und Ertragsvermögen liefern. Viele von ihnen seien durch jene Fällungen dahin geführt worden, durch geringere Ansätze letztere noch nachtheiliger darzustellen und gegen sie zu sichern. Hiernach sucht also Herr von Wedekind manches von der Oberforstdirektion ab- und den Unterbehörden zuzuwenden!

Er zeigt weiter, daß jener Mehrertrag durch die neue Organisation in verbessertem Betriebe rein gewonnen worden sei; für diese angelegentlichste Sorgfalt, welche die Forstverwaltung der Erhöhung des Ertrages, ohne Anticipation desselben, widmete, würde sie, statt auf Beifall und dankbare Anerkennung rechnen zu dürfen, getadelt. — Er sucht nun durch Berichtigung der Procentenberechnung Beweisgründe für das Verfahren der Oberforstdirektion auf, leitet aus ihnen Resultate ab, und weiset mehrfach auf Baden, Bayern, Würtemberg und Preußen hin, um überall haltbare Gründe für die Handlungen der Oberforstdirektion zu erzielen.

Man hatte gegen die Oberforstdirektion viele Beschwerden erhoben, welche besonders darin bestanden: dieselbe habe den Gemeinden den nothwendigen Holzhieb nicht bewilligt, selbst nicht einmal der Stadt Darmstadt, oder erst, nachdem die Kälte bereits eingetreten sei; sie entziehe den Gemeinden die Waldweide; sie folge all zu strengen Grundsätzen; sie lasse das staats- und landwirthschaftliche Interesse ausser Acht z. B. in einem Distrikte von 4000 Seelen mit 34,000 Morgen Communal- und Privatwaldungen, worin den Unterthanen nicht die nöthigsten Waldnutzungen zugestanden wurden; sie sehe nicht auf Menschen, sondern auf Bäume; die Auswanderungen, welche neuerdings aus einigen Gemeinden statt gefunden hätten, seien eine Folge des zu strengen Systems der Forstbeamten; das Steigen des Holzes deute auf Mängel in der Forstverwaltung und darüber mehr: Aus diesen und ähnlichen Vorwürfen, welche man ihr machte, betrachteten Abgeordnete die Aufhebung dieser Stelle als eine unendliche Wohlthat für das Land.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 79.** 4. Juli 1831.

Das Apanagenwesen der Höfe.

Im größten Großherzogthum Deutschlands, in Baden, sind jetzt die Apanagen durch Verein des Großherzogs und der Landstände mäßiger als anderswo gestellt worden, und eben so der Staatsaufwand für die Wittwen und Ausberathungen der Prinzessinnen. Es können daher in Baden die Zweifel nicht gerüget werden, welche die darmstädter Landstände fast mit ihrer Regierung in Uneinigkeit gebracht hätten. Die höheren Dotationen der Vermählten sind billig, und die Bedingung der Zustimmung des Großherzogs ist nicht an Standesgleichheit geknüpft, sondern seinem Gutfinden lediglich überlassen. Weil aber das alte so unglaublich streitige Familien- und Würdenrecht der deutschen Fürstenhäuser vom Bundestage, wie so vieles was neuer Feststellung bedurfte, permanent erklärt, aber nicht purificirt worden ist: so möchte ich doch rathen diese Auctorisirung des Monarchen vom Bundestage bestätigen zu lassen.

Einen Hofhalt im alten Begriff kann selbst ein Erbgroßherzog von der ausgesetzten Kompetenz wohl nicht unterhalten; wozu aber auch dieser den Völkern kostbare Flitter, der den, welchen er umgibt, zum Sclaven der Etiquette macht, und ihn ausser geselliger Verbindung mit den Mitbürgern und Fremden setzt, die nicht mit Rang, Titeln und Reichthum ausgestattet sind?

Dieses Bedürfniß eines Hofhalts hat ferner den Nachtheil, daß so viele deutsche Prinzen fremde Hof- und Militairdienste suchen, ihre ansehnlichen Standeseinkünfte im Auslande verzehren, von ihren Dienern übel berathen, sich an kostbare Liebhabereien reicher Privaten gewöhnen, viele Reisen machen und oft in Schulden gerathen, die ihnen den Schluß ihrer Lebenstage verbittern.

Das sicherste Mittel, die Glieder der Dynastie, welche nicht den Thron einnehmen, an ihr Vaterland zu ketten, ist nicht eine hohe Apanage, sondern der Sitz im Staatsrath von Geburtswegen. Dies nöthigt sie, sich über vaterländische Angelegenheiten Kenntnisse zu verschaffen, die Schritte unwürdiger Beamten zu beleuchten, die Schwächen des Regierenden dem Volke unschädlicher zu machen, ladet sie vielleicht ein, an der Central- oder Provincialverwaltung thätig im Staatsdienst Theil zu nehmen, sich ihren Mitbürgern als Fürsprecher ehrwürdig zu machen, und jedes Förderungsmittel des Wohlstandes der Staatsbürger kräftig zu unterstützen.

Bisher war es Sitte, daß die fähigeren Köpfe unter den Apanagirten fast ehrenhalber einen fremden Staatsdienst dem inländischen vorzogen und auswanderten.

Rief sie am Ende der Zufall dennoch zum Thron, so waren sie ihrem Vaterlande fremd geworden, Instrumente von Ausländern, denen sie ihre Gunst schenkten und geneigt, alle Fehler der früheren Verwaltung den ersten Staatsbeamten des Verwesers anzurechnen, oder zu bequem geworden, um selbst zu regieren.

Eine würdige Stellung der Apanagirten im Va-

terlande verbittern ihnen manche Minister und trennen sie möglichst vom Regenten und vom Volke, weil sie sonst bei Beiden an Ansehen zu verlieren fürchten.

Daß es sehr schädlich war, die kleinen deutschen Staaten, wie es noch im 17ten Jahrhundert Sitte war, in so viele neue Abschnitte zu theilen, als Prinzen vorhanden waren, oder wenn man einzelne Prinzen apanagirte, sie mit unmäßigen Dotationen auszustatten, als wenn der Fürst über das Domainengut ganz als wie über Privateigenthum verfügen könne, ist gewiß; aber eben so gewiß ist, daß es nachtheilig ist, die möglichen Thronerben von aller Kunde und Theilnahme an der Regierung des Staats zu entfernen, sie fast aus dem Vaterlande zu verbannen, zu einem müßigen Leben zu bestimmen, das bisweilen sich sehr unästhetisch auszeichnet.

Daß die Apanagirten ihren festen Gerichtsstand erhalten, ist weise, und die frühe Aufsicht desselben auf ihre etwaigen Vergeudungen, ehe sie tief in Schulden sinken, ist man der Ehre ihres Standes schuldig, dessen Schwächen, Tugenden und Laster im Individuum der höheren Stände anstößiger sind als in den niedeigen Ständen, aber auch mehr schimmern, wenn sie sich ehrenhaft betragen.

Rüder.

Ein Wort über den Werth, oder Unwerth des früheren Unterrichts der Jesuiten.

Einer unserer Mitarbeiter hat in Nr. 63. S. 252. von dem Unterricht der Jesuiten in einer Miscelle gesprochen, und dabei den Wunsch geäussert, man möge in einem Aufsatze streng der Geschichte gemäß die Verdienste, oder Vergehen der Jesuiten um den Unterricht und die Wissenschaften untersuchen; und das Resultat würde eigentlich entscheiden, »ob der Jesuitismus bekämpft, oder erhalten werden könne!«

An dieser Aeusserung ist von manchen Seiten großer Anstoß genommen worden. Ja, eine sehr ehrenwerthe Stimme rief aus: »Gott soll mich bewahren; in Nürnberg, sage Nürnberg, will man erst dahin stellen, ob der Jesuitismus erhalten werden könne. O heilige Eos!« —

Mir selbst ist, wie es leider die Entfernung von dem Verlags- und Redaktionsorte manchmal mit sich bringt, die Miscelle nach ihrem Abdruck erst zu Gesicht gekommen, und wahrscheinlich würde ich, die Stelle zwar nicht gestrichen, doch eine Erläuterung dazu gesetzt haben. Jedenfalls scheint mir, daß man die Aeusserung nur von der schlimmsten Seite aufgefaßt, und dem Herrn Mitarbeiter dadurch Unrecht gethan hat. Denn, so weit ich ihn kenne, und so weit die von ihm bis jezt gelieferten Arbeiten ersehen lassen, kann er selbst im Voraus nur davon überzeugt gewesen sein, daß das Resultat dieser Untersuchung, wenn etwas, zum Nachtheil des berüchtigten Ordens ausfallen müsse. Es ist jedoch bekannt, daß die angebliche Gelehrsamkeit, die angeblichen Verdienste um den Unterricht der Jesuiten gar sehr oft noch, theils von den Freunden derselben, theils von den sogenannten Unpartheiischen, theils von den sogenannten Geschichtspoetikern so den Angreifern entgegengehalten werden, daß die größere Masse des Publikums darüber wohl im Unklaren sein kann. Vor dem Forum der Gelehrten ist die Sache zwar bereits längst entschieden, und sind treffliche Arbeiten und Materialien darüber vorhanden. Es hätte freilch eben darum eine Hinweisung auf dieselben geschehen sollen, damit dem Verfasser nicht Unbekanntschaft damit vorgeworfen werden, und seine eigne Ansicht unzweideutiger heraus hätte treten können. Der Vorschlag selbst aber scheint uns so übel nicht; — daß etwas bereits an sich entschieden sei, ist kein Grund, daß man die Gründe dafür nicht noch einmal zusammenstelle; — und namentlich, so lange eine Wahrheit, ohnehin eine so wichtige, noch nicht so trivial ist, daß das Gegentheil gar nicht mehr behauptet wird — so lange ist es fortwährend Pflicht, dieselbe immer und immer wieder in ein neues Licht zu stellen. Was dem Geschichtskenner, was dem Gelehrten, was selbst dem Hochgebildeten, eine längst ausgemachte Sache ist, ist darum noch keine Volkswahrheit. Und es kann immer noch eine Masse Halbgebildeter geben, welche ein großes Gewicht in die Wagschaale der öffentlichen Meinung legen, und die den schlauen Eoiten zugänglich sind. Zeitschriften ohnehin haben ein grösseres Publikum als Bücher, und, wozu wäre der canonische Wächter nöthig, warum fände er ein so großes Publikum, er, der hauptsächlich Blicke in die frühere Geschichte des Jesuitismus thut, wenn das, was er enthielte, nicht einer großen Menge neu wäre?

Freilich finden wir es sehr vergeßlich, wenn in Bayern gerade über die Jesuiten der Art etwas geäussert wird, ohne jenes geistreichen und genügenden Werkes zu gedenken, welches grade über dieses Land den Gegenstand erschöpft — Langs Geschichte der Jesuiten in Bayern, zumal sie sich gerade vorzüglich mit den Unterrichtsgegenständen und der Unterrichtsweise der Jesuiten beschäftigt. Wenn die Jesuiten aus Portugal verwiesen wurden, aus dem Hauptmotiv, »daß unter ihnen die Studien so ausserordentlich gesunken;« — wenn der Aufschwung der Wissenschaften in Polen und eine vernünftige Erziehung sich von der Aufhebung des Jesuitenordens herschreibt — wenn Mariana der Hauptjesuit selbst ihre Lehrart durchaus verwirft — so ist doch nirgends eben hinsichtlich des Unter-

richts ihr verderbliches Wirken mehr fühlbar geworden als in Deutschland und Bayern, weil sie hier den Lutheranern noch gegenüber standen, und hier ihr Gegenwirken gegen den Protestantismus am Eifrigsten betreiben mußten. Darum wird ein solcher Aufsatz, den ich uns selbst zu liefern vorbehalte, besonders auf Lang's Geschichte sich stützen müssen.

Die Sache ist im Allgemeinen durch wenig Worte abgemacht. Wie Lang in nuce das Streben des Ordens schlagend so auffaßt, daß er die Reformation Luthers durch eigne theilweise Reformation des Katholicismus aufhalten gewollt, und dadurch wirklich derselben auch am meisten geschadet — so ist es mit dem Unterricht und der Wissenschaft grade dasselbe. Sie waren die größten Waffen der Protestanten, und darum bemächtigten sich ihrer die Jesuiten zu demselben politisch-religiösen Zwecke, wie der Reformen. Sie täuschten die wissensdurstigen Leute durch ein scholastisches Formenwesen, sie bethörten sie, indem sie ihre Wißbegierde zu befriedigen schienen, sie darum von den eigentlichen Studien, wie das Lutherthum sie empfahl, abhielten, und ertödteten mit jenen Formen zugleich den Geist und die Wißbegierde dazu.

Daß sie so das geistige Fortschreiten der Menschen grade durch ihren Unterricht um Jahrhunderte aufgehalten, das liegt hienach klar am Tage, und dient dazu, die Erscheinung des Jesuitismus in der Geschichte nur um so grauenhafter zu machen. Daß sie in neuerer Zeit so verfahren, weiß jeder; daß sie es von Anfang an im 16ten Jahrhundert schon thaten, das ist eine bestrittene Sache. Und darum werden wir die einzelnen Beweise baldigst nachtragen. Spazier.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Forst- und Jagdkunde.

(Schluß.)

Allen Beschwerden und Anschuldigungen begegnet Herr von Wedekind mit Gewandtheit, dreht sich auch öfters im Kreisen herum, und hätte oft mit Wenigem Vieles sagen können. Er erscheint überall als ein Redner pro domo, der es jedoch noch nicht in seiner Gewalt hat, Gegner kräftig zu widerlegen. Wir sind zwar mit den meisten seiner Behauptungen einverstanden, ohne dabei die Oberforstdirektion in Schutz nehmen zu wollen, können aber nicht unterdrücken zu bemerken, daß Herr von Wedekind gar manche Blöse zu erkennen giebt.

Der zweite Aufsatz S. 49—135. betrifft „Grundzüge des Forstrechnungswesens“ von demselben, worin er nachweiset, daß dieses meistens noch aus Trümmern des Alten mit neuen Zusätzen besteht. In der älteren Periode war die Gelderhebung und Zahlung, die Führung der Kasse mit der Verwaltung meistens verbunden; in der zweiten trennte man erstere von letzterer, fügte in der dritten das Voranschlagsetat- und Budgetwesen hinzu, und machte in der vierten, der jetzt in den meisten Ländern statt findenden, die völlige Trennung der Kasse- von der Verwaltungsrechnung geltend. Dieses sei ein Bedürfniß, dessen Abhülfe der Gegenstand des Aufsatzes sei.

In wie fern die Ausmittelung, Darstellung und Nachweisung der Einnahmen und Ausgaben der Forstverwaltung der allgemeine Zweck des Forstrechnungswesens ist; in wie fern der gewonnene Naturalertrag den Ertragskräften und dem technischen Benutzungsplane des Waldes entspricht, und die Ergebnisse der Benutzung in Beziehung auf Verwerthung seit den Kosten der Verwaltung sich darstellen lassen; in wie fern die allgemeinen Grundsätze und Begriffe, die man mit den Einnahmen und Ausgaben und dem Unterschiede zwischen Natural- und Geldrechnung verbindet, auch für das Forstwesen gelten, sucht Herr von Wedekind in acht Kapiteln folgendes Inhaltes darzustellen: Das erste handelt von den Abtheilungen der Rechnung; das zweite von den Voranschlägen und Budgets; das dritte von den Erhebungsurkunden; das vierte von der Anweisung der Zahlungen und Ausgaben; das fünfte von der Buchführung; das sechste von der Stellung der Jahresrechnungen; das siebente von deren Revision, und das achte giebt einen Rückblick mit Modificationen. Ueberall begleitet von Wedekind seine Ansichten mit Tabellen; sie verdienen von jedem mit Forstrechnungswesen sich Beschäftigendem gelesen zu werden: Uns erscheinen sie besonders deutlich und geeignet zu sein, einen einfacheren Geschäftsgang zu bezwecken.

Es folgen dann Briefe über die Vorschriften für die Forstverwaltung im Großherzogthum Hessen, welche von gediegenem Inhalte sind und mit dem vorigen Aufsatze dem Hefte einen vorzüglichen Werth verschaffen. Als Nachtrag zu den fünf ersten Heften folgt eine Antikritik über eine Recension in der leipz. Literaturzeitung, welche beweist, daß Herr von Wedekind nicht gerne widersprochen haben will; und doch muß ihm in vielen Materien der früheren Hefte widersprochen werden.

J.

Forst- und Jagdwesen.

Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, von St. Behlen. 7ten Bandes 3tes Heft, bei Fr. Varrentrapp. Frankfurt a. M. Druck und Papier von der A. Heller'schen Hofbuchdruckerei zu Büdingen. 1830. 7½ Bog. 8.

Es gehört zu den sonderbaren Erscheinungen in der Fortsetzung einer Zeitschrift das dritte Heft folgen zu lassen, ohne daß das zweite schon erschienen ist; dieser Umstand mag wohl nicht wenig dazu beitragen, der Zeitschrift, welche, als die einzige forstwissenschaftliche in Bayern, sehr viel Gutes zu stiften geeignet wäre, an Theilnahme zu schaden. Zugleich ist zu bemerken, daß dieses mit den drei folgenden Heften schon im vorigen Jahre hätten erscheinen sollen, um den siebenten Band vollständig zu machen, indem sie mit einer anderen forstwissenschaftlichen Zeitschrift vereinigt wird. Der Herausgeber muß sie daher für das Jahr 1830. noch nachliefern.

Dieses Heft enthält vier besondere Artikel; nämlich einen Auszug aus Peclet's Handbuch über die Wärme und deren Verwendung in den Künsten und Gewerben, mit besonderer Beziehung auf die Brennmaterialien mit Zusätzen und Anmerkungen; einen kleinen Aufsatz über die Sauhatze; eine Ankündigung neuer Schriften und einige Erläuterungen zu einer Correspondenz-Nachricht aus Wien. Nach dem Plane und dem Versprechen soll jedes Heft zwischen zehn bis zwölf Bogen stark werden, dieses aber enthält ihrer nur 7½, was den Abnehmern, welche durch Pränumeration dazu verbunden sind, nicht willkommen sein wird, und der Zeitschrift an Verbreitung schadet, da sie ohnehin seit sechs Jahren keinen besonderen Grad von Brauchbarkeit gewinnen wollte; wozu ihr Inhalt nicht wenig beigetragen haben mag, indem derselbe oft nichts weniger als umsichtig ausgewählt ist.

Der erste Artikel dieses Heftes hat in so fern für den Forstmann besonders Interesse, als in den angegebenen Beziehungen über Wärme und ihre Verwendung vorzugsweise auf forstwissenschaftliche Gegenstände aufmerksam gemacht wird, und nach einer kurzen Einleitung über Wichtigkeit der Wärme in allen Zweigen des Gewerb- und Industriewesens, welches in unserer Zeit so rasche Fortschritte macht, die vorzüglichsten Verhältnisse über fühlbare Wärme, wobei besonders auf die Waldkultur und das Leitungsvermögen der verschiedenen Holzarten hingewiesen wird, über Abkühlung, Dichtigkeit der Körper, über Dämpfe und specifische Wärme die Brennmaterialien einer genauen Untersuchung unterworfen werden.

Nachdem über die Natur des Verbrennens einige sehr gediegene Zusätze und Anmerkungen (den Text berühren wir, als wörtlich aus dem Handbuche entlehnt, nicht im Besonderen) gemacht sind, wird das Holz und der Torf, die Holz- und Torfkohle, nebst den verschiedenen Verkohlungsarten nach Erforderniß gewürdigt, erörtert und für den Forstmann besonders anwendbar betrachtet. Es werden die verschiedenen Bestandtheile des Holzes mit besonderer Beziehung auf den Gehalt an Wasser, brenzlichem Oele, Gasen, Harzen, Aschenmenge der verschiedenen Holzarten näher betrachtet, und besonders der Unterschied zwischen eigentlichem Pflanzenfleisch und Skelet, welche beide für die Verkohlung des Holzes sehr wichtig sind, näher bezeichnet. Hierbei wird zugleich der Beweis geführt, daß bei gleichem Gewichte das trockne Pflanzenfleisch während des Verbrennens mehr Wärme als trockne Kohle entwickelt. Noch wichtiger und belehrender sind die Mittheilungen über die relative Heizkraft der verschiedenen Holzarten, ihrer Kohlenmenge, ihrer specifischen Gewichte u. s. w.; die Tabelle über alle diese Gegenstände gewährt einen sehr lehrreichen Ueberblick.

Bei der Holzkohle werden die verschiedenen Verkohlungsmethoden gewürdigt, und aus den Zusätzen geht hervor, daß man der Verkohlung in Oefen, wegen mancherlei Vortheile, den Vorzug geben müsse; der Beweis hiervon wird durch chemische und physische Gründe vollkommen einleuchtend geführt, und muß für den Forstmann um so einflußreicher werden, als an ihn in den jetzigen Zeiten, in welchen Deutschlands Staaten immer mehr an Holz Mangel zu leiden anfangen, Forderungen gemacht werden, denen er nur durch genaue Kenntnisse vom Verkohlungsprocesse entsprechen kann. Es werden in den Zusätzen mehrere Ansichten Peclet's in ihrer Unhaltbarkeit dargestellt und berichtigt. Aehnlich verhält es sich mit der Meilerverkohlung, welcher Peclet den Vorzug vor der Ofenverkohlung geben will. Wir finden, daß der Gegenstand nach seinen, für den Forstmann interessantesten Seiten behandelt ist, und müssen die Zusätze meistens für höchst inhaltsvoll erklären, wodurch die Zeitschrift in naturwissenschaftlicher Beziehung sehr gewinnen dürfte, wenn der Herausgeber sich fortwährend befleißen würde, diese Tendenz nicht aus dem Auge zu verlieren.

Ueber den Torf und die Torfkohle werden ebenfalls manche belehrende Bemerkungen gemacht, welche besondere Beachtung verdienen, da die Torfkohlen und der Torf in vielen Gegenden Deutschlands mit großem Nutzen zur Heizung verwendet werden. Am Schlusse wird noch eine Vergleichung der betrachteten vier Brennmaterialien angestellt, und das Verhältniß ihrer Brauchbarkeit bestimmt.

Der Art. über die Sauhatze mag wohl jungen Forstmännern Interesse gewähren, und die darin mitgetheilten Beobachtungsregeln wegen der Hunde, Pferde, des Terrains, der Jäger u. dgl. mögen für sie viel Neues enthalten, wenn sie es nicht schon in anderen Schriften hierüber, welche sehr zahlreich sind, gelesen haben. Namentlich mögen die 55 Regeln, welche im fürstlich Anhalt-Bernburg'schen bezüglich der Sauhatze bestehen, und vom hochseligen Fürsten 1780. festgesetzt worden, dazu beitragen, der Zeitschrift eine neue interessante Seite abzugewinnen.

Die Ankündigung neuer Schriften bezieht sich auf ein von Herrn Behlen herauszugebendes deutsches Volksblatt zur Beförderung der Landwirthschaft, der Gewerbe und der Volks- und Landeskunde; nach der gegebenen Uebersicht und Tendenz möchte dasselbe sehr viel Nutzen stiften, wir bezweifeln aber, ob es Herrn Behlen gelingen wird, demselben Umsatz und gutes Bestehen zu verschaffen; bis jetzt scheint es ihm noch nicht gelungen zu sein und die Sache auf sich zu beruhen. Die Erläuterung zu einer Correspondenz betrifft eine Aeusserung des Herrn Forstrath v. Binder zu Wien über Anwendung des rationalen Anschätzungsverfahren in Oesterreich, von Hundeshagen, von Letzterem; sie ist lesenswerth.

J.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 80.** 6. Juli 1831.

Vertilgung des Karbonarismus im Kirchenstaat.

Italien ist die Wiege des Karbonarismus, und in Italien der Kirchenstaat, obgleich er unter strengen Regierungen häufiger, und unter milderen seltener sichtbar ist. Er ist nicht demagogischer Natur, und zählt seine activen Mitglieder unter dem Adel und unter den gebildeten Italienern. Der Pöbel, den er in den Bund aufnahm, ist nur Instrument.

In keinem andern Staat ist das Grundeigenthum weniger getheilt, als in Italien. Die Reichen haben häufig wenige Bildung. Das Majoratwesen läßt die Nachgebornen arm, wenn sie nicht die Kirche, oder der Staat mit Aemtern versorgt. Wenn die Nachgebornen solche Versorgung nicht erhalten, sind sie eben so abhängig von der Laune des Majoratsherren als dessen Dienerschaft. Diese Klasse ist geschäftlos, mißvergnügt und voll Ränke, sich die von der Ungerechtigkeit der Majoratsgesetze ihnen geraubte Unabhängigkeit wieder zu schaffen; sie bildet den Kern der Mißvergnügten mit der socialen Stellung der Stände in Italien.

Eine andere Klasse der Mißvergnügten trifft man in der Klasse der Gebildeten. Ein feuriges und leidenschaftliches Blut rollt in den Adern aller Italiener. Der bürgerlich Geborne sieht sich in Civil- und Militair-, ja auch in kirchlichen Aemtern zurückgesetzt vom Landesadel, der überhaupt für seine Nachgebornen eine zarte Sorge trägt. Italien war das erste europäische Land, das im Mittelalter eine Civilisation und mit ihr das vorherrschende Laster des Eigennutzes in seinem Bürgerthum verbreitete. Sein Handel und seine Industrie gaben ihm ungeachtet der Adels- und Papstmacht und der, den Städten feindlich gesinnten Deutschen und Italiener, der mit einem Theil der Aristokraten unirten Kaiser und der schrecklichsten Bürgerkriege, in denen der Adel Miethkrieger der Republiken war, eine Menge bei allem Druck der Zeiten blühender und reicher Städte, und in solchen glänzte, wie in Holland neben dem Handel, ein wohl dotirtes Universitätswesen, das mit gleicher Spitzfindigkeit alle Zweige des menschlichen Wissens prüfte. Wie sich in Deutschland die Vielheit der Souverainetäten republikanischer und monarchischer Form vermindert hat, so verminderte sie sich auch in Italien; aber überall herrscht in Italien, ausser etwa in Toskana, eine gleiche Unwissenheit in den niedern Klassen, und neben solcher, Mangel an Volksunterricht, Eigenthumlosigkeit und Unsittlichkeit, aber desto mehr Aberglauben. Diese Klasse ist jedem Unruhstifter feil, und in allen großen Städten, durch die von solcher gebildete Korporation, der Regierung furchtbar. In allen Classen der Gebildeten, im gelehrten, im Fabrikanten-, im Gewerbsstande u. s. w. sind die Mißvergnügten zahlreich. Die Abgaben ruhen meistens auf Zöllen und auf städtischem Verbrauch. Sie treffen den wenig Erwerbenden schwer, den Reichen wenig. Der Reichthum kann sich alle feile Gelüste erlauben, zur Rache einen Banditen, zur Wollust eine Kupplerin, zur Sündenvergebung einen Ablaß und Absolution erkaufen. Er zeichnet sich daher durch Unsittlichkeit aus. Wel-

dem Volke, wo die Vornehmen durch ihre öffentlich getriebenen Laster die ärmere Klasse empören. Es reift dann zu Revolutionen im Socialzustand, und, will dann eine weise Regierung nicht mitwirken zur Socialverbesserung, so stürzt sie mit den Klassen, deren lasterhafte Stabilität sie mit Willkühr zu schützen fortfährt. In unserm Zeitalter läßt sich selbst ein ungebildetes Volk nicht vornehm mit dem Staatsspruch Machiavells abweisen, daß Stabilität in Vorurtheilen Weisheit sei. Jede monarchische, oder republikanische Regierung, welche sich nach bewaffnetem Bürgerthum und gegebenen Verfassungen als Herrscherin erhalten will, muß den Vorurtheilen der Ahnen entsagen, die vielen im Socialzustande entstandenen Mißbräuche noch länger schützen zu wollen.

Warum wüthet aber am Aergsten der Karbonarismus im Kirchenstaat? Nichts ist schwankender, als eine Wahlmonarchie in ihren Grundsätzen, sobald sie nicht strenge Gesetze in der Willkühr regeln. Die Willkühr ist aber die Seele des Papstthums. Hier wählen nur ehrgeitzige und selten sittlich tugendhafte Greise den unumschränktesten Autokraten, der zugleich als Laie und Kirchenfürst mit kleinerem Scepter herrscht. Alle grelle unsociale Einrichtungen haben ihre Topik im Kirchenstaat; die Eigenthumlosigkeit im Ganzen, die leichte Sündenvergebung, welche die Menschen nicht besser macht, der Uebermuth der geistlichen und weltlichen Fürsten, die Alcarala vor allen Thoren, die Feilheit auch der unerlaubtesten Genüsse, das Cölibat der Priester, deren häuslicher Wollust ein Weib nicht genügt, und lieber den Priestern einen Harem, als die Ehe gönnt, niedrige Abgaben, für den der reich ist, schwere für den ehrlichen und fleißigen Erwerbsmann, eine langsame Justiz, viel Bettler, welche im Nothfall die Klostersuppe sättigt, viel Nahrungslosigkeit, alle Staatsgewalt und Gesetzgebung in der Hand der Priester, die in jedem Collegium und jeder Provinz den Vorsitz haben, und weil sie kein eheliches Weib und keine eheliche Kinder haben, ein Amtsrecht besitzen, die Familienväter zu beherrschen und mit Stolz auf solche herabsehen. Kein weltlicher Staat gibt seinen Statthaltern und den Vorständen der Commissionen eine solche Gewalt, als dieser theokratische.

Nie wurde ein weltlicher Staat despotischer regiert, als wenn es Kardinälen gelang als Wolsey, Richelieu, Mazarin, Alberoni, Ximenez u. s. w. das höchste Staatsministerium zu erlangen. Stets trachteten solche, die Aristokraten, Demokraten, die Dynastieen, Verfassungen und den Frieden der neben einander lebenden Christen andrer Secten zu stören. Selbst der gegen jene unheiligen, noch heilige Kardinal Fleury unter Ludwig XV. war eben so proselytisch und eben so ländersüchtig, jedoch mit etwas reineren Sitten. Kurzsichtig war stets die Politik aller Kirchenfürsten in weltlichen Dingen, aber am Unheilvollsten im Kirchenstaat. Nirgends herrscht mehr Nepotismus, der Ehrgeiz der Greise ist es, der stets die Kardinäle wachen und Monat lange Conclaven halten läßt, und nie trifft ihre Wahl einen Reformator in weltlichen, oder geistlichen Dingen, und doch sind nirgends mehr Umgestaltungen der Sitten, Verwaltung, Gesetze und selbst der Dogmen nöthig, als im Kirchenstaat. Die Stabilität der Mißbräuche stürzt alle Regierungen von ihrer absoluten Gewalt herab, sowohl in großen und in kleinen Staaten, wenn nicht im Frieden, doch sicher in Staatskrisen.

Soll in Italien der Karbonarismus mit allen Planen aus ganz Italien nur ein Reich zu bilden untergehen: so muß eine Verfassung besonders im Kirchenstaat, die Kardinäle, die Priester und die Mönche von aller Verwaltung ausschließen.

Mag der französische Botschafter in Rom, den Papst und die Congregationen von der strengen Bestrafung aller Ruhestörer abgehalten und ihnen sogar den Weg zur Rückkehr ohne Verfolgung gebahnt haben, das stillt freilich augenblicklich den Unmuth der Mißvergnügten, und ist ein Schritt zur Versöhnung; aber gründlich wird das Volk mit der Regierung erst zufrieden sein, wenn die Verfassung alle Geistliche von jeder Verwaltung ausschließt.

Weil in Ferrara der Kardinallegat in seiner Person alle geistliche und weltliche Gewalt vereinigt: so ist nie daran zu denken, daß die Stagnationen des Podelta abgewässert und in engere Ufer durch Bedeichung eingeschlossen werden.

Weil in Bologna, durch die Kapitulation, vermöge deren sich diese Stadt mit ihrem Gebiet dem päpstlichen Stuhl unterwarf, der Stadt viele Freiheiten erhalten und der päpstlichen Landeshoheit einige Gränzen gesteckt wurden, solche auch in ihrem Wappen das Wort Libertas beibehielt: so entstand daselbst die sonderbare Rechtsfrage, ob in Bologna die Freiheit die Landeshoheit beschränke, oder umgekehrt. Der Senat und die Universität behaupteten stets das Erstere, und der Kar-

dinal-Legat das Letztere. Hier war immer der Hauptsitz aller römischen Mißvergnügten; nirgends herrscht mehr Wohlstand im ganzen Kirchenstaat, als in Bologna, wegen der z. Th. der Municipalität erhaltenen Freiheiten.

Jenseits der Appenninen herrscht fast allenthalben Verödung des Bodens mit wenigen Grundeigenthümern, im Sommer wüthet daselbst die Malaria, und im Gebirge wimmelt es von Straßenräubern in näherer, oder weiterer Verbindung mit den Mißvergnügten. Die vormals schiffbare Tiber hat jetzt in der Mündung Sümpfe, Sandbänke und nicht einmal einen Hafen. Statt fleißiger Bürger schafft man Heilige.

Mochten manche Freimaurer-Mißvergnügte und zugleich in der Verbindung der Karbonari sich befinden: so war doch gewiß nicht der ehrwürdige, Frieden zu stiften geschäftige Freimaurerorden eine Unterstützung, sondern vielmehr ein Gegengewicht des Karbonarismus, aber er sympathisirte nicht mit der Hierarchie, und ist, wo diese Einfluß auf die Regierung übt, der Willkührlichkeit in geistlichen und weltlichen Dingen übenden Auctorität verdächtig.

Rüder.

Historische und statistische Grillen.

8. Das Münchner Ausland.

Die fünfte Grille in Nr. 67, welche ein Urtheil über das Journal aussprach, das besonders seit neuester Zeit von Vielen getheilt wird, ist manchem hart erschienen, hat von einer Seite sogar große Entrüstung hervorgerufen.

Merkwürdig genug gab aber eben das Ausland kurz nach Erscheinen der Nr. 67. einen noch schlagendern Beleg von der Oberflächlichkeit, Sorglosigkeit und Ignoranz seiner jetzigen Redaktoren, die es wahrhaft bedauern lassen, daß eine so schöne Idee, wie sie diesem Unternehmen zu Grunde liegt, nicht von andren besser unterrichteten und gewissenhafteren Männern auszuführen versucht wird. — Die Leser erinnern sich sowohl eines Aufsatzes in unsren Blättern: "Merkwürdiger Fingerzeig über die polnische Frage," als eines im Auslande: "Polen auf dem Wiener Congreß und Novosiljof." Wir hatten zur Quelle angegeben das Schriftchen: "Ueber die polnische Frage, Paris, Heideloff," das Ausland die ganz undeutsche: "Ueber die Frage Polens." — Beide Aufsätze sind nun ursprünglich aus einer Schrift, wie schon mehre, ganz gleichlautende, Stellen in beiden Auszügen, manchem Leser bewiesen haben werden. Das Trefflichste ist nun, daß der Aufsatz im Auslande wörtlich mit seiner Ueberschrift aus der Warschauer deutschen Zeitung abgedruckt worden ist, wo es ebenfalls hieß: "Ueber die Frage Polens," welches im deutschen Ausdruck dem polnischen Epitomator wohl zu verzeihen ist. — Diese Schrift nun lag seit zwei Monaten mit ihrem deutschen Titel in allen deutschen Buchhandlungen, und die Auslandsredaktoren glaubten dem deutschen Publikum etwas Neues aus Warschau zu geben, wohin die Brochüre erst aus Deutschland gelangt war. — Wer sieht nun nicht 1) wie bei der Compilation des Auslandes verfahren wird; 2) wie die Redaktoren sich Kenntnisse über die wichtigsten Angelegenheiten des Auslands zu verschaffen suchen, wenn sie nicht einmal in ihre Verlagshandlung gehen und dort sehen, was etwa über dieselben da zu erfahren ist, was etwa die Leser, wenn auch sie selbst nicht, darüber schon wissen! — Wie leicht hätten die Leser nicht die Aufsätze in's Deutsche zurück übersetzt erhalten haben, wenn er etwa in einem französischen Blatte gestanden hätte. — Aber wie tief müssen sich diese Arbeiter erst schämen, wenn sie erfahren, wer der Verfasser des Aufsatzes und der Schrift ist, die sie von Warschau her holten! Welche Stylkenner sind sie, daß ihnen nicht von Weitem einfiel, derselbe ähnele, frühern Arbeiten im Auslande selbst, wie ein Ei dem andren; — mit einem Wort, wenn sie erfahren, daß es der Stifter und erste Redakteur des Auslands selbst ist, der die Brochüre "über die polnische Frage" schrieb, den sie durch Intriguen aus seinem Platze verdrängten, dessen Aufsätze sie zuletzt mit einem "von Herrn" — bezeichneten, und dessen neueste Arbeit sie selbst wider Willen aus der Warschauer Zeitung plagiiren mußten, ohne diese Quelle einmal anzugeben!! — — Wenn das nicht ein Schicksalwitz ist, so kenne ich keinen! —

Ich denke, Jeder, selbst der Befangenste, wird nach solchem schlagenden Beispiele, unser Urtheil eher zu mild, als zu hart finden!

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Jugendschriften.

Lebensbilder; Erzählungen aus dem Leben sittlich guter Kinder. Zur Beförderung der Tugend, aus der Geschichte gewählt und bearbeitet von Joh. Nepomuck Müller, Dr. der Philosophie und Theologie rc. 1r Band. Freiburg im Breisgau, bei Wagner. 1831. 8. 388 Seiten.

Ein Hauptgesichtspunkt der Erziehung ist die Veredlung des inneren Menschen; sein Herz soll nämlich innerlich Umfang und Kraft, Freudigkeit und Zuversicht, Innigkeit und Tiefe haben; es soll in seiner Wirksamkeit nach Aussen lenksam und geschmeidig, duldsam und gerecht, wohlwollend

und wohlthätig sein. Umfang und Kraft giebt ihm der Glauben, Zuversicht und Freudigkeit die Hoffnung; Tiefe und Innigkeit die Liebe. Lenksam und geschmeidig wird es durch Gehorsam, duldsam und gerecht durch Selbstachtung, und wohlwollend und wohlthätig durch Geselligkeit. Glauben, Hoffnung und Liebe bilden also gleichsam den Kern; Gehorsam, Selbstachtung und Geselligkeit die Schale des Herzens.

Durch Weckung und Belebung des religiösen Sinnes, welcher in seinem Entstehen nichts Anderes ist, als der kindliche Sinn, oder das Zugewendetsein des kindlichen Gemüthes zu seinen Aeltern, oder denjenigen, die die Stelle derselben vertreten, können dem Glauben, der dem Erdenwanderer die Fackel vorträgt; der Hoffnung, welche ihm einen sicheren Staab darreicht und der Liebe, welche seine Schritte zur Heimath beflügelt, der Eingang in das jugendliche Gemüth verschafft werden. Die sittlich-religiöse Bildung muß nothwendig von der Weckung des kindlichen Sinnes ausgehen; hierzu tragen nach des Verfassers Ansicht, die Beispiele mit Recht sehr Vieles, ja das Meiste bei.

Er sagt in der Vorrede: Sie versinnlichen sittliche Wahrheiten, verschaffen ihnen mehr Eingang und Interesse, als schulgerechte trockene Begriffsentwickelungen, Aufzählen von Grundsätzen, Lehren, Vorschriften u. dgl.: Nur durch Beispiele wird die Lehre lebendig und erhält Geist und Leben; die Eindrücke edler Gesinnungen werden dadurch stärker, das Herz wird für die Tugend empfänglicher gemacht, die moralische Thatkraft wird angeregt, gesteigert und stets mehr zum wahrhaft Guten, Schönen und Wahren, zum rein Göttlichen hingeleitet u. s. w.

Die Beispiele, worin keine Selbstsucht, keine Habsucht, Lüge und Verstellung, kein Trug, und keine Tücke, kein Neid und kein Zorn, kein Groll und Unmuth hervorleuchtet, führen vor die Seele der Jugend gleichsam einen reinen Spiegel des Lebens; Beispiele, worin Gutmüthigkeit und Unbefangenheit, Offenheit und Freigebigkeit, Theilnahme und heilige Scheue vor Unrecht, natürliches Ehrgefühl und Muth die wahren Triebfedern der Handlungen sind, tragen zur Veredlung des Herzens fast das Meiste bei. Eine solche Umgebung der heranzubildenden Jugend dürfte allerdings die besten und edelsten Früchte bringen.

Erwägen wir den Inhalt dieses Buches genau, so finden wir darin als offenbare Thatsache, daß der Verfasser den Werth der Moral in Beispielen vollkommen erkannt hat, was sich durch seinen Grundsatz, welcher ihn bei der Auswahl der Beispiele geleitet habe, recht deutlich zu erkennen giebt. Gemäß dieses durften nur wahre, nichts weniger aber als erdichtete Erzählungen gegeben werden, weil gewöhnlich die erste Frage des Kindes, wenn die Erzählung beendigt ist, sei, ob die Geschichte auch eine wahre sei; und weil der Erfahrung gemäß der Eindruck, den sie auf es gemacht hat, nur dann ächt und bleibend ist, wenn die Erzählung wahr ist: dann durften keine solche Erzählungen gegeben werden, welche für die Fassungs- und Nachahmungskräfte der Kinder zu hoch seien, weil man es nur eine Verschwendung des Herrlichsten nennen müsse, den Kindern zu erhabene Beispiele vorzuhalten.

Obgleich wir mit dem ersten Theile dieses Grundsatzes vollkommen einverstanden sind, und überhaupt allen im vorliegenden Werke zusammengestellten Beispiele ihren inneren Werth und Brauchbarkeit durchaus nicht absprechen können, sondern sie mit ganzer Ueberzeugung jedem Lehrer und Erzieher zur möglichst gründlichen Beherzigung anempfehlen müssen, so können wir doch nicht zugleich den zweiten Theil obigen Grundsatzes unbedingt unterschreiben. Wir haben aus Beobachtungen und Erfahrungen die volle Ueberzeugung gewonnen, daß die bloße Ahnung von der Größe einer That in dem jugendlichen Gemüthe die Empfindung des Erhabenen hervorzubringen vermag, und daß erhabene Beispiele mit Nachdruck vorgetragen, die Spannkraft des kindlichen Geistes erhöhen, das Herz erweitern, das Gemüth über das Gewöhnliche und Gemeine emporheben und stets empfänglicher für den wahren Werth derselben machen.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Die Aussprache polnischer Namen.

In den Annoncen des Nürnberger Correspondenten wurde die Frage aufgestellt, ob der Name des Feldmarschalls Eriwanski: Paskewicz, oder Paskéwicz ausgesprochen würde. In dem nichtpolitischen Theile desselben Blattes entschied Jemand für die erste Aussprache.

Es thut mir leid, dem Beantworter darauf aufmerksam machen zu müssen, daß er vollkommen sich geirrt. Seine Beispiele, die er anführt, sind russische Namen, wie Nowgorod u. s. w. Der in Rede stehende Feldherr ist aber ein Pole, und in der Ukraine geboren. Alle polnischen Namen, die auf wicz und ki sich meist enden (erstere Formen mehr in den altpolnischen Provinzen) haben die vorletzte Sylbe scharf und lang. Man sagt nicht Matuszéwicz, Niemcéwicz, Puláwy u. s. w., wie man in Deutschland gewöhnlich hört, sondern Matuczéwwicz, Niémcéwwicz, Puláwy. Der Feldmarschall heißt nun weder Paskéwicz, noch auch blos Paskewicz, sondern Paskiéwwicz. Wären das auch nicht die bestimmten Regeln, die in den Grammatiken zu finden sind, so würde man meiner Versicherung darum schon glauben können, als ich täglich von Polen diese Namen zu hören Gelegenheit habe, und eine vollständige Liste der polnischen Namen mit ihrer Aussprache, von Polen selbst gearbeitet, als Anhang meinen Heften über den polnischen Feldzug, hinzugefügt werden wird.

Die Russen haben dagegen allerdings die vorletzte Sylbe kurz, und man kann schon hieraus den wesentlichen Unterschied zwischen Allem, was russisch und was polnisch ist, entnehmen. Leider ist man sich desselben auch in andren Dingen im Ausland bisher viel zu wenig bewußt gewesen.

Spazier.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 81.** 8. Juli 1831.

Aus Leipzig.

Was in Sachsen für Fortschritte im öffentlichen Leben gemacht worden, und was für Aussichten daselbst vorhanden sind, geht aus dem Benehmen und Geiste des leipziger Magistrates zur Genüge hervor. Dieser, nach Absetzung der alten Behörde, deren patrizischer Ursprung und Nepotismus so lange Gegenstände des öffentlichen Mißvergnügens waren, von den Communrepräsentanten frei gewählt, ganz ein Kind der neuesten Bewegungen und Regungen daselbst, erlaubt sich auf gar curiose Weise zu regieren, wie es dem alten niemals in den Sinn gekommen war. Die freimüthigern Zeitschriften, wie der Eremit, dessen Mitarbeiter wahrlich viel zu der Erweckung öffentlichen Sinnes beigetragen hatten, und der unter dem alten Magistrat ungefährdet freimüthigen Inhalts gewesen sein mußte, um so einwirken zu können, ist dem neuen ein Gegenstand besonders tiefen Nachdenkens und seltsamer Bestrebungen. Der Oberbürgermeister, den sich Leipzig nicht schnell genug zulegen konnte, während andre Städte mit ihrer Organisation wartend, sich am Ende die Ehre dieser Würde verbaten — dieser Oberbürgermeister versuchte Anfangs gleich nach seinem Amtsantritte sehr freundlich den Dr. Gleich zu überreden, sein Blatt unter — sächsischer Censur drucken zu lassen. *) Als dieser es jedoch ablehnte, und fortfuhr, gelegentlich die leipziger Angelegenheiten in gewohnter Weise zu besprechen, unterstand sich der leipziger Magistrat, wie eine große diplomatische Macht, an die — altenburger Regierung zu requiriren, und von ihr eine strengere Censur des Eremiten in Betreff Leipzigs zu fordern!! — Mit Recht ließ ihn die herzogliche Regierung mit langer Nase abziehen, und wir würden es der Würde des altenburger Gouvernements für noch angemessener gefunden haben, wenn es dem petit leipziger Stadtbeamten gar keine Antwort ertheilt hätte. — Es ist nur ein Wunder, daß der Bürgermeister keinen Aktuar auf einem Miethgaul als Chargé d'affaires, oder ministre plenipotentiaire nach Altenburg reiten ließ! — So etwas verdiente wirklich, in der Chronik Sachsens aufbewahrt zu werden.

*) Es erscheint nämlich in dem freisinnigeren und liberaleren Altenburg.

Wenn aber der bekannte große englische Staatsmann sagte: »die Regierung, die mit der Preßfreiheit nicht bestehen zu können gesteht, verdient gar nicht zu existiren« — was soll man da von einer untergeordneten Behörde sagen, die nicht einmal eine etwas weniger strenge Censur aushalten kann! —

Schreitet das neue sächsische Municipalwesen auf dieser glorreichen Bahn fort, und treffen alle Communrepräsentanten in ganz Sachsen so herrliche Wahlen, dann wird ein schöner constitutionneller Segen über dies Land kommen! —

Der Baron von Schweizer hat übrigens jetzt, von Drigallen in Curland angeblich aus, auf Harrings Beschuldigungen der Spionerie geantwortet, und zwar in dem Planeten des Herrn Hartmann, mit dem

er auch sonst liirt zu sein scheint. Schimpfreden von »Schurke« und »Lügner« sind darin die Hauptvertheidigungsmittel, so wie Klatschereien von Harrings angeblicher Armuth und des Herrn Baron Protektion desselben in Warschau. Das Erbärmlichste und Charakteristischeste dabei ist, daß der Mann, der sich entrüstet, verzweifelt, voll Wehmuth über die vorgeblichen Verleumdungen seiner Ehre stellt, Zeit und Neigung findet, von Harrings Eitelkeit zu sprechen, wie er sich mit seiner Uhlanenuniform habe brüsten wollen, und dies recht con amore auszumalen. Wir wiederholen, daß uns mehrere Polen, die Harring gar nicht kannten, unaufgefordert vor Herrn von Schweizer warnten; und derselbe wird sich sehr gut erinnern, daß der Referent, als Herr von Schweizer sich auf dem leipziger Museum sehen ließ, mit den Worten: »il y a des espions Russes« in's Zimmer trat! — Auch die Entgegnung des Herrn hat nichts dazu beigetragen, uns diese Warnungen für ganz ungegründet halten zu lassen. Denn eben der russische Obrist von S., den Herr von Schweizer seinen intimsten Freund nennt, und dessen Protektion er für Harring nachgesucht haben will, ist der Obrist von Saß, Chef der geheimen Militairpolizei, der seine gerechte Strafe am 29. November in den Strassen von Warschau fand. — Das Weitere ist in Harrings Memoiren nachzulesen, von denen der erste Theil nun erschienen ist. Wie wir Harring kennen, so ist Undank, Lüge und Bosheit seinem Charakter so fremd, wie eine keusche und tugendsame Lebensweise dem Herrn Baron. Seine Fehler sind vielmehr Unvorsichtigkeit und eine Art Exaltation, die nur ganz offenen Charakteren entspringen können. Er kann sich irren — aber böswillig ist er wahrlich nicht. — Selbst eitel kann man ihn nicht nennen, denn der, welcher nach Warschau 100 Rthlr. schickt, ohne den Namen des Gebers zu nennen, und sich der Danksagungen der dortigen Blätter entzieht, ist nicht eitel. Das that aber Harring, wie wir zufällig erfuhren; und dieser eine Zug erhebt ihn uns weit über die Beschuldigungen eines Baron von Schweizer, dessen Lebensweise man in Dresden seit vielen Jahren kennt. — Allerdings mag Harring seine Furcht vor russischen Verfolgungen etwas übertreiben, indeß Pabels Schicksal und seine eigne Verweisung aus Leipzig geben ihm immer einigen Grund. Wir sind auch nicht mit Allem einverstanden, was Harring schreibt und thut, und namentlich wie es geschieht; aber als Mensch achten wir ihn hoch, und werden uns am Wenigsten jemals durch das Zeugniß eines Barons Schweizer an ihm irren lassen.

Ist äusserer Glanz der Regenten im constitutionellen Leben nothwendig?

Die Frage wird Nr. 36. des Vaterlandes, ich glaube sehr mit Unrecht bejaht. Der Uebergang des patrimoniellen Lebens in das constitutionnelle, besonders wenn die Form des Ueberganges von Feudalständen ausgesprochen wird, bedarf manche Beibehaltungen aus den Tagen der Lehnsherrschaft, um von den Feudalständen angenommen zu werden. Man sei aber zufrieden, einen Theil des möglichen erreicht zu haben, und gedenke, daß es stets das Wichtigste bleibt, daß weder der Fürst, der sich und seine Minister beschränkt, noch der Adel die neue Ordnung mit offenbarem Widerwillen sich entwickeln sieht.

Nur hüte man sich vor jenen Stabilitäten, welche die Aristokratie auf englische Manier dergestalt schirmen, so daß es fast unmöglich wird, die Rechte der Aristokratie und des Privilegienthums künftig noch mehr einzuschränken.

Alle Verfassungen sind Kinder des Bedürfnisses der Völker. Die Bedürfnisse wechseln, also wird auch jede Verfassung Umgestaltungen erhalten müssen. Die wesentlichste Umgestaltung bedarf aber jede Verfassung bei dem Wechsel der Person des Monarchen; sein früherer Charakter ist, wenn er nicht minderjährig ist, bekannt und sehr natürlich, daß man auf solchen bei der Revision der Verfassung Rücksicht nimmt, wie auf die Personen, welche einen Regentschaftsrath bilden. Die schwedischen constitutionnellen Könige erhielten gewöhnlich eine gelehrte Erziehung, welche indeß selten zum Glücke ihrer Völker beitrug.

Der Glanz des Regenten besteht nicht in einem prachtvollen Hofstaat. Dieser ist besonders Schuld daran, daß so manche Regenten den Staat als eine Maschine betrachten, welche die Minister von Zeit zu Zeit aufziehen, und nur dem Namen nach selbst regieren. Der Mann des Staats, welcher am meisten, um seinen Beruf auszufüllen, arbeiten müßte, wird mehr wie alle übrige durch Ceremonial- und Hoffeste am Selbstarbeiten gehindert.

Indeß bin ich weit entfernt, dazu zu rathen, die Civillisten der Monarchen zu niedrig zu bestimmen, lobe jedoch die Haltung der darmstädter Landstände, als sie die Bezahlung der älteren Privatschulden des Großherzogs mit zwei Millionen Gulden ablehnten. Selten werden Anfangs die constitutionnellen Monarchien weniger Steuern bedürfen, als die gut geleiteten Autokratien; schon die nothwendige Pensionirung vieler entbehrlich gewordener Staatsdiener muß die Fortdauer hoher Abgaben für's Erste herbei-

führen, aber jene vertheilen die Abgaben besser und entledigen sich, wenn sie nicht zu stabil geformt worden sind, leichter als die Autokratien barbarischer Gesetze, lassen nie ein Herkommen **wider** das Gesetz aufkommen, die vererbpachteten Domainen an Landgütern sind einträglicher, als die mit Baukosten verbundene Verpachtung, haben Geld für neue Staatsbedürfnisse und im Nothfall wohlfeileren Kredit. Wirken die Leidenschaften freilich auch wohl auf die Handlungen eines constitutionellen Monarchen, so wirken sie doch in Autokratien greller. Das Verfahren nach Willkühr ist in constitutionellen Staaten für die Throne und die Minister gefährlich. Je mehr künftig die constitutionellen Staaten sich entwickeln, werden die Thronentsezzungen häufiger vorfallen, aber sicher nicht wie in Autokratien mit Blutvergießen verbunden sein.

Die constitutionnelle Monarchie ist nicht die Mitte des Gleichgewichts zwischen dem patrimonialen und dem republikanischen Princip, sonderr eine Läuterung des monarchischen Princips, **eine Monarchie mit einigen republikanischen Formen.**

Auch bedürfen die höchsten monarchischen Staatsbeamten keinen besondern Glanz. Kein Monarch besoldete seine Minister mäßiger, als der König Friedrich der Große von Preußen, und wurde doch in der Regel gut bedient.

Ein glänzender Hof macht den Landesadel nicht glücklicher, wohl aber ärmer.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Jugendschriften.

(Schluß.)

Um so mehr aber müssen wir die Richtung der Auswahl des Verfassers nach dem ersten Grundsatze billigen. Den Begriff »Kind« scheint er im weitesten Sinne des Wortes genommen, und nicht selten darunter den Jüngling und Mann, das Mädchen und die Jungfrau begriffen zu haben. Zu dieser Annahme berechtigen uns manche der mitgetheilten Beispiele, obgleich er nur »Kinder« als Muster aufgestellt hat.

Wir finden in dem Buche Scenen aus dem wirklichen Leben lebendig dargestellt, wahre Gottesfurcht, Tugend und Menschenliebe würdig geschildert als die höchsten und wünschenswerthesten Güter des Menschen, und das Wahre, Gute und Schöne als hohes Ziel des menschlichen Strebens wahr und klar vor Augen gestellt. Doch erscheinen uns manche Beispiele als Muster für Kinder höchst unzweckmäßig und unpassend. Wir finden es z. B. da, wo ein Kind einen erhaltenen Schulpreis der lieben Mutter schenkt; wo dasselbe immer hübsch zur linken Seite der Mutter zu gehen sucht; wo der junge **Nelson** auf der Bärenjagd, als Beispiel kindlicher Liebe, sein Leben wagt, um, wie er sagt, seinem Vater einen guten Pelz zu verschaffen: dieses erklären wir für Uebermuth; denn hätte der Bär den jungen Nelson überwunden, so wären für den Vater Pelz und Sohn verloren gewesen.

Unpassend ist, wo ein Prinz ohne Grund einen alten treuen Diener verstößt, der dann in's Elend geräth und stirbt, bevor der Prinz sein Vergehen an ihm auch nur einigermaßen wieder gut machen kann; aber für seinen Fehler genug zu thun glaubt, wenn er den Verwandten des Dieners ein Gnadengehalt giebt. Der Verfasser sagt hier selbst, der Prinz habe so einigermaßen seinen Fehler wieder gut gemacht. Wehe jedoch, wenn es möglich wäre, mit Geld seine Sünden abzubüßen. Eben so verhält es sich mit dem Prinzen Casimir und der demüthigen Fußwaschung und anderen Beispielen. Die Sammlung ist übrigens für den Erzieher bestimmt und soll nicht dem Kinde zum Lesen gegeben werden; wegen der alphabetischen Anordnung kann der Lehrer schnell die für seinen Zweck passende Erzählung finden. Der Erzieher wird daher die Sammlung dankbar annehmen und wünschen, daß bald der zweite Band erscheinen möge.

J.

Forst- und Landwirthschaft &c.

Die Waldweide und Waldstreu in ihrer ganzen Bedeutung für Forst-, Landwirthschaft und Nationalwohlfahrt; von J. Chr. Hundeshagen. Tübingen, bei Heinrich Laup. 1830. Preis 2 fl. gr. 8.

In der ganzen Forstwirthschaft ist noch kein Gegenstand, der in das Nationalleben so eingreifend ist, als der bezeichnete, welcher in dieser Schrift in seiner allseitigen Bedeutung gewürdigt zu werden versucht wird. Man hat über ihn schon sehr viel geschrieben, ihn von vielen Seiten zu betrachten gesucht und ihm mitunter auch manchmal eine schiefe Richtung und Deutung gegeben. Man hatte schon vor mehreren Jahren an Deutschland eine öffentliche Preisfrage »über die Benutzung der Waldstreu« gestellt, für dieselbe manche Beziehungen und Gesichtspunkte zur Bearbeitung mitgetheilt, konnte aber den erwünschten Zweck nicht erreichen.

Da aber die Sache zu wichtig für Land- und Forstwirthe ist, welche sich im Gegensatze des Nehmens und Gebens befinden und die Ansichten darüber sehr getheilt waren, so konnte es nicht anders kommen, daß sie nur erst durch genaue Prüfung aller Land- und forstwirthschaftlichen Beziehungen zur Erledigung gelangen konnte: dieses ist durch die vorliegende Schrift Herrn Hundeshagens nach un-

ſerem Ermeſſen geſchehen. Der Landmann iſt in unſeren Tagen faſt durchgehends nicht im Stande, ohne Aushülfe mit Weide und Streu aus den Waldungen ſeine Felder mit Dung verſehen und ſein Vieh unterhalten zu können. Hierzu trug der geſunkene Preis ſeiner Produkte weſentlich bei, wogegen auf der anderen Seite durch ſtrenge Maßregeln die Waldungen geſchützt und in höheren Ertrag gebracht werden ſollten.

Die Landwirthe behaupten, die Stoffe, welche der Wald zur Streu für das Vieh und zur Düngung der Felder liefert, ſeien dem Feldbaue unentbehrlich, und ihre Entziehung, oder doch wenigſtens erhebliche Verminderung werde den Landmann zu Grunde richten. Auf der anderen Seite wird behauptet, daß Waldungen, worin die Streubenutzung herrſchend iſt, in ihrem Ertrage und Werthe nach Verhältniß der Ausdehnung jener Benutzung bis zur Hälfte und noch mehr herabſänken, ja bei einem gewiſſen Grade das Abſterben der Hölzer ſelbſt erfolgen würde u. ſ. w. Dieſe Behauptung wurde auch durch Sammlung von Verſuchen und Beobachtungen von demſelben Verfaſſer in ſeinen Beiträgen zur Forſtwiſſenſchaft 1ſten und 2ten Band bis zur Evidenz bewieſen.

Allein die Noth des Landmannes, die harte Beſchränkungen und der Mangel an Materialien für Streu und Futter erregten Klagen, welche es oft zum dringendſten Bedürfniſſe machten, von den Waldungen dieſem Mangel abgeholfen zu ſehen. Die Prüfung jener Behauptungen und Erklärungen mußte daher in ihrer Ausgleichung und ſomit für den Nationalreichthum zu einem der wichtigſten Gegenſtände für Staats-, Land- und Forſtwirthe werden.

In der vorliegenden Schrift, welche nicht ſchnell genug verbreitet werden und in die Hände der Betheiligten gelangen kann, wird derſelbe in drei Haupttheilen folgenden Inhaltes behandelt:

1) Ueber das Verhalten von Schaden und Werth bei den Waldnebenbenutzungen in engſter Beziehung in drei Abſchnitten, deren einer von der Benutzung der Waldſtreu, der zweite von der Waldweide, und der dritte von der Vergleichung des Schadens und Werthes dieſer Benutzungen handelt.

2) Ueber den Werth und die Bedeutung der Waldnebenbenutzungen für Landwirthſchaft und das ganze Nationaleinkommen eines Staates in zwei Abſchnitten, wovon der eine den Zuſammenhang derſelben mit gewiſſen Oertlichkeiten und landwirthſchaftlichen Syſtemen, der andere den abweichenden Umfang der Landwirthſchaften und der hierauf beruhenden Eigenthümlichkeiten ihres Betriebes unterſucht.

3) Von den zweckmäßigſten politiſchen Maßregeln hinſichtlich der Waldſtreu- und Waldweide-Benützung in zwei Abſchnitten, deren erſter die zweckmäßigſten neuen, der andere die verſchiedenen anderen in Antrag und Anwendung gekommenen Maßregeln unterſucht und prüft.

Man wird aus dieſer Inhaltsanzeige leicht erkennen, wie tief Herr Hundeshagen den Gegenſtand behandelt; er faßt ihn mit der viel umfaſſenden und großartigen Frage auf: Ob der mit den Nebenbenutzungen verbundene Holzertragsverluſt durch den Gewinn, welchen die Landwirthſchaft und ſomit auch das geſammte Nationaleinkommen aus jenen Waldprodukten zieht, vielleicht mehr als vollſtändig aufgewogen wird? Daß die Sache in dieſem Sinne aufgefaßt, ein ganz anderes Anſehen gewinnt, als man ihr früher gegeben hatte, und die Löſung der Aufgabe auf dieſem Wege mehr erſchwert wurde, wird jeder Sachverſtändige erkennen.

Wir haben wegen der Darſtellung und Behandlung der Materien nur einen Wunſch zu äuſſern; daß es nämlich dem Verfaſſer bei einer etwannigen zweiten Auflage gefallen möchte, die Gegenſtände für die allſeitige Beantwortung obiger Fragen als einleitenden Abſchnitt, die Nothwendigkeit der Erhaltung dieſer Pflanzenabfälle aus phyſiſchen und chemiſchen Grundſätzen zu begründen und die Sache nicht als ſchon gegeben und ausgemacht richtig anzunehmen.

Der dritte Haupttheil enthält in ſeinem erſten Abſchnitte über die Vermehrung und Verbeſſerung der natürlichen Wieſen, über die periodiſche Zuhülfenahme des Waldbodens zur Gras- und Heugewinnung; über die Einführung und Vermehrung der mit Korfholz bepflanzten Weiden; über die Zuhülfnahme von Streu-Surrogaten, und über die beſonderen Maßregeln gegen die Mißbräuche forſtlicher Unterſtützungen Vorſchläge und Mittheilungen, welche die Schrift zu den intereſſanteſten und belehrendſten machen, die dem Land- und Forſtwirthe in die Hände kommen können.

Möge beſonders jeder Staatswirth ſich mit dem Inhalte der Schrift im Beſonderen bekannt machen, und die Anwendung der darin niedergelegten Grundſätze für das Wohl der Land- und Forſtwirthſchaft mit Bezug auf den Staat möglichſt allgemein werden laſſen. Sind auch darin manche Anſichten nicht ganz allgemein anwendbar, und bedürfen einiger Modificationen, ſo hat ſie doch ſo viele Vorzüge, daß wir mit völliger Ueberzeugung ſie jedem Betheiligten empfehlen können. Auch ſind Druck, Papier und Schreibart empfehlenswerth; nur iſt der Preis zu 2 fl. etwas zu hoch.

J.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 82. 11. Juli 1831.

Bemerkungen aus und über Sachsen.

1. Der Landtag.

Obschon es sich nicht läugnen läßt, daß durch die sächsischen Aufstände etwas Leben unter das schläfrige Volk gekommen ist, so fehlt doch bei weitem noch jener lebendige Antheil am Staatsleben, der ein constitutionelles Volk beseelen soll. Von Oben herein scheint man übrigens diesen Antheil nicht eben sehr zu wünschen, wenigstens ist es mit den Verbesserungen bis jetzt ziemlich langsam ergangen, und wenn wir auch nicht urplötzlich neue Gestaltungen wie durch Zauberschlag erstehen zu sehen erwarteten, so hofften wir doch, daß das Neuaufkeimende tüchtig und gut, ein treuer Bürge segensreicher Früchte sein würde. Aber — aber! — Der Landtag sitzt schon geraume Zeit beisammen und streitet hin und her über die Abänderungen und Zusätze, welche der vom Könige vorgelegte Entwurf einer Verfassungsurkunde erleiden soll. Es gehört aber besagter Entwurf gewiß nicht unter die freisinnigsten, welche neuerdings in Deutschland gegeben worden sind, und im Vergleich mit der trefflichen hessischen Verfassungsurkunde erscheint die eingeleitete sächsische zwar königlich, aber dennoch armselig, zwar gnädig, aber dennoch langweilig und servil. Daher herrscht im Volke wenig Antheil an den Versammlungen der Landstände, was zum Theil auch von der verweigerten Oeffentlichkeit der Verhandlungen herrühren mag, und auf Bierbänken und in Kneipstuben hört man wohl mitunter ein Wörtchen »von der Taubstummenanstalt zu Dresden, von den Aristokraten, die ihr langes Leben hindurch als Fixsterne am sächsischen Landtagshimmel erscheinen werden« u. s. w. — *)

Man wünschte in Sachsen nur eine Kammer; man war so gnädig, deren zwei zu verleihen, dennoch aber ist das Volk damit nicht zufrieden, obschon es noch einmal so viel, als es verlangte, erhalten hat. Es ist merkwürdig, die Sachsen können es sich gar nicht als möglich denken, daß aus der zweiten Kammer eine Art englisches Unterhaus, oder französische Deputirtenkammer mit der Zeit entstehen könne. In der ersten Kammer werden freilich meist Altadliche sitzen, aber wer weiß denn, ob diese altadlichen Herren, diese alten ehrwürdigen Säulen des sächsischen Thrones, einer großen Opposition bedürfen? Warum befürchtet man denn in Sachsen nur Polignac's zu finden?

Schade bleibt's jedoch; diese alten ehrwürdigen Säulen gelten im Volke nur als steinerne Götzen, als schön gebildete Formen. Vom Geiste derselben spricht man nicht viel und nicht gern. Ueberhaupt herrscht durch ganz Sachsen eine entschiedene Abneigung gegen Adel und Adelsaristokratie, wie sie kaum in Hannover sich so findet, und mitunter hört man im Volke recht witzige Bemerkungen dar-

*) Versteht sich übrigens mit Ausnahme einiger wackern Adlichen aus der jüngern Zeit, die nicht nur lange schon den Volksaufständen mit freisinnigen Forderungen zuvorkommen, sondern auch später, sogar aller Adelsrechte sich zu entkleiden, ihren übrigen Collegen den Vorschlag machten.

über. So wurde uns neulich bewiesen: der Adel stamme aus der Urzeit; nach der Bibel 1. Mos. 6, V. 4. hätten die Engel mit den schönen Menschenmädchen gehübscht, daraus wären die Nephelim, d. h. die vom Himmel Gefallnen entstanden. Dieser alte Erbadel sei aber in der Sündfluth ertrunken, und seit jener Zeit kannten die alten Eselshäute des Juden- und Christenthums nur Erbsünde, aber keine Erbtugend. Auch bei den Griechen sei der Adel weiter nichts, als Buhlschaft der Götter mit den menschlichen Schönen, das zeuge Homer und sein [illegible]. gerade wie in Spanien, wo jeder Findling gleich für einen Junker gilt. Das deutsche, dem griechischen [illegible] nachgebildete, hochwohlgeboren sei übrigens ein Gedanke, so die Menschheit in Merino und Rindervieh unterschiede. — Doch Verzeihung, ich bin ganz vom lieben Landtage abgekommen!

Oeffentlichkeit der Verhandlungen, — »nur der lichtscheue Uhu fürchtet des Tages hellleuchtende Sonne« — ein freieres Wahlgesetz, eine einzige Kammer, Aufhebung der Patrimonialgerichte und des besondern Gerichtstandes, das sind Wünsche, die fast durch ganz Sachsen gehört werden.

Ausser einigen mageren Landtagsmittheilungen, die für einige Groschen zu haben sind, aber nur von Wenigen gekauft werden, ist nichts über die sächsische Constitution bekannt, und wir enthalten uns daher vor Beendigung dieser Angelegenheit jedes weitern Urtheils. Doch hat es uns immer geschienen, als ob einige der Hochgestellten — daß der treffliche Lindenau nicht gemeint sei, versteht sich von selbst — den alten Spruch in Anwendung bringen wollten: Wenn die Kinder gar zu laut schreien, so werfe man ihnen etwas zu Spielen, oder zu Naschen hin, dann werden sie gleich wieder still! Das ist ein großes Kabinetsgeheimniß.

Da ich zufällig auf Spielereien gekommen bin, will ich auch eines Spielwerks der lieben Leipziger gedenken, welches die neueste Zeit hervorgerufen hat. Es ist dies die Communalgarde, eigentlich ein Institut der trefflichsten Art zur Erweckung und Hebung des Gemeinsinns, des wahren Bürgerthums. In Leipzig hat es Philisterei und Kastengeist zum Spielwerk herabgewürdigt und die Hälfte der »Bürger und Meister« gefällt sich nur in den Aeusserlichkeiten, ohne den höhern Geist zu erfassen. Gewiß, hätte man den Dienst der Communalgarde gleich anfänglich, wie neuerdings in Dresden, auf die nächtlichen Wachen und Patrouillen beschränkt, — wir wetten hundert gegen eins, nicht die Hälfte der Leipziger hätte sich zur Communalgarde gemeldet, während die Aermern jetzt Betten und das Nothdürftigste versetzten, um sich nur einen Communalgardenrock erzeugen zu können, damit sie und er am Tage leuchteten.

2. Censur und Journalisten.

Es ist schon so viel über Preßfreiheit und Censur gesagt und geschrieben worden, daß man fast nichts Neues mehr auffinden kann. Mündliche Bitten und Addressen, öffentliche Blätter und Druckschriften haben laut den Ruf nach Freiheit der Presse verkündet; aber es scheint, als sei die Einführung der Preßfreiheit in Sachsen eine der schwierigsten Fragen der Welt, obschon andre Staaten die Antwort schnell gefunden. Zwar bemühen sich Einige, die Lüge zu verbreiten, es bestände in Sachsen die Freiheit der Presse, so weit der deutsche Bund sie erlaubte. Gesetzt aber auch, dies wäre wahr, so wäre diese Freiheit nicht viel besser, als gar keine; *) denn man befindet sich dabei stets in der Gefahr, sein Manuscript nach den löblichen Preßgesetzen und der Willkühr der Herren Censoren verstümmelt und verschnitten zu sehen. Aber es besteht auch diese Freiheit nicht, und der Beispiele sind besonders in Sachsen zu Hunderten anzuführen, daß Manuscripte von dem einen Censor zurückgewiesen und mit seitenlangen Censurlücken versehen wurden, während ein anderer Censor in derselben Stadt dasselbe Manuscript als ganz unschuldig zum Druck gelangen ließ. So ist der Willkühr Thor und Thür geöffnet, obschon man politische Verhältnisse als hindernd und die Freiheit beeinträchtigend anzuführen wagt. »Kinder, welche vor Gespenstern zittern, sind nicht so lächerlich, als Minister, welche vor der Meinung eines Menschen zittern, aber diese (die Minister) widersetzen sich der Preßfreiheit aus den nehmlichen Gründen, wie Freudenmädchen die Strassenbeleuchtung hassen. — — Es giebt für Macht-

*) Daß die Leute von der Preßfreiheit des Bundestages so sprechen können, ist ein jämmerlicher Beweis von der Aufmerksamkeit, die der Bundestag seinen Verhandlungen hat zu geben gewußt, und es ist wohl in der Geschichte noch unerhört, daß ein großer Areopag über das Schicksal eines Volkes Rath hält, Gesetze giebt, und ein großer Theil sie nicht kennt. Nach dem Bundestagsgesetz ist jede Schrift über zwanzig Bogen censurfrei. Ist in Sachsen, oder Preußen, oder Hannover, oder Oesterreich, oder Braunschweig u. s. w. je ein Buch, selbst von hundert Bogen, ohne Censur gedruckt worden? — D. Red.

haber nur eine gefährliche Verschwörung; dies ist die allgemeine Verschwörung der öffentlichen Meinung, welcher sie nicht nachgeben wollen. Alle andre Verschwörungen lassen sich leicht ersticken.« So der Verfasser von Welt und Zeit. (2te Aufl. 1816.)

Die Journalisten in Sachsen schimmern, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, am deutschen Literaturhimmel höchstens als Sterne dritter Größe von Theodor Hell herab bis zu Hermann Meynert, und es gehört wirklich Muth dazu, in das Wespennest dieser Leute zu stören; denn einige derselben sind so bösartiger Natur, daß Niemand, selbst mit einer Bienenkappe, sie anzufassen wagt. In Leipzig verdient besonders Professor Schütz genannt zu werden, der alles Mögliche versucht, um Kotzebue in seinem Barth mit der eisernen Stirne zu erreichen; aber ein souverainer Ekel hält uns ab, diesem Namen einige Zeilen zu widmen, denn wir gedenken des Sprichworts: wer Pech angreift, besudelt sich. Dieses Volk der sächsischen Journalisten kennt nichts Höheres, als sich auf die gemeinste Art in den Augen des Publikums herabzusetzen, *) und die Sachsenzeitung bietet sich ihnen als bester Tummelplatz dar. Tagtäglich wächst diese Rotte, wie die Pilze empor, und der süße Kitzel, ihre Namen gedruckt zu lesen, verbunden mit Hunger und Kummer, mag wohl Manche derselben bestimmen, in der sogenannten gelehrten Welt auftreten zu wollen. Wenn man aber bedenkt, daß es dergleichen giebt, die als Quartaner die Thomasschule verließen, weil ihrem großen Geiste das langweilige, classische Bilden mißfiel, daß dieselben darauf als Buchhändlerlehrlinge ihren Geist weiter zu bilden strebten, jetzt nun als Schriftsteller und Recensenten sich selbst in die Sachsenzeitung einführten, dort geachtete Schriftsteller verunglimpfen, und von ihren Lehrherrn nicht in Zaum gehalten werden, die als Buchhändler vorzüglich die Pflicht hätten, den Gelehrten Achtung zu erhalten — so muß man um so mehr die Verblendung der Regierung beklagen. Denn Niemand würde solchen Schmutz lesen, wenn dem anständigen Freimuth nach wichtigern Dingen hin ein Feld geöffnet wäre. —

Preßfrechheit ist nur da, wo keine Preßfreiheit ist, sondern wo durch die Vormundschaft knechtischer Censur der Geist des Volks niedergedrückt und herabgewürdigt wird; grade der gewöhnlichen Philistermeinung entgegen, daß Preßfreiheit noch ärgere Frechheit zu Tage fördern würde. Nur die Censur, oder andre polizeiliche Eingriffe erzeugen solche literarische Aus- und Mißgeburten. — P.

*) In Bayern geschah dasselbe; doch dort herrschte doch keine Censur. Wenn man bedenkt, daß die Gemeinheiten, von denen die Hartmannschen Blätter wimmeln, unter der Aufsicht und Genehmigung eines Pölitz, Wachsmuth, Methusalem Müller erscheinen, und der Staat, wie von Stürmer treffend in seiner Einleitung zu dem vorgelegten bayerschen Preßentwurf sagt, nur den Civilrichter hinstellt, »damit dort die Ehre wie ein Stück Geld, oder um ein Stück Geld angeklagt werde« — so muß man bedauern, wie die heillose politische Furcht selbst Ehrenmänner zu solchen unwürdigen Begriffen und Ansichten von ihrem Amte herabbringen kann. Heil dem Bayerlande, wo fortan »die Ehre als eines der kostbarsten Güter gewürdigt, und der Kränkung, dem Diebstahl, dem Raub an derselben eine strenge, gerechte Vergeltung entgegengesetzt werden soll.« D. Red.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Mathematik.

Elemente der reinen Mathematik zum akademischen Gebrauche, wie auch zum Selbststudium; dem neueren Bedürfnisse der Wissenschaften gemäß, bearbeitet von Leop. Schulz von Straßnicki, Professor der reinen Mathematik am k. k. Lyceo zu Laibach, mit einer Vorrede von J. J. Littrow. 1r Thl. die Elemente der allgemeinen Arithmetik. Wien. 1831. Verlag von J. G. Heubner. gr. 8. 366 S. Pr. 2 fl. 42 kr.

Die Vorrede spricht ein allgemeines Urtheil über dieses Werk aus: es mache Anspruch auf Deutlichkeit und lichtvolle Ordnung, auf Reichthum des Inhaltes und Beschränkung auf das wahrhaft Nützliche, auf stete Anleitung zum Selbstdenken und zur Anwendung dieses Selbstgedachten. Dieses ist aber nicht die einzige Absicht Herrn Littrow's, sondern diese geht dahin, näher die Behandlung der Mathematik von Seiten der meisten neueren Schriftsteller zu bezeichnen. Er fährt daher über alle Nichtösterreicher ziemlich los, und sucht darzustellen, wie man in Oesterreich von allem schwindelnden Lehren frei geblieben sei, und wie man nur da gründliches Wissen erwerben könne u. s. w.; er scheint in mehrfacher Beziehung wohl mit Recht, seine Galle gegen viele auszuschütteln, welche dem wissenschaftlichen Fortgange in den österreichischen Staaten keine besondere Empfehlung zuerkennen. Mit Herrn Littrow zu rechten, ist hier nicht der Ort, da wir es nur mit dem Werke selbst zu thun haben, welches einen ehemaligen Schüler jenes zum Verfasser hat und durch die Vorrede dem Publikum bekannt werden soll.

Das Buch zerfällt nach einer Einleitung über Gegenstand, verschiedene Operationen, Gattungen von Größen, Methode und Eintheilung der Mathematik in 4 Bücher, deren erstes die Grundlehren der Combinationslehre, das zweite die der Arithmetik im engern Sinne; das dritte die der Algebra, und das vierte die der Theorie der Reihen enthält. An dieser kurzen Angabe erkennt man den Ideengang des Verfassers, und bemerkt zugleich, daß er nicht streng wissenschaftlich ist, da die Anleitung der allgemeinen Formen für die verschiedenen Combinationsarten auf der Gleichungslehre beruht, die der Anfänger noch nicht kennt, obgleich nur die allereinfachsten Sätze der Combinationslehre vorgetragen werden.

Der Verfasser geht von Erklärung des Begriffes »Mathematik« aus; dieses können wir nicht billigen; erst muß »die Größe« erörtert und müssen die Beziehungen der Größen bezeichnet und daraus jene abgeleitet werden. Das Gebiet der reinen Mathematik wird hier mit der Mechanik vermehrt, was unrichtig ist, indem die reine Mathematik aus einer Anwendung der Arithmetik und Geometrie entsteht; sie gehört in das Gebiet der angewandten Mathematik; der Begriff »Zahl« ist unzureichend erklärt; der Verfasser hat nur die Zifferzahlen im Auge und übersieht die allgemeinen Zahlen ganz. In dieser Einleitung wird auch erklärt, daß $a^0 = 1$ ist; wie der Verfasser dazu kommt, ist nicht abzusehen; der Anfänger kennt noch nichts von den früheren arithmetischen Rechnungsarten, es fehlt überall zureichender Grund. Ganz verfehlt ist die Darstellung der mathematischen Methode; das erste Axiom der Mathematik ist doch gewiß: Jede Größe ist sich selbst gleich.

Zur allgemeinen Arithmetik rechnet der Verfasser die Combinationslehre, die Arithmetik im engeren Sinne, die Algebra; die Theorie der Reihen, und die Funktionen; gegen diese Eintheilung ist vieles einzuwenden, da die Reihen und Funktionen blose Anwendungen der Gleichungslehre sind; sie ist nichts weniger als gründlich; doch können wir uns hierüber nicht weiter einlassen, da wir die Behandlung des Stoffes zu beurtheilen haben. Die Lehre von den Permutationen, Combinationen und Variationen wird kein Anfänger verstehen, da er die nöthigen Vorkenntnisse nicht hat. Wir müssen dieses grobe Versehen sehr tadeln, weil das Buch zum Selbststudium bestimmt ist. Der in der Mathematik Erfahrne versteht die Ableitung der Formeln; wie geht es aber dem Anfänger, der schon in den ersten Blättern des Buches Lehren findet, die er erst durch Kenntniß der Algebra verständlich finden kann? Es scheint der Verfasser den ersten Grundsatz alles Unterrichtens »vom Leichten zum Schweren übergegangen« umzukehren? Es ist unverzeihlich, wie Herr Littrow dieses billigen konnte; ist er vielleicht auch dieser irrigen Ansicht? Die Geschichte der Combinationslehre ist dürftig und nebst v. Ettingshausen's Combinationslehre darf mit vielleicht noch mehr Recht die von Schwein's erwähnt werden.

Die Addition und Subtraktion sind so dürftig, mager und undeutlich erklärt, daß selbst der Geübtere sich schwer wird orientiren können; was fängt er z. B. mit den Formeln $a + (-b)$ od. $a - (-b)$ od. $a - (+b)$ an? Zwei Seiten machen das erste Kapitel aus; eben so ist der Beweis ganz verfehlt, daß zwei negative Faktoren ein positives Produkt geben, viele Worte, womit sich der Verfasser besonders zu helfen sucht, taugen in der Mathematik nichts; sie verlangt Kürze und Klarheit. Daß $a^m\, a^n = a^{m+n}$ ist keine Erklärung, sondern Lehrsatz, wovon überhaupt der Verfasser nichts wissen zu wollen scheint; er redet viel und beweiset wenig; ähnlich verhält es sich mit der Division; überall herrscht grobe Oberflächlichkeit, die unverantwortlich ist, wenn man die rühmliche Vorrede Herrn Littrow's gelesen hat. Den Decimalbrüchen wird weit mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den gemeinen, obgleich jene auf diesen beruhen. Das Fundament wird locker gelegt, und die oberen Theile werden ausgeschmückt! Die Uebungsbeispiele sind aus Mayer Hirsch's Sammlung entlehnt, und das Beste in dem ganzen zweiten Buche.

Der binomische Lehrsatz und das Potenziren der Polynomien werden erbärmlich behandelt; wer darin Deutlichkeit und lichtvolle Ordnung sucht, findet sich sehr betrogen, und Herr Littrow hat mit seinem Schüler, welcher wahrscheinlich ein eifriger Anbeter jenes ist, wenig Ehre; etwas besser gelungen ist die Lehre von den Logarithmen; die vier Hauptgesetze derselben sind jedoch verworren dargestellt. In der Geschichte werden vorzüglich die arithmetischen Bücher von Euklid, und die Hauptsätze derselben berührt; die geschichtlichen Notizen verdienen Beifall, weil uns noch eine Geschichte der Mathematik abgeht, worin die verschiedenen Leistungen besonders aufgezeichnet sind.

Das dritte Buch leidet an noch größeren Mängeln, als das erste und zweite; schon die Eintheilung der Gleichungen ist verfehlt, und zeigt, daß der Verfasser ihr Wesen nicht erfaßt hat; wir unterscheiden analytische und synthetische; unter »Ordnen« der Gleichung versteht er falsch, sie auf die einfachste Form bringen; dieses heißt Reduciren. Er beginnt mit vielen Gleichungen vom höheren Grade, und stellt Sätze auf, die kein Anfänger versteht. Gleichungen zu behaupten versteht er gar nicht; verworrener, lückenhafter und dem Geiste der Mathematik widersprechender haben wir noch kein Werk über Algebra gelesen; die Elemente der Auflösung einfacher und höherer Gleichungen sind unter aller Kritik schlecht behandelt; so daß man sich nicht genug wundern kann, wie man sich zu erdreisten wagen mag, in diesem Buche Deutlichkeit und lichtvolle Ordnung, Reichthum des Inhaltes ꝛc. als gute Eigenschaften finden zu wollen. Es herrscht die größte Unordnung; nirgends ein logischer Gang und Zusammenhang der Materien; wir erklären das Buch als ein wahres Chaos, worin man des Guten und Schlechten Vieles findet, das aber durchaus nicht zum Selbststudium dienen kann. Es gehört zu den schlechtesten mathematischen Werken, welche uns je in die Hand gekommen sind und auf wissenschaftliche Behandlung Anspruch machen. Herr Littrow hat sich selbst sehr beschimpft durch seine Vorrede dazu; möge uns Deutsche sowohl er, als Herr Schulz mit ihren mathematischen Werken verschonen, wenn sie in gleichem Sinne geschrieben sind; und möge Herr Schulz den zweiten Theil sorgfältig umarbeiten, bevor er ihn dem Publikum übergiebt. Wäre doch der Inhalt so vortrefflich als das Papier und der Druck!

J.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch Nro. 83. 13. Juli 1831.

Merkwürdige Probe von den politischen Ansichten der Saint-Simonisten.

Es hat noch gefehlt, um in allen tiefsten Angelegenheiten des Menschengeschlechtes jetzt vulkanische Erschütterungen und Revolutionen in unsrer Zeit zu Tage gefördert zu wissen, daß die christliche Religion selbst, nicht in ihren sektenartigen Abweichungen, sondern in ihren Grundelementen durch eine neue Gotteslehre verdrängt werden soll. Neu ist es freilich nicht, daß politische Revolutionen von religiösen begleitet werden; schon einmal erlebte Frankreich den Sturz der Altäre, als die erste Revolution mit den krampfhaftesten Wehen zu Tage kam. Doch, wie bei der zweiten noch kein Tropfen Blut, keine Gewaltthat den Sieg des Volkes begleitete, oder befleckte, so sucht zwar der Verstand in dem Gebiet des Glaubens seinen weiten Platz einzunehmen, aber nicht wird, wie damals, die Göttin der Vernunft, ein lebendiges Götzenbild, daher gefahren und das Dasein Gottes vernichtet, sondern die Saint-Simonisten dekretiren selbst, wie Robespierre später, von Anfang herein sein Vorhandensein, leiten aber von ihm eine Vernunftlehre ab, die den ganzen geselligen Zustand der Welt umwandelt. Religion, als reiner Deismus, ist der Obersatz; — Industrie und Wissenschaft die beiden Unterabtheilungen derselben; und aus diesen bilden sich die drei Hauptsätze heraus:

»Jeder soll die Güter dieser Erde je nach seinen Fähigkeiten, jeder Talentvolle je nach seinen Werken, genießen.

Alle Privilegien der Geburt sind ohne Ausnahme aufgehoben.

Alle gesellschaftlichen Institutionen müssen die Vervollkommnung des moralischen, physischen und intellektuellen Zustandes der zahlreichsten und ärmsten Menschenklasse zum Zweck haben.

Von den wichtigen Folgerungen, die diese Grundsätze auf das ganze politische Leben der Völker, so wie auf die Organisation der einzelnen Staaten, endlich auf die Verhältnisse der Gesellschaft selbst haben müssen, werden wir unsre Leser, wie von der Lehre der Simonisten überhaupt, später unterhalten. Für jetzt eine Probe ihrer politischen Folgerungen. Man sieht, daß von diesem Standpunkte aus eine Menge Dinge ganz anders erscheinen müssen, und es kann nur ein Curiosum sein, aber keinen Staat verletzen, wenn er vor den Saint-Simonisten ganz und gar in Ungnade fällt. In Nr. 159. des Pariser Globe, welcher das politische Organ dieser Sekte in Frankreich ist, beschäftigen sie sich mit, allerdings ihrem größten Antipoden, mit Oesterreich, und fällen denn da über dessen politische Bedeutsamkeit folgendes seltsame Urtheil:

»Oesterreich spielt in diesem Augenblicke die gehässigste Rolle; es ist der böse Geist (mauvais genie) der heiligen Allianz; es dient derselben zur Ausführung großer Dinge, und dies darf uns nicht überraschen: von den jetzt einflußreichen Regierungen geht die österr-

reichische am meisten rückwärts; denn selbst das russische Cabinet, dessen Einmischung in die europäischen Angelegenheiten mit Recht als eine Geißel zurückgewiesen wird, wirkt aufklärend und civilisirend auf die Moskowiter und auf Asien. Oesterreich repräsentirt jetzt das Feudalwesen; unter allen Staaten sind in ihm die meisten Feudalverhältnisse und Gebräuche geblieben, am meisten die Einwohner von den Banden des Mittelalters umgürtet. Mit Unrecht zählt man Oesterreich unter die fünf großen Mächte, welche über Europa eine hohe Suprematie üben; denn es giebt kein Volk, das mehr moralisirt, geleitet und unterrichtet zu werden nöthig hätte. Die Zeit ist nahe, wo man dasselbe aus dem europäischen Gerichtshof verweisen und es unter Aufsicht der obern Polizei der Nationen stellen wird; eine Polizei, die nicht zum Zweck hat, die Individuen und Corporationen zurückzuführen, sondern sie zu heben und sie — an die Moral, Wissenschaft und Industrie glauben zu lehren (!!)«

»Oesterreich ist keine große Macht! Große Mächte sind heut zu Tage nur solche, welche am Civilisationswerke arbeiten, welche die Humanität fördern, die allgemeine Verbindung vorbereiten, das Gebiet der Moral, der Wissenschaft, der Industrie erweitern.«

»Darum sind, welche Ungeschicklichkeiten ihre Regierungen sich auch zu Schulden kommen ließen, Frankreich, England und Deutschland (Preußen inbegriffen) drei, allen andren überlegne, Großmächte.«

»Frankreich ist eine Großmacht; denn bei ihm finden sich am meisten großartige Gesinnung, hier widmet man sich am meisten den allgemeinen Interessen der Menschheit. Frankreich ist's, dessen Politik stets die uneigennützigste gewesen, welches das Vaterland Franklin's und Washington's rettete, Griechenland den Horden Ibrahims entriß; Frankreich unternahm die Revolutionskriege im Namen der Verbrüderung aller Völker; Frankreich trug durch die Expedition gegen Algier den Samen der Civilisation in ein Raubland, das bisher als ein unentbehrliches Glied im europäischen Gleichgewichte betrachtet wurde. Frankreich wird Europa wecken, welches schläft, während man die Polen erwürgt; in Frankreich sind die Gesinnungen der Verbrüderung mit andren Völkern am meisten entwickelt (?) Frankreich hat vorzüglich die allgemeine Moral gefördert.«

»England ist das Land der Industrie, der materiellen Entwickelung des Menschen; seine ungeheure industrielle Macht verkündet sich durch die wunderbaren Entwickelungen seiner Manufakturetablissements, seiner Marine, seiner Colonien; England ist eine Großmacht; es ist das Haupt der industriellen Vervollkommnung.«

»Deutschland, als eine Conföderation betrachtet, deren Centrum Preußen wäre, und das vornehmlich aus Preußen, Bayern, Sachsen, Hessen, Baden und Würtemberg bestände, — an dasselbe angelehnt, Schweden, Dänemark (Holland?) und — Polen (!) widmet sich mit unermüdlicher Beharrlichkeit wissenschaftlichen Untersuchungen. Deutschland sammelte und ordnete provisorisch eine Masse Materialien zur Vervollkommnung der Geschichte, der Gesetzgebung, der Metaphysik und Naturgeschichte: Deutschland ist eine Großmacht; es repräsentirt ganz besonders die Entwickelung der Civilisation unter der rationellen, oder wissenschaftlichen Beziehung.«

»Dies sind da drei Großmächte, die, wenn sie sich alle drei werden constituirt haben, sich zu einer Tripelallianz gesellen müssen, wo die drei Haupttheile der Civilisation, Moral, Wissenschaft, Industrie mit allem, bis jetzt möglichem, Glanze repräsentirt werden, und welche die obersten Verwaltungen der Sache der Humanität üben wird.«

»Rußland ist selbst in seiner jetzigen Organisation auch noch eine Großmacht; denn der Kaiser ist in seinen barbarischen Staaten die Personnificirung des Fortschreitungsgesetzes. Rußland ist civilisirend in seinen Beziehungen mit den benachbarten Völkern, nicht, wenn es nach dem Westen hin greift, — dann alsdann ist es eine Geißel — sondern wenn es nach dem Orient zu schreitet. *) Rußland, das so nach dem Verschlingen Polens dürstet, hat auf jener andren Seite eine so schöne Aufgabe zu erfüllen. **) Seine Bestimmung ist, an der Civilisation der asiatischen Völker und an seiner eignen zu arbeiten, und unter der Leitung der Coalition der drei westlichen Großmächte, Frankreich, England und Deutschland. Möge sie durch Persien, durch die Türkei, durch die Tartarei nach Asien bringen; möge sie sich selbst bei den Bestrebun,

*) Wie schon Herder in seiner Philosophie der Geschichte vor 40 Jahren andeutete. Red.

**) Und darum ist die Hand der Vorsehung so sichtbar mit Polen, um Rußland seiner natürlichen Bestimmung zurückzugeben. Red.

gen, die hinter ihm stehenden Nationen zu erheben, entwickeln; sie möge nach Süden dringen, und dort an die europäische Civilisation sich anschließen, welche die Engländer so glorreich bereits in Indien begonnen haben, und die sie jetzt mit starken Schritten nach China zu tragen.«

»Das sind die vier Großmächte Europa's; ausser denselben giebt es nur rückwärts drängende, oder Staaten zweiten Ranges, die sich um die drei Mittelpunkte umher zu gruppiren bestimmt sind.«

»Oesterreich — wir sagen es noch einmal, darf, so viel Gewicht man ihm auch immer beizulegen geneigt ist, nicht mehr unter die Großmächte gezählt werden; — es besitzt dem Namen nach ein sehr großes Gebiet; aber das sind eroberte Provinzen, die es nur durch Gewalt zusammenhält; so Gallizien, so das venetianisch-lombardische Königreich.«

»Oesterreich ist ganz besonders die Personnification des Aufhaltens, der österreichische Hofrath betrachtet sich als den natürlichen Feind jeder Neuerung, jeder Freilassung; wie der Schutzherr der Vergangenheit, roher (brutales) Institutionen. Oesterreich war auf dem Continent, nicht der furchtbarste, aber der hartnäckigste Gegner der französischen Revolution: es war der schmachvolle Verbündete Mahmuds gegen die Griechen, und während in der Bai von Navarin die Geschwader aller der vier wirklichen Großmächte, die eine Marine haben, vereinigt waren, *) war ein österreichischer Admiral von fern der verzweiflungsvolle Zeuge der Zerstörung der türkischen Flotte. Jetzt schützt es alle die kleinen Tyrannen, welche Europa erbittern, oder erschrecken, den Modeneser, die Herzogin von Parma, den Papst und Don Miguel, Don Miguel, der in Wien erzogen wurde.«

»Der erste Akt der Regierungen der drei großen westlich europäischen Mächte wird dann sein, daß sie Oesterreich bedeuten, es sei nun nicht mehr im Stande, über die Angelegenheiten andrer Völker zu berathen, und es habe sich nun blos mit den seinigen zu beschäftigen, um sie nach und nach dem bisherigen Feudaljoche zu entziehen. Alsdann ist Oesterreich zu den Staaten untergeordneten Ranges geworfen, deren Erziehung die drei großen westlichen Mächte zu besorgen haben!!« —

*) Dieser Punkt gehört zu den Uebertreibungen. Rußland verfolgte blos eigensüchtiges Interesse, und von Deutschland hatte sich Preußen losgesagt, das, troz der Verschwägerung mit Rußland, Sammlungen für die Griechen erst sehr spat erlaubte; mit dem übrigen Deutschland ist es, der Gesinnung nach, richtig. Red.

Wir geben das Uebrige nicht weiter, und verweisen die Leser auf die Vergleichung der Politik Napoleons, welche nicht Preußen, welche Oesterreich an die Spitze Deutschlands stellte, nach der Geschichte, nach der Natur der Sache; wie es auch alle echt deutschen Stämme wünschten, die ihre Antipathie, gegen Preußen in gerechtem Mißtrauen zu dieser Macht hoffentlich nie ablegen werden. Freilich müßte Oesterreich seiner bisherigen Politik entsagen. Aber es sei ein Wink in Wien, diese im Globe weiter auseinander gesetzte Bedeutung Preußens; — und daß das Ausland jetzt schon so über dasselbe spricht, selbst in einem Augenblick, wo es diesem Staate doch gern zu Leibe möchte!! — —

Historische und statistische Grillen.

9. Der Pariser Figaro und der Minister Sebastiani!

Es hegen jetzt einige Leute in Deutschland eine gewisse Entrüstung über diesen wackern und siegreichen Streiter gegen alle Jämmerlichkeiten in Politik wie Leben. Und wenn man sie um den Grund fragt, so verweisen sie gewöhnlich auf dessen Ausfälle gegen Sebastiani und das Spielen mit tonneau und andren Böttchergeräthschaften. Es sei doch schlecht und gemein, heißt es, daß er, der Liberale, dem Minister seine Abstammung von einem Handwerker vorwerfe! — Diese Urtheilsweise ist ein guter Trost für jeden Journalisten und Schriftsteller. Mag er noch so viel Jahre schreiben, er sieht endlich mit Erstaunen, daß der gewöhnliche Lesertroß ihn so wenig versteht, daß man ihn immer von der Oberfläche heraus verdammt, ohne sich die Mühe zu geben, über seine Motive nachzudenken.

Der Figaro, dächten wir, sollte als so gescheut bekannt sein, daß man ihm nicht zumuthete, er, der Republikaner werde an sich niedere Geburt für einen Gegenstand des Spottes halten; man sollte ihn ferner für so klug halten, um zu glauben, er werde etwas so oft wiederholen, wenn ihm nicht der Beifall des ganzen französischen Publikums gewiß sei.

Man darf ihn auch nur mit einiger Aufmerksamkeit und im Zusammenhang lesen, um diese Ausfälle ganz treffend zu finden. Fast in jeder Nummer fällt er zugleich über die Petitmaiterei dieses Ministers her, über seine Manschetten, seine glacirten Handschuh, seine Abbee-Frisur, mit einem Wort über die Rolle eines Grand-Seigneur aus der legitimen Zeit, die dieser Minister des Auswärtigen zu spielen versucht, der zugleich sich sehr erboßt, daß der Titel eines Monseigneur den Ministern Ludwig Philipps genom-

men ist. Dazu nun die Ueberzeugung, daß er die Diplomatie ebenso nach den alten verbrauchten ruses u. s. w. führt, und die Erblichkeit der Pairie, zu der er selbst gehören möchte, aufrecht erhalten mag. — Alles dies zusammen, kann wohl zweckmäßig machen, daß man, um auf ihn zu wirken, ihn daran erinnert, er sei ein Kind der Revolution und verläugne seine eigne Mutter, wie ein ganz gewöhnlicher Parvenu, und wie der ehemalige Markeur, Herr von Genoude, Redakteur der Gazette. — Thäte er es ernsthaft, so fiele der Figaro eben aus seiner gewöhnlichen Rolle.

Der Figaro ist in jeder Hinsicht eine respektable Macht, und wenn man ihn mit deutschen Klatschblättern vergleichen will, thut man ihm höchst Unrecht.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Philosophie.

Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. Von G. Fr. Daumer. Nürnberg, Druck und Verlag von Friedrich Campe. 1831.

Bei Beurtheilung jedes Werkes läuft man immer Gefahr, durch irgend Etwas, was uns an demselben gefällt, oder mißfällt, ganz für oder wider dasselbe eingenommen zu werden. Bei poetischen Werken ist es gewöhnlich die Form, die uns, wenn sie gelungen, oder mißlungen ist, in jenem Fall vom schlechten, oder unbedeutenden, in diesem auch vom besseren, edleren Inhalt abstrahiren läßt. Bei philosophischen Werken nimmt dagegen gewöhnlich der Inhalt wider, oder für dieselben ein, obgleich in neuerer Zeit, in welcher überhaupt der Form so gern der Vorzug vor dem Gehalt gegeben wird, wohl auch der Fall eintritt, daß die gelungene Form die Mängel, die mißlungene die Vorzüge philosophischer Darstellungen übersehen läßt. Zwar eifern Aesthetiker und Philosophen gegen diese Unterscheidung und Entgegensetzung der Form und des Inhalts, indem sie behaupten, daß in jedem Werk des Geistes, Form und Inhalt in Eins verschmolzen, und deßhalb die Mängel und Vorzüge der Form auch Mängel und Vorzüge des Inhalts und umgekehrt seien. Dies ist aber in der Theorie, und nicht in Praxi wahr, da nämlich kein menschliches, poetisches oder philosophisches Werk ein durchaus vollkommenes ist. Was nun das vorliegende Werk anlangt, so müssen wir gestehen, daß wir bei demselben versucht worden sind, um seines Inhalts, um seiner Grund- und Weltansichten willen ungerecht gegen dasselbe zu werden. Herr Daumer gehört zu der durch Fichte vorbereiteten, von Schelling gegründeten und von Hegel an das Extrem hinangeführten, philosophischen Schule, welche die Ansprüche der Religion und Philosophie, des Theismus und Pantheismus zu versöhnen sucht. Gegen dieses Trachten wäre an und für sich nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Resultate, zu denen es bisher geführt hat und zu denen es auf dem Wege, den es nun einmal eingeschlagen hat, noch führen zu müssen scheint. Es ist nicht zu läugnen, daß Herr Daumer bereits weiter und kühner vorgedrungen ist, als Schelling und Hegel. Gerade die Kühnheit und Offenheit, mit welcher er seine Ueberzeugungen eben darum auch klarer, als Schelling und Hegel ausspricht, von denen der letztere kaum freizusprechen sein möchte von bewußter Mystification; — gerade jene Kühnheit und Offenheit ist es, welche Herrn Daumer nicht allein die Hochachtung aller, auch derer zusichert, die dessen Grundansichten für falsch, ja für verderblich halten, sondern auch auf diesem Wege der Speculation einzig und allein zur Wahrheit hin-, d. h. zurückführen kann; zu der Wahrheit, die freilich als eine andre sich erweisen möchte, als die, welche ihr nachstreben, erwarten. — Wie alle neuere Philosophie durch die Lehre vom menschlichen Erkenntnißvermögen charakterisirt ist, so ist es auch die des Herrn Daumer. Wer ihm seine Erkenntnißtheorie zugiebt, wird ihm das Uebrige auch zugeben müssen. Wir geben sie nicht zu; der Leser sehe zu, was er zugeben mag. Daumer's Grundlehre ist der der Mystiker verwandt. Denn nicht zufrieden, die menschliche Vernunft, wie Rationalisten wohl pflegen, für den einzigen Grund und Quell aller menschlichen Erkenntniß Gottes, als des Wesens aller Dinge zu erklären und zu sagen, wie Herbart, daß die menschliche Vernunft sich bei dieser Erkenntniß beruhigen und sie immer mehr entwickeln müsse; — nicht hiemit zufrieden, — denn das wäre Seichtigkeit und Kleinmuth, — ja nicht einmal zufrieden mit der Behauptung, daß die menschliche Vernunfterkenntniß Gottes eine Seite, ein Complement der Selbsterkenntniß Gottes sei, ohne welche diese mangelhaft wäre, — dies wäre bloßer Bettelstolz, — fliegt Herren Daumers Vernunft, wie jener erst zu schaffende Vogel, über sich selbst hinaus mit dem Jubelruf: Gott kann sich nur in des Menschen und in keines andern Wesens Vernunft vollkommen erkennen. Andere zaghafte Menschen lehrten, Gott habe den Menschen die Vernunft gegeben, damit sie ihn zu erkennen vermöchten; jetzt heißt es, Gott gab den Menschen Vernunft, mußte sie ihnen geben, damit er im Stande sei, sich selbst zu erkennen, was ihm ausserdem nimmermehr hätte gelingen können. So hoch und erhaben das klingt, wir können den Menschen nur bedauern, der solchen philosophischen Wahnsinn ausbrüten und hegen kann. Doch ist Herr Daumer, wie gesagt, nur unumwundener herausgetreten; Hegel und seine Schüler, von denen der eine und der andere sich denn auch schon Allwissenheit, Allweisheit, Allmacht, kurz alle göttlichen Eigenschaften beigelegt hat, haben schon dasselbe gelehrt; und mit Recht ist schon von Hegel behauptet worden, daß Gott, um sich zu erkennen, bei ihm, Herrn Hegel, Collegia hören müßte. Wie in diesen principiellen Aeusserungen Herr Daumer unverhüllter, ehrlicher gewesen ist, als seine Meister, so auch in den Anwendungen, die er auf das Verhältniß der Philosophie und Religion, insonderheit des Christenthums macht. Auch hier ist nicht allein behauptet, daß die (speculative) Philosophie die zuverläßigste Begründung nicht allein für Theologie, sondern auch für Religion darbiete, und, daß dieselbe sich an die Stelle der Religion und namentlich des Christenthums zu setzen habe. Letzteres habe allerdings einmal eine welthistorische Bedeutung gehabt, aber dermalen längst aufgehört, sie zu haben; es sei etwas völlig antiquirtes und nur bedeutungsvoll als Mutter der schöneren Tochter: Philosophie, d. h. der mystischen Philosophie.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag | Nro. 84. | 15. Juli 1831.

Die Preß-Prügelgesellschaft in Warschau und die leipziger Literaturzeitung.

In einem der Warschauer Blätter befand sich, von der preußischen Staatszeitung wie alle dergleichen Dinge sorgfältig mitgetheilt, der Einfall eines Spaßvogels, es habe sich in Warschau eine Gesellschaft von jungen Leuten gebildet, welche diejenigen prügeln wolle, die in öffentlichen Blättern zügellos Privatpersonen angriffen, da die Regierung dagegen keinen Schutz gewähre. So gut angebracht in manchen Fällen dergleichen sprechende Demonstrationen an gewissen Orten und in gewissen Staaten wären, wo unter dem Schutz einer bengelhaften Censur *) die gröbsten und gemeinsten Injurien ungestrafe gedruckt und höchstens mit fünf Rthlr. gebüßt werden, so sieht doch jeder auf den ersten Blick, daß der Vorschlag nichts als eine Redefigur ist, um die Höhe zu bezeichnen, zu welcher die Lizenz in öffentlichen Blättern angeblich gestiegen ist. Denn man brauchte gar nicht weiter die Ordnung zu kennen, mit der die Behörden in Warschau ihre Verwaltung handhaben, — man durfte nur wissen, daß diese Stadt noch im Belagerungszustande sich befindet, um überzeugt zu sein, daß der Gouverneur die Prügelgesellen, wenn sie ernstlich ihre Constituirung angezeigt hätten, sogleich zur Stadt hinaus, oder sonst wohin schaffen würde.

*) In Gegensatz des Herrn Krug bengelhafter Preßfreiheit; da nicht die Freiheit, sondern blos deren Anwendung ein nonsens, bengelhaft sein könnte.

Philosophen aber, die durchaus die Nothwendigkeit eines besondern Preßgesetzes deduzirt haben, kommt dergleichen zu sehr gelegen, um nicht die Sache für baaren Ernst zu nehmen. Darum erzählt diese Mittheilung Herr Professor Krug in der leipziger Literaturzeitung, und sagt, daß nothwendig Preßfreiheit ohne ein Preßgesetz zu solchen Dingen am Ende führen, daß die Vernunft blos Freiheit unter Gesetz, folglich auch die Nothwendigkeit eines Preßgesetzes anerkennen müsse.

Uns scheinen hier eine Masse falscher Folgerungen, sowohl gegen Erfahrung, als Logik. — Erstens existirt in England die vollständigste Preßfreiheit schon über hundert Jahre, und nicht nur ohne alle besondre Gesetze hinsichtlich des Mißbrauchs, sondern sogar ohne ein Gesetz, das nur die Freiheit der Presse überhaupt ausspräche, da dieselbe als ein eben so natürliches Recht als das zu freiem Gehen und Reden vorausgesetzt wird. Nun schlägt und bort sich kein Volk in der Welt bei dem kleinsten Anlaß so gern, als das englische, und Niemand hat noch von einer Prügelgesellschaft als Supplement der Preßgesetzgebung gehört. In Frankreich, in Bayern, in Belgien, in Schweden, kurz überall, wo Preßfreiheit herrschte, fand sich keine besondre Bestimmung hinsichtlich der Beleidigungen durch die Presse, und auch da haben sich nirgend die Bürger zusammengethan, um völlig den Gebrauch des Stocks gegen Journalisten in ein organisches System zu bringen. Allerdings hat hie und da einer den andren wegen Beleidigungen in öffentlichen Blättern geprügelt;

aber das geschah bei Preßfreiheit so gut, wie bei Censur. Der Maler Hahn prügelte Herrn Saphir im preßfreien München nicht anders, wie der Schauspieler Stawinski Herrn Schall im censurscharfen Breslau, und der Schauspieler Becker bot dem Hofrath Philippi, der selbst Censor ist, unter den Augen des sächsischen Hofes Ohrfeigen an. Schon der alte Scarron ward mit einem Stocke überfallen. Die Hauptsache ist aber, daß diese Beispiele an den Fingern sich herzählen lassen, und daß, wenn der Professor Krug über die, allerdings curiose Geschichte der europäischen Prügelscenen, nachdenken will, er immer wenigstens 2000 Fälle finden wird, in denen die Leute sich wegen mündlicher und privat-schriftlicher Injurien prügelten, gegen einen Fall, wo wegen gedruckter. Die Wirthshäuser sind eine ergiebigere Prügelquelle, als die Druckerpresse; aber es würde allerdings in Erstaunen setzen, wenn Jemand ein »Wirthshausinjuriengesetz« zur Vermeidung der Wirthshausprügel vorschlagen wollte.

Wir haben schon mehrmals in unsren Blättern behauptet, daß die Gemeinheiten in öffentlichen Blättern nur bei vollständiger Freiheit der Presse aufhören werden, ohne besondres Gesetz, da alsdann die Freimüthigkeit auf größere Dinge sich richten kann, da das Publikum alsdann immer weniger Gefallen an Persönlichkeiten finden wird, und daß die Blätter da am schofelsten sind, wo die strengste Censur ist. Die Presse in Frankreich, England u. s. w. giebt davon den besten Beleg; denn, was an dieser als zügellos geschildert wird, ist nur das, was servilen Leuten überall nicht gefällt. Wer hat unter den vielen Prozessen, welche die englischen Blätter mittheilen, Injurienprozesse gegen Schriftsteller gefunden, und in Frankreich andre, als vom Staat angestellte? Ueber den Figaro ließen wir uns schon aus. Was nun die polnischen Blätter in's Besondre betrifft, so wäre es in der jetzigen Aufgeregtheit dort kein Wunder, wenn einige Journalisten solche Aergernisse gäben, daß man einen, oder den andren zu prügeln Lust hätte, aber dies ist nicht einmal der Fall. Einzelne Zeitungen machen es sich allerdings zur Pflicht, angebliche Lauheiten bei einzelnen Personen zu rügen und sie namentlich aufzuführen und mögen in ihrem Eifer oft Unschuldige verletzen und andre Irrthümer begehen, auch ihre Sprache nicht mäßigen, wie der polnische Soldat seinen Muth: Doch muß man bedenken 1) daß in der jetzigen Lage Polens, wo Alle zur Mitwirkung berufen sind, jeder Pole als öffentliche Person zu betrachten ist; 2) daß in einer solchen Aufregung, namentlich nach so langem Drucke, jede persönliche Rüge empfindlicher schmerze; 3) daß viele Polen die Unziemlichkeiten ihrer Presse zu sehr in ihren Klagen übertreiben, weil sie sich zu sehr vor dem Vorwurf anarchischen Zustandes fürchten, um nicht lieber selbst ihre Schriftsteller zu denunziren, statt es andren zu überlassen. Doch genug hievon.

Gegen die Logik besonders aber ist der Schluß, daß, weil die Vernunft nur gesetzliche Freiheit anerkenne, die Preßfreiheit, statt den übrigen allgemeinen, einem besondren Gesetze unterworfen werden müsse. Es ist schon vielfältig anerkannt, das beste Preßgesetz sei wie in England gar keines; woraus nicht folgt, wie Herr Krug zu folgern sich berechtigt glaubt, daß die Preßfreiheit gesetzlos sei, sondern nur, daß die Preßvergehen nach den gewöhnlichen Gesetzen bestraft werden. Das Vernünftigste ist dies schon darum, weil die Presse nur ein Mittel ist, verschiedne Verbrechen zu begehen, gegen welche in allen Staaten Gesetze und Strafen schon statt finden, — wie Aufreiz zum Aufruhr, Beschimpfung der Obrigkeit, Pasquille, Injurien, Verleumdungen u. s. w., — eben so wie Schrift und Rede, selbst Pantomimen, die andren Mittel zum Begehen dieser Verbrechen sind. Der Unterschied der Strafe kann nur in dem Grade derselben liegen wegen des größern Schadens, den die weitere Verbreitung dem verletzten Individuum zufügt, und in der Leichtigkeit, diese Verletzungen zu begehen. Aber alle Gesetzgebungen bestimmen schon, daß Injurien, Verleumdungen z. B. strenger bestraft werden, wenn sie an öffentlichen Orten, oder so, daß sie vielen bekannt werden, begangen sind. Man sage mir z. B., warum ein Unterschied in der Bestrafung Statt finden, und daher ein besondres Gesetz gegeben und in Anwendung gebracht werden sollte, weil ich Jemand in einer Druckschrift beleidigte, als wenn ich dieselbe Beleidigung z. B. geschrieben ausstreuete, oder an die Straßenecken als Pasquill anschlagen ließe? Die größere Leichtigkeit der Verbreitung ersterer Form könnte höchstens den einfachen Zusatz im Strafgesetz nöthig machen, daß Preßvergehen gesteigerte Strafen begründeten; und auch das wäre nicht nöthig, indem Injurienstrafen immer arbitrair, d. h. dem Ermessen des Richters anheimgestellt sind. Wenn wir an dem neuen bayerschen Gesetze die Strafartikel gegen Privatverletzungen rühmen, so geschieht es nur, weil wir uns freuen, im Allgemeinen

die Ehre höher als zu 5 Rthlr., wie in Sachsen, angeschlagen zu sehen. — Die Unvernunft, daß eine im Zimmer gegebne Ohrfeige, und ein auf öffentlichem Markt der Publizität geschehener Ehrenraub, mit gleicher Summe, daß der geringste Diebstahl von 12 gr. ärger, als das ehrraubendste Pasquill bestraft wird, liegt nicht in dem Mangel der Gesetze, sondern in der Verstandesschwäche und dem eignen Ehrgefühl der Richter! — So hatte mit großem Rechte der badische Abgeordnete, Duttlinger glaub' ich, gesagt: Preßvergehen besonders betrachtet kämen ihm gerade so vor, als ob man den andres bestrafen wollte, der mit einem Messer, als den, der mit einer Gabel, oder mit einem Schießgewehr einen andren verletzt. — Das sagt die Vernunft, und es ist darum das Räthsel eines genügenden und erschöpfenden Preßgesetzes bisher blos darum nicht gelöst worden, weil es ein solches vernünftiger Weise gar nicht geben kann. Man sehe die erstaunenswerthen Lossprechungen der französischen Jury in neuester Zeit. Sie geschehen aus dem Grunde, weil so viele Vergehen unter die, im Gesetz angegebnen, Rubriken sich eben nicht subsummiren lassen. — So lange es noch besondre Preßgesetze giebt, ist die Presse nicht vollkommen frei, und dabei Schutz für Privatpersonen in vielen Fällen nicht möglich; nur in England und Amerika giebt es solche, weil da Niemand an eine Caution denkt, und den Leuten Caution und andre Präventionsmittel in ihrer unphilosophischen und systemlosen Vernunft vorkommen, als erlaube man den Leuten das Gehen nur gegen die Erlegung einer gewissen Summe, und als lege man armen Leuten Klötze an die Füße.

Preßgesetze, Cautionen u. s. w. sind wahrlich keine Postulate der Vernunft, sondern der seltsamen, aus politischer und sonstiger philisterhafter Aengstlichkeit hervorgegangnen, Begriffsverwirrungen über die Preßverhältnisse. Wir betrachten sie nur als Uebergangsmittel zu einem ernstlich, dem Naturrecht und gesunder Vernunft und Logik, wie gesunder Politik entsprechenden, Zustande wirklicher Freiheit. Wir glauben allerdings nicht, daß irgend ein Staat die letztere zur Zeit noch auffassen, wünschen aber doch wenigstens, daß theoretisch das wahre Wesen der Sache nicht verwirrt werde.

Uebrigens flößte uns auch diese Gelegenheit die Ueberzeugung ein, daß jeder Vater zu beneiden ist, der seinen Sohn jetzt in Freiburg studieren lassen kann, wo Rotteck, Welker, Duttlinger u. a. lehren, wie sie in der Deputirtenkammer sprechen. R.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Philosophie.

(Schluß.)

Wir gestehen, daß wenn wir uns einmal zum Mysticismus bekennen wollten, wir doch lieber den religiösen, als den philosophischen erwählen würden, aus dem einfachen Grunde, weil jener wenigstens noch verständig genug ist, sich keine contradictio in adjecto zu Schulden kommen zu lassen, — versteht sich, in der Theorie. Inzwischen lehrt Herr Daumer auch in dieser Beziehung nichts ganz Neues. Denn, indem er uns schon einige Normen eines künftigen speculativ- oder mystisch-philosophischen Symbolums entworfen hat und es für eine der wichtigsten Pflichten der Philosophie erklärt, an der Verwirklichung seiner Philosophiereligion zu arbeiten, was thut er anders, als was der Philosoph Krause in Göttingen bereits angedeutet hat? Und wenn er sagt, indem er dem Christenthum den Untergang und ein philosophisches tausendjähriges Reich verkündet, die Philosophie gehe allerdings auf ihren Culminationspuncten zur Prophetie über, so bedauern wir nur, daß die Philosophie zu dieser Prophetie unter andern auch schon vor zwanzig Jahren gelangt war. So hat z. B. der verstorbene Dr. Stutzmann schon in einem 1808. erschienenem Werke: Philosophie der Geschichte, Nürnberg, bei Campe, sehr bestimmt erklärt, es werde im Jahre 2000 nach Christo mit dem Christenthum aus sein, so daß ihm gegenwärtig nur noch eine spärliche Frist von 169 Jahren gegönnt wäre. — Wir haben uns immer sagen lassen, daß die Historie, nicht die Philosophie, selbst dann nicht, die Verkündigerin der Zukunft sei, wenn diese anmaßende Dame sich eben so verwegen an die Stelle der Historie, als an die der Religion zu setzen, für die alleinwahre Geschichte sich zu erklären, herausnimmt. Fragen wir die Geschichte, so erfahren wir freilich, daß es mit dem Judaismus deswegen noch nicht gleich zu Ende gegangen ist, weil das Christenthum aus ihm hervorgegangen. Wie es mit dem Heiden- und Götzenthum stehe, weiß jeder. Noch ist weder der Brahmismus, noch der Budaismus, nicht einmal vor dem Mahomedanismus geschwunden und eben so wenig der offenkundige Teufelsdienst einiger africanischen Stämme. Der Monotheismus hält überdies dem Polytheismus auf Erden kaum die Wage, wie jede statistische Tabelle der, nach den Religionen verglichenen Völker zeigt. Was dem Christenthum in 1800 Jahren nicht gelungen ist und nicht gelingen konnte, das wird dem Philosophismus sobald noch weit weniger gelingen. Wie kann man überhaupt das Christenthum schon antiquirt nennen

da es sein Tagwerk noch so wenig vollbracht hat, daß nicht einmal Philosophen im Stande sind, die ewige Jugend zu capiren, die aus seinem klarsten, reinsten und tiefsten Born, aus seinem Gebot der Liebe quillt. Erfüllt z. B. nur einmal dieses Gebot ganz und zeigt uns dann, daß Euch, daß der Menschheit dann noch etwas zu thun, oder zu wünschen übrig bleibe, dann wollen wir sehen, ob an Euere philosophischen Prophezeihungen wird geglaubt werden müssen. — Herr Daumer äussert irgendwo in seiner Schrift, daß Christus, wie etwa auch Socrates, Arnold von Brescia (nach Friedrich v. Raumer in den Hohenstaufen), Joh. Huß, mit Recht den Tod des Verbrechers gestorben sei, weil er seine, den damaligen, bestehenden, gesetzlich gewährleisteten Lehren, Gebräuchen und Vorstellungen feindlichen Lehren gepredigt und geübt. Gott sei Dank! Haben dergleichen barbarisch-originelle Ansichten über Christi Tod noch nicht Anklang genug in den Gemüthern bornirter Christen und christlicher Verwalter der Staaten gefunden, um eine Anwendung auf ihre Urheber fürchten zu lassen. Es wäre auch nicht gut, einem Propheten, der das Unmögliche prophezeiht, eine andere Märtyrerkrone aufzusetzen, als welche ihm von der gesunden Vernunft in einem sardonischen Lächeln gereicht wird. A.

Philosophie und Politik.

Philosophie und Politik des Liberalismus, von Dr. Joseph Gambihler. Nürnberg. Fr. Campe. 1831. 247 S. in 8.

Der Verfasser der genannten Schrift, der sich durchgängig als einen freisinnigen Mann darstellt, versucht nach einer kurzen Einleitung, in welcher er sich über die Freiheit und ihre Kämpfe von den ersten Zeiten bis zu ihren Siegen in den Julitagen des vergangnen Jahres ausbreitet, auf dem Wege philosophischer Forschung und Darlegung den Liberalismus zu würdigen und auf den Höhepunkt zu stellen, von welchem Alles ausgehen und auf welchen sich Alles zurück beziehen muß. Eine gründlichere Darlegung der Ideen des Verfassers wird sich am leichtesten geben lassen, wenn wir ihm selbst in aller Kürze folgen und die einzelnen Abschnitte im Auszuge mittheilen. Zuerst beantwortet der Verfasser die Frage: Was ist Liberalismus? und definirt denselben als »das in allen Richtungen des menschlichen Geistes ausgedrückte Streben, alle nach dem Gesetze »der Nothwendigkeit und Wissenschaft zum Menschenheile »und Vervollkommnungszwecke passendsten und besten Ideen, »Wahrheiten und Einrichtungen in's Leben einzuführen, mit »aller Kraft zu verwirklichen und zu erhalten.« Darauf zeigt er 2) wodurch der Liberalismus bedingt werde? und stellt Bildung und Erziehung unter Voraussetzung der Freiheit als bedingend dar. Im dritten Abschnitte handelt der Verfasser von den Ideen, welche die vorzüglichsten Objekte des Liberalismus sind, und verbreitet sich mit ziemlicher Klarheit über die Ideen des Seins, der Wahrheit, der Humanität und des Staates, (wobei Betrachtungen über Todesstrafe, gesetzgebende Gewalt im Volke u. s. w.) Als letztes und höchstes Objekt bezeichnet der Verfasser die Idee der Freiheit — Die politischen Ansichten des Verfassers sind oft treffend, stützen sich aber nicht immer auf genaue Kenntniß der Verhältnisse. So z. B., was er S. 115. in Betreff der polnischen Sache sagt. Wir führen die Stelle wörtlich an, um zugleich eine Probe seiner Schreibart zu geben:

»Persönliche Freiheit macht den Menschen zu allem Guten fähig; unter Beherzigung dieses Satzes sieht der Menschenfreund mit Wehmuth auf Polen hin, das seine politische »Freiheit erringen will, während der größte Theil der Nation noch, weniger durch ein unmenschliches Gesetz, als »durch die allmächtige Gewohnheit, in Leibeigenschaft seufzt; (?) »was frommt es dem polnischen Adel (vor allem dem reichern, denn der arme ist selbst leibeigen, (?) patriotisch zu »sein, wenn jene, die ihm die politische Freiheit erringen »helfen sollen, nicht vorerst persönlich (?) frei sind und zum »Kampfe gejagt (?) werden sollen? Der Kenner des Menschengeschlechtes zittert vor den Folgen: das begeisternde »Gefühl der Guten, das den Polen Selbstständigkeit wünscht, »ist mit einem großen Theile von Furcht gemischt, die sich »endlich in den weiter hinaussehenden Wunsch auflößt, daß, »wenn die Polen ihre Freiheit errungen haben, sie sogleich »beginnen, die Freiheit des einzelnen in Kunst, Wissenschaft »und humanem Leben begründen und so ihr Glück erringen »und das große Werk dann mit Kraft beginnen, Schutzwache »für den Westen gegen den von Nord bis zum Süden reichenden, drohenden Koloß zu sein. Die Polen mögen bedenken, daß sie so schöne Anfänge gemacht haben, sie sollen eben dadurch ihre Schritte verdoppeln, dann wird man, »nach Begründung der persönlichen Freiheit unter ihnen, »ihren Enthusiasmus, ihren Patriotismus, der in einzelnen »Erscheinungen den jeder andern Nation weit übertrifft, loben und ehren, man kann auf ihn volle Zuversicht haben, »und man wird dann mit wahrem Beifall den Ausspruch: »Ich sollte die Freiheit, mein Vaterland nicht lieben und »bin ein Pole! ehren, da er ohne Begründung persönlicher »Freiheit oft nur ein leerer, eitler Schall ist; das polnische »heiße Feuer der Freiheit, wird dann sicher gegen russisches »Eis stehen können auf lange Zeiten hinaus.«

Hier kehrt nämlich die leider immer noch nicht ausgerottete Meinung deutscher Gelehrten vom polnischen Adel und der polnischen Leibeigenschaft wieder. Der polnische Bauer ist lange nicht mehr, und seit 1807. sogar gesetzlich nicht mehr, leibeigen. Er ist nicht einmal hörig, wie viele Bauern in Deutschland. Er kann sich frei von der Scholle wegbewegen, und ist nichts als der Pächter seines Herrn; nur Eigenthum hat er noch nicht Wie vielfältig letzteres schon berathen worden seit der Revolution, wäre schon aus der preußischen Staatszeitung zu ersehen gewesen. Kein Adel ferner in ganz Europa hat sich so edel aller seiner Vorrechte zur Emporbringung seines Vaterlandes zu entkleiden stets bereit erklärt. Wäre der polnische Bauer wirklich ein Sklave und sein Herr ein Aristokrat im gewöhnlichen Sinne, — wie wären die neuesten Ereignisse, ja wie die unter Kosciusko möglich gewesen? —

Endlich verbreitet sich der Verfasser noch über Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Freiheit des Unterrichts (Lehrer, Unterrichtsobjekt, Unterrichtsweise), und schließt mit einer Betrachtung über Bayern, die besonders die Stellung desselben in der neuern Zeit behandelt und allen Bayern zur Beachtung empfohlen werden muß. — Wenn wir noch etwas tadeln möchten, so wären es die eingestreuten Distichen, die der Verfasser allemal als Worte des Gemüths uns aufführt. Da diese aber nur selten einigen Schwung haben, öfters jedoch gegen die Metrik verstoßen, und den Gang der Rede unnöthigerweise stören, so hätten wir sie gern weggewünscht. — Der Liberalismus hat in neuerer Zeit faktisch mehrere glänzende Siege erfochten. — Ein Verfechten des Liberalismus im Gebiete der Wissenschaft ist dagegen jedenfalls neu, und verdient der Versuch daher Dank, besonders in Bayern, wo auf dem Gebiet philosophischer Forschung nicht zu viel geschah. Q.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 85.** 18. Juli 1831.

Ueber die Wichtigkeit der Befreiung Polens für Deutschland.

In ganz Deutschland, selbst Oesterreich und Preußen nicht ausgenommen, hat die öffentliche Meinung sich auf eine so entschiedene Weise für die Polen und ihre heilige Sache ausgesprochen, wie dies seit Jahrhunderten noch nie für eine fremde Angelegenheit der Fall war. Die Theilnahme an dem traurigen Schicksale der Griechen läßt sich mit dem Enthusiasmus, der jetzt alle Herzen ergriffen hat, nicht vergleichen. Auch begreift man leicht den Grund. Wie gerecht auch der Kampf der Griechen war, so flößte doch die Feigheit, die Hinterlist und die Unsittlichkeit dieses Volkes, wenn auch nur durch die Schmach der Unterdrückung verschuldet, gerade den genauest Unterrichteten oft einen wahren Abscheu ein. Wie viele Philhellenen kehrten nicht, mit dem bittersten Hasse gegen die Griechen erfüllt, in ihre Heimath zurück! Wie anders ist dieses Alles bei den Polen! Selbst wenn ihre Sache weniger gerecht wäre; wenn es wahr wäre, was man ihnen von einer gewissen Seite zum Vorwurf machen will, daß sie Empörer gegen ihren rechtmäßigen Beherrscher, Abtrünnige von ihrer rechtmäßigen Obrigkeit wären, so mußte man doch den Heldenmuth, die unerschütterliche Standhaftigkeit, die hochherzige Aufopferung bewundern, womit sie den einmal begonnenen Kampf — bis zum Tode treu — auskämpfen. Jede großartige Gesinnung hat in der Brust des Deutschen von je ihren Widerhall gefunden; das menschlich Edle, Würdige und Erhabene hat von je in jedem deutschen Herzen innige Theilnahme und Rührung erweckt.

Diese Gefühle, nicht Rücksichten der Politik waren es, die alle deutschen Völker für die polnische Sache begeistert haben. Aber das menschliche Gefühl hat auf die Maßregeln der Cabinette, auf die Schritte der Regierungen nur selten Einfluß. Daher sehen wir bis jetzt noch beinahe alle deutschen Regierungen eben so entschieden für die Russen, als ihre Völker für die Polen Partei nehmen. Natürlich, denn Rußland ist ein mächtiger, übermächtiger Staat, ein Nachbar, den man besser zum Freunde, als zum Feinde hat; während Polen ein armes, unterdrücktes, mit Anstrengung der letzten Kräfte in verzweifeltem Kampfe ringendes Land ist, von dem Niemand etwas zu befürchten hat.

Aber ist die vorsichtigste Politik wirklich in allen Fällen die klügste? Ist Rußland, das selbst das schwache getheilte verstümmelte Polen nicht in seinen Fesseln halten kann, wirklich so zu scheuen, wie dies — vielleicht aus alter Gewohnheit — nur an zu vielen Orten noch geschieht? Wir möchten dies bezweifeln; und so wenig wir den deutschen Cabinetten zumuthen wollen, daß sie durch die Stimme der öffentlichen Meinung und der Menschlichkeit allein in ihrer Politik sich leiten lassen, so dürfen wir uns doch erlauben, sie auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der — sonderbar genug — von allen Vorsprechern der tapfern Polen bis jetzt vergessen worden ist. Vielleicht weil es

anwiderte, die Einflüsterungen des Egoismus in die edelsten Gefühle zu mischen. Aber mit Unrecht. Denn Egoismus ist bis jetzt noch die Seele der Politik. Selbst der gepriesene Canning erhob sich zu keiner höheren Ansicht, als der egoistischen: Was für sein Volk, für sein Vaterland nützlich sei, müsse jeder andern — von allgemein menschlichen, sittlichen Gründen gebotenen — Rücksicht vorgehen.

Erheben wir daher immerhin die Stimme des Egoismus! Beweisen wir unsern Fürsten, daß es nicht blos im Interesse der Menschlichkeit, sondern auch für unser Interesse, für Deutschland, für alle Staaten des deutschen Bundes nothwendig sei, daß Polen frei, daß es in seinen alten Grenzen hergestellt werde!

Woher rührt die Unzufriedenheit, die in so vielen Gegenden Deutschlands herrscht, woher die Verarmung, die immer allgemeiner sich ausbreitet, das Elend, in dem der größte Theil des Volkes schmachtet? Die Antwort ist leicht: Von der zunehmenden Nahrungslosigkeit. Aber woher rührt diese Nahrungslosigkeit?

Oft ist diese Frage aufgeworfen und auf vielfache Weise beantwortet worden; so daß der Hauptgrund gegenwärtig wohl keinem einigermaßen Unterrichteten verborgen sein kann. Ausser den Zollinien im Innern ist der Hauptgrund der allgemeinen, mitten im Frieden immer beunruhigender zunehmenden Noth die Verstopfung aller Erwerbsquellen, die früher der auswärtige Handel allen deutschen Staaten darbot. Während Deutschland in seiner Zersplitterung sich des Eindringens fremder Waaren nicht erwehren kann, sind den deutschen Waaren alle fremden Märkte verschlossen.

Den letzten Stoß gab dem deutschen Handel das russische Prohibitivsystem. Nach dem Osten konnten wenigstens bisher noch immer deutsche Tuche und Baumwollen, Leinwand, Eisenwaaren u. s. w. ausgeführt werden. Der neue russische Zolltarif machte auch diesem, für viele Gegenden dem letzten, Handelszweige ein Ende. Ein unermeßliches, durch die Natur auf die Production angewiesenes Gebiet wurde durch eine kurzsichtige Politik gezwungen, statt die Fabricate der Fremden gegen seine reichen Producte einzutauschen, sich selbst auf die Fabrication zu werfen und seine Kräfte der Production zu entziehen. Fünfzig Millionen Unterthanen des russischen Reiches kauften keine deutschen Fabricate mehr. Wäre nicht ein so wichtiger Ausfall für manche Gegenden allein hinreichend die allgemeine Verarmung zu erklären?

Jetzt rissen zwanzig Millionen Polen von diesen fünfzig, die dem russischen Reiche unterworfen waren, sich los. Sie fordern die Rechte zurück, die ohne ihre Einwilligung ihnen entrissen wurden. Was gebietet nun die deutsche Politik?

Doch nicht die übrig gebliebenen dreißig Millionen zu unterstützen, damit sie die Minderzahl in die alte Abhängigkeit zurück dränge? Doch nicht dem Zaaren Beihülfe zu leisten, damit er sein auseinander fallendes Reich zusammenhalte, den geschlossenen Riesenstaat wieder herstelle, der — gegen seinen eigenen Vortheil verblendet — um nur keinem Fremden etwas zukommen zu lassen, den letzten Zweig des deutschen Handels vernichtete?

Wir reden hier nicht von Gründen der höheren Politik; diese sind so vielfach und so überzeugend und erschöpfend geltend gemacht worden — vielleicht auch von dem Unterzeichneten schon in seiner Brochure: »Ueber die polnische Frage« (Paris, Heideloff. 1831. 8.), daß wir, auf's Neue auf dieselben einzugehen, hier besser vermeiden. Wir beschränken uns auf den einfachen gemeinen Grund des Interesses. Unser Vortheil gebietet es, so sehr dies in unsern Kräften steht, uns der Polen anzunehmen. Wenn wir auch nicht ihrem Heldenkampfe es zu danken hätten, daß sie die Moscowiter noch auf einige Zeit von uns entfernt halten; so müssen wir ihnen doch dankbar dafür sein, daß sie dem verderblichen russischen Zolltarife, der an unserm besten Blut und Herzen zehrte, ein Ende gemacht haben. Oder glaubt man, daß die Polen, wenn sie frei sind, den alten beliebten Zolltarif, der selbst im Königreiche Polen durch Kosacken aufrecht gehalten werden mußte, wieder herstellen werde?

Darüber können wir unbesorgt sein. Polen, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens reich, wird wie ehemals wieder seine Kräfte auf den Ackerbau wenden; zwanzig Millionen Polen, der Deutschen nächste Nachbarn, werden den, durch den Verkauf ihrer Producte ihnen zuströmenden Reichthum zu dem Ankauf deutscher Fabricate benutzen. Wollen wir den Russen behülflich sein, die Polen unter das Regiment ihres segensreichen Zolltarifs zurück zu drücken?

Ob wir wollen? — Kein Deutscher kann dies wollen, aber mehrere unserer Regierungen thun es. Die Polen haben ihre Grenzen allen Waaren eröffnet; die benachbarten Regierungen verbieten den »Rebellen« das Geringste zuzuführen, was ihnen zur Fort-

setzung ihrer »Empörung« förderlich sein könnte. Dagegen wird das russische Heer bereitwillig mit allen Bedürfnissen an Kriegs- und Mundvorrath versehen, und dadurch in den Stand gesetzt, sich in einem Lande zu behaupten, in welchem auch der ärmste Bauer keinem Russen einen Bissen Brod für schweres Gold verkaufen würde. Zum Dank bringen die Russen den freundlichen Mächten die Cholera.

Wenn die Regierungen so wenig begreifen, was eine gesunde Politik ihnen gebietet, so ist es die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes, seine mahnende Stimme zu erheben. Man veranlasse und unterzeichne in allen deutschen Staaten und in allen deutschen Städten Petitionen an die Fürsten, »daß sie sich der Polen annehmen, daß sie sich bei den großen Mächten für die Polen verwenden, daß sie die Russen zwingen in ihre sibirischen Steppen und Wüsten zurück zu kehren, daß sie dem Kampfe ein Ende machen, der uns mit einer furchtbaren Krankheit bedroht, die, bei uns einmal eingewandert, in unserem milderen und wärmeren Clima leicht einheimisch werden kann, wie einst die Pocken.«

Die segensreichsten Folgen werden die Befreiung und Wiederherstellung Polens begleiten. Wenn ein Volk von zwanzig Millionen seine Grenzen dem deutschen Handel öffnet, werden auch im Innern Deutschlands die lähmenden Mauthlinien schwinden. Denn welcher deutsche Staat würde es wagen, bei einem solchen Vorgange hinter Fremden zurück zu bleiben? Von dem Norden durch eine mächtige Vormauer getrennt, würde sich Deutschland einig, blühend und groß erheben, wie in den Tagen seiner alten Kraft und Herrlichkeit. Jeder Deutsche, dem seines Vaterlandes Wohl am Herzen liegt, sei für Polen thätig! Die Thätigkeit aber, die einem Jeden übrig bleibt, ist, sich durch Petitionen an die Stände seines Heimathlandes, oder an seine Regierung zu wenden.

Hermes.

Historische und statistische Grillen.

10.

Zur Geschichte der preußischen Literatur von 1831. Zu Magdeburg in der Faberschen Buchdruckerei sind erschienen: Drei Lieder eines preußischen Landeskindes, gesungen im Jahr 1831. Von Heinrich Mówes, Pastor. Das erste Lied beginnt also:

Gottlob, daß ich ein Preuße bin!
Ich laß' euch andren Völkern eure Ehre;
Doch sag' ich's frei: Wenn ich kein Preuße wäre,
Ich zöge nirgents als nach Preußen hin.

Das Paradies liegt zwar hier nicht:
Die das auf Erden suchen, nenn' ich Thoren;
Doch wen mein liebes Preußenland geboren,
Der muß frohlocken — oder ist ein — Wicht.

Von den Behörden sollen viele 1000 Exemplare an die Schulen vertheilt worden sein, zum Auswendiglernen und Singen für die Kinder.

In dem »Vaterlandskatechismus dagegen, Allen redlichen und getreuen Preußen dargeboten vom Verfasser des Glaubensbekenntnisses der preußischen Landwehr,« welcher das naive Motto aus Joh. 1. 23. führt: Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüsten — wird gefragt: Was ist wohl das Vaterland? Und geantwortet: »Das Ebenbild des Reiches Gottes auf Erden,« während der Pastor Mówes meint, daß das Paradies hier nicht läge.

Frage: Wie muß das Vaterland beschaffen sein?

Antwort: Nach dem Vorbilde der höchsten ewigen Einheit — Gott — muß das Vaterland, als Ebenbild seines Reiches auf Erden, gleich wie jedes wahrhaft Eine — dreifaltig sein. Die drei, welche dieses Eine bilden, sind: Fürst, Volk und Land, gleichbedeutend mit — Kraft, Werkzeug, Stoff, der Dreifaltigkeit alles lebendigen und geregelten Wirkens. In keinem dieser drei kann einzeln der Begriff des Vaterlandes liegen, denn — Gott ist nicht einsam eins. Eben so wenig in zweien — wir mögen nun den Fürsten, oder das Volk mit dem Lande verbinden (d. h. also z. B. ein Land mit einem Fürsten ohne Volk; nun aus Polen hätte dergleichen werden sollen); denn — es würde sich stets der Zustand eines hoffnungslosen Zwiespalts ergeben, ein Kampf zwischen — Leben und Tod. Nach dem Grundsatze des dreifaltig — Einen, der uns in der Vorstellung von Gott gegeben ist, wird die Arbeit des Volkes, d. h. des Werkzeuges, auf den Stoff, das Land, gewendet; das Zusammenwirken beider leitet die höhere, beide umfassende, Kraft: Der Fürst; die Verbindung dieser drei zu einem Ganzen giebt — die ächte Wissenschaft vom Gemeinwesen; das Ganze selbst ist das Vaterland. Das ist es, was der Prophet Jesaias in der heiligen Schrift vom Reiche Gottes redet. XXXII. 1—4. und 15—18.«

Diesen einfältigen Dreifaltigkeitsunsinn empfahl bekanntlich die preußische Staatszeitung.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Arithmetik.

Lehrbuch der Arithmetik für die lateinischen Schulen in Bayern, von Dr. Joh. Bernh. Friederich, Professor der Mathematik am königl. Gymnasium in Ansbach. Nürnberg, bei Friedr. Campe. 1831. kl. 8. Pr. 48 kr.

Vorliegendes Lehrbuch soll dem Lehrer als Leitfaden bei seinem Unterrichte, und dem Schüler als Führer bei der Wiederholung des in der Schule Gelernten dienen; jeder Schüler müsse daher mit einem Lehrbuche versehen sein. So sehr wir gegen das Diktiren der nothwendigsten Sätze und Lehren uns aussprechen müssen, so können wir dem Verfasser doch nicht darin beistimmen, daß der Unterricht seinen Reiz verliere. Jenes muß aus Mangel an guten Lehrbüchern leider nur zu häufig geschehen; diesem Mangel sucht der Verfasser abzuhelfen; in wie weit es ihm gelungen ist, soll in dieser kurzen Inhaltsanzeige näher bezeichnet werden.

Nach einer kurzen Einleitung wird durch acht Abschnitte von der Arithmetik überhaupt, von den Rechnungsarten mit unbenannten ganzen Zahlen, von der Theilbarkeit der Zahlen, von den Brüchen, von den Decimalbrüchen, von den benannten Zahlen, von den Verhältnissen und Proportionen und von der Anwendung dieser auf verschiedene Fälle des Lebens gehandelt; dieses der kurze Inhalt der Schrift.

In vielen Erklärungen ist der Verfasser sehr breit und wortreich, was um so weniger Beifall verdient, als dadurch häufig die Deutlichkeit verliert; wie die Mathematik entsteht, ist nicht dargestellt; nach unserem Ermessen mußte der Verfasser von der Größe und ihren verschiedenen Beziehungen ausgehen, und aus diesen die Mathematik erwachsen lassen. Die mathematische Methode ist sehr mangelhaft dargestellt, indem wir darin den Unterschied von Sach- und Worterklärung, welcher dem jungen Schüler nicht früh genug erörtert werden kann, von Folgesätzen und Zusätzen vermissen. Für den Lehrsatz vermißt man die Hypothese und Thesis; für die Auflösung der Aufgabe die Vorbereitung hierzu, und für den Beweis die direkte und indirekte Darstellung; die Einleitung finden wir sehr lückenhaft und nichts weniger als wissenschaftlich begründet.

Falsch ist die Erklärung von Arithmetik; der Verfasser übersieht die allgemeinen Zahlen; das Aussprechen der Zahlen ist sehr umständlich beschrieben; für die Addition unterscheidet er die formale Operation nicht von der wirklichen; die Darstellung selbst ist trivial und ohne wissenschaftlichen Werth; nicht viel besser ist die Subtraktion gelungen, indem nicht einmal der Begriff »Subtrahiren« richtig erklärt ist; der Verfasser sagt, von einer gegebenen Zahl eine andere gleichfalls gegebene Zahl wegnehmen; er legt zu viel in subtrahere; wir verstehen darunter ein reines Abziehen, oder Aufheben, ohne Bezug auf das, wovon wir wegnehmen sollen; der Verfasser wird hierdurch die Subtraktion in entgegengesetzten Größen viel leichter und verständlicher erklären; aber seine Darstellung läßt dann den Schüler stets im Dunkeln. Die Multiplication und Division sind besser gelungen und verdienen weit mehr Beifall; dasselbe gilt auch von der Theilbarkeit der Zahlen; nur sollte nicht so umständlich geredet und jede Erklärung so breit geschlagen werden.

Ein Beispiel solcher wortreichen Erklärungen liefert der Bruch; der Verfasser sagt: »Wenn man ein Ganzes in eine beliebige Anzahl gleiche Theile theilt, und von diesen gleichen Theilen einen, oder mehrere nimmt, so heißen die genommenen Theile in Vergleichung mit dem Ganzen ein Bruch. — Selten giebt der Verfasser Sacherklärungen, und seine Worterklärungen enthalten häufig viel Mechanismus, was die Bruchlehre auszeichnet, aber nicht zum Vortheile der Darstellung. Die unächten Brüche sind entweder blose Scheinbrüche, oder gemischte, was der Verfasser übersieht. Die Vermehrung und Verminderung der Brüche trägt der Verfasser nicht wissenschaftlich vor; er sagt ein Bruch werde mit einer ganzen Zahl multiplicirt u. s. w. Dieses ist eine Anticipation, die Tadel verdient: §. 69. ist kein Lehrsatz, sondern eine Erklärung, welche auf dem Wesen des Zählers und Nenners des Bruches beruht. Einen Bruch auf die kleinste Benennung bringen, heißt der Verfasser irrig aufheben, was eine sonderbare Bedeutung giebt; wir wollten es lieber »Reduciren« nennen. Generalnenner ist ein sogenanntes compositum mixtum; man sagt Hauptnenner. §. 73. u. 74. hätten vereinigt werden sollen; §. 74. ist höchst schleppend und wahrhaft mechanisch gehalten; für die Addition und Subtraktion sieht der Lernende den Grund nicht ein, warum blos die Zähler addirt, oder subtrahirt werden; ähnlich verhält es sich mit der Multiplication und Division; die letztere ist nach dem gewöhnlichen Schlendrian der Schullehrer behandelt, welche ihren Schülern die Regeln einbleien, und sich um das Geistige nicht viel bekümmern.

Die Erklärung des Decimalbruches ist zwar sehr ausgedehnt, aber nichts weniger als deutlich; wenig ist der Verfasser vom Wesen derselben durchdrungen, was sich auffallend dadurch zeigt, daß er die Multiplication und Division der Decimalbrüche mit 10,100 ꝛc. als Zusatz zu seiner Erklärung behandelt: Dieses erwarteten wir von einem Lehrer der Mathematik und Dr. der Philosophie nicht; in dem Ganzen liegt ein derber Verstoß gegen strenges Wissen, und ein sträflicher Mechanismus, die Verwandlung des gemeinen in einen Decimalbruch sollte schon gleich Anfangs erörtert werden, weil die gemeinen Brüche oft in Form der letzteren addirt und subtrahirt werden sollen. Die Sache selbst will uns gar nicht ansprechen; überall viele Worte und doch keine klare und lichtvolle Darstellung; von der abgekürzten Multiplication und Division in Decimalbrüchen wird nichts gesagt.

Aus dem in §. 107. Gesagten wird dem Lernenden nicht klar, was ein Verhältniß ist; § 108. und 109. gehören zu §. 107. und enthalten viel Pleonasmus; ganz verfehlt ist der Beweis §. 112, obgleich er fast eine ganze Seite ausfüllt; in 4 bis 6 Zeilen hätte er sich viel lichtvoller darstellen lassen, wenn der Verfasser das Wesen der einzelnen Glieder des Verhältnisses und ihrer Entstehung nachgewiesen hätte; eben so verhält es sich mit §. 115; der § 116. wegen Verstellung der Proportion ermangelt des Grundes und ist, wie ihn der Verfasser angiebt, wahr und falsch; er sagt, man könne der Proportion unbeschadet die Stellung der Glieder abändern, d. h. die Proportion $6:12 = 14:28$ ist dieselbe wie $12:6 = 28:14$, was gewiß falsch ist, da dort der Exponent $= 1/2$ hier $= 2$ ist; bekanntlich hängt aber die Größe der Proportion vom Exponenten ab, mithin ist letztere größer als erstere und nicht dieselbe; ähnliche Versehen könnten wir dem Verfasser noch viele nachweisen, wenn wir mehr in das Einzelne eingehen könnten. Um die geometrische mittlere Proportionale zu finden, kam der Verfasser in die Klemme; die Aufgabe fehlt.

Die Anwendung der Proportionslehre ist sehr dürftig, und aus dem Gesagten lernt der Anfänger die sogenannte verkehrte Regel de tri nicht kennen; der Verfasser geht sehr oberflächlich darüber hin und erhält sich überall in dem gewöhnlichen Mechanismus; ähnlich verhält es sich mit der Kettenregel, Gesellschaftsrechnung; das meiste Interesse der Schrift gewähren die Tabellen für Maaße, Gewichte und Münzen, wenn man Magold nicht besitzt, woraus der Verfasser geschöpft hat. Die bei jedem Abschnitte angegebenen Aufgaben mögen gar vielen Lehrern der lateinischen Schule recht willkommen sein, da sie in diesen Rechnungen oft sehr schlecht erfahren sind und sich auf jede mögliche Weise mit elendem Mechanismus durchhelfen.

In wie fern der Verfasser etwas Brauchbares geliefert hat, mögen die Leser aus dem Gesagten entnehmen; wir glauben nicht, daß er in Folge dieser wenigen Andeutungen seine Arbeit als eine gelungene erklärt; er will sich zwar der wissenschaftlichen Form blos annähern, versinkt aber häufig in einen sehr tadelnswerthen Mechanismus, der ein großer Feind jeder wissenschaftlichen Bildung ist; daß wir es blos mit der Sache und durchaus mit keinem anderen Verhältnisse zu thun haben, geht aus den Nachweisungen noch weiter hervor. Der Verleger hat die Schrift gut ausgestattet.

P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 86.** 20. Juli 1831.

Uebersicht der noch lebenden vom Thron entsetzten Monarchen.

Die sonderbare plötzliche Ankunft des Don Pedro's in Europa hat über Erwarten wieder die Reihe der entthronten Monarchen um einen vermehrt, und es kann wohl interessant scheinen, diejenigen, welche noch leben, in der Reihenfolge zu überblicken, ihrer Schicksale und ihres Aufenthaltsortes zu gedenken. Seit 21 Jahren 12 ganz und 2 in Theilen ihrer Länder abgesetzte Monarchen ist eine zu ernsthafte Lehre. Wir gedenken hier nur der noch lebenden.

A. Im Jahre 1809 entsetzte eine Gardeninsurrection den König Gustav IV. von Schweden, verhaftete ihn; der Reichstag genehmigte dieses Verfahren wider die Gesetze der Legitimität, der Kaiser Alexander damals mit Schweden im Kriege, benutzte die Reichsverwirrung und erkannte den Thronfolger an, welchem er zugleich die Abtretung von ganz Finnland, von den halben Alandsinseln und vom östlichen Lappland bis zum Tornea abdrang. Der Kaiser Alexander war ein glücklicher Gränzenerweiterer sowohl im Kampfe mit legitimen als mit illegitimen Nachbaren.

B. Im Jahr 1810 dankte der jetzt im Kirchenstaat lebende König Ludwig von Holland freiwillig ab, weil er die ihm von seinem Bruder Napoleon auferlegte Vasallenschaft nicht länger ertragen konnte. Sein Benehmen war ehrenwerth, bewog aber die Insurrection wider Napoleon im Jahre 1813 nicht, ihn wieder auf den Thron zu setzen, indem solche sicherer fand, den Sohn des letzten Erbstatthalters aus dem Hause Nassau-Oranien zum souverainen Fürsten zu proclamiren.

C. Im Jahre 1814 bethronisirte Napoleon selbst seinen Bruder Joseph, indem er Spanien an Ferdinand VII. wieder abtrat, nachdem jener das letzte Dorf in Spanien hatte räumen müssen. Auch dieser Exkönig lebt jetzt im Kirchenstaate als Graf Survilliers auf einem Landgute. Eine Abdankung hat er niemals gegeben, ist auch von ihm nicht verlangt worden. In Nordamerika war er ein ruhiger Bürger, gefiel sich aber doch selbst als Herr Graf ohne Krone in Europa besser, als unter den Bürgern der Freistaaten.

D. Nach der Schlacht von Leipzig flüchtete der Exkönig Hieronymus von Westphalen aus Cassel 1813, lebt jetzt bei Wien mit seiner Familie als Herzog von Montfort; auch von ihm wurde niemals eine Entsagung seiner Ansprüche verlangt; da ihn seine gewesene Unterthanen nicht zurück wünschen.

E. Nach den Juliustagen vorigen Jahres, entsagte bedingungsweise Karl X. dem bourbonischen Thron in Frankreich zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, Heinrich V. seines Enkels — im August 1830; man nahm zwar die Entsagung an, aber nicht die Bedingung, und berief Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, zum Thron. Der Exilirte lebt zu Holyrood in Edinburgh, seine Familie scheint sich aber zu zerstreuen.

F. Herzog Karl von Braunschweig floh im Jahr 1830, wegen Volkstumults nach aufgehobener landstän-

bischer Verfassung nach Spanien, wo er sich jetzt am madrider Hofe aufhält. Sein Bruder Herzog Wilhelm ergriff die Zügel der Regierung, und ist als regierender Herzog vom Bundestage, den Agnaten und dem Volke anerkannt worden.

G. Donna Maria da Gloria, älteste Tochter des Exkaisers Don Pedro in Brasilien erhielt auf die legitimste Art, begleitet mit dem Geschenk einer milden Verfassung, durch väterliche Uebertragung 1826. den Thron von Portugal, hat ihn aber nur in Terceira behauptet, da den übrigen Theil von Portugal mit seinen Kolonien ihr Oheim Don Miguel mit eisernem Scepter beherrscht. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie die erste der entsetzten Monarchen, welche eine nahe Hoffnung haben darf, den Thron wieder zu besteigen, wenn ihr auf der Ueberfahrt nach Europa kein Unglück zugestoßen ist, denn sie ist dort noch nicht eingetroffen.

H. Don Pedro, Exkaiser von Brasilien, nachdem er dem transatlantischen Thron entsagt hat. Als Ursache der Insurrection giebt man an, daß er freilich die beschworne Constitution seines Reichs nicht treu vollzog, die Schulden und die kostbare, ihm dennoch aber nicht treue Armee vermehrte, Gewaltthätigkeiten wider die von ihm verschieden denkenden Reichsstände übte, die Portugiesen seinen Brasilianern in Staatsämtern vorzog. Seinem fünfjährigen Sohne Pedro II. wurde in Rio di Janeiro gehuldigt und die vormundschaftliche Regierung geordnet. Da indeß die nördlichen Provinzen republicanischer gesinnt sind und ebenfalls mit Erfolg insurgirt haben: so ist sehr ungewiß, ob sich Nordbrasilien nicht vom Süden trennen und republikanisch regiert sein will. So wie Johann, sein Vater, den Sohn Pedro in Brasilien zurück ließ, um der Dynastie den dortigen Thron zu retten, so ließ auch Don Pedro seinen einigen Sohn, sehr absichtlich in Rio zurück.

Immer ist ein beschränkter Thron besser, als keiner, und die Wiedererlangung eines einmal verlohrnen Throns gar schwer, in Zeiten, wo der Segen der unbeschränkten Monarchien wider alle Theorie v. Hallers und Ancillons den Völkern nicht mehr recht einleuchten will.

Schwerlich werden die politischen Ereignisse es dahin fügen, daß Belgien, Luxemburg und Polen ihren vormaligen Souverainen wieder gegeben werden, obgleich diese in diesen drei Landen noch einige feste Puncte besitzen.

Die verweigerten Reformen sind überall auch in unsern Tagen die nächste Ursache der Revolutionen geworden, jedoch ist manche verlangte Reform den früheren Verwaltungsgrundsätzen so diametral entgegen, daß sie fast den Revolutionen in den Resultaten gleichen, besonders in der Schweitz, wo fast alle Cantone eine viel demokratischere Verwaltung erhalten haben, oder noch erwarten dürfen.

Für die Familie Bonaparte scheint alle Hoffnung zu irgend einer neuen Throngelangung verschwunden zu sein, auch bedarf die Erde keiner neuen Eroberer und weniger Gesetze gebender, als die Gesetze befolgender Monarchen.

Mehr Schonung der Volksinteressen und selbst der Vorurtheile des Volks herrscht seit neuerer Zeit beinah in allen Autokratien, auch mehr Friedlichkeit.

Dauert dieser Geist fort, so werden wir künftig weniger von Revolutionen hören, aber vielleicht mehr von freiwilligen Thronentsagungen. —

Rüder.

Einfälle bei den Debatten der bayerschen Stände.

1.

Der Deputirte Culmann übergab bekanntlich der zweiten Kammer eine interessante Tabelle über die verschiedene Lotto-Spielwuth in den bayerschen Kreisen, und zog daraus, wie Charles Dupin, einen Schluß auf den verschiedenen Zustand der Bildung in denselben. Da kam denn z. B. heraus, daß Isar- und Oberdonaukreis die spielwüthigsten, Rhein-, Rezat- und die Mainkreise die vernünftigsten wären. — Es konnte nicht fehlen, daß die Deputirten der ersten Kreise heftig gegen diese Tabelle protestirten und durchaus nicht ungebildetere Kreise vertreten wollten, als die übrigen. Dem Beobachter ist diese Vergleichung höchst interessant; er denkt sich das seinige dabei, und wir theilen es nächstens mit.

Merkwürdige Einwendungen ließen sich gegen den Schluß auf die Bildung von der Spielwuth hören. Mehrere sagten, der Rheinkreis setze darum so wenig in's Lotto, und jene Kreise so viel, weil dort wenig, hier viele Collekteurs wären. Nach unsrer Meinung ist dies grade so, als wenn Jemand sagte: In München herrscht ein größerer verderblicher Luxus, weil jährlich so und so viel Tuch u. s. w., und dort so und so viel verbraucht wird, was dies und dies Verhältniß giebt; — und Jemand ihn damit widerlegen wollte, daß in erstem Orte weit mehr — Schneider wären, als im andren. Als wenn die Anzahl der Schneider und Collekteurs sich nicht nach dem Bedarf, sondern

der Bedarf sich nach den Schneidern und Collekteurs richtete. — Hätten mehr als 29 Collekteure im Rheinkreise Hoffnung, Loose anzubringen, so würden sie wahrlich nicht fehlen, so wie die 96 im Isarkreise doch vollauf zu thun haben müssen. — Es wäre auch grade so, als wollte man den schlechten Geschmack in manchen Städten der Menge schlechter Journalisten zuschreiben; während die Journale gar nicht existiren könnten, wenn man nicht Geschmack an ihnen fände! —

Ein andrer Einwand war: Die weniger Lotto-spielenden Kreise setzten darum so mehr in auswärtige Lotterien. Uns scheint dies für den höhern Verstand derselben grade das Schlagendste. Sie sind so klug, um einzusehen, daß das Lotto ein Betrugspiel, in dem sie nichts gewinnen können, und daßes auf halbe Unmöglichkeiten basirt, während die Lotterien nach dem Wahrscheinlichkeitscalcul; dagegen sieht die große Mehrzahl des Isar- und Oberdonaukreises dies nicht ein! — Auch darf man in Nürnberg z. B. nur einmal an einem Ziehungstage den Haufen der Wartenden ansehn, um sich zu überzeugen, daß es die allerunterste Classe ist, um deren Erziehung es am schlechtesten steht. — Aber das Unterscheiden — distinguere — ist in Deutschland noch so schwer; man trägt bei Debatten kein Bedenken, Lotto und Lotterie in einen Topf zu werfen.

R.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Elementar-Mathematik.

Leichtes Lehrbuch der Elementar-Mathematik für die ersten Anfänger, von Dr. F. W. D. Snell, Professor der Philosophie in Gießen. 8te sehr verbesserte und mit einem Anhange, Buchstabenrechnung und Algebra enthaltend, vermehrte Auflage, von Gambs; 1ster Theil Arithmetik; 2ter Theil Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie. Gießen. 1830, bei Georg Fr. Heyer, Vater. kl. 8; jener Anhang erschien 1831. Preis 1 fl. 48 kr. mit diesem, und 1 fl. 30 kr. ohne diesen.

In dieser Auflage eines durch den Schulgebrauch zweckmäßig anerkannten Buches wurde besonders gesorgt, noch vorhandne Druckfehler zu beseitigen; die Lehre von den Proportionen und Logarithmen ist erweitert, die Lehre von der Gleichheit und Aehnlichkeit der Dreiecke ausführlicher bearbeitet und mehrere Sätze der älteren Ausgaben sind versetzt worden, die Trigonometrie nach Gorden wurde mit der nach sin. u. s. w. vertauscht, und in einem besonderen Anhange die Größe und Algebra beigegeben.

Der erste Theil beschäftigt sich nach einer kurzen Einleitung in fünf Abschnitten mit den ganzen unbenannten und benannten Zahlen, mit den gemeinen und Decimalbrüchen, mit dem Ausziehen der Quadrat- und Cubikwurzeln, mit den Verhältnissen und Proportionen, der Kettenrechnung, endlich mit den Reihen und Logarithmen. Die Anordnung selbst ist durchaus unlogisch und dem Geiste der Mathematik entgegen, gemäß dessen eine Wahrheit auf der anderen beruht; das Ausziehen der Wurzeln beruht einzig auf der Lehre von den Potenzen, und kann ohne letztere nur mechanisch betrieben werden. Wir wollen uns aber weniger auf eine Kritik des Lehrbuches selbst, als der Zusätze von Gambs einlassen und kurz darstellen, worin derselbe etwas Brauchbares, oder Unbrauchbares beifügte.

Die wichtigsten Zusätze findet man bei der Lehre von den Logarithmen, welche an und für sich nicht dastehen sollten, wo sie behandelt werden. Ihre genaue Kenntniß beruht auf der Potenzen- und Gleichungslehre, wogegen hier der umgekehrte Fall statt findet; die Ableitung der vier Grundformeln für ihren Gebrauch kann nur durch die Eigenschaften der Potenzen geschehen. Die Progressionslehre kann ohne Gleichungslehre gar nicht zureichend verstanden werden; Herr Gambs scheint daher oft in Verlegenheit zu kommen; wie sich der klare Beweis ergiebt in dem Auffinden der Summe einer geometrischen Reihe; er hilft sich daselbst durch einen sehr schleppenden Mechanismus, der für ein Lehrbuch der Mathematik sehr zu tadeln ist. Die ganze Lehre von den Reihen und Logarithmen hat wenig wissenschaftlichen Werth, und die Bemerkungen Herrn Gambs tragen nicht dazu bei, ihr letzteren zu verschaffen.

Der zweite Theil umfaßt in fünf Kapiteln die Erklärungen von Linien, Winkeln und Figuren, von der Gleichheit der Dreiecke, Ausmessung der Flächen, Aehnlichkeit der Dreiecke, Trigonometrie, und die Ausmessung der Körper. Diese Anwendung der geometrischen Untersuchungen enthält noch viel gröbere Verstöße gegen logische Ordnung, als die des ersten Theiles; nach unserem Ermessen kann die Aehnlichkeit der Dreiecke von ihrer Congruenz durchaus nicht getrennt werden; die Zwischenstellung über Ausmessung der Flächen ist durchaus fehlerhaft; dieses hätte Herr Gambs nicht übersehen sollen. Unfehlbar ist es dem Geiste der Mathematik am angemessensten; von der Linie zur Vereinigung zweier Linien, oder ihrer Parallelität, zum Dreiecke nach seinen Linien- und Winkelverhältnissen, worunter Congruenz und Aehnlichkeit der Dreiecke gewiß begriffen ist, zum Vierecke, Vielecke und Kreise in derselben Art überzugehen, und erst dann die Flächenverhältnisse der Figuren zu betrachten. Herr Gambs sagt, für das unendliche Kleine bediene sich die Mathematik des Zeichens ∞, was falsch ist, da jenes mit $\frac{1}{\infty}$ bezeichnet wird. Das Zeichen für den Winkel ist entweder $\measuredangle$ oder $\llcorner$ und nicht $<$, weil man dieses für Bezeichnung einer kleineren Größe, als eine andere angenommen hat; was Herr Gambs nicht hätte übersehen sollen. Noch mehr Tadel verdient es, daß die Verwechselung der Gleichheit mit Congruenz der Dreiecke nicht verbessert wurde. Bevor aber vom Dreiecke etwas gesagt werden kann, muß man es verstehen, wie es construirt wird; mithin ist es ein derber Verstoß, zuerst von Gleichheit (congruenz) und dann von Construktion zu handeln. Daß der Aussenwinkel am Dreiecke mit „äusserer Winkel“ verwechselt ist, sollte verbessert worden sein. Die Eigenschaften eines Viereckes, vermöge deren es Parallelogramm ist, sucht man vergebens, und der Satz „zwei Parallelogramme von gleicher Grundlinie und Höhe haben gleiche Flächeninhalte,“ nebst vielen anderen können nicht verstanden werden, da der Anfänger noch keinen klaren und deutlichen Begriff von der Fläche und ihren Elementen hat. Der Beweis für jenen Satz füllt fast eine ganze Seite aus, während man ihn in drei bis vier Zeilen viel einsichtsvoller darstellen kann.

Aehnlich verhält es sich mit sehr vielen anderen Sätzen, welche wir hier nicht berühren können; für ein wissenschaftliches Gebäude der Geometrie vermissen wir sehr viele Sätze, finden wie die Vermengung der Linien- und Winkel- mit den Flächenverhältnissen der Figuren sehr tadelnswerth, indem dadurch der Anfänger nie zu einer klaren und richtigen Anschauung und genauen Kenntniß der geometrischen Größen und ihrer Eigenschaften gelangt. Im Allge-

meinen hat sich Herr Gambs mit seinen Bemerkungen wenig Ehre erworben; auch können wir es nicht billigen, dieses Lehrbuch in den höheren Unterrichtsanstalten unserer Zeit einzuführen, da der Unterricht in der Mathematik auf Gymnasien jetzt in einer ganz anderen Ausdehnung und in streng wissenschaftlicher Form ertheilt werden muß.

Der Anhang enthält die ersten Elemente der Buchstabenrechnung und Lehre von den Gleichungen vom ersten und zweiten Grade als eigene Arbeit Gambs, die er jedoch als nichts Neues angiebt, indem er nur die Darstellung der größtentheils aus Vega, Diesterweg und Siebert entlehnten Aufgaben als eigene Arbeit will angesehen haben. Die allgemeine Größenlehre ist ihm die Rechnung mit Zeichen, welche nicht nur jede beliebige Art von Größen, (also auch Raumgrößen?) sondern auch jede Anzahl derselben bedeuten können; diese Erklärung ist sehr dunkel; Herr Gambs versteht darunter wahrscheinlich die allgemeine Zahlenlehre; was Coefficient ist, lernt der Anfänger nicht kennen; auch erkennt er den Grund nicht, warum in der Addition und Subtraktion gleichartiger Größen die Operation an den Coefficienten, in der Multiplication und Division an den Exponenten vorgenommen wird. Oberflächlich und unverständlich ist die Wahrheit dargestellt, daß das Produkt, oder der Quotient aus Größen mit gleichen Zeichen positiv, mit ungleichen negativ ist. Falsch ist es, daß die Behauptungen: »Aus negativen Wurzeln sind die geraden Potenzen positiv, die ungeraden negativ, und jede gerade Wurzel aus einer positiven Potenz positiv und negativ.« Grundsätze sind; Herr Gambs unterscheidet weder Lehrsatz, noch Erklärung, noch Grundsatz, sondern wirft Alles unter einander, woraus sich kein Anfänger etwas Gründliches entnehmen kann. Vor Allem vermißt man die Multiplication und Division in Wurzelgrößen und imaginären Größen; mit Leichtsinn ist das Ganze zusammengesetzt, ohne inneren Zusammenhang und wissenschaftliche Folge. Das Wesen der Gleichungen versteht Herr Gambs nicht, sonst würde er sie nicht so mechanisch behandelt haben. Er hätte die drei Hauptgegensätze der Mathematik genau in's Auge fassen, ihre Gesetze ableiten und das Geschäft der Auflösung der Gleichungen, nämlich das Einrichten, Ordnen und Reduciren genau betrachten sollen.

Die Gleichungen mit zwei und mehr Unbekannten aufzulösen, wird man aus dem Gesagten nicht vermögen, und ganz verfehlt ist die Betrachtung über unrein quadratische Gleichungen; wir begreifen nicht, wie Herr Gambs mit dieser Arbeit öffentlich auftreten konnte; er muß entweder sehr von sich eingenommen seyn, oder gar keine mathematische Werke kennen; die oben genannten wollen mit Ausnahme derer von Vega, dessen Algebra jedoch zu den am wenigsten guten gehört, nicht viel sagen. Gebraucht Herr Gambs diese seine Arbeit beim Unterrichte, so bedauern wir seine Schüler; indem sie für ihre Mühe und Plage schlecht belohnt werden. Druck und Papier des ganzen Lehrbuches sind ziemlich schlecht. P.

Poesie.

Fünfzehn politische Gedichte. Stuttgart, bei Wachendorf. 1831. 44 S. in 8.

Der Sänger dieser politischen Gedichte, der, wenn wir nicht ganz irren, schon oftmals seine Meisterschaft im Reiche der Dichtkunst unbestritten bewiesen hat, beschenkt uns hier mit einer recht lieben Gabe, die aus einem freien, edlen Herzen kommt, und der Kraft und Anmuth der Sprache nicht ermangelt. Mehrere dieser Gedichte erklingen dem Heldenkampfe der Polen und athmen hohen Schwung; es sei uns vergönnt, aus dem dritten Gedichte das polnische Heer (S. 8. und 9.) die Schlußstrophen mitzutheilen:

»Es schwankt dies Volk mit seinen heil'gen Rechten,
Noch in der Zukunft Hand;
Erst einen Namen müssen wir erfechten
Und erst ein eig'nes Land.

Wenn es mißlingt! — Ohne Trofäen kehre
Der Feind aus diesem Krieg!
Nur Leichen tritt sein Fuß, und ohne Ehre
Sei, wie der Kampf, sein Sieg!

Doch kehren wir auf lorbeerfrischen Bahnen
Vom heißen Streit nach Haus;
Dann theilt die Freiheit mackellose Fahnen
Den theuern Kindern aus!

Gefärbt mit unserm Blute soll der Rahmen
Der neuen Banner sein!
Wir zeichnen der gefallnen Helden Nahmen
In weiße Felder ein!« —

Und Seite 24. (Polen's Schicksal)

Weh' um Euch, verwaiste Schaaren!
Weh' um eure bittre Noth!
Denen jetzt der Zorn der Zaaren,
Wie ein Schwert am Faden, droht

— — — — —
— — — — —

Schwach sind, die vom Weibe kamen,
Aber wer die eigne Schuld
Stempelte mit Gottes Namen,
Schloß sich aus von seiner Huld!« —

Daß der »schwäbische« Dichter übrigens seine Zeit und die Forderungen derselben erkannt hat, zeigt: »Die Poesie der Freiheit,« aus der wir einige Verse ausheben:

» — — — aus langem Schlafe ist Gerechtigkeit erwacht,
Denn der Völker ehrne Stimme drang in ihre Grabesnacht,
Hat sich mächtig nun gegürtet, zu verseh'n ihr heilig Amt,
Und sie gab uns gültig Zeugniß, daß dem Himmel sie entstammt;
Jubelnd treten innre Zeugen ihrem kühnen Spruche bei:
Gebet, Fürsten! die Nationen von der schnöden Willkühr frei!
Mündig sind sie! Nicht bedürftig Eurer väterlichen Huld,
Und ich will, daß ihr bezahlet, sammt den Zinsen, jetzt die Schuld!
Strenger als die Unterthanen bindet Fürsten ihre Pflicht,
Unter lauter Gleichgebornen rede man von Gnade nicht!

— — — —
— — — —

Aber auch der Dichter wandle kräftig jetzt die neue Bahn,
Sind ihm denn umsonst des Geistes tiefste Schätze aufgethan?
Schande jedem, dem die Leyer aus verdroßnen Händen sinkt,
Weil die neue Welt der Freiheit ihm ein kahler Stoff bedünkt;
Unsre Zeit muß wiederstrahlen aus dem Spiegel des Gedichts,
Oder tiefre Geister achten deine Meisterschaft für Nichts!
Fürchte nimmer, daß der Wahrheit ew'ge Sonne uns erlischt,
Weil sie nicht mehr mit erborgtem Glanz von Kronen sich vermischt! u. s. f.

Aehnliche treffliche Gedanken, dichterisch aufgefaßt und wiedergegeben, finden sich in den meisten dieser Gedichte, von denen sich mehrere denen eines Arndt, Körner, Müller würdig anreihen lassen, und die wir jedem Freunde der Freiheit und Wahrheit hiermit bestens empfohlen haben wollen. Q.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag — Nro. 87. — 22. Juli 1831.

Noch ein Wort über den bayerschen Preßgesetz-Entwurf.

Wir trauten unsren Augen kaum, als wir das bayersche Volksblatt lasen, als wir die Aeusserungen in der badischen Deputirtenkammer über das Stürmer'sche Preßgesetz lasen; — und überzeugten uns bald, daß dasselbe in ganz verschiednen Lesearten anfangs in's Publikum gekommen sei, und daß in der unsrigen die kleinen Worte: »oder in« gefehlt haben, die über die absolute Verwerflichkeit desselben entscheiden. Die Verhältnisse in den deutschen Bundesstaa'en statt blos zu denselben sollen der Censur unterworfen sein? — Es versteht sich, daß wir all' das Lob zurücknehmen müssen, das wir, was der Leser sogleich erkannt haben muß, nur in Voraussetzung, daß »die innere Presse auf alle deutsche Bundesstaaten frei gegeben sei« — nur so aussprechen konnten, und der Verwerfung des ganzen Gesetzes von einer so erleuchteten Kammer, wie die bayersche, ohne Weiteres gewärtig sind. Wer hätte aber glauben können, daß, nach den frühern Vorgängen, nach den Lobpreisungen eines Seuffert über ein jetzt einiges, starkes und Vertrauen erregendes, Ministerium, im Ernst ein solcher Antrag an die Stände gebracht werden konnte, vor denen Herr v. Schenk sich zurück ziehen gemußt?

Die Juden auf dem badischen und dem polnischen Landtage.

> Apud ipsos fides obstinata, misericordia in promptu, sed adversus omnes alios hostile odium.
>
> Tacitus.

Der angeborne Freiheitssinn der Juden fürchtete schon in den Tagen ihrer Theokratie eine mit Kraft auf sie einwirkende, aber eben daher ihnen verhaßte höhere Staatsgewalt. Dem zürnenden Jehovah bewiesen sie Gehorsam und Furcht, waren aber dem versöhnten selten lange treu. Der in Palästina geduldete Altarpomp heidnischer Götter machte häufig die Juden vom Glauben der Väter abwendig. Nur in den ersten Tagen des Christenthums faßte solches unter den Juden einen festen Fuß, weil ihnen die christlichen Religionsgebräuche zu wenig sinnlich waren.

Im südlichen Rußland besaß dieses Volk ein Paar Jahrhunderte hindurch ein von den Tataren zerstörtes eigenes Reich, worin die Dynastie und der Adel Juden waren. Seitdem wurde den Juden das Glück der Herrschaft in einem eigenen Staate nicht wieder. Weder Katholiken, noch Griechen, noch Muselmänner wünschten sich dieses Reich zurück, worin der Adel und die hohe Staatsbeamtung jüdisch war.

Uebrigens scheint dieses Volk leichtsinniger zu sein, als es ist. Um gewissen Tonangebern in der vornehmen Welt erleuchtet zu scheinen, nehmen die Juden bald den Schein der Irreligiösität, bald des Mysticismus an, und sind gerne Nachahmer fremder Sitten aus Eitelkeit. Sie sind ein sehr altes Handelsvolk, und lernten schon von ihren Nachbaren in Tyrus alle Gesetze, welche den Handel, oder die

Mäckelei erschwerten, mit Geschicklichkeit zu umgeben. Durch schlaue Umgehung der Zollgesetze blühet ihr Handelsgeist. Gerne treiben die Juden Geschäfte in den Staatsfinanzen, wenn sie eine Anstellung in solchen Aemtern, oder in der Staatspolizei erlangen können, sei es unter den Christen, oder unter den Muselmännern. Geldmäckelei und Umsatz in Staatseffekten bei schwankenden Coursen sind ihre liebste Speculation. Wegen ihrer Abstammung aus der Levante lieben sie keine körperliche Anstrengungen.

Die neuesten polenschen Gesetze legen ihnen eine starke Recrutensteuer auf, und schließen sie von der Nationalconscription aus, wegen vieler von ihnen angeblich verübter Verrätherein, wenn aber eine jüdische Familie dem Heere der Polen einen Recruten freiwillig stellt, so wird er und seine Familie dadurch von der neuen Steuer frei.

Die Juden haben mehrere sich unter einander anfeindende Glaubensecten, aber der reine Deism gewinnt unter ihnen die Oberhand, theils in Folge ihrer Aufklärung, theils ihrer Neigung sich alle religiöse Begriffe anderer Völker rational zu erklären, indeß der Talmud in die Glaubensartikel des Judenthums vieles dem geistigen Menschen Unerklärbares aufnahm. Ihre Sectirerei verrathen sie ungerne an solche, welche keine Juden sind. Die Nation hängt im Ganzen sehr am Glauben ihrer Rabbis, welche wenn sie gelehrt sind, ihre Meinungen nur gegen andere gesetzkundige Gelehrte vertheidigen und sonst darüber schweigen. Das Layenthum der Juden nimmt selten an der Auslegungsfehde seiner Rabbis Theil. Nicht einmal auf dem Begräbnißplatze dulden sich die in Glaubensmeinungen verschiedenen Secten neben einander. Die strengen Talmudisten wollen nicht zugeben, daß die nämliche Erde, welche einen jüdischen Leichnam bereits überschüttet hat, auch nach der spätesten Verwesung einen andern jüdischen Leichnam wieder überschütten soll. Indeß vereinigte während des Winters 1813. auf 1814. in der damaligen Belagerung von Hamburg ein Begräbnißplatz die Leichname aller ihrer Secten, eine Synagoge die verschiedenen Schulen, eine Wohlthätigkeitsanstalt alle Hülfsbedürftige. Das war aber nur möglich im Augenblick absoluter Nothwendigkeit und unter der Leitung der damalgen trefflichen Vorsteher der Judenschaft. Die nachherige Auflösung dieser Vereinigung werden die gebildeteren Juden bedauern.

Die jüdische Nation liebt vorzugsweise alle schnell Geld einbringende Gewerbe, und entdeckt leicht, das, was ihr am meisten Gewinn liefert.

Wenn die Juden unter Christen zahlreich leben und vorzugsweise begütert sind, so bilden sie überall das Volk im Volke. Die Vertheidiger des Judenthums aus der jüdischen Nation, geben mit Ausnahme des gelehrten Beer in Prag, selten vom Verbessern der Moralität ihres Volkes und vom Abschleifen ihrer Unbürgerlichkeit aus, dagegen trachten sie lieber nach einer freieren Schacherei und Mäkelei. Die Erwerbung politischer Rechte besonders in unsern Republiken achten sie wenig. Der gebildeteren Klasse der Juden kann man diese Rechte leicht gestatten; weil sie sich bereits sehr allgemein von allen unbürgerlichen Eigenheiten der jüdischen Sitten und Religionsgebräuche gereinigt hat.

Desto mehr ist noch immer unter uns der ärmere Theil der jüdischen Glaubensgenossen durch die lange Uebung des talmudischen Sittengesetzes, seines Christenhasses und seiner Abneigung für jede angestrengte körperliche Arbeit, entsittlicht, treibt noch immer Wucher und Kleinhandel neben dem Geschäft mit gestohlnem Gut, nimmt mit sehr kleinem Gewinn verlieb, verführt Dienstboten zur Untreue nicht wörtlich, aber indirect durch Ankauf von Eigenthum, dessen rechtmäßigen Besitz in der Hand der Verkäufer die Abnehmer von dergleichen Waaren nicht vermuthen. sie hausiren mit in- und ausländischen verbotenen Lotterieloosen, kippen und wippen die bessern Münzen im Umlauf, und haben selbst wenn sie arm sind, so viel Freiheitssinn, daß die reicheren Juden sich kaum das unentbehrliche Gesinde aus ihrer eigenen Nation verschaffen können.

Jetzt zeigen ihre reicheren Mitglieder viele Aufklärung, Kenntnisse in allen nützlichen Wissenschaften und angenehmen Künsten, die von den Christen geschätzt werden und einen ausgezeichneten menschenfreundlichen allgemeinen Wohlthätigkeitssinn. Häufig lassen sie ihre Kinder durch Christen erziehen, und geben den Glauben ihrer Väter selten aus Eigennutz auf. Verschwunden ist in dieser Klasse alle Ehrfurcht vor den Sagen des Talmuds. Wenn sie ihrer Glaubensgenossen Wohlthäter sind, so suchen sie solche doch sehr sorgfältig zur Arbeit und Geschäftigkeit anzuhalten, um künftig sich ohne Beihülfe durch ihre eigenen Kräfte zu ernähren.

Wenn man in den heftigen Debatten in den süddeutschen Landtagen so eifrig wider die Vergrößerung der politischen und Gewerbsrechte der Juden auftritt, so ist das keine Folge des Hasses der berühmten Staatsmänner und Nationalökonomen wider die Juden, sondern ihrer gründlichen Kenntniß wie sehr die Wucherei und die Betrügerei der jüdischen Hausirer, Kleinhändler und Geldmänner zur Verarmung und Entsittlichung Süddeutschlands beitrug. Darum fürchte ich nicht die Drangsale eines Juden Süß in irgend einem deutschen Lande wieder, denn solche Fürsten und solche Zeiten als in denen Süß seine Rolle spielte, haben wir nicht mehr zu erwarten, aber die wirkliche Judenwelt und die Gefahren ihres Treibens kennen sie besser, als ein sehr theoretisch gebildeter Professor Krug, dem aber die Kenntniß der Leiden abgeht, welche der Judenverkehr ausser Sachsen so häufig stiftete.

Offenbar ist der Charakter der ärmeren jüdischen Mehr-

heit eine Richtung zu einer uns unbürgerlich dünkenden Lebens- und Nahrungsart. Diese Unart ist so alt, als die Auswanderung der Juden aus Palästina und einer schon von Tacitus bei ihrem Leben unter den Römern wahrgenommenen Sitte, ein Volk für sich im fremden Volke bleiben zu wollen, d. h. der unaufgeklärte Jude strebt vermöge seiner Erziehung und der Anhänglichkeit an seinen verbildeten Cultus, sich im bürgerlichen, häuslichen und Nahrungsleben von jedem zu entfernen, der nicht der Religion Mosis angehört. Noch sind die wahren Ursachen weder in der jüdischen, noch christlichen Volks- und Kirchengeschichte gründlich erörtert worden, wodurch die meisten jüdischen Secten bewogen wurden, die oft unsinnigen talmudischen Satzungen, die freilich schon ohnedem zur Volksabsonderung geneigte mosaische Glaubenslehre so excentrisch zu übertreiben, und jene Doctoralmeinungen zur Orthodoxie der großen Mehrheit zu erheben.

Bisher fehlte allen Staaten der gesetzgebende Ernst, diesen Charakter der Unverträglichkeit in der Mehrheit des jüdischen Volks umzuwandeln. Vergebens schmeichelte sich Napoleon diese Antipathie der Juden wider ihre christlichen Mitbürger auch in den ärmeren Klassen auszutilgen, sie zugleich schnell an die Conscription zu gewöhnen, und es ihnen zur Ehrensache zu machen, dem Wucher zu entsagen.

Der Judenschaft und uns ist gleich vortheilhaft, wenn die Judenschaft ihre Religion und Moral dergestalt reinigt, daß ihre fernere Duldung weder den Zwecken der christlichen Kirche, noch des Staats, so wie bisher entgegenwirkt.

Es lag in Napoleons Verbesserungsplan, den Juden zwar ihre Religion zu lassen, jedoch mit Beirath ihrer Weisen und Gelehrten, durch die der ganzen Nation angebotenen politischen Rechte die Juden zu bewegen, aus Ueberzeugung, oder aus Eigennutz, im Schulunterricht die Religionsvorurtheile auszutilgen, bei deren Fortdauer sie nicht verdienten, mit den Christen gleiche politische Rechte zu genießen.

Die Klügeren im jüdischen Volke begriffen damals das Nützliche und das Unvermeidliche dieser Wandlung und Veredlung ihres Volks vollkommen. Aber der bald mit andern Planen beschäftigte Napoleon führte die Beschlüsse des Sanhedrins nicht mit Strenge durch, und selbst in Frankreich hat man auch nach seiner Thronentsagung die Judenschaft auf dem alten Fuße walten lassen.

Im Ganzen setzen ausser Rußland und ausser dem Kirchenstaat, die christlichen Regierungen keinen Werth mehr darauf, die Juden zu Christen zu machen, auch gäbe das keinen Gewinn, denn gemeiniglich verläugnet jeder Renegat durch seine Abtrünnigkeit die Selbstständigkeit seines Charakters. Der Wechsel der Religion wird häufig eine Schminke der Unsittlichkeit und der Unbürgerlichkeit, ohne die Letztere eigentlich abzulegen.

Zu voreilig hofften bisher die Regierungen der größeren deutschen Staaten, daß ohne Anwendung des Zwanges und der Aufsicht auf die jüdischen Schulen, die Mehrheit der jüdischen Nation, sich bald in der Civilisation den christlichen Unterthanen gleich stellen werde, sie räumten ihnen daher provisorische Rechte ein, und fuhren fort, das heimliche schlaue Entgegenwirken des Individualismus der Mosaiker zu dulden.

Viele Rabbiner sind aufgeklärte Menschen, aber eitel sind sie alle. Alle aufgeklärte Juden wissen sehr wohl, daß die christlichen Regierungen das wahre Beste ihrer Nation uneigennützig beabsichtigen, und ihnen ein ungeheucheltes Zutrauen zeigen und eben so, daß das jüdische Volk manche Eigenheiten aufopfern muß, wenn es die Fähigkeit erlangen will, mit den christlichen Unterthanen gleiche bürgerliche und politische Rechte zu handhaben, allein sie mögen nicht gerne selbst mitwirken, weil sie die Hartnäckigkeit vieler rabbinischen und anderen Greise kennen.

Der Jude will gleich dem Quäcker ein Volk im Volke bleiben, auch seine besondere Obrigkeiten behalten, welche unter dem Namen Verwaltung des jüdischen Cultus und der Nation, oder jedem andern beliebigen Titel, die Justiz, die Sittencensur und das Notariatsgeschäfte der Juden leiten kann, welche sobald die Regierung jenen Männern Zutrauen zeigt, im Geiste der Regierung zu verwalten suchen wird.

Untergeordnet sei dieser Commission jüdischer Layen das rabbinische Consistorium, das die öffentlichen und die Privatschulden des sogenannten alttestamentarischen Glaubens von jeder intoleranten Lehre reinigen muß. Das sogenannte auserwählte Volk darf sich aber in unserm Zeitalter in keine fanatische Opposition wider das Sittengesetz der Toleranz und gleicher bürgerlichen Würdigung stellen.

Kein weiser Regent gestattet mehr der Hierarchie seiner eigenen Kirche Unduldsamkeit wider andere christliche Secten, und verlangt daher billig von den Juden, daß sie die von der christlichen Regierung gewünschte Duldung durch Aufgabe der Feindschaft wider die Christen verdienen. (F. f.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Tagesgeschichte.

Darstellung der jüngsten Begebenheiten im Kanton Basel. 1ste Abtheilung, von den Monaten October, November und December 1830. Basel. Schneider. gr. 8. S. 96. und Beilagen (80 Seiten.)

In den großen Weltbegebenheiten vom Juli 1830. bis Juli 1831. sind die Erschütterungen in einem Lande, das

doch sonst so sehr die Aufmerksamkeit der europäischen Welt beschäftigt, bald in Reisebeschreibungen, bald in Bildern, bald in Liedern vorgeführt wurde, fast ganz unbeachtet geblieben. Während früher es großes Aufsehn machte, wenn ein Dachdecker in Lissabon vom Thurme gefallen war, hat man kaum der Mühe werth gehalten, genauer den Gang der Revolutionen hier zu verfolgen, wo eigentlich die meiste Stabilität, der crasseste Aristokratismus, die größte Philisterhaftigkeit und die wenigste Freiheit geherrscht hat. Erst die Verhandlungen der Tagsatzung mit den großen Mächten in Betreff ihrer Neutralität las man mit mehr Interesse, doch weniger um der Schweitz, als der großen Mächte willen. — Und doch ist die Umgestaltung der Schweitz wichtig genug; denn jetzt erst haben wir in Europa eine wirkliche demokratische Republik und ein Land, wo in den neuen Verträgen zwischen Obrigkeit und Unterthan die Volkssouverainetät ausdrücklich ausgesprochen und anerkannt ist; jetzt haben wir ferner ein Land, wo deutsche Zeitungen und Zeitschriften preßfrei erscheinen, die Schweiz ist der einzige Fleck in Europa, mit Ausnahme Straßburgs, wo der deutschen Sprache, wenn sie über Politik sich auslassen will, keine Fesseln mehr angelegt werden, wo sie nicht Sklave, wo sie frei ist. —

Ferner sind auch die schweizer Verhältnisse darum von hohem historischen Interesse, indem nirgends die Absichten und Einwirkungen der Mächte, welche nach Napoleons Sturz das Schicksal Europa's 16 Jahre lang in Händen hielten, klarer hervor gehen, als aus den Bedingungen, unter denen sie der Schweitz zu sein gestatteten. Da nämlich hier, bei der bürgerlichen Herrschaft die Verhandlungen nicht im Dunkel der, von Fürsten beherrschten, Cabinette bleiben konnten, so ist man natürlich eher davon unterrichtet.

Vorliegende Schrift, welche die Vorgänge im Canton Basel sehr ausführlich mit allen Akteustücken beschreibt, die Gründe und Motive derselben aufsucht, ist daher mit Dank aufzunehmen, und sollte nicht unbeachtet bleiben; denn sie ist nichts weniger, als von blos localem Interesse. Sie nimmt zwar, nach Unterdrückung des Bauernaufstandes, sichtlich für die Stadt und die alte Regierung Partbei; indeß verschweigt sie weder die Mängel, welche Statt gefunden, noch die Fehler, die man sich bei den Unruhen selbst hat zu Schulden kommen lassen. Ferner kann man nicht sagen, daß sie auf der besiegten Parthei herumtritt. — Es läßt sich daher gerade durch diese Darstellung ein um so tieferer Blick in die schweizer Verhältnisse von 1814—30. gewinnen, und müssen wir dem Verfasser auch zugestehen, daß die Regierung von Basel sich in den meisten Verhältnissen weit besser, als viele der übrigen Cantone benommen hat. Namentlich ist ihr der Freiheits- und Menschenfreund für immer großen Dank dafür schuldig, daß sie in einer, für alle europäische Mächte selbst zweiten Ranges bösen Zeit, Männern, welche Rußland und Preußen verfolgte, Zuflucht gewährte, die geforderte Auslieferung fest verweigerte, und dadurch manchen König an der Spitze von einigen Millionen beschämte. — Ferner zeigt auch am Ende der Ausgang der Sache selbst, daß die basler Regierung zu ihren Unterthanen ganz anders stand, als die in den übrigen Cantonen. Denn, da um und neben Basel es überall dem Volk so leicht war, die Regierungen zu überwältigen, so hätte es in Basel um so leichter werden müssen, wenn eben das Volk selbst und nicht blos eine Parthei, sich gegen sie erhoben. Der Basler große Rath hat nämlich auch den Volkswünschen durch eine neue Verfassung freiwillig nachgegeben, und sich dieselbe, als die ersten Bewegungen eintraten, nicht erst mit Gewalt abzwingen lassen. Nur geschah es leider so langsam, daß den Uebelwollenden Zeit und Gelegenheit wurde, das Volk auf dem Lande aufzureitzen.

Die Großmächte hatten nämlich, um theils selbst die Alpen nicht zur Wohnstätte geistig freier Männer zu machen, theils die Kraft und Einigkeit dieses republikanischen Bundesstaates, den sie leider einmal in der Familie legitimer Monarchien dulden mußten, zu schwächen, in allen Cantonen das alte Zunftwesen und die Patrizieraristokratie mit dem ausgebildetsten Nepotismus hergestellt, und namentlich das Land von der Stadt durchaus beherrschen lassen. Die Tagsatzung selbst war so lose verbunden, daß das gehässige Bern vor wenigen Jahren sogar erklärte, die Schweiz sei kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund, d. h. jeder Canton souverain und unabhängig. Dadurch war es denn auch dahin gekommen, daß nicht nur im Innern der Cantone aller Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten schlief, sondern sich auch kein Canton um den andren bekümmerte. Selbst in der neuesten Zeit hielt sich jeder Canton noch für ganz sicher, wenn es auch bei seinem Nachbarn lichterloh braunte und ganz dieselben Brennstoffe bei ihm lagen. Doch plötzlich stellte die Pariser Julirevolution eine freie, und, wie wir an der Tagsatzung sahen, eine starke Schweiz auf. Zu verkennen ist nicht, daß überall in den großen Räthen patriotische Männer dem Volke die Sache erleichterten, und Blutvergießen hinderten.

Merkwürdig ist zu sehen, welchen Antheil auch die Presse an allen diesen Dingen hatte. Aarau und Appenzell hatten dieselbe schon früher frei gegeben, und die Appenzeller Zeitung, wie der Schweizerbote, haben viel gewirkt, besonders scheinen Troxler, Snell u. A. dem Volke die nöthigen Rathschläge gegeben zu haben. Sehr zweckmäßig ist darum, daß der Verfasser vorliegender Schrift unter den Dokumenten immer die einzelnen Aufsätze mit abdrucken ließ, welche auf die Begebenheiten einwirkten.

Daß Preußen in Verein mit Rußland die Auslieferung deutscher Gelehrter von Basel verlangte, daran muß immer wieder erinnert werden.

R.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 88.** 25. Juli 1831.

Aus Braunschweig. Im Juli.

Das an neuen und ungewöhnlichen Erscheinungen so reiche Jahr 1830. schien auch die Braunschweiger aus dem tiefen Schlummer, aus der charakterlosen Apathie herausgerissen zu haben. Schon sind fast zehn Monate verflossen, seit dem Herzoge Karl der Souverainetätsschwindel vertrieben wurde, seit die Bewohner unserer Stadt ein politisches Lebenszeichen von sich gaben, und eine schlagende Erklärung, daß man im neunzehnten Jahrhunderte mit dem Deutschen nicht mehr spielen dürfe. Gründe und Ursachen zu dem Aufstande der Braunschweiger aber, den man, obwohl sehr uneigentlich, eine Revolution zu nennen beliebt hat, scheinen im übrigen Deutschland nicht so bekannt zu sein, als sie es hier bei uns sind; denn im Publikum gehen über den Hergang der Dinge wunderliche Sagen, und man behauptet öffentlich, daß der Aufstand lediglich und ganz allein von dem Adel, dem der Herzog Karl, der nur seinem Eigensinn und seiner Willkühr folgte, auch nicht den geringsten Einfluß gestattete, ausgegangen sei, und daß nur dieser auf die Massen gewirkt hätte. Es wird gut thun, dies Gerücht vielleicht nicht dahin gestellt zu lassen; gewiß ist wenigstens, daß aus der Veränderung der Person des Regenten, (denn etwas anderes hat die sogenannte Revolution überhaupt nicht bewirkt, und eine andere Folge hat sie nicht gehabt) Niemand Nutzen und Frucht gezogen hat, als der Adel. *) — Die Zeiten der vormundschaftlichen Regierung, während welcher durch Münster die neue Landschaftsordnung dem Lande gegeben wurde, wovon gerade nur für die Adligen eine gesegnete Zeit, da Herr von Schmidt-Phiselbeck, dessen Verwaltung und Handlungsweise das Ausland mehr lobt, als kennt, ganz im Interesse und in Uebereinstimmung mit dem Adel das Land regierte. Mit dem Einflusse des Herrn v. Schmidt-Phiselbeck auf Herzog Karl hörte nun auch zugleich der Einfluß des Adels auf, und die Glieder desselben verließen nun unwillig, oder durch das kindische Benehmen des Herzog Karl gereizt, die Stadt — und zogen sich auf ihre Güter zurück. Inzwischen wurden die Scandalosa, (und deren gab es eine große Masse) die im Schlosse vorfielen, sorgfältig zur Kenntniß des Publikums gebracht, und dieses dadurch fast noch mehr, als durch Rechtsverletzungen und Gewaltthätigkeiten, welcher Herzog Karl sich nicht scheute, gereizt und in Unruhe gesetzt. — Die, gleich nach den bekannten Ereignissen, ganz ungewöhnlich schnell erfolgte Herkunft des Herzogs Wilhelm stellte alsbald die Ruhe her, da man wußte, daß er nicht den Charakter seines Bruders habe, und das Volk ihm, als den Sohn des braven Friedrich Wilhelm, sehr ergeben war. Das alte

*) So niederschlagend solche, endlich zu Tage kommende, wahren Aufschlüsse sein müssen, so geht doch immer mehr hervor, daß, mit Ausnahme Hessens, bis jetzt in ganz Norddeutschland noch kaum ein Schritt vorwärts gethan ist. Wir werden aus Braunschweig öfters ähnliche Mittheilungen erhalten. Red.

Ministerium bestand nicht mehr und alsobald wurde ein neues gebildet. Das Land, das unter dem Herzoge Karl bedeutend gelitten hatte, und welches namentlich dringend die Berufung der Stände forderte, die den Augiasstall reinigen sollten, befand sich in einer sehr übeln Lage. Es fragt sich, was ist seit den zehn verflossenen Monaten für dasselbe gethan?

Da der jetzige Herzog Wilhelm von Braunschweig weder zum Regenten erzogen ist, noch je, seitdem er in das Jünglingsalter getreten, sich auch nur mäßig lange Zeit in Braunschweig aufgehalten hat, und als Militair in Berlin lebte, so war natürlich, daß er den Zustand des Landes wenig kannte, und der Lage der Dinge nach, nicht kennen konnte. Jeder Vernünftige, ja jeder Verständige sieht ein, daß das für den jungen Herzog kein Vorwurf ist und sein kann, da er wohl nie ahnete, daß er das Land seiner Väter regieren sollte. Die Verwaltung hatte nichts getaugt, die Verhältnisse lasteten so schwer auf Bürger und Bauer, daß er gern sich zum Aeussersten hergegeben hatte. Es hätte also der Zustand des Landes untersucht werden, und der junge Fürst den, ihm denselben verbergenden Schleier sorgfältig lüften müssen; er hätte das Volk selbst hören sollen. Das war nur möglich auf zweifachem Wege; einmal mußten die Stände, die seit fast einem Decennium nicht zusammengekommen waren, gehört werden, und zweitens mußte es dem Volke erlaubt sein, sich frei in Schrift und Rede über die Angelegenheiten des Landes auszusprechen. Was ist in Bezug darauf geschehen? Gar nichts!

Die Regierung des Landes ist jetzt in den Händen dreier Minister. Erster Ministerialrath ist der Graf von Veltheim. Aber ist wohl füglich passend, einen Mann an die Spitze der Geschäfte, an das Steuerruder eines Staates zu stellen, der sein Lebelang nur in einem ziemlich untergeordneten Administrationsfache, nämlich dem Forstwesen, arbeitete? Sein äusseres Benehmen, das den Forstmann verkündet, ist grade, und könnte dazu geeignet sein, ihn bei der großen Masse, die Alles auf das Aeussere giebt, beliebt zu machen; allein der Freund der Freiheit wird immer nur mit großer Besorgniß Herrn von Veltheim an der Spitze eines verfassungsmäßigen Staates erblicken. Denn unter jenen Adeligen, welche im Jahre 1825. den Jahrestag der Unglücksschlacht vom Trocadero, der die constitutionelle Freiheit der Spanier vernichtete, und das Land in die Allgewalt Fernando des Siebenten und der Pfaffen zurückbrachte, durch ein glänzendes Gastmahl feierten, und wo man den absoluten König und die Inquisition hoch leben ließ, war auch der Graf von Veltheim, der jetzt nach dem Fürsten der erste Beamtete eines protestantischen Landes ist, das eine Verfassung hat.

Herr von Schweinitz, der zweite Minister, wird von seinen Bekannten als guter Jurist bezeichnet. Unter Herzog Karl soll er in Wolfenbüttel sehr liberal gesprochen haben. Doch jetzt ist er Minister, und giebt dem Censor recht scharfe Instructionen.

Herr Schulz, der dritte Minister, war früher Kammerrath, soll ein tüchtiger Rechenmeister sein, ist ein sehr fleißiger Mann, und ein guter Heraldiker.

Den Anfang ihres Regimentes bezeichneten diese Minister dadurch, daß sie eine Menge einträglicher Stellen mit Adeligen besetzten, was denn natürlich sehr übeln Eindruck beim Volke hervorbrachte. Noch mehr aber schmerzte es den braven Mann, zu sehen, wie trotz des höchst zerrütteten Finanzzustandes und des enormen Deficits in der ersten Halbjahrseinnahme, das die größte Sparsamkeit nöthig gemacht hätte, das große Heer von Beamteten und Schreibern ansehnliche Gehaltszulagen bekam, und wie man Pensionen ertheilte, um, wie in Preußen, sich eine Masse williger und ergebener Beamten, den unabhängigen Männern gegenüber, zu bilden. Man fragt im Publikum ob es recht sei, daß unter anderm ein Herr von M. z. B. eine Pension von 3100 Thaler Conv. M. habe, und für diese Summe, die doch das Land aufbringen müsse, *) gar nichts thue. Ueberdem will man endlich sehen, daß es dem Ministerium Ernst sei, mit der Abhülfe der Beschwerde; man meint in neun Monaten müsse man doch Etwas thun! (Schl. f.)

---

*) In einem nahe bei Braunschweig belegenen Dorfe muß ein Ackermann, der 116 Morgen Land besitzt, zahlen:
jährlich an Zehentgeld:
50 Thaler Geld,
50 Thaler Conv. Mt
40 Thaler Herrendienst,
70 Thaler Erbzins,
70 Thaler Grundsteuer.
Ausserdem Brandkassengeld, Schulgeld, Gemeindegeld, für den Superintendenten ꝛc., für die Gemeinde einen Springochsen und einen sogenannten Kämpe. Zugleich noch Fuhren in der Ernte für das naheliegende Kloster, das jetzt Domaine ist.
Das muß der Landmann bezahlen, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdient. Davon schweigen adlige Sinecuristen.

Die Juden auf dem badischen und dem polnischen Landtage.

(Fortsetzung.)

Jede vernünftige Religion, welche zur Erhöhung der Sittlichkeit der Bekenner beiträgt, ist duldungsfähig und unfähig, wenn sie kein moralisches Schulerziehungswesen begünstigt und sogar ihre Glaubensgenossen von den Pflichten des Mitbürgerrechts befreien will.

Möchte einst die Bundesversammlung, deren Stiftungsacte sich weit mehr mit den politischen, Gewerbs- und religiösen Rechten der Juden, als der christlichen Mitbürger beschäftigte, ein deutsches Judensynedrium berufen und dieses:

A. Die zur Religionsfeier im Orient erhobenen klimatischen mosaischen und talmudischen Policeigesetze in Hinsicht der Nahrungsmittel bei uns abschaffen, oder wenigstens zum Besten ihrer nur schwach dotirten Armenanstalten, die Consistorien der Judengemeinden zur Dispensation bevollmächtigen, da der Zweck nach dem Talmud manche sonst profane Mittel heiligt.

B. Den jüdischen Religionsunterricht vom Aberglauben und der Feindschaft der andern Religionsverwandten reinigen, und Arbeit auch künftig bei den Juden für eine Gott gefällige Beschäftigung gelten lassen. Gewiß war dies auch in den schönen Tagen Palästinas der Fall, als dort jede Familie ein kleines unveräusserliches Grundeigenthum besaß und z. Th. davon lebte. Der Jude hauset nicht mehr unter Kananitern, will geduldet sein, muß aber die Bedingungen der Duldung nicht vorschreiben, sondern vernehmen und ihnen Folge leisten.

C. Der Religionsunterricht werde nur nach den von dem jüdischen Consistorium vorgeschlagenen und von der Regierung geprüften und gebilligten Büchern und Formen geübt, durch Lehrer der Jugend, welche das jüdische Consistorium in der öffentlichen und in der Privaterziehung tauglich befunden hat. Ein vom Staat auctorisirter christlicher Mitbürger aus den angesehenern Einwohnern liberaler Gesinnungen nehme Sitz in diesem Consistorium mit dem Rechte des Veto, wenn etwa die Mehrheit des Consistorium, im Widerspruche mit den Absichten des Staats, verbotene Dinge gestatten sollte. Um die Eitelkeit der Juden nicht zu verletzen, darf dieser christliche Beisitzer niemals Präsident, kann aber irgend ein pensionirter Staatsbeamter sein, dem diese kleine Mühwaltung Vergnügen macht.

D. Jeder dem Staatszwecke heimlich entgegen wirkende Jude, oder der den wohlthätigen Absichten der Regierung Gehorsam versagt, werde des Landes verwiesen.

Gleiches Schicksal erfuhren die Illuminaten, Demagogen und Jesuiten im österreichischen Staat, als ihre Moral und Politik den Herrschern verdächtig geworden war. Uebrigens hat die österreichische Regierung in den alten Erblanden die meisten vorgedachten Grundsätze wider die Juden durchgeführt. Daher leidet auch dieser Staat von seinen ärmeren Juden weniger Drangsal, als andere Staaten. In Gallizien vermochte diese Regierung bisher nur weniges durchzusetzen, weil sie nicht gewohnt ist, ohne äusserste Noth Härte zu gebrauchen. Wir bewachen in vielen Staaten den Orden der Freimaurer als eine dem Staate gefährliche Verbindung, ungeachtet man höchstens nur einzelnen Mitgliedern desselben Frevel und Verbrechen vorwerfen kann, und haben den Entschluß selten vollzogen, die widersetzlichsten Juden mit gleicher Strafe zu belegen. Blos wegen vermutheter politischer Zwecke, welche den Absichten einiger Regierungen unförderlich schienen, erfuhr der Tugendbund überall Mißbilligung und häufig directe Verbannung, ungeachtet er die Völker auf's Kräftigste wider Napoleon nicht blos aufregte, sondern auch bewaffnete, und dennoch dulden wir mit Gleichgültigkeit in manchem vorurtheilsvollen Juden den schreiendsten Ungehorsam wider die Gesetze des Staats.

Gleiche strenge Ahndung durch Verbannung der Ungehorsamen erfuhren in ganz Norddeutschland die wandernden Zigeuner, wenn sie sich nicht den andern Bürgern des Staats gleich stellen lassen wollten. Warum sollte bei dem seßhaften Judenvolke die Durchführung der Gleichstellung unmöglicher sein, als bei einem gaunerhaften Bettlervolke, welches im Fall des Ungehorsams des Landes verwiesen wurde. Gewiß würden folgende policeiliche Verfügungen bei strenger Durchführung, die Sitten der alttestamentarischen Glaubensgenossen gründlich verbessern.

1) Daß jede nach dem Zeugnisse der jüdischen Nationalverwaltung 10.000 Rthlr. Vermögen besitzende jüdische Familie, das Gewerbe ihrer Kinder mit unbeschränkter Wahl christlicher, oder jüdischer Gehülfen, jedoch mit Ausschließung des Hausirens und der Trödelei, freiwählen dürfe.

2) Daß jede weniger besitzende Familie ihren jetzigen Nahrungserwerb fortsetzen darf, jedoch mit Ausschließung der Haltung von Judenknechten zum Hausiren und zum Betriebe eigenen Handels unter fremder Firma.

3) Daß jeder Jude und jede Jüdin der Classe zwei, wenn sie vierzehn Jahre alt sind, die Vorrechte ihrer Classe behalten, und daß alle jüngern Juden, oder Jüdinnen, welche dieses Alter noch nicht erreicht haben, alle noch nicht eingewanderte Juden, alle künftig geborne Juden, sich in keiner Rubrik von Handel, Mäckelei, Schacherei und Pfandleihe ernähren dürfen, es sei dann, daß sie den Besitz von 10.000 Rthlr. anweisen. Ihre Altern, oder ihre Versorger sind während des ganzen laufenden Jahrhunderts schuldig, die Knaben und die Mädchen vor, oder mit dem zurückgelegten vierzehnten Jahre, ein nährendes Gewerbe irgend eine Kunst- oder Feld- und Gar

tenarbeit lernen zu lassen; man spreche zur Erleichterung der Versorger dieser Lehrlinge mosaischen Glaubens, die jüdischen Lehrlinge von allen Zunft- und Communalanlagen der Korporation, welcher sie angehören, frei. Ihre Armenpflege bezahle die Kosten der Handwerkserlernung und stifte in den grösseren Städten für die Herumtreiber eine Zwangsarbeitsanstalt. Alle Contraventionen wider 1. 2. 3. ahnde die Landesverweisung, und bei der Heimkehr treffe die Schuldigen die Strafe körperlicher Zwangsarbeit.

4) Daß jeder Jude der allgemeinen Militairconscription und der Landwehrordnung unterworfen wird, und nur unter den Eingebornen seiner Nation sich Stellvertreter wählen darf. Das jüdische Consistorium wird die im Militairdienst begriffenen Männer von der Beobachtung aller mosaischen, oder talmudischen Anordnungen freisprechen, welche ein Hinderniß treuer und vollständiger Erfüllung ihrer Dienstpflichten sein möchten.

5) Daß künftig das Schechten von dem Amte des Schullehrers (Rabbi) und Vollziehers der Religionsceremonien getrennt werde, und gegen eine vom Consistorium zu bestimmende Taxe unter Consistorialaufsicht andern Personen anvertrauet wird, wenn überall die Fortdauer des Schechtens den Weisen im jüdischen Volke nöthig scheinen möchte.

Auf solche Basen des verbesserten Schulunterrichts und der künftigen Entfernung der unwohlhabenden Juden für das laufende Jahrhundert von allem Handel, wird dann nach Ablauf des Jahrhunderts mit Sicherheit, die Gleichstellung aller Juden in bürgerlichen und politischen Rechten mit den Christen ausgesprochen werden können.

Die Bundesakte fühlte sehr wohl, daß jetzt die Juden noch nicht fähig wären, mit den Christen völlig gleiche Rechte auszuüben, und würde Voreiligkeit, Uebertreibung und Partheilichkeit bewiesen haben, wenn sie schon jetzt ihnen mehr, als den Statum quo ihrer Gewerbsrechte zugeeignet hätte. Daher gab sie Art. 10. den Juden nur Hoffnung zum Bürgerrecht in den deutschen Republiken, und erhielt ihnen den Besitz bürgerlicher Aktiv- und Erwerbsrechte, welche sie unter Napoleon, oder durch die Fürsten des Rheinbundes erlangt hatten. Sie wollte verhindern, daß die Juden nicht von einer temporair zu großen Freiheit zu einem gar zu großen Druck übergeben sollten, bis der Bundestag ihr festes Schicksal bestimmen könne, was aber, wie so vieles andere bis zu andern Zeiten von seiner Weisheit verschoben wurde. Es folgte daraus, daß die einzelnen Juden das in der Rheinbunds- in der napoleonischen Periode erworbene Grundeigenthum in den deutschen freien Städten behalten mußten. Auch blieb den Frankfurter Judenfamilien jedes ihnen vom verstorbenen Großherzoge von Frankfurt bewilligte Vorrecht, ohne Abänderung des dortigen Senats und der dortigen christlichen Bürgerschaft, denn nicht diese, sondern der gemeinsame Wille des wiener Congresses gab Frankfurt seine republikanischen Rechte wieder, der eben daher berechtigt war, der Herstellung der Republik Bedingungen hinzuzufügen. Die Republik kann einwandernden Juden andere Vorschriften machen, sonst aber nur im Einverständnisse eines freien Vertrages mit den vom Großherzoge von Frankfurt bevorrechteten Judenfamilien. Wenn Senat und Bürgerschaft aus Mangel des Zutrauens zu ihren jüdischen Mitbürgern ihre Rechte der Theilnahme an der Municipalverwaltung beschränkten, so mußten sich die Juden das gefallen lassen, wie so manche napoleonische Staatsdiener, die früher Staatsbeamte gewesen waren, und von den hergestellten deutschen Fürsten in den Aemtern nicht wieder eingesetzt wurden, welche sie vor der Dethronisation ihrer Landesherren durch Napoleon verwaltet hatten, denn man kann dem monarchischen, oder republikanischen Souverain nicht anmuthen, Beamte anzustellen, welche sein Zutrauen nicht besitzen. (Schl. f.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

G e s c h i c h t e.

Beiträge zur Geschichte Würtembergs. Von Moll, Professor in Tübingen. Daselbst. Laupp. 8. 1831.

Vorliegendes Werk giebt manchen speciellen Aufschluß über, bis jetzt noch weniger erörterte, Gegenstände der würtemberg'schen Geschichte. So ist besonders genug über die geheimen Ausgaben der Truhe des würtembergischen Landtagsausschusses geredet worden, bei deren Verwaltung freilich die Herren Prälaten und Ausschußmänner sich selbst bedacht haben mögen; und die Abneigung gegen stehende Ausschüsse, die sich neulich auch in der bayerischen Kammer bei Erörterung über die Gesetzgebungsausschüsse äusserte, war nicht ohne Grund. Doch erfahren wir aus vorliegender Schrift, daß die Truhe auch bisweilen Gutes wirkte. — Denn blos durch die Truhe ist die jetzige würtembergische Dynastie wieder lutherisch. Das Factum ist merkwürdig. Herzog Carl Alexander nämlich war, um beim Hofe Kaiser Carl VI. gnädiger angesehn zu werden, 1712. katholisch geworden. Unter seine Regierung fiel die neronische Verwaltung des, durch Hauff's Novelle neulich wieder bekannteren, Juden Süß. Der jüngere Sohn Carl Alexanders, Herzog Friedrich der Erste, heirathete 1753. eine protestantische Prinzessin aus dem Hause Brandenburg-Schwedt, weshalb ihn der regierende ältere Bruder, Carl Eugen, mit einer ganz kleinen Apanage bedachte. Dies benutzten die Bewahrer der geheimen Truhe und sicherten ihm unter der Bedingung der Erziehung der Kinder in lutherischer Religion 20,000 fl. jährliche Zulage zu, wovon die Gemahlin 5000 fl. erhielt. Auch Carl Alexander wäre indeß nicht katholisch und ein solcher Stieflandesvater geworden, wenn ihn die Truhe auf diese Weise — im protestantischen Glauben zu kräftigen verstanden hätte. Der damals in der Landschaft viel geltende Publizist und Consulent Moser, den Herzog Karl wegen tüchtiger Vorstellung der Landschaft sechs Monate einkerkern ließ, und nur auf dringende kaiserliche Befehle wieder freiließ, verstand Herzogs Friedrich Gewissen zu rühren, der auch ungeachtet aller Abmahnungen seines Beichtvaters dem Worte treu blieb, das er im Ehevertrage seiner Braut und seinem Schwiegervater gab. Ueberhaupt war er ein tüchtiger Herr. So hielt er für unfürstlich, der Landschaft darüber direkte Versicherung schriftlich zu geben, weil ein mündliches Wort genüge. So erkannte er auch den berühmten Erbvergleich der würtembergischen Stände mit Herzog Carl im Jahr 1770. als Agnat an, und auch die Verpflichtung der regierenden Herzoge, die Landesvorrechte der Würtemberger bei der Thronbesteigung zu beschwören; denn das sei eine alte Pflicht; aber die Clausel, daß der Landesherr eher die Landesfreiheiten, als die Unterthanen ihre Treue, beschwören mußte, wollte er nicht anerkennen; denn das sei eine neue Erfindung. —

Von seinen sieben Söhnen stammt die ganze jetzige Dynastie Würtembergs ab, so wie von seinen vier Töchtern die russische und oldenburgische Dynastie. Die älteste dieser Töchter ging als des Großfürsten Paul Gemahlin, zur griechischen, und die dritte, als des jetzigen Kaisers Franz Gemahlin, zur katholischen Religion über. R.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch | Nro. 89. | 27. Juli 1831.

Aus Braunschweig.

(Schluß.)

Nachdem man lange, lange gehofft hatte, erfuhr man endlich, daß die Landstände im September zusammen kommen würden. Möchte dann doch wenigstens das Sprichwort: „Was lange währt, wird endlich gut" wahr werden. Die deutschen Stände, zum Beispiel die badensche, die bayerische und theilweise die zweite hannöverische Kammer, sind jetzt nicht mehr Gespötte des Auslandes. Wir Deutsche haben parlamentarische Namen, die wir neben die der Engländer und Franzosen stellen können: Rotteck, Closen, Welker, Benzel-Sternau, und vorzüglich der erste Constitutionnelle Deutschlands, von Itzstein. — Die braunschweigische Verfasung ist übrigens eine durchaus nicht zeitgemäße und bedarf dringend einer umfassenden Reform. Schon die Zusammensetzung der einzelnen Mitglieder ist wunderlich. Einige siebenzig Rittergutsbesitzer, von denen eine große Menge in hohen Staatsämtern stehen, acht von der Regierung abhängig sind; einige Aebte, die von der Regierung angestellt worden; einige Pröpste, meist Juristen, haben die Einkünfte einer Propstei als Sinecuren, die von der Regierung abhängig ist und durch diese besetzt wird; die Bürgermeister der Städte, welche von der Regierung angestellt werden; und dann vielleicht ein Dutzend Bürger, und einige zwanzig Bauern bilden die Landschaft. Abgesehen von der veralteten Curieneintheilung, so vertreten die gegenwärtigen Stände weder ihren respectiven Stand, noch das Volk, sondern nur sich selbst. Das Bedürfniß ist auch so fühlbar, und die Nichtigkeit eines solchen Institutes als Vertretung des Volkes so klar, daß man im Publikum hört, die Verfassung solle modificirt werden. Gewiß thut es noth.

Das beste Organ aber, das ein Volk haben kann, um sich auszusprechen, ist die freie Presse, die heutiges Tages nach dem täglichen Brode das Nöthigste ist. Wir wollen uns gar die Mühe nicht geben, von der Preßfreiheit zu reden, da Welker und Duttlinger, und die übrigen Männer, so in den verschiedenen deutschen Ländern das Wort für dieselbe nahmen, Alles erschöpft haben, was über diesen Gegenstand nur gesagt werden mag.

In Braunschweig ist die Censur ungeheuer strenge. Ein Gesetz wird gar nicht beobachtet. Nach solchem, wenn man es auch noch so vieldeutig auslegen will, darf nichts gedruckt werden, was gegen Staat, Religion und gute Sitten ist. Gut. Aber nur frage ich in aller Welt was in folgendem Artikel: „Se. Durchlaucht der Herzog Wilhelm sind gestern von hier nach London gereiset" Verfängliches, oder Unsittliches, oder Irreligiöses, oder Demagogisches zu finden ist? Diese Worte, welche der Herausgeber der braunschweiger Annalen, eines Lokalblattes, einrücken wollte, sind von der Censur gestrichen. Was die periodische Presse in Braunschweig betrifft, so ist sie wohl selbst in Oesterreich nicht so

dürftig und armselig, als hier bei uns. Eine politische Zeitung hat Braunschweig nicht, d. h. eine etwas umfassende; dafür erscheint in Wolfenbüttel die Zeitung für die lieben Landleute alt und jung, die nicht übel ist. — Die braunschweigischen Anzeigen, nebst einem literarischen Magazine; Redarteur ist der Censor Dedekind, der dafür einige hundert Thaler bekommt. Das Sonntagsblatt wird von dem berüchtigten Häberlein, der wegen 60facher Betrügerei seine Kreisamtmannsstelle verlor, und unter dem Namen Belani Romane schreibt, vom Gefängnisse aus redigirt; es besteht erst seit einigen Wochen und scheint der Preßfreiheit nicht gram zu sein, und endlich die Mitternachtzeitung, welche seit Ostern sich kräftig aus ihrem Schlummer zu heben anfängt, und entschieden freisinnig ist. Wegen dieses Blattes schwebt jetzt vor den Gerichten ein Streit, über den wir Einiges bemerken. Der Buchhändler Vieweg ließ die am 5. Januar öffentlich bekannt gemachte vortreffliche hessische Verfassung abdrucken, da dieselbe in Braunschweig sehr viel Theilnahme erregte. Der Redakteur der M. Ztg. Horneyer bat einen seiner Bekannten, er möge etwas über diese, von einem deutschen Fürsten gegebene Verfassung bemerken. Als die Bemerkungen, die eine Verfassungsgeschichte Kurhessens seit 1816. enthielten, und in sehr anständigen, wissenschaftlichen Tone geschrieben waren, dem Censor vorgelegt wurden, ertheilte er das Imprimatur nicht, weil der Aufsatz politisch sei. Nun ist aber bekannt, daß Müllner sehr häufig Recensionen politischer Werke in seinem M. Blatt, das unter demselben Censor stand, aufgenommen hatte, daß selbst zu Zeit der Redaction des Herrn Horneyer, der Censor politische Recensionen durchließ. Jetzt aber wollte Herr Dedekind nicht, und strich von nun an so unbarmherzig, daß Herr Horneyer sein Blatt vor Dedekinds Scheere nach Helmstedt flüchtete, wo ein billigerer und verständiger Mann Censor ist. Zwischen dem Redacteur und dem Censor war es dann zu einem Briefwechsel gekommen, von dem wir gern glauben, daß er nicht der freundschaftlichste war. Durch einen dieser Briefe, den wir nicht gelesen haben, hat sich dann der Censor beleidigt gefühlt, hat den Redacteur injuriarum belangt, hat ihn einen vormaligen Commis genannt, und auf die Anklage theilte Herr Horneyer dem Gerichte folgendes mit: Es ist ein Aktenstück, und da es die Censur, ein unmoralisches Institut, betrifft, so wollen wir es hier mittheilen:

Auf die Anklage des Professor Dedekind, vormaligen Gymnasialschülers zu Holzminden, erwidre ich:

Daß nicht die genannte Kritik über die hessische Verfassung allein mich zu dem gedachten Schreiben bestimmt; nein, daß ein fortwährend inconsequentes Betragen des Censors mich dazu trieb. — Ich frage noch einmal, wie schon in meinem Briefe: Ist nicht einem jeden literarischen Blatte eine Kritik über eine Schrift, die im Lande gedruckt erschienen, erlaubt? Waren die Anmerkungen nicht der Art, daß sie durchgehen konnten, dann hatte der Censor das Recht, zu streichen, doch nicht das Ganze zu verwerfen. Buchhändlern und Schriftstellern ist ohnehin *) die Censur ein Dorn im Auge, und mir, warum soll ich es nicht gestehen, mehr als das. Das Amt bestimmt unwillkührlich unsre Neigungen zu dem Bekleiden desselben; hätte gedachter Censor auch das offenste freundlichste Gesicht, so würde bei mir doch Zorn gegen ihn vorwalten. Doch ich gebe mein Ehrenwort, »Alles dies hat mich nicht bestimmt, so zu schreiben, sondern lediglich nur, daß Launen des Menschen, Einfluß auf den Beamteten bekommen.«

»Gedachter Professor ist selbst Redacteur eines Tageblattes, **) doch nicht Jeder hat das Glück, wie er, sein eigener Censor zu sein. Müßte er von obigem leben, und eine ängstliche Censur striche ihm als unsittlich die Entbindungsanzeigen, so wie die des Mistverkaufs, als verführend und verlockend die Heirathsanzeigen, als politisch Steckbriefe und Urtheile, dann würde er unsern Schmerz erkennen lernen. Wer keinen Menschen machen kann, der kann auch keinen lieben, sagt Schiller sehr treffend, und das findet auch hier seine Nutzanwendung. Productivität sollte jeder Censor haben, und er würde, selbst Vater, gewiß nie den oft so unschuldigen Kindern Andrer mitleidelos einen Arm, oder ein Bein, oder gar das Herz aus dem Leibe reißen. Ruhig ertrug ich es, als gedachter Censor, wahrscheinlich ohne Productivität ***) mehreren von den meinigen den Kopf abschnitt, doch das war nicht möglich, als er die mir von Fremden anvertrauten erbarmungslos kraft seines Amtes zum Tode verurtheilte, die aber fast alle ein College von ihm, der Helmstädter Cen-

*) Zusatz des Setzers: wie allen vernünftigen Leuten.
**) Der Braunschweiger Anzeiger.
***) Nein; er soll in Göttingen eine Jugendsünde (d. h. eine literarische) begangen, und etwas über die altdeutschen Gauen am Rhein geschrieben haben.

sor *) menschenfreundlich ins Leben zurück rief. Aus Genanntem bitte ich ein wohlweises Gericht, sich die Entstehung meines Schreibens zu erklären, und die darin enthaltene Drohung — »meinen Stachel nicht unbenutzt zu lassen,« — als das Wort eines Mannes anzusehen, der nie verspricht, wo er nicht zahlen kann; daß er noch nicht gezahlt, liegt in dem festen Glauben, **) daß hier erlangte Preßfreiheit ***) ihm die Mittel (wohl schwerlich) geben wird, sich in seinem eigenen Blatte als Märtyrer abzukonterfeien« rc. rc.

Doch genug; so viel ist gewiß, der Censor Dedekind muß die Veranlassung gegeben haben zu diesem Streite. Herr Horneyer scheint, wie man zu sagen pflegt, Haare auf den Zähnen zu haben, wenn sein Brief mitunter auch etwas cynisch ist, was vielleicht der behandelte Gegenstand mit sich gebracht hat. Er sagt am Schlusse des Briefes, daß er wohl gegen den Censor Dedekind gefehlt habe, und deshalb sieht er voll christlicher Demuth seiner Strafe entgegen, »wie ich sie mit Recht verlangen kann.« Dem Annalenschreiber gehts mit der Censur nicht besser.

Es ist wahrhaftig betrübend, daß man sich solche Eingriffe erlaubt; das ist Willkühr, und Göthe hat Recht:

Willkühr bleibet ewig verhaßt, den Göttern und Menschen
Wenn sie in Thaten sich zeigt, auch nur in Worten sich kund giebt.

Wohin soll denn das führen? So etwas sollte nicht geduldet werden; es macht böses Blut, compromitirt eine Regierung, die des Vertrauens so sehr bedürftig ist, und von welcher man Dinge erwartet, die da kommen sollen.

Wir haben hier öffentlich Sachen ausgesprochen, die man in gewissen Häusern übel nehmen wird. Aber es geht jetzt ein Geist der Wahrheit durch die Welt, und die Zeit der Komplimente ist vorüber. v. Y.

Die Juden auf dem badischen und dem polnischen Landtage.

(Schluß.)

In Hamburg und in Bremen fand keine Klage des Judenthums wider die neue Satzung der jüdischen Einwohner nach hergestellter Republik statt. Man erwartete mit Ruhe die noch nicht erschienenen neuen Gesetze des Bundestages über das Schicksal der Judenschaften in den freien Städten.

In Lübeck wohnten vor dem napoleonischen Zwischenreiche wenige Juden, aber desto mehrere in Moisling zur Miethe mit Erlaubniß des Lübecker Senats dort Handel zu treiben. Alle neue Judenfamilien in Lübeck waren ohne Grundeigenthum, als das Glück der Waffen der Verbündeten im Jahr 1813. die Republik wieder herstellte, hatten aber unter Napoleon in Lübeck Einwohnerrecht erlangt. Auch diese Republik verdankt ihre Herstellung der Entscheidung des wiener Congresses, konnte wie Genua unterdrückt bleiben und an einen Monarchen übergeben. Daher konnte der Bundestag in Ansehung der Juden der freien Städte alles Beliebige feststellen.

Abstrahirt vom Provisorium des Besitzes, welches der zehnte Artikel der Bundesacte den Juden erhielt, war es weise den einmal in Lübeck heuerlich wohnenden Juden, den Handel wie vormals, jedoch ohne Hausiren zu gestatten. Statt dessen versagte man ihnen den Handel in den Häusern, wenn sie nicht Hausbesitzer waren, und duldete wiederum in allen Schenkhäusern ihr Hausiren. Freilich war das was der Rath verfügte, Wille, oder Wunsch der Mehrheit der christlichen Bürgerschaft, aber das was geschah, war sichtbar unausführbar, weil man nur mit Unbilligkeit einem Einwohner wehren kann, sich von einem Gewerbe zu nähren, das er zu treiben gewohnt ist.

Zugleich ist die Nahrung Lübecks als Handelsstadt ungefähr eben so gesunken, als in Emden, da in beiden einst bedeutenden Seehäfen die Häuser sehr niedrigen Kauf und Miethwerth haben. In Hamburg und Frankfurt ist eine lebhafte Concurrenz jüdischer und christlicher Groß- und Kleinhändler, und der Handel der Christen ist dort durch diese Concurrenz nicht untergegangen. Man hätte den freien Handel im Hause den Juden, welche ein Haus kauften, gestatten und die Hausverpfändung nur bis auf den halben Kaufpreis beschränken können, wodurch der Werth der Häuser gestiegen und das Kapital der Juden im Handelsverkehr beschränkt worden wäre, auch die jüdischen Chirographarien in deren Concursen etwas mehr Sicherheit erlangt haben würden.

Gewiß ist es besser, wenn in einer im Wohlstande verfallenden Gemeinde Häuser von jüdischen Mitbürgern besessen werden, als daß sie leer stehen.

Weit besser würden überall die, die Juden betreffenden Gesetze vollzogen werden, wenn man ihnen aus ihren eigenen Glaubensgenossen eine Obrigkeit gäbe, welche um Verantwortung zu vermeiden und Ausländer zu entfernen, bes-

*) Ein verständiger und wackerer Mann, der gut zu machen sucht, wo er kann.
**) Wie kann man nur glauben? —
***) Ein nichts ist als ein pium desiderium des Herrn Redakteurs.

ſer als chriſtliche Obrigkeiten die den Judenſwuz regelnden Geſetze handhaben würden.

Ein öffentlicher Laden der Handelsjuden iſt den chriſtlichen Krämern lange ſo nachtheilig nicht, als der heimliche Hauſirhandel und die Vermehrung der Handelsgehülfen.

Zwar ſind beſonders unſre Philoſophen häufig der Meinung, daß man ſchon jetzt den Juden weit mehr politiſche und Gewerbsrechte einräumen könne; ſie beweiſen aber dadurch, daß ſie in die practiſchen Socialverhältniſſe der Staatsbürger nicht tief eindrangen.

Der im Staatspapierhandel reich gewordne Jude iſt ein gefährlicher Rathgeber der Fürſten *) wegen ſeines nationalen Hanges zum Abſolutismus und zu Schöpfungen, die voreilig ſind, weil ſie mit koſtbaren Staatsanleihen unternommen werden müſſen, der Privaten weil ihm immer das Zuſammentreiben ungeheurer Geldmaſſen in wenigen Familien und die Wucherei mit ihrem Kredit im Kopfe liegt. Dieſes Vereinigen der Geldmacht in wenigen Händen auf Koſten der Steuerzahler macht die reichen Juden ſo gefährlich, ungeachtet ich weit entfernt bin, ihnen nicht andre treffliche Eigenſchaften edler Privaten ſtreitig zu machen. Jetzt nützen ſie als Friedensſtifter der Menſchheit, im Ganzen. Ihre dürftigen Mitbürger zu Bauern und zu Handwerker umzuſchaffen und ihre Moralität in den Schulen zu verjüngen, dieß war eine Lieblingsidee des verſtorbnen Präſidenten Jacobſen, eines der rechtlichſten Männer, und wird vielleicht auch einmal ein mit Geldaufwand betriebener Gedanke des reichen Freiherrn von Rothſchild werden. Von dem Augenblick an, da ſie dies befördern; ſind ſie wahre Patrioten und ein Seegen für ihre chriſtlichen und jüdiſchen Mitbürger. Durch dieſe Tendenz werden ſie ſich in der Geſchichte über die Fugger und Mediräer ſtellen, die ſeinen Reichthum, Fürſten und Miniſtergunſt übertreffen.

Rüder.

Repertorium für Süddeutſche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Die öffentliche Erziehung aus dem Geſichtspunkte des Staates, ein Verſuch von Dr. Heinr. Wilh. Benſen, Subrektor der lat. Schule zu Rothenburg. Erlangen, 1831, bei Joh. Jac. Palm und Ernſt Enke. gr. 8. Pr. 40 kr.

Der Inhalt dieſer Schrift iſt dem Publikum aus dem Würzburger Volksblatte 1830 ſchon bekannt, worin ſie wegen ihrer Ausdehnung nicht an ihrer Stelle war, da ſie ſich nur ſchwer überſehen ließ; uns war ſie damals ſehr ermüdend erſchienen, weswegen wir das Leſen eines großen Theiles unterließen und ſie ſpäter, nachdem der Aufſatz vollendet war, im Zuſammenhange laſen. Dieſes bewog auch den Verfaſſer zu einem zweiten Abdrucke, wobei er noch einige politiſche Bemerkungen hinzufügte, die jedoch von keinem beſonderen Belange ſind.

Der Verfaſſer betrachtet die Erziehung und den Unterricht in Bezug auf den Staat und ſcheint von der Wahrheit des Satzes durchdrungen zu ſein: „Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen. — Nur das Leben lehret jeden, was er ſei.“ — Großartig iſt dieſer Gedanke, wenn er nicht ſchief gedeutet und angewendet wird. Allein er führt nur zu häufig auf die Meinung, daß die Volkserziehung den jedesmaligen Zwecken des Staats untergeordnet und denſelben gemäß geleitet werde. Dieſe Anſicht hat früher ſchon Zarnack ausgeſprochen, verfochten und auch der Verfaſſer ſcheint nicht ganz frei davon zu ſeyn, wie wenigſtens aus mehreren Abſchnitten ſeiner Schrift erhellet. So wichtig der Satz auch iſt, ſo iſt es auch eine ſehr zu bezweifelnde Frage, ob das Weiterumſichgreifen deſſelben wünſchenswerth, der Würde des Menſchen entſprechend und dem Volke heilſam ſei.

Jedoch leuchtet aus der Schrift des Verfaſſers ſehr häufig auch die Anſicht deutlich hervor, daß der Menſch mehr iſt, als der Staat, und derjenige an dem theuerſten Kleinod, wozu die Vorſehung denſelben berufen hat, frevelt, der ihn nach den jedesmaligen Zwecken des Staats wie ein Ding behobeln, geſtalten und handgerecht machen wolle. Er zeigt, daß es Pflicht der Staatsgewalt iſt, den durch die Schule angeregten und aus dem Leben des Volkes hervortretenden Geiſt zu beobachten, und darnach die Principien ihrer Regierung einzurichten, indem ſonſt der Geiſt die ihn einengenden Gefäße zerſprengt, und ſich gewaltſam ſeinen Weg bahnt.

Der Verfaſſer bemüht ſich möglichſt gründlich nachzuweiſen, daß Erziehung auf veſtem, unerſchütterlichen Grunde beruhen muß; denn die Menſchenerziehung arbeitet an der Löſung der Aufgabe, alle Naturanlagen des Menſchen ihrer Beſtimmung gemäß zu entwickeln, den Kopf hell, das Herz edel, den Willen thatkräftig zu machen, mit einem Worte, in jeder Hinſicht tüchtige Menſchen zu bilden. Die Geſchichte zeigt uns, daß derjenige, den die Erziehung dahin gebracht hat, weder des ſcharfen Gebiſſes, noch der ſtacheligen Sporen bedarf, um ſeine und des Staates Wohlfahrt zu begründen und zu befördern; ſie zeigt uns, daß der gut erzogene Menſch auch immer ein guter Bürger iſt, der das Rechte thut, ſeine Pflichten erfüllt, wenn auch die Regierung nicht ſtreng wacht. Die Schule ſoll den Menſchen bilden; einen beſſeren Weg giebt es nicht, um den Staat mit guten Bürgern zu verſorgen. Dieſe Geſichtspunkte würdigt jedoch der Verfaſſer nicht gehörig; wir vermiſſen hier gar Manches, welches nicht unberührt hätte bleiben ſollen.

Durch Beiſpiele aus der alten Geſchichte belegt er die Thatſache, daß ein kleiner, wohlgefügter Staat, der ſich ſeine intenſive Kraft bewahrt, nie untergeht; daß dieſe innere Kraft nicht auf den Zeitverhältniſſen und nicht auf beſſerer Menſchennatur, ſondern auf weiſer Geſetzgebung beruht; durch ſie ſuchten die alten Geſetzgeber die ſchlummernde Kraft ihrer Völker zu wecken; überdachte Einrichtungen brachten ſie zur Größe und Macht, zu welcher ſonſt Jahrhunderte nicht hinreichten; ſie ſuchten jeden Einzelen zu einem tüchtigen Staatsbürger zu befähigen und ihrem Vaterlande eine hohe politiſche Bedeutung und Stärke zu geben.

(Schluß folgt.)

*) Einen Fürſten jetzt zum Abſolutismus zu verführen, iſt Frevel und Hochverrath am Fürſten und am Volke und noch gefährlicher für den kopfloſen Rathgeber ſelbſt. Das monarchiſche Princip iſt nur zu halten, durch die vorſichtigſte und menſchenfreundlichſte Anwendung. Das gebietet die vulkaniſche Zeit. Wer dieſen Wink verſchmähet, wird es bereuen.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 90.** 29. Juli 1831.

Zur Geschichte der Censur in Deutschland.

1.

Eingabe an den königl. sächs. Kirchenrath in Dresden.

Einem königl. Kirchenrath ist leider folgende schwere Beschwerde über das Censurwesen in Leipzig einzureichen. —

Schon seit geraumer Zeit, besonders seit Anfang dieses Jahres, ist sowohl unter den hiesigen anständigen Literatoren und dem gebildeten Theile des Publikums die einstimmigste, tiefgefühlteste Klage über die schonungslosesten Gemeinheiten und Persönlichkeiten, von denen die, unter hiesiger Censur stehenden, Hartmannschen Blätter, die Sachsenzeitung und der Janus namentlich, wimmeln. Beide sind vorzüglich der Tummelplatz des, seit Jahren schon die Geduld des Publikums auf die schmählichste Weise mißbrauchenden, jetzt hier geduldeten, sogenannten Professors Schütz, der längst schon vor der ganzen gebildeten literarischen Welt tief gebrandmarkt dasteht; ein Mensch, der aus Weimar, aus Hamburg, nicht etwa aus politischen, nein aus polizeilichen Rücksichten, als ein die öffentliche Sittlichkeit beleidigender Mensch, und wegen der pöbelhaftesten Injurirung alles dessen, was andren Menschen heilig ist, entfernt wurde.

Die Büchercommission, das Rügengericht, der Schöppenstuhl, das Appellationgericht, — alle diese Behörden müssen bezeugen, daß seit Jahren stets immer eine Masse von Injurienprozessen gegen diesen Mann, wie seinen Schutzherrn und Genossen, den Buchhändler Hartmann, anhängig sind.

Wenn es jedem Unbefangnen an sich schon auffallen muß, daß das Institut der Censur, welches, während es jede freiere Aeusserung über bürgerliche und Staatsverhältnisse der ängstlichsten Controlle unterwirft, seine andre Bestimmung über Sitte zu wachen, so vergißt, daß es die Hand dazu reicht, um dem Publikum im Schimpfen, im Lügen, im Injuriren und Störung der häuslichen Ruhe der Mitbürger durch die, nicht ungewandte, Taktik in diesen Blättern hinsichtlich dieser Dinge, täglich geradezu öffentlichen Unterricht zu geben, — daß sie sich nicht scheut, täglich den gewaltsamsten Ausbrüchen der Rache von Seiten erregbarer, an dem höchsten Gut, ihrer Ehre, täglich gekränkten, Männer jeden Augenblick mögliche Gelegenheit zu geben, — theils dadurch die öffentliche Ruhe zu gefährden, theils sonstige Ehrenmänner in Versuchung zu führen, sich durch unerlaubte Selbsthülfe, wo kein Schutz ist, vielleicht gar unglücklich zu machen — wenn die tiefste Erbitterung gegen ein Institut, wie die Censur, in jedes ehrliebenden Menschen Herzen dadurch erwachsen muß — so muß sie zur allerhöchsten Indignation steigen, wenn man wahrnimmt, daß die Censur nicht blos diese Dinge duldet, sondern, mit einer unglaublichen Partheilichkeit sie hegt und pflegt, Theil an denselben nimmt, und geradezu der Helfershelfer, Mitschuldige und Compagnon dieser Unfläthereien wird.

Es ist eine schwere Beschuldigung, die hier gegen die leipziger Censur erhoben wird, aber es liegen unbestreitbare Beweise vor, es ist im unterrichteten Publikum nur eine Stimme darüber, daß man nur gegen sogenannte freimüthige und liberale Schriftsteller dergleichen erlaubt, und diesen dagegen jede mildere, geschweige eine ähnliche, Waffe gegen ihre Angreifer entwindet, — und man kann in Leipzig überall hören, wie der Professor Schütz gewissermaßen wie ein Kettenhund gehalten werde von einer gewissen Parthei, die auf schwache, oder bereitwillige Censoren einen Einfluß übe, den man mit losgebundnem Maulkorb auf jene Schriftsteller los lasse, und den man, sobald ihm irgend eine Gefahr drohe, mit ängstlicher Sorgfalt schütze und pflege.

Nicht das scheint der Grund dieses Benehmens zu sein, die gefürchtete Preßfreiheit dadurch den Leuten verhaßt zu machen, wie wohl manchmal geäussert worden ist, — denn dazu reicht der öffentliche Verstand wohl bald aus, daß man einsieht, es könne nie schlimmer sein, als unter dieser Censur, während man auf andren Seiten durch freiere Presse entschädigt würde — sondern es sollen auf alle Weise die Ehre, der Charakter, und der Wille solcher Schriftsteller dem Publikum verächtlich und verhaßt gemacht werden, deren Freimüthigkeit man nicht ertragen, die man aber weder hindern, noch denen man sonst auf gesetzlichem und ehrlichem Wege beikommen kann.

Einem allerhöchsten Kirchenrathe kann nicht verborgen bleiben, welche Gefahr dem Vertrauen zur Regierung drohe, wenn diesem schändlichen Unwesen nicht bald Einhalt gethan würde. Denn jeder fragt sich mit besorgtem Blick: »Haben die Censoren nicht Instruktionen von ihrer höchsten Behörde, sind diese Blätter nicht auch in Dresden gelesen? Kann gar ein Fingerzeig von daher dazu gekommen sein?« Jeder Bessere wirft empört diesen unwürdigen Verdacht von sich, und ist fest überzeugt, daß nur die vielen und großen Beschäftigungen unsrer höchsten Behörden in dieser aufgeregten Zeit ihnen diese Dinge zur Zeit noch aus den Augen gerückt haben.

Die höchste Höhe hat dieses schutz- und rechtlose Verhältniß mehrerer hiesigen Schriftsteller vor der Censur erreicht, wir wollen nicht sagen, seit der Installirung des neuen Magistrates, wiewohl viele Feindseligkeiten gegen die Presse von da aus laut und heimlich offenbart worden sind, sondern seit der Professor Wachsmuth aus den Händen des Professor Pölitz die Censur der Sachsenzeitung und des Tageblattes überkommen, und der Janus, unter der Censur des Herrn Methusalem Müller sein Entstehen genommen hat. Man will ohne Beweis, in dem Professor Wachsmuth nicht eigne absichtliche Theilnahme an den Dingen, man will nur Schwäche, und die Meinung, dadurch seinen Vorgesetzten angenehm zu sein, voraussetzen. —

Bisher waren diese Manöver hauptsächlich gegen die Redaktoren Gleich, Herloßsohn u. s. w. gerichtet, und andre wurden seltsamer Weise, so lange sie in ihren auswärtigen Zeitschriften wenig, oder gar nicht die leipziger Angelegenheiten berücksichtigt hatten, auch nicht berührt. Vor acht Tagen fand man Veranlassung, einen höchst auffälligen Schritt des hiesigen Magistrates, ebenfalls einen Eingriff in die Preßfreiheit betreffend, dort zu besprechen, als gestern auch schon, unter den Auspizien des neuen hiesigen Censurcollegiums, bestehend aus dem Bürgermeister Schaarschmidt, dem Hofrath Beck und dem Rathsmitgliede Herrn Müller, ein Aufsatz zum Vorschein kam, welcher einem allerhöchsten Kirchenrathe hiemit beleget wird. Er bedarf zwar eigentlich keiner Erläuterung, und sind die Verfasser und Verleger bereits gerichtlich belangt worden, indeß ist doch folgendes hinzuzufügen:

ɔc. ɔc. —

Ein andres Beispiel u. s. w.

Hinsichtlich der oben berührten Partheilichkeit aber, wegen deren besondre Klage hier geführt wird, mögen vorläufig folgende Beispiele genügen:

1. Bei der Anwesenheit des berüchtigten Langenschwarz, der eben von den ärgerlichen Auftritten herkam, die seinetwegen in Dresden Statt gefunden, fand sich eine ihm unangenehme Kritik in einem auswärtigen Blatte. Eine injuriöse, mit verfälschter Unterschrift versehene, Correspondenz gegen die muthmaßlichen Verfasser erschien im Planeten: Eine ruhige Annonce im Tageblatt machte nur darauf, wie auf den eigentlichen Verfasser derselben aufmerksam, und am andren Tage erschien dort, mit des Herrn Pölitz Genehmigung, eine Antwort, welche die Verfasser Ungeziefer, Gesindel und herumschweifende Menschen nannte. Eine Erwiederung, die da fragte, wie ein Mensch dergleichen sagen könne, der sich »als sein eigner Affenführer in der Welt herumtreibe« — erhielt das Imprimatur wegen injuriösen Inhalts nicht. Die Folge waren von dem Langenschwarz herbeigeführte,

ärgerliche Auftritte an öffentlichen Orten, die mit Duellen und Prügeleien geendet hätten, wenn nicht zeitige Anzeige davon beim Kriminalamte gemacht worden wäre, bei welchem die Untersuchung noch obschwebt. —

2. Im Kometen des Dr. Herloßsohn erschien die Mittheilung derjenigen Contraktbedingungen, unter denen das neue hiesige Theaterkomité das Theater an den Schauspieler Ringelhardt verpachtet. Eine beschimpfende und ehrenrührige Antwort im Tageblatt hatte zur Folge, daß der Redakteur die Nennung des Verfassers verlangte. Die Büchercommission, aus eben denselben Herren bestehend, weigerte sich unter den nichtigsten Vorwänden, da sie selbst den Verfasser wohl kannte, diese Nennung dem Redakteur des Tageblatts aufzugeben, — suchte den Dr. Herloßsohn durch eine widerrufende Annonce des Verfassers zufrieden zu stellen, da sie eine öffentliche Rüge dieses Verfahrens fürchtete, entzog aber nichts desto weniger pflichtwidrig den Injurianten der gesetzlichen Strafe.

Im Janus höhnte der Professor Schütz einen, in Dresden lebenden Maler damit, daß er das Unglück hat, auf beiden Ohren taub zu sein. Als der so schändlich Beschimpfte im Tageblatt erwiedern wollte, wie Jemand ihm sein Unglück vorwerfen könne, der, wie Schütz, selbst auf einem Auge blind wäre, und er, Lyser, sich nicht durch Liederlichkeit sein Unglück zugezogen — verwarf das neue Censurcollegium die Antwort, »weil etwas injuriöses darin sein könne.« —

Und unter der Aufsicht eben dieses Censurcollegiums, in welchem der Bürgermeister Schaarschmidt in seiner eignen Sache als Richter sitzt, erschien in demselben Augenblicke beifolgender Aufsatz, der vielleicht das Schändlichste ist, was irgendwo unter der Sonne je gedruckt wurde, und denselben Schütz zum Verfasser hat. —

Wir brechen hier gewaltsam ab, um nicht zu bitter zu werden; können aber einem allerhöchsten Kirchenrathe nicht verbergen, daß sämmtliche betheiligte Schriftsteller sich genöthigt sehen, wenn nicht schleunigste Abhülfe geleistet wird, in allen ihnen zu Gebote stehenden auswärtigen Blättern vor ganz Deutschland ihre Klage über ein so gesetz- und rechtloses Verfahren einzubringen, und die öffentliche Meinung des ganzen deutschen Vaterlandes zu ihrem Schutze aufzurufen, so wie jetzt schon diese Eingabe zur Oeffentlichkeit gebracht werden muß.

In der Hoffnung, daß es zu diesem, die Ehre Sachsens compromittirenden Aeussersten nicht kommen werde, u. s. w.

Die Redaktion der Nürnberger Blätter ersucht die deutschen Herren Collegen, wo möglich diese Eingabe ganz abzudrucken und weiter zu verbreiten. —

Mittheilungen aus einer noch ungedruckten Schrift von Friedr. Ludw. Jahn. *)

1.

Wir Deutschen haben vom westphälischen Frieden bis zum Untergange des Reichs, das der hinterlistige Rheinbund meuchelmordete, nur im Geheimen und Stillen weiter gelebt, durch Sprache in Rede und Schrift ein unsichtbares, geistiges Leben. Wenn aber diese Seelenwanderung auch aufhört, durch Noth und Trübsal der Zeitläufe, durch ränkevolle Nahderei aller Art, Preßzwang, heimliches Kneifen, vehmartiges Buchrichtern und zwingherrliches Schreibe- und Schweigegeld: so kann uns leicht mit einem Male Rede-, Schreib- und Leseschen befallen. Die gewaltige Streichfeder der verkostenden Schriftschauer hat schon Manchem das Schreiben verleidet. Der Druck hindert den Druck. Alle Schriftlinge wollen gern bepalmt, aber nicht gepalmt sein.

Es ist hohe Zeit, daß es anders wird. Ohne Volksthümlichkeit im Schirm weiser Verfassung bleibt die Kunst ein Spiel für den Sklaven, um seine Ketten zu vergolden, und die Wissenschaft ist nur Zeitvertreib der Langenweile seiner lebenslänglichen Gefangenschaft. Nur durch einige Bücher werden wir in der Völkerwelt gespenstig umher spucken.

2.

Einst haben in der Vorzeit Grübler gezweifelt: »Ob die Henne älter, oder das Ei.« Ihnen gleich kommen die Staatszimmerlinge, die Staaten für älter, als Völker halten. Ehe Staaten waren, wurden schon Völker, und mußten wesen, wenn jene sein sollten. Völker sind älter, als Staaten und dauernder. Staaten sind zufällige Erscheinungen, die in einem Menschenleben gar oft entstehen und vergehen.

3.

Trefflich verstand Friedrich der Große einen Staat in die Höhe zu bauen, auch theilweise auszubessern; aber er stiftete kein Volk in ihm, weil er das Bedürfniß nicht fühlte, und Naturnothwendigkeit nicht kannte. So mußte der Staat stätisch und stock werden. Dadurch erschlaffte sein siegreiches Kriegsheer; ein Schicksal, das jedes stehende Heer trifft, das sich entbürgert. Ein Heer ist aber nur

*) Dem verfolgten Turnlehrer. Red.

stark durch inwohnendes Volksthum, ist um so besser, je mehr es Landwehr wird. Nur Bürgersinn macht es unüberwindlich. Dann gleicht es jenem Riesen, der auf vaterländischen Boden gestemmt, unbezwinglich, aber in der Luft zu erdrücken war. Jedes stehende Heer, das aus dem Friedenszwinger in's Feld kommt, ist noch allemal dem gehenden erlegen. Rom hat durch gehende Bürgerheere die Welt erobert, und durch stehende Soldaten verloren. Nur ein Staat ist durch stehende Heere geworden, — die baufällige ottomannische Pforte; aber es ist auch ein Staat darnach. Tunis und Tripolis bestehen blos durch einen Soldatenorden. Welcher Staat wollte wohl diese zum Muster nehmen?

4.

Wie jeder Mensch seinen eignen Gang, hat auch jeder seine eigne Stimme, und wenn ihn Gott nicht verlassen, seine eigne Sprache in Rede und Schrift. Die Worte sind immer nur das leibliche Gedankenkleid des Geistes, und was Einem paßt, sitzt nicht dem Andern. Wer immer unter dem großen Haufen in der lebendigen Sprachgemeinde gelebt hat, steht immer der alten Sprache näher, die in Bildern und Gleichnissen, Mähren, Sprüchworten, Wiederlauten und Reimen ein dichterisches Leben lebt. Hier ist keine Kunstsprache der Schule, sondern ungekünstelte Volkssprache, die sich gehen läßt, nicht schraubt und klaubt, und in unschuldigen Worten nichts Arges wider den Nächsten denkt. Alle und jede Volkssprache ist derbe Hausmannskost, wo getreue Freunde und Nachbarn auf ein Gericht Gernegesehen vorlieb nehmen.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Die öffentliche Erziehung aus dem Gesichtspunkte des Staates. Von Dr. Heinr. Wilh. Bensen.

(Schluß.)

Auf das Alterthum kann jedoch nach unserem Ermessen in Bezug auf unser modernes Staatsleben so großes Gewicht nicht gelegt werden, da dieses von jenem himmelweit verschieden ist; bei den Griechen und Römern gieng alles Privatleben im öffentlichen Leben auf: Bürger und Mensch war mit dem Worte Staatsglied identisch; alle Beschäftigungen, alles Streben war auf den gemeinsamen Staatszweck gerichtet; Religion, Sittlichkeit, Kunst und Lebensfreude fiel mit jenem in Eines: Bei uns aber ist dieses Alles ganz anders; Recht und Ordnung sind Hauptaufgabe, damit Nationalbetriebsamkeit in ihren unendlichen Verzweigungen durch Privatmittel frei, ungestört und gedeihlich vor sich gehe.

Die Nachweisung, in wie fern für Bayern intensive Staatskraft das Wichtigste ist, die Staatsregierung die Gesetzgebung über Jugenderziehung in Händen haben muß, und diese die größte Aufmerksamkeit unter allen Angelegenheiten des Staates verlangt, und sie selbst aus dem Nationalleben hervorgehen muß, ist dem Verfasser gut gelungen, und liefert Beweise, daß er das Studium der Geschichte der Staaten mit Bezug auf Einwirkung der Erziehung auf Volkswirthschaft, Sparsamkeit der Arbeitenden und Genügsamkeit u. s. w. aufmerksam betrieben hat.

Im Besonderen handelt er in vierzehn Abschnitten von dem Princip der öffentlichen Erziehung; von der Gesetzgebung in Bezug auf dieselbe; von dem Berufe der Deutschen für das wissenschaftliche Leben und dem Werthe desselben für den Staat; von dem Verhältnisse der Bürgertugend zum Staate; und vom Verhältnisse der öffentlichen Erziehung zur Volkswirthschaft und zur äusseren Sicherheit des Staates, wobei besonders die geographische Lage Bayerns in politischer Beziehung im Auge gehalten und mit Hinweisung auf dessen Landesgeschichte ein Nachbar bezeichnet wird, welcher rechtliche Ansprüche auf Bayern zu machen glaubte, es in mancher Beziehung schon bedeutend übervortheilt hat, und mehrfachen Einfluß auf es ausübt, welche, wenn gleich diplomatisch aufgegeben, doch (wer kennt nicht das hierher Bezügliche der Verhandlungen auf dem Schlosse Campo Formio?) erneuert wurden. Es ist bekannt genug, daß Bayern diesem Nachbarn, der sich bereits so gestellt hat, daß er es von zwei Seiten durch Vesten und wegen des Wiederbesitzes von Tyrol durch die Pässe nach Italien und im Jahre 1816. durch die Linie gegen Salzburg, welche durch Pässe, Seen und Ströme stärker, als durch Vestungen ist, vortheilhaft umschließt, wegen etwaiger Vereinigung mit Frankreich und daraus für ihn erwachsender Gefahr ein Dorn im Auge ist, und es nur durch die Familienbande und gerechten Sinn seines Oberhauptes geschützt ist.

Er handelt ferner von Unterrichtsmitteln und Unterrichtsanstalten im Allgemeinen; von den gelehrten Schulen, von den Wissenschaften und dem Bürgerstande, von den Anstalten des letzteren; von Landvolkschulen, von den Armenschulen, Turnschulen und der Sittenzucht; und schließt mit den Worten:

»Der Fürst, welcher den Grund zu dem unzerstörbaren »Baue der Kultur legt, errichtet sich ein ewiges Denk»mahl; leider aber stellt man die Kunst zu sehr den ei»gentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten vor, ver»wendet viele Tausende auf leicht vergängliche Kunst»werke, und läßt den Lehrstand schmachten. . . Tempel »kann man niederreißen, ihre Inschriften zerschmettern, »und ihre Völker selbst vernichten; aber das geistige »Große, was sie erschufen, wächst fort in dem immergrü»nenden Baume der Menschheit, dessen Wurzeln Weis»heit trägt, dessen Aeste bis in den Himmel sich verbrei»ten. Und wir? Wollen wir des Königs erhabenes »Streben unterstützen, wollen wir ein Volk von Män»nern werden, wohlan! — so lasset uns unsere Knaben »zu Männern erziehen!«

Schön ist die Sprache; aber es fehlt gar viel, um sie zu beleben; man berücksichtige nur die rathlose Verwirrung, in welcher sich das gelehrte Schulwesen Bayerns befindet; und man wird mit Bedauern das ganze Gewebe einer gewissen Parthei erblicken, welches jenes erhabene Streben des Königs möglichst zu hintertreiben sucht. — Wir brechen ab von einer Sache, die jeden Menschenfreund höchst indigniren muß. — Herrn Bensens Schrift enthält viel Gutes und Haltbares, aber auch manches Unhaltbare, das wir wegen Mangel an Raum nicht weiter verfolgen können; mögen Vorstände der Studiencollegien das Erstere wohl beherzigen.

P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag, **Nro. 91.** 1. August 1831.

Verlegung der Residenz einer Dynastie.

In allen Autokratien wählt der Regent seine Residenz willkührlich und nicht immer in der Mitte seines Reichs. Verringert sich das Staatsgebiet im Umfange, so rückt bisweilen die Gränze eines Reichs sehr nahe an die Hauptstadt, was z. B. in Stockholm und Kopenhagen der Fall ist. Fast alle Residenzen der Monarchen großer Staaten liegen nahe am Meere, oder einem bedeutenden Flusse, bisweilen verdanken sie aber auch ihre Entstehung Jagdschlössern, oder einer sich vom Volke möglichst absondernden Fürstenlaune, wie bei Versailles, oder Madrid.

Bisweilen vermeidet, eine Neuerungen in der Verwaltung einführende Dynastie, alle Residenzen, um die widersprechenden Aristokraten weniger nahe um sich zu haben. Dies war z. B. bei Constantinopel der Fall, als Constantin der Große seine Residenz von Rom verlegte, oder beim Czar Peter dem Großen, als er seinen Sitz in St. Petersburg nahm. Erst seit der Zeit Kaisers Karl V. gewöhnten sich die deutschen und die ausländischen Fürsten an feste Residenzen.

Manche deutsche Residenzen wurden aus Jagdschlössern Residenzen, wie Karlsruhe, Ebersdorf, Ludwigslust u. s. w. Oft liebten unsre vormaligen geistlichen, der Jagd ungemein ergebenen Fürsten, die Verlegung ihrer Residenzen; doch trieb sie ihr Vergnügen selten zur Anrichtung solcher Wildschäden als einige weltliche Fürsten durch ihre Jagdliebhaberei veranlaßten. Ein Autokrat wählt also seine Residenz ganz beliebig, wie in wichtigeren Angelegenheiten, wo ihn blos sein Gewissen beschränkt. Mehrmals droheten selbst die constitutionnellen Könige in England ihren Regierungssitz aus London zu entfernen, aber ein Lord Maire konnte dann mit Recht behaupten: »Das macht uns wenig, da man uns die Themse nicht nehmen kann.«

Jetzt, da der Kurfürst von Hessen, ein constitutionneller Monarch, das Vorhaben haben soll, seinen Regierungssitz, oder wenigstens seine persönliche Residenz nach Hanau von Kassel zu verlegen, hat man von Seiten der Ständeversammlung dem Monarchen dieses Recht bestritten, worüber die Verfassung nichts enthält. Weil die kurhessische Verfassung darüber schweigt, so folgt, daß der Kurfürst hierin frei wählen kann. Hanau liegt am südlichen und Kassel am nördlichen Ende des Kurfürstenthumes. Auch ist der Kurfürst wohl nicht gesonnen, die Ministerien von Kassel nach Hanau zu ziehen. Es kann jedoch jeder Monarch in seinem Staat beliebig eine Residenz wählen, wo er will, sobald hierin weder er, selbst noch einer seiner Vorfahren sich der Freiheit begeben hat. Freilich nimmt dem constitutionnellen Monarchen ein von ihm entfernt residirendes Ministerium mit den Centralbehörden des Staats, stets manche Gelegenheit zur Controlle, zum Nachtheil des Volks, das er regiert, aber zur Gemächlichkeit der Minister. Es sind sonderbar genug, fast immer die vom Monarchen entfernt residirenden Centralbehörden constitutionneller und unconstitutionneller Staaten unbeliebt.

Wenn Kassel aufhören sollte, die kurfürstliche Monarchenresidenz zu sein, so würde das natürlich der Bürgerschaft in Cassel schmerzhaft fallen, aber darum existirt doch keine Verbindlichkeit, dort die Residenz zu nehmen. Die Stände können die Gelder zu neuen Schloß- und Mobiliareinrichtungen, Bauten u. s. w. verweigern, wenn sie überzeugt sind, daß die Verlegung der Residenz ihre großen Nachtheile hat; sobald aber der constitutionnelle Fürst deshalb dem Staat keine Steuerbewilligungen abfordert, so bleibt Solchem die Wohnungsveränderung unverwehrt, sie mag nun Mißtrauen, oder reelle Gründe zur Veranlassung haben.

Immer wird selten ein constitutionneller Fürst sich dazu entschließen; schon Königs Georg IV. von England steter Aufenthalt in Brighton in starker Entfernung von London hatte eine doppelte Folge, Vermehrung der Ministerialmacht und eine nicht unbemerkt gebliebene Geschäftsverzögerung; aber ehe sich unsre Regenten an die Vortheile und Beschränkungen neuer Verfassungen gewöhnen, kann vielleicht ein und andrer constitutionneller Fürst sich zu einer Residenzverlegung entschließen.

Will er aber auch die Centralbehörden nach seinem Aufenthaltsorte hinziehen, so dürfte diese Willkührlichkeit doch nicht von einem Gesetze ausgehen müssen, und die Ständeversammlung als Theilnehmer an der Gesetzgebung kann allerdings ihre Zustimmung verweigern, wenn sie die Verlegung der Residenz für das Ganze des Staats nachtheilig hält.

Rüder.

Warum ist Frankreich jetzt mächtiger als 1786?

Es gehört zu den unerwiesenen Behauptungen der, der Regierung entgegen gestellten Oppositionspartei in Frankreich, daß dieser Staat seit 1791. schwächer geworden sei.

An Bevölkerung zählte er damals 23 und jetzt 33 Millionen; an Einkünften hatte er vor 1786 wenig über 400 Mill Livres, jetzt an 900 Mill. Franken.

An Q. M. hat Frankreich eine Kleinigkeit an Belgien und Landau mit einem kleinen Bezirk verloren; aber dagegen erworben Montbeillard und Mühlhausen im Sundgau, Avignon und Venaissin vom Kirchenstaat, also weit mehr wieder erhalten, als es abgegeben hat. Welche innere Verbindung hat dagegen Frankreich seit vierzig Jahren erlangt? Es gab privilegirte ständische und nicht ständisch durch Intendanten regierte Provinzen, die größte Verschiedenheit der Stadt- und Landrechte, eine Menge Herkommen, verschiedene Religionsverhältnisse kraft öffentlicher Tractate, hohe Municipalberechtigungen einzelner Städte mit einem Patriziat wie in Marseille. Jetzt bildet das ganze Volk, ein Volk mit gleichen Rechten und Pflichten; es ist wahrscheinlich, daß die erbliche Pairie untergeht, dann eben so, daß das Majoratwesen zum Besten der Nachgebornen mehr Milderung erhalten wird. Diese nicht erbliche Pairie läßt den Adel mit seinen in Anspruch genommenen Vorrechten wieder verschwinden; weit mehr Land ist angebauet als vormals. Die kleinen Landstellen sind zahlreicher als vorhin. die feld- und ganze landwirthschaftliche Bestellung ist keineswegs, was sie sein müßte, aber weit mehr geregelt als einst, fremde Servituten belasten nicht mehr den Boden des Bauern, die Grundsteuer ist noch nicht in allen Departements so gleich und so billig gestellt, als in Mailand, aber nirgends drückend, denn sie schwankt zwischen 20 und 10 Procent des reinen Ertrages incl. der Additionalcentimen und der Gemeindeauflagen. Letztere können sogar wachsen bei vernünftigeren Anlagen von Elementarschulen im ganzen Reiche, sie werden aber von dem freiwilligen Tribut der Departemente an die Catholiken sehr gut vom Staat gesetzte Hierarchie, sich frei machen und ihre Gemeindesteuern nützlicher anwenden. Der innere Verkehr im ganzen Reiche ist sich gleich Nur in einem kleinen Theil des Reichs im Elsaß und im ehemaligen Lothringen herrscht noch als Volkssprache die deutsche Sprache neben der französischen, und eben so diejenige der 200.000 Basken im südwestlichen Frankreiche. Die Sprachverschiedenheit der Gebildeten ist schon verschwunden, diejenige der Ungebildeten trennt nicht mehr, so wie vormals die Elsaßer, Lothringer und Basken vom übrigen Frankreich.

Alle christliche Secten haben erst jetzt eine allgemeine Duldung, es herrscht keine Staatsreligion mehr mit Störung der Familienruhe. Zur Ehre der andern christlichen Secten ist der Uebergang von einer Kirche zur andern frei. Der Adel der Pairsfamilien wird nicht mehr die einträglichsten Staatsämter vorwegnehmen, auf die Geburt bei Talenten, einträglicher Industrie und ausgezeichneter Rechtlichkeit der Candidaten aus dem Bürgerstande keine Schmach mehr ruhen. Der deutsch redende Elsaßer und Lothringer wünscht sich eben so wenig wieder Deutscher zu werden, als der Baske Spanier werden will; die steigende allgemeine Bildung in allen Volksklassen giebt selbst den ärmeren Klassen mehr Rechtlichkeit und stört den in andern civilisirten Staaten keimenden Haß des armen wider den reichen Mitbürger; der erobernde Bonapartismus, der Carlismus und die republikanische Wuth der Jugend für innere Einrichtungen und Uebertragung der Beschränkung der Monarchien durch Constitutionen bis nach dem fernen Westen, werden einmal verschwinden, aber erst nach einer neuen Generation. Die 220,010 Wahlherren werden nicht so

bethört sein, Deputirte zu erwählen, welche den Frieden mit den Nachbaren durch Gebietserweiterung z. B. nach der Seite von Belgien stören wollten. Einst, d. h. seit 1815, hatte Frankreich an der Gränze Belgiens eine Art schwacher Seite; durch die Trennung Belgiens von den nördlichen Niederlanden kann der Belgier ein natürlicher Verbündeter Frankreichs werden, und Deutschlands Rheinprovinzen werden durch die Concurrenz des Rheinhandels nach Antwerpen durch einen nothwendigen nicht sehr kostbaren Kanal vom Rhein nach der Schelde gewinnen, wenn Limburg belgisch werden sollte. *) (Forts. f.)

*) Wird Limburg nicht belgisch und verbleibt dem Könige der nördlichen Niederlande, so bleibt den nördlichen Niederländern die Schiffahrt der Maas ausschließend, und kein Kanal von der Niederschelde nach der Maas und dem Rhein ist gedenkbar, denn er wird Rotterdam und Amsterdam vielen Schaden zufügen. Für die nördlichen Niederlande ist die Behauptung Limburgs mit Maestricht viel wichtiger, als Luxemburg, das entlegener ist; dagegen ist Limburg eine an Nordbrabant angränzende Provinz.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Alterthumskunde.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten. In acht Büchern. Sr. Maj. dem Könige von Dänemark gewidmet von Dr. P. O. Bröndsted, der Universität zu Kopenhagen und mehrerer Akademien Mitgliede; Ritter des Danebrogordens, königl. dänischem Geschäftsträger am römischen Hofe. Stuttgart, im Verlag bei J. G. Cotta. Paris, gedruckt bei Firmin Didot, königlichem Buchdrucker, Jacobsstrasse, Nr. 24. — Erstes Buch: 1826. (XX u. 129 S. Text mit XXXIV Abbildungen) — Zweites Buch: 1830. in gr. 4to. Subscriptionspreis für jedes einzelne Buch, bis zur Erscheinung des vierten: auf sehr gutem Schreibpapier 40 Fr. oder 18 fl. 36 kr.; auf Velin mit den ersten Abdrücken: 60 Fr. oder 28 fl. — Dazu:

Ueber den Aufsatz im Hermes: »Villoison und Bröndsted.« Eine Beilage zu den Keischen Untersuchungen. Von Dr. P. O. Bröndsted. Ebendas. 1830. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Das vorliegende Prachtwerk sollte nach dem Versprechen des Verfassers (S. XX. der Vorrede des ersten Buchs) nun schon seit Jahr und Tag vollständig in den Händen des Publikums sein, ist aber erst zum vierten Theil erschienen. Fern sei es indessen, den Verfasser darum tadeln zu wollen: Jedes gute Werk will ja, wie man sagt, gute Weile haben.

Die neueren Schriften über Griechenland von William Gell, Otto von Stackelberg, Pomardi, *) die uns Deutschen zum Theil in besserer Gestalt **) als selbst den Engländern zugänglichen Arbeiten von Leake u. s. w. sind bekannt genug. An sie schließt sich, mit ausgezeichneter typographischer Schönheit ausgestattet, das Werk unseres Verfassers.

Peter Oluf Bröndsted und sein Freund G. H. C. Koes, der in seinem 28sten Jahre in Griechenland gestorben, hatten sich beide in Kopenhagen gebildet, und hielten sich schon in den Jahren 1807. und 1808. in Paris, 1809. und 1810. aber in Italien, besonders in Rom, auf, um sich auf die wissenschaftliche Reise in's Land der Hellenen, welche sie frühe beschlossen, gründlich vorzubereiten. In Rom, wo Bestrebungen für Kunst und Alterthum jederzeit Individuen aus allen Nationen vereinigen, fanden sie drei Gefährten, welche die Reise mit ihnen machen wollten: J. Linckh aus Würtemberg, O. M. von Stackelberg aus Esthland, und den edeln Haller von Hallerstein aus Nürnberg, dem die vielen Beschwerden des Unternehmens leider ebenfalls das Leben kosteten.

Im Sommer 1810. machte sich die Gesellschaft auf den Weg, und noch im Herbst desselben Jahres, bei ihrem ersten Aufenthalte in Athen, traf sie mit R. Cockerell und seinem damaligen Reisegefährten J. Foster zusammen — ein Ereigniß, das die wichtigsten Folgen hatte, denn Haller und Cockerell veranlaßten die, durch die unschätzbaren Bildwerke, die man fand, so berühmt gewordenen Ausgrabungen der Tempel von Aegina und von Bassae bei Phigalia, und unmittelbar auch die, im Winter 1811 — 1812. durch Bröndsted und Linckh ausgeführte Nachgrabung in Karthäa.

Bröndsted blieb in Griechenland von 1810. bis 1814. Er sah nicht allein die europäischen, sondern auch die klein-

*) Viaggio nella Grecia del Sign. Simone Pomardi Roma, pr. Monaldini, 1820 2 Vol. in 8.

**) Leake's Topographie von Athen, nebst einigen Bemerkungen über die Alterthümer derselben. Aus dem Engl. übers. und mit Anmerk. von M. H. E. Meier u. K. O. Müller, herausgeg. von A. Rienäcker. Mit 9 K. Halle, b. Kümmel, 1829. gr. 8

asiatischen Theile desselben, und zur Vervollständigung seiner Untersuchungen bereiste er überdies im Jahr 1820. die jonischen Inseln und Sicilien. So erwuchs das umfassende Werk, das er theils in Rom, theils in Paris, ausgearbeitet und nun herauszugeben begonnen hat. Den Zweck desselben bestimmt er (S. XIII. f.) dahin: »Die, durch freien Aufschwung vereinter Kräfte und beharrliches Streben treuer Freunde, auch durch ein günstiges Geschick gewonnenen Resultate, so wie die Reisen und Unternehmungen, welche sie herbeiführten, in beständiger Beziehung auf das alte und neue Griechenland, auf die Geschichte des Volks und seinen jetzigen Zustand — würdiger Weise aufzustellen« — dabei aber »aus seinen Reisetagebüchern und Papieren durchaus nur dasjenige auszuheben, was ihm selbst als neu, merkwürdig und in irgend einer Beziehung, für Wissenschaft, für Kunst, oder für Kenntniß örtlicher Verhältnisse und des jetzigen Griechenlandes wichtig vorkommt! dieses mit der strengsten historischen Wahrheit darzustellen und zu erläutern, auch, in so fern es seine Kräfte erlauben, durch Beihülfe alterthümlicher Forschungen.«

Wir wenden uns nunmehr zur Anzeige dessen, was das erste Buch des Werks enthält. Es hat den Titel: Ueber die Insel Keos, jetzt Zea, *) die vier alten Städte derselben, ihre Geographie, Archäologie und Geschichte; nebst einer Darstellung der, in den Ruinen von Karthäa ausgegrabenen Denkmale. Es ist in zwei Abtheilungen geordnet, die wieder in fortlaufende Kapitel zerfallen; nachher folgen Beilagen. Im Einzelnen:

Erste Abtheilung: Topographie. I. Kapitel: Reise von Athen nach Zea; Hymettos; Raphtilimani (S. 3—4.) — Hafen von Zea, wegen seiner Lage und Güte von jeher besucht (S. 5.) — Ansicht der Inseln im griechischen Archipelagus (S. 6.) — Liebe der Griechen zu ihrer Heimath. — Die Stadt Zea (S. 7.) — Produkte der Insel Zea (S. 8.) — Ursachen ihres Verfalls (S. 9.) — Lage der Stadt Zea. Bekanntschaften (S. 10.) — Angaben alter Schriftsteller über die vier Städte der Insel (S. 11) — Neuere Meinung über die Lage von Julis und Karthäa (S. 12 f.) — Weg nach täs Polás (ταῖς Πόλαις). — II. Kapitel: Lage der Ruinen auf täs Polás (S. 14—16.) Nachgrabung in den Ruinen auf täs Polás (S. 17 f.) — Beweis, daß diese Trümmer nicht von Julis, sondern von Karthäa sind (S. 19.) — Fortsetzung der Nachgrabungen in den Ruinen von Karthäa (S. 9—25.) — III. Kapitel: Ausflucht nach Kunduro. Alter Thurm im Kloster der heiligen Marina (S. 26.) — Lage der alten Stadt, deren Trümmer Kunduro genannt werden (S. 27.) — IV. Kapitel: Alterthümer in der Stadt Zea (S. 28 f.) — Reste eines Apollonstempels. Inschriften (S. 29.) — Kolossaler Löwe in Felsen gehauen (S. 30.) — Veranlassung und Bedeutung dieses Denkmals (S. 32.) — Spuren einer alten Stadt (Κορησσός) am Hafen — Resultate der topographischen Untersuchungen (S. 32—36.)

Zweite Abtheilung: Archäologie und Geschichte. V. Kapitel: Mythische Zeit. Vorhellenische Naturumwälzungen (S. 37.) — Ansiedelungen der Karer und Phönizier auf den Cykladen (S. 38.) — Hydrusa, die Nympheninsel. Unkunde der Hellenen selbst, hinsichtlich der Archäologie dieser Insel, oder der Einwanderung des Stammhelden Keos (S. 39.) — Beziehung der mythischen Archäologie der Keier auf den uralten Dienst des Phöbos und des Bakchos, und auf die beiden Stammhelden Aristäos und Keos (S. 40.) — Darstellung des Mythos von Aristäos (S. 41—48.) — Verehrung der Artemis, des Zeus ikmäos, des Bakchos und der Nymphen, des Stammhelden Keos, der Athene Nedusia (S. 48—52. — Sagen von Hyparissos, Hermochares u. Ktesylla, Akontios u. Kydippe. — VI. Kapitel: Einwanderungen: arkadische, lokrische (S. 53.) — Angaben griechischer Schriftsteller über diesen Gegenstand (S. 55.) — Jonische Einwanderung. Historische Zeit (S. 57.) — Alter cycladischer Inselbund der delischen Amphiktionen (S. 58.) — Früher Einfluß Athen's auf den delischen Inselbund (S. 59.) — Veränderter Zweck der delischen Amphiktionie (S. 60.) — Glücklicher Zustand der kleineren Staaten vor den Perserkriegen (S. 61.) — Beweis dafür aus der Beschaffenheit der ältesten Münzen von Keos (die alle von Silber sind, wogegen die vom fünften Jahrhundert vor Christus an abwärts von Erz, oder Kupfer sind, (S. 62) — Beweis dafür aus der Beschaffenheit einer alten und strengen Sitte auf Keos (S. 63.) — Nachrichten bei alten Schriftstellern über diesen Gegenstand (S. 64.) — Zucht und gute Ordnung der Keïrer zu jener früheren Zeit (S. 66.) — Berühmte Keïrer: Simonides, Bakchylides, Prodikos, Erasistratos und Ariston (S. 67—68.) — VII. Kapitel: Keos verbunden mit Eretria, u. um welche Zeit (S. 68—69.) — Persische Herrschaft auf den cykladischen Inseln nach dem jonischen Kriege (S. 70—71.) — Die Inselbewohner verlassen bald die gezwungene Verbindung mit Persien (S. 72.) — Vier Schiffe aus einer cykladischen Insel (Keos) in der griechischen Flotte bei Salamis. — Die Cykladen nach der salaminischen Schlacht (S. 73.) — Antheil der Inselbewohner am Siege bei Platää (S. 74.) — Athenische Hegemonie nach der Schlacht bei Mykale. — Zustand der Inseln während der athenischen Hegemonie (S. 75—76.)

Beilagen (A): Fac-simile aller in Karthäa ausgegrabenen Marmorinschriften, auf zehn Blättern (Taf. XVI—XXV.)

Beilagen (B): Nr. I. Ueber die Insel Helena (Νῆσος Μακρά, Makronisi, an der Küste von Attika, (S. 77.) — II. Herakleides aus Pontos über die Insel Keos. III. Ueber Klima und Produkte der Insel (S. 79.) — IV. Ueber Geographie u. Topographie derselben (S. 85.) — V. Keïscher Lokalmythos von der Ktesylla (nach Nykander's Erzählung (S. 94.) — VI. Ueber eine von Villoison auf der Insel Tino gefundene Inschrift (S. 97.) — VII. Ueber den freiwilligen Tod der bejahrten Leute auf Keos (nach Valer. Max. edit Jo. Kapp, Lipsiae, 1782. pag. 107.) — VIII. Simonides Aufenthalt in Karthäa. Chorschule am Apollonstempel (nach Athenäos X, 456.) — IX. Olympische Inschrift (nach Pausanias V, 23) verglichen mit Herodot's Aufzählung (IX,28 sqq.) der griechischen Truppen bei Platää (S. 101.) —

Beschluß. Rückkehr nach Athen (S. 109.) — Erklärung der Kupfer (S. 113—129.) (Forts. f.)

*) Die Neugriechen sprechen: Ζία.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 92.** 3. August 1831.

Ueber Pfizer's Briefwechsel zweier Deutschen. *)

(Aus Preußen eingeschickt.)

Ihr Blatt hat häufig interessante Mittheilungen über Preußen geliefert, mögen Ihnen die hier folgenden auch nicht unwillkommen sein. Unser Staat soll vor dem Auslande in den Ruf, ein Paradies auf Erden zu sein, gebracht werden, aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Unser Monarch ist allerdings ein Herr von dem vortrefflichsten Herzen, allein die Camarilla von Aristokraten, die ihn umgiebt, hat ihn seinem Volke manchmal entfrembet, und wacht sorgfältig darüber, daß der König nicht das Mindeste von dem erfährt, was ihn von dem Zustande seiner Staaten unterrichten könnte. Selbst Vorfälle in seiner nächsten Umgebung erfährt er nur aus fremden Blättern, wenn zufällig eins derselben den Weg zu ihm sich bahnt. Es ist authentisch, daß die sogenannten Zeitungsberichte, welche allmonatlich von den Regierungen an Se. Maj. den König gesandt werden, von einem Oberpräsidium zurück geschickt wurden, weil sie Klagen über den Verfall der Provinz enthielten. Die Regierungen mußten hierauf die Zeitungsberichte umändern und nichts als Lobpreisungen des Zustandes der Provinz hineinschreiben. Auf eine solche unwürdige Art wird der Monarch hintergangen.

*) Der Verfasser dieses Werkes sucht bekanntlich Deutschlands Wohl in Preußen und dessen Hegemonie.

Die Verwaltung der Justiz war ehedem ein Glanzpunkt des preußischen Staats; doch dem ist jetzt auch nicht so. Im Jahre 1806, als Breslau belagert wurde, brannte die preußische Garnison, von der Festung aus, die Vorstädte ab. Der Brandschaden ward durch die Feuersocietät vergütigt, welche ihn von den Interessenten derselben wieder einzog. Diese zahlten, nahmen jedoch ihren Regreß an den Fiscus, weil dessen Soldaten, die wenige Tage nachher kapitulirten, die Vorstädte Breslau's abgebrannt hatten. Die klagenden Städte gewannen in erster Instanz den Prozeß; Fiscus appellirte, doch kam es nicht zur Instruction dieses Rechtsmittels; denn es erschien ein Kabinetsbefehl, nach welchem den schlesischen Städten anbefohlen wurde, diese Brandschäden, welche gewöhnlich Bombardements-Brand-Vergütigungsbeiträge genannt werden, mit 934,128 Rthlr. 26 Sgl. dergestalt zu vergütigen, daß auch sogar die ausfallenden Reste auf die zahlbaren Interessenten vertheilt und von diesen berichtigt werden müssen. Ausser den Breslauer Vorstädten waren auch in den Städten: Brieg, Glatz, Schweidnitz, Silberberg, Glogau, Bunzlau, Kosel und Neisse Brandschäden zu ersetzen, welche die eigenen preußischen Truppen 1806. veranlaßt hatten, und die in dem Betrage, der oben genannt worden, mit inbegriffen sind. Beschwerden und Bitten gegen diese Ungerechtigkeit haben nichts gefruchtet, und sind die Zahlungen von den Säumigen executivisch eingezogen worden. Jetzt noch Einiges über die drei drückendsten In-

stitute des preußischen Staats: das Militär, die Abgaben und den Preßzwang.

Die ganzen preußischen Staaten sind eine große Kaserne, und das Militair bildet eine privilegirte Kaste, die sich über alle andere Menschen erhaben dünkt. Jeder Rekrut zieht mit dem blauen Rock nicht nur einen andern Menschen an, sondern vielmehr einen Gott. Zur Ehre einer bedeutenden Zahl würdiger Offiziere sei es gesagt, daß dieser Dünkel gemißbilligt wird, allein man begünstigt ihn von oben herab. Die lächerlichen Lobpreisungen des preußischen Militärsystems, daß Jeder dienstpflichtig ist, wissen die Väter, deren Söhne in den Jahren ihrer wissenschaftlichen Ausbildung stehen, am besten zu würdigen; der Rohheit nicht zu gedenken, mit der so viele Militairärzte bei der Tauglichkeitsuntersuchung zum Kriegsdienst verfahren, und den Sitten Hohn sprechen durch den Befehl des nackt Ausziehens der jungen Leute. Dabei verschlingen die Ausgaben für die Armee über zwei Drittel der Staatseinnahmen, wie denn ein solches Militärwesen auch die Nationalität eines Volks mit der Zeit ganz unterdrückt, statt dessen durch die Militaireinrichtungen, wie in Frankreich, die Wehrhaftigkeit eines Volkes ausgebildet werden sollte. Eben so hat die Landwehr ihre ganze Bedeutung verloren, ist weiter nichts als eine Linientruppe, und besteht ihr ganzer Unterschied von dieser darin: Daß die Soldaten von der Linie verächtlich auf die Landwehr herabblicken. Das Motto der Landwehr: »Für Gott, König und Vaterland« — stellt das zuletzt, was obenan stehen sollte. Zur Geringschätzung der Landwehr von Seiten der Linientruppen trägt auch noch das bei, daß bei der Landwehr viele bürgerliche Offiziere angestellt sind, die man so viel als möglich aus den Linienregimentern fortzuschaffen sucht. Zwar hat dies kürzlich ein, vermuthlich bezahlter, Correspondent im Hesperus zu läugnen versucht, doch hat er dies wider besseres Wissen gethan, und die obige Behauptung läßt sich durch Thatsachen beweisen. Uebrigens ist der Aristokratismus im Heere eben so vorherrschend, wie im Civil. Es ist wahrlich traurig, wie es in dieser Hinsicht zugeht, ganz gewiß gegen den Willen des Monarchen. Daß ein Bürgerlicher Finanzminister geworden, ist blos ein Kunstgriff des Adels, der diese Promotion ausnahmsweise zugelassen hat, um mit seinem Liberalismus zu prunken und das Ausland glauben zu machen, es käme in den preußischen Staaten nicht auf die Geburt an.

Die vorzüglichsten Chefs des Aristokratismus führe ich hier unten an, da ich weiß, daß sie nicht öffentlich genannt werden dürfen. *)

Die ungeheuern Abgaben sind die zweite schwer drückende Last der preußischen Staaten. Sie stehen in keinem Verhältniß zu dem Vermögen der Staatsbürger. Die meisten derselben dienen zur Bestreitung des großen Militairaufwandes, der früher, oder später die Verarmung des Volkes unausbleiblich nach sich ziehen muß. Daß die Ausfälle in den Abgaben, welche durch insolvente Personen entstehen, von den zahlbaren übertragen werden müssen, ist äusserst hart und muß zuletzt dahin führen, daß die Wohlhabenderen allein zahlen, bis auch sie verarmen. Bei denjenigen, die ländliche Besitzungen haben, für welche sie Klassensteuer zahlen, ihrer Verhältnisse wegen aber in der Stadt wohnen müssen, tritt der ärgerliche Fall ein, daß wenn sie ihre ländlichen versteuerten Erzeugnisse in der Stadt verzehren wollen, sie dieselben noch einmal versteuern müssen, indem sie die städtische Accise zu bezahlen verbunden sind. —

Was soll ich aber endlich von dem Geistesdruck sagen, der in Preußen herrscht? Die Zeitungen sind so in Servilität versunken, daß man sie nur mit der höchsten Indignation lesen kann. An der Spitze dieser servilen Blätter steht die sogenannte Staatszeitung, deren genannte Redactoren nur ihre Namen hergeben; die eigentlichen Arbeiter an diesem ultra-royalistischen und ultra-russischen Blatte sind die Herren Geh. Legationsrath Ancillon, **) Prof. Bucholz, v. Raumer, Dr. Park u. s. w.

(Schluß folgt.)

Warum ist Frankreich jetzt mächtiger als 1786?

(Schluß)

In keinem andern civilisirten Staat ist die ganze Nation durch Verkehr, Gesetze, Sprachgleichheit, selbst durch Nationalvorurtheile, so innig in sich verbunden, als in Frankreich. Es hat nach Nordafrika einen großen Ableiter der Producte Südfrankreichs durch die Kolonie Algier, deren unermeßliche Wichtigkeit besonders für Marseille und Südfrankreich erst die Zukunft lehren wird. Nur gebe der Himmel, daß es dahin und nicht zu sehr nach Belgien und Italien, oder Polen seine politischen

*) B. S. W. K. F.

**) jetzt wirkl. Geheimrath, also: Excellenz.

Blicke richte. Auch diese Völker werden zu einem milderen Regiment zu mehr Volksbildung in den unteren Klassen und zu der Wohlthat gemäßigter Verfassungen bald gelangen; aber man stürze nicht, um dies schnell zu erreichen, von Seiten der Ultrareformer die Nachbaren Frankreichs und deren Regierungen in die Gefahr von Bürgerkriegen, wodurch Frankreich nicht glücklicher wird und sicher gezwungen ist, seine nöthigen Verbesserungen weiter hinaus zu schieben. In der Schweitz hat die innere, dem Aristokratismus und den Patriciern abholde Volksbildung, die Staatsmacht der Patricier als natürlichen Freund der unbeschränkten Monarchien gebrochen. Das Volk selbst regiert dort mehr als vormals, die Presse wird in der Schweitz immer freier vom Einflusse der Patricier, welche innere Mißbräuche nicht gerügt wissen wollten, und demjenigen des wiener und turiner Hofes, welche wenigstens über ihre italienischen Angelegenheiten die freie Presse aus Zürich, oder Lugano möglichst von ihrer monarchischen Gränze abweisen.

Mag der König von Sardinien und sein Kriegsminister Marchese Paulucci (bekannter vormaliger russischer Statthalter in Kurland, Liefland und Esthland, wollen, oder nicht, Genua und ganz Sardinien erringen sich eine Nationalbewaffnung, ein wohlfeileres Verwaltungssystem, weniger Auflagen und eine freiere Verfassung auch ohne Frankreichs kriegrische Stellung und sogar ohne solche leichter. Der Geist des nordwestlichen, also sardinischen Italiens ist zu tief gebeugt worden unter der vorigen Regierung, der gebildete Bürgerstand will dort gleiche Rechte mit dem Adel erringen, der bei aller Vorliebe des Osten für seine Wünsche, sie nicht mehr aufrecht erhalten, und die Volksunterdrückung, auf dessen mangelnden Elementarunterricht feststellen kann. Spanien ist tief von seiner Höhe herabgesunken und zu arm zu einem vormals lebhaften Handelsverkehr mit Südfrankreich. Seines Königes Streben, die Regierung eines Heinrich V. in Frankreich herzustellen, ist unbedeutsam, so lange Frankreich nicht in Bürger-, oder gefährliche ausländische Kriege gestürzt wird, und höchst wahrscheinlich, daß es nur von Frankreich abhängt, ob es sein constitutionnelles Leben auch über Spanien ausdehnen will, um endlich auch von jener Seite sich unangefochten zu sehen. Aber auch in Spanien von der Zeit die Entwickelung des Besserwerdens von Seiten Frankreichs ruhig zu erwarten, ist der weisere Plan der Politik. Eher als Spanien wird sich Portugal von seinem jetzigen Tyrannen frei machen. Sieht man hernach in Portugal und in Frankreich wahres Glück und Einigkeit der Dynastie und ihres Volkes blühen: so ist das für das autokratische System Ferdinands gefährlicher, als ein Krieg, und stürzt solches sicherer durch inneres Mißvergnügen, als durch äussere Gewalt.

Ist dies erreicht: so kann des französischen Ministers Casimir Perrier Idee der Verringerung aller Linienmacht der einzelnen Staaten Europas eine Wirklichkeit werden, das constitutionnelle System mit Brechung der Autokratien und der Oberrechte der altprivilegirten Stände sich allmählig ohne fremde Gewalt und Einfluß nach dem Osten immer weiter verbreiten und überall kriegssüchtige, oder kurzsichtige Minister immer mehr vom Staatsruder entfernen. Geschieht dies mit Gewalt: so wird die Mehrheit der lebenden Generation unglücklich und das bessere Glück der nächsten Generation zu theuer erkauft. Bleibt es aber Friede: so gewinnt in Ruhe der Erwerb der niederen Klasse mehr Raum und Ausdehnung, und die Bevorrechteten treten, so sehr sie diese Aussicht auch scheuen, nur allmählig in den Hintergrund.

Der unglückliche Kampf des englischen Aristokratismus, der dem französischen Demokratismus so feind war, ist wohl nicht verschwunden, aber der erstere muß sich auf seinem vaterländischen Boden vertheidigungsweise verhalten; die Ministerien beider Mächte sind im freundlichen Einverständniß, und es ist glaublich, daß durch die erlangte Verähnlichung der Verfassungen in beiden Staaten die unglückliche Nationaleiferfucht in Industrie und Handel immer mehr abnehmen wird.

Endlich ist Frankreich von Oesterreich durch Zwischenstaaten getrennt, und dieses besitzt nicht mehr das kaiserliche Supremat in Deutschland, ist zwar noch Vorstand des deutschen Bundes, vermag aber wohl nicht, Deutschland ohne Preußen wider Frankreich aufzuregen. Bayerns, Würtembergs, Badens, Nassaus und Hessens Interesse beider Linien ist offenbar, an keinem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich Theil zu nehmen. Von Preußens Macht hat Frankreich nichts zu besorgen, wenn es das linke Rheinufer nicht wieder erobern will, und vernünftiger Weise wird es dies nicht wollen können. Kein andrer civilisirter Staat kann daher ruhiger, als der französische, alle seine Kräfte zur Abgabenerleichterung und Vervollkommnung der innern weiseren Gemeindeeinrichtungen anwenden, welche ihm noch fehlen. Ist es ein glücklicher und ruhiger Staat geworden: so wird dieser ein Vorbild den andern civilisirten Völkern und ein Kern für die nach Tilgung der Autokratieen und der Bevorrechtungen einzelner Stände trachtende gesteigerte geistige Civilisation. — Frankreich wird in Frieden ein mächtigerer Dorn der gegenwirkenden Autokratien sein, als wenn es den Letzteren gelingt, ihre Völker mit Frankreich durch die Anmaaßungen des Letzteren in Krieg zu bringen.

Frankreich ist also heute weit mächtiger, als es vor seiner Revolution im Jahr 1789. war, durch seine im

innern und im äusseren politischen Verhältnisse gesteigerte Macht. *) Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Alterthumskunde.

Bröndsteds Reisen in Griechenland.

(Fortsetzung.)

Diese Inhaltsanzeige wird genügen, den Charakter dieser Abtheilung des Bröndsted'schen Werks im Allgemeinen in's Licht zu setzen. Es verbreitet sich dieselbe vorherrschend über die antiken Verhältnisse der Insel Keos, wobei die neueren fast nur beilaufend als Unterlage dienen. Aber was sollte von den letzten auch viel zu sagen sein, da das ganze Ländchen kaum 550 Häuser und etwa 5000 Seelen hat (S. 10.)?

Man hätte vom Verfasser eine anschauliche malerische Beschreibung der Insel erwarten können: er würde dadurch den Gegenstand der Theilnahme seiner Leser weit näher gebracht haben, als durch irgend andere Mittel. Wir wollen keine Beschreibung, die den Gegenstand in subjektive Symbolik — in Träumereien auflößt, wohl aber eine geschmackvolle lebendige Darstellung der Wirklichkeit. Geschmack ist aber die Sache des Verfassers nicht, wie seine Darstellung durchgängig zeigt. Ueberall bewegt er sich schwerfällig, wie in ungewohnten, beengenden Fesseln, und häufig fallen ihm eben da, wo man einen durchgreifenden Gedanken von ihm selbst erwarten sollte, immer nur die Worte alter Schriftsteller ein, die etwas dem Aehnliches ausdrücken, was er sagen wollte (z. B. S. 8. Anmerk., S. 111., S. XI., S. XII. u. s. w.) — eine höchst ermüdende Gelehrsamkeit.

Eine Stelle, die von der Mannigfaltigkeit griechischer Landschaftsformen handelt, möge hier ausgehoben werden, da sie den Gegenstand gewissermaßen in eine Uebersicht bringt. S. 6. f. sagt der Verfasser:

»Als ich im Herbst 1811, mit dem Freiherrn Otto von Stackelberg, aus Thessaliens weiten fruchtbaren Ebenen, von Melo und Larissa her, den Fluß Peneus verfolgte, war es uns am Eingang des Tempe, bei Baba u. Ampelakia, als wären wir plötzlich aus Dänemarks kornreichen gesegneten Gefilden nach den sanften und doch prachtvollen Umrissen einer üppigen italienischen Natur hin versetzt, und diese veränderte sich sogleich, kaum eine Miglie weiter in das Tempe-Thal hinein, in die erhabenste Felsengegend eines deutschen Schweizerkantons. Durch diesen Reichthum an Form und mannigfaltigem Schmuck der Natur wird das Gemüth des Reisenden fast überall im europäischen Griechenland angesprochen und erfreut. Es ist mir vorgekommen, als ob das asiatische Griechenland, von Lampsacos an, über Troja, durch Mysien, Aeolien und Jonien, bis Ephesos hinab, einen im Ganzen viel späteren, sich selbst gleicheren und minder kühnen Charakter hätte.«

Der Hauptwerth der vorliegenden Arbeit besteht im Antiquarischen, und da das Werk in dieser Beziehung wirklich von großer Bedeutung ist, so wollen wir jede andere Forderung unterdrücken. Die Topographie der antiken Insel Keos ist durch Bröndsted's Forschungen völlig umgestaltet und alle Karten der Insel, von denen Agathodämons bis auf die von d'Anville und auf die neuesten herab, sind durch sie unbrauchbar geworden. Da in dem Werke die ächten Urkunden dieser Forschungen niedergelegt sind, so wird es ohne Zweifel in der Entwickelung der Alterthumswissenschaft bleibenden Werth behalten.

Jedermann wird wissen wollen, worin denn die merkwürdigen Ergebnisse der Arbeiten Bröndsted's bestehen. Wir wollen dieselben also in Kürze andeuten:

Bröndsted u. Linckh verließen am 18. December 1811. Athen und landeten schon am Morgen des 19. auf Keos, wo sie bis zum 15. Februar 1812. verweilten. Hier ließen sie nun in Ruinen an der Südostküste der Insel, die von den Einwohnern ταῖς Πόλαις genannt werden und bisher für Reste der alten Stadt Julis gelten, 25 bis 30 Arbeiter gegen drei Wochen lang graben, und da entdeckten sie dann eine Reihe von Inschriften, zum Theil aus der Zeit des Julius Cäsar und Augustus, aus welchen mit völliger Gewißheit hervorging, daß die vermeintlichen Ruinen von Julis vielmehr die der alten Stadt Karthäa (Καρθαία) sind. Aus der Auffindung von Münzen, so wie aus örtlichen Gründen und aus den Angaben des Strabon folgt klar, daß die alte Stadt Julis (Ἰουλίς) da lag, wo nun Zea, jetzt die einzige Stadt der Insel, steht. Am Hafen von Julis, der noch der jetzige ist, lag aber nach Strabon (p. 486.) ursprünglich die Stadt Coressus (Κορησσός, oder Κορησσία): in den Trümmern antiken Gemäuers am Hafen sind folglich die Reste derselben zu erkennen. Endlich erwähnen alte Schriftsteller noch eines vierten Städtchens der Insel, welches Pöessa (Ποίησσα) geheißen; dieses nun kann durchaus blos an der Südwestküste der Insel gelegen haben, an einem Orte, welchen die Einwohner jetzt Kunduro (Κουνδουρο) nennen, denn dort allein finden sich, ausser den andern drei Punkten, noch formlose Ruinen.

Dieses ist in Kürze was Bröndsted's Untersuchungen erwiesen haben. Aehnlich hatte sich schon der bekannte Reisende Anse de Villoison die Lage der alten Städte von Keos gedacht, wie seine Handschriften zeigen, die in der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden. Im »Hermes« hat daher Jemand unsern Verfasser beschuldigen wollen, er habe die Ansichten Villoison's den seinigen untergeschoben, wogegen jener sich in einem eigenen, oben bei dem größeren Werk angezeigten Schriftchen vertheidigt hat.

(Schluß folgt.)

*) Eine der wichtigsten diplomatischen Regeln ist politische Toleranz, d. h. die Ministerien müssen den Gedanken aufgeben, ausserhalb ihrer amtlichen Gränzen herrschen, Insurrectionen anfachen und durch Gegenfactionen dämpfen zu wollen. Es ist schwer genug der innern Reformation durch Abweisung, oder Befriedigung der Wünsche Vieler zu genügen, man überlasse der Vorsehung und dem Zufall wie sich die Dinge auswärts machen. Kein Diplomat steht jetzt so hoch, daß er sich anmaaßen darf, auch fremde Völker regieren zu wollen. Wer das nicht fühlt, der macht sich, seine Dynastie und deren Volk unglücklich. Die Völker sind jetzt böse Blutrichter der Constitutionsverletzer geworden, aber auch autokratische Ministerien mögen ihre wahre Lage wohl beherzigen, sie stehen auf einem vulkanischen Boden. Die Periode allmächtiger die Welt erschütternden Principialminister, ist gewesen und kehrt nicht wieder zurück.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag · **Nro. 93.** 5. August 1831.

Ueber Pfizer's Briefwechsel zweier Deutschen.

(Schluß)

Die Politik ist der Staatszeitung eine wächserne Nase, die sie nach Gefallen ihren Lesern andreht. Ausserdem enthält sie nur Lobhudeleien, in welchen es die spenersche Zeitung ihr gleich zu thun sucht. Vor einiger Zeit brachte sie einen Aufsatz: Was ist, was kann und was will Preußen? Die Antwort würde ganz anders, wie die des feilen Scribenten lauten, wenn nicht Preßzwang herrschte. Daß in diesem Aufsatze gesagt wurde: »Preußen wäre der liberalste Staat im edelsten Sinne des Wortes, in ihm könnten alle Erzeugnisse des Geistes frei und ungehindert sich verbreiten,« und daß gerade in derselben Woche der vierte Theil, oder die Nachträge von Heine's Reisebildern, und das Schreiben eines braunschweigischen Bürgergardisten an den Herzog Karl, in den Buchläden Berlins konfiscirt wurden, verdient bemerkt zu werden. Verboten sind ausserdem: Spaziers Geschichte des polnischen Feldzugs, Kahlendorf über den Adel, beinah alle Bücher über Polen, und die Buchhändler sind angewiesen, nichts Politisches zu verkaufen. In inländischen und einigen ausländischen Blättern, deren Correspondenten von Berlin aus bezahlt werden, haben sich mehrere lobhudelnde Artikel über die geringen Abgaben in Preußen, in Vergleich gegen andere Staaten, gefunden. Diese servilen Berichterstatter wissen vielleicht nicht, daß es nicht darauf ankommt, wieviel Abgaben der einzelne Staatsbürger entrichtet, sondern darauf: Ob er sie leicht erschwingen kann. Da nun alle Gewerbe im preußischen Staat völlig danieder liegen, so ist es sehr natürlich, daß in Preußen ein Thaler Abgaben schwerer zu entrichten ist, als in Frankreich vier oder fünf Thaler. Der Preßzwang in Preußen übersteigt alle Begriffe. Ausserdem, daß die Censoren häufig beschränkte Köpfe sind, hat der Minister v. Brenn, der ein Schüler des Hrn. v. Schuckmann ist, dafür gesorgt, daß kein einziger liberaler Gedanke in's Publikum kommt. Jede Opposition ist streng verboten, und nur das, was die Absolutisten anpreisen, ist dem Volke mitzutheilen erlaubt. So erhält man es in der Unwissenheit über seine heiligsten Interessen, und man befolgt in dieser Hinsicht ganz das System Rußlands und Oesterreichs, die Nation zu einer willenlosen Masse zu machen. Der aufgeklärte Theil derselben ist zwar erbittert über diese Behandlung, die mit den Gesinnungen des Königs im grellen Widerspruche steht; da wegen gänzlicher Unterdrückung der Presse aber Niemand dagegen auftreten kann, der Monarch auch durchaus unzugänglich ist, so werden die Staatslakaien, wie Welcker sagt, ihre Absicht erreichen. Nur diese haben das Recht zu reden, und deshalb kann man die Preußen in redende und schweigende eintheilen. In Privatzirkeln wird viel über Politik gesprochen; doch haben die Offiziere ihr Ehrenwort geben müssen, nicht darüber zu reden, sie, welche die eigentlichen Werkzeuge der absoluten Politik sind. — Die Art der militairischen Besez-

zung des Großherzogthums Posen zeigt übrigens deutlich, wie wenig der Staat seinen Unterthanen traut. Alle polnischen Regimenter sind von dort entfernt, und nur schlesische Linienregimenter und Landwehr bilden die Truppentheile. Die ungeheuern Kosten dieser kriegerischen Stellung will man durch ein sonderbares Ersparungssystem vermindern. So sind z. B. alte Lieutenants, die zwanzig Jahre dienen, Wunden und Orden aufzuweisen haben, zu Compagnie- oder kleinen Bataillonsführern in preußisch Polen ernannt, müssen auf eigene Kosten sich Pferde anschaffen, und erhalten dafür nur eine unbedeutende Zulage, nur damit die höheren Offiziere, die Creaturen des Aristokratismus, desto höhere Gehalte beziehen können. Es giebt Landwehrregimenter, bei denen nur drei wirkliche Capitains sich befinden, die andern neun Compagnieen werden nur von Lieutenants kommandirt. Die Armeen-Corps im Großherzogthum Posen sind weder auf einen bestimmten Kriegs- noch Friedensfuß gesetzt, sondern sie werden so behandelt, wie es in den Kram der Obern paßt. Diesen traurigen Zustand nennt man mit einem neu erfundenen Ausdruck: »Eigenthümliche Verhältnisse.« Sichern Nachrichten zufolge sind Offiziere und Soldaten dort sehr unzufrieden, wozu noch eine unwürdige Behandlung kommt, die einige Vorgesetzte sich erlauben, indem sie den alten Kamaschen-Dienst wieder einführen wollen. Diese Würdigen (!) unter denen ein gewisser Oberst L. v. K. sich vorzüglich auszeichnet, und der von allen Offizieren und Soldaten verwünscht und verachtet wird, wollen den Soldaten wieder zu einer willenlosen Maschine machen, quälen Offiziere und Gemeine bis auf's Blut, und unterdrükken den guten Geist immer mehr. Nachdem die Nichtexistenz sogenannter demagogischer Verbindungen dargethan worden, sind neuerdings die frühern Mitglieder der Studentenverbindungen: Arminia, Borussia und Silesia, nachdem sie längst im Schul- und geistlichen Fach angestellt sind (es sind blos Theologen namhaft gemacht) einer Controlle ihrer Aufführung unterworfen worden. Man zählt 13 katholische und 42 evangelische Theologen unter den Beaufsichtigten. — Auf den Antrag der westphälischen Landtagsdeputirten: ein Repräsentativ-System in den preußischen Staaten einzuführen, ist gar nicht geantwortet worden; statt dessen ist Folgendes bestimmt: Daß die Nebeninteressen des eigenen Kreises, auch die andern Kreise berühren dürfen, wenn sie genereller Natur sind, und daß die Kreisdeputirten sich Abschriften der Kreistagsverhandlungen geben lassen können. Das heißt doch wohl »nach Wolle gehen und geschoren nach Hause kommen.«

Daß keine preußische Behörde mehr ermächtigt ist, den Austritt nach Polen zu gestatten, wissen Sie vielleicht, und daß dies nur auf das Visum des russischen Gesandten zu Berlin geschehen kann; doch das ist Ihnen wohl nicht bekannt, daß ein von Hamburg kommender Reisender, Namens Wollmar, der einen Paß von dem Minister des Innern zu Paris hat, welcher von der königl. französischen und würtembergischen Gesandtschaft zu München, so wie von der schwedischen Legation über London nach Paris visirt worden, durch einen Befehl des Herrn v. B in den preußischen Staaten hat arretirt werden sollen. Was sagen Sie dazu? Ist das Achtung gegen die Gesandten fremder Staaten, die auch in Berlin ihre Repräsentanten haben?

Zum Schluß noch dieses: Das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten hat den Lehrern verboten, in den Schulen Tagesbegebenheiten, oder Gegenstände der Politik als Beispiele, Vorschriften, oder Diktate zu wählen. Als man vor Jahren des Gefühls des Patriotismus bedurfte, suchte man dieses, durch einen Befehl von entgegengesetzter Art zu erregen und jetzt — — den Schluß mag Jeder selbst ziehen. Wer nun noch an der Existenz der Dunkelmänner in Preußen zweifelt, gehört unbezweifelt selbst zu ihnen. — Sincerus.

Volk und Volksthum. *)

(Bruchstück einer Vorlesung über Jahn's deutsches Volksthum.)

»Die Geschichte beginnt ihre Erzählung mit Nachrichten von Völkern, und alle Kunden, so als Ueberlieferungen und Sagen in die Vorgeschichte hinaufreichen, bleiben Forschungen ohne Zusammenhang und geben höchstens lückenvolle Stammbäume.« Von allen Erzvätern der Völker, von den Ahnen der zahlreichsten Nachkommenschaft ist mit aller Mühe dennoch kaum mehr, als der Name auszumitteln. Nicht einmal ein dürftiger Lebenslauf hält als Leitfaden schadlos.

Die Unschuld der Urzeit deckt der Vergessenheit Sün-

*) Die mit »—« bezeichneten Stellen sind enthalten in Fr. Ludwig Jahn deutschem Volksthum. (Seite 3—13. der leipziger Ausgabe v. 1817.)

denfall. Liebe und Leben der Erzväter erzaubert keine nachträumende Dichtung. Erst mit der Waffen Hall im Heldenalter ertönt der Bardengesang; darauf kündet die redselige Sage; wenn sie verstummt, ergreift die Geschichte den Griffel.

Alles, was vor der Völkerzeit auf Erden geschehen, — ist im geschichtlosen Graun verloren. Erst mit dem Werden der Völker endet das Wirrsal, da scheiden sich Tag und Nacht, da setzten Thaten dauernde Mahlzeichen.

»Von eines jeden allbegreifenden Zeitraums erster geschichtlichen Denkzeit, bis zum letzten Schlußereigniß, waren Völker immer die Leiter der Begebenheiten. In ihnen wird die Geschichte erzeugt und beschrieben: sie sind die Gedächtnißträger. Wie daher die Geschichte aufzuzeichnen anfängt, ist die damals bekannte Erde schon eine Bühne; Völker haben sich bereits in die Rollen des größesten Schauspiels getheilt; darum kennen die ältesten Urkunden kein alleiniges Volk mehr, weder ein Mustervolk, noch ein Urvolk.«

»Einige Jahrtausende ist bereits die Geschichte alt; mancherlei Völker sind inzwischen durch verhängnißvolle Zeitläufte vergangen: weit und breit wohnt ein andres Geschlecht auf den Gräbern der Vorvölker. Nicht blos Urvölker, aus sich selbst entwickelt, leben in heiliger Weltnachbarschaft; durch Blutschuld, Nothzucht und Ehebruch sind Mangvölker entstanden. »Aber die Südveste Afrika ausgenommen, können gegenwärtig nur noch unbedeutende Völker hausen, die der Entdeckungsgeist Europa's nicht aufgespürt hätte.« Nur dort allein mögen hinter Sandmeeren und wasserlosen Oeden von aller Welt abgewandt — Binnenvölker ein Sonderleben führen. Sonst sind die Meere durchschifft, die Küsten umfahren und die Vesten durchzogen.

»Erd- und Völkerkunde könnte sich nunmehr zu einer höhern, wissenschaftlichen Ansicht erheben, die ersten Pinselzüge eines Gemäldes der Menschheit versuchen. Will man nur Völker erkunden, wie man Steine auflieset, Pflanzen einlegt und Geziefer sammelt, dann ist das Hergebrachte genug: Volk nach Volk, und unter und mit und neben einander wie eingeschachtelt herzuzählen. Nur dem, der in dem Menschengeschlechte weiter nichts finden kann, als die am meisten verbreitete und ausgezeichnete Thierart unsrer Erde, können die Völker nicht wichtiger erscheinen, als Rudel von jagdbarem Wild, die nach Herzenslust zu hetzen sind. Jedem andern aber müssen sich die Fragen aufdrängen: Was ist ein Volk? Gilt dafür schon die Wohnerzahl einer abgemarkten großen Erdscholle? Oder erst die eingepferchte Menschenmenge eines Riesenstaates, oder Zwergstaatleins? Oder nur die Gesammtheit gleicher Stamm- und Sprachgenossen?«

Zum Volke gehört mehr, als müssige Zehrer, Hungrer und Lungrer; auch wohnen leider in einem Lande oft im bunten Gemisch Leute von allerlei Volk, wie auf der deutschen Eiche mancherlei Geziefer.

Die von Seelenmeistern berechnete Menschenzahl eines Staates ist nur Unterthanenschaft, aber himmelweit vom Volk verschieden. Auch was von gleichem Stamme, als Sprengvolk, überall über die Erde, wie Klümpchen Unglück zerstreut, wie Unkraut wuchert, reicht doch zu keinem Volk. Auch die Sprache allein thut es nicht, ob sie gleich allezeit das gewaltige Erkennungswort bewahrt. Was sind die frei gewordnen Schwarzen auf Hayti? Sie stammen aus Afrika, wohnen in Amerika und reden eine Sprache von Europa!

Nicht Landsmannschaft, nicht Staatshörigkeit, nicht Herkunft, nicht Sprache, nicht Gottesthum geben jedes für sich allein schon das Anrecht zum Volk; sie alle zusammen genommen machen erst volksfähig, wenn die Seele hinzu kommt. Um so mehr wird der Forschgeist Aufschlüsse darüber suchen: »Was macht ein Volk zum Volk? Was ist das eigentliche Völkerwesen? Welches sind die Lebenswerkzeuge? Die Lebensgetriebe? Wodurch wirkt eine Gemeinseele in den Völkern nach Innen und Aussen? Der Menschenfreund wird sich nach der Lösung des großen Räthsels sehnen: Wie erwächst aus einzelnen Menschen ein Volk? Wie aus dem Völkergewimmel endlich die Menschheit?«

Nach Fichte's bündiger Rede an die Deutschen (S. 251) ist ein Volk »das Ganze der in Gesellschaft mit einander fort lebenden und sich aus sich selbst immerfort, natürlich und geistig (nach Zeit und Raum) erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen, besondern Gesetze der Entwickelung des Göttlichen aus ihm, steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet.« —

»So sind wir bei der weltgeschichtlichen Völkerbetrachtung längst weiter zurück im Begriff, nur zurück geblieben im Ausdruck.« Vom Anbeginn der Völker ist freilich der Sache nach immer gewesen, was im Laufe des Jahres 1809, zuerst in der Sprache mit Volksthum, volksthümlich und Volksthümlichkeit (von Fr. L. Jahn) druckschriftlich ausgesprochen wurde. Lange hatte eine sichere Bezeichnung gefehlt, ein redendes Bild und kenntliches Kunstwort. »Lange schon fand man in jedem Volke ein unnennbares Etwas; was man gewahrte, daß selbst aus der Umwälzungen Wuth und Noth jenes Ungenannte nachwirkend und nachhaltig hervortrat, neuwurzelnd im Guten, neuwuchernd im Bösen.«

»Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende, nachartende Schädelbildung einzelner Völker. Die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sitt-

liche, in's ganze Leben verwebte Besonderheiten.« Doch begnügte man sich lange mit Aufzählung einzelner Ursachen, deren Folgen am Tage liegen. Auf sie schielt Heeren: »Fünf Hauptpunkte sind es, an welche, vielleicht an dem einen mehr, als an dem andern, aber doch überhaupt die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre Verfassung, ihre Sitten, ihre Religion, ihre Sprache, ihre geistige Bildung.« — Hier übersieht er, wenn man doch zählen will, noch einmal so viel andere: Die Stammschaft, das Wohnland, die Erziehung, das Volksgefühl, das offentliche und häusliche Leben, Handel und Wandel, Gedräng mit andern Völkern, vor allen aber die gemeinsame Geschichte. Schlözer warf (in der Weltgeschichte S. 66.) einen oberflächlichen Seitenblick: »So wird also jedes Volk das, was es in jedem Lande und jedem Zeitraume wirklich ist. Die Lebensart bestimmt, Klima und Nahrungsart erschafft, der Herrscher zwingt, der Priester lehrt und das Beispiel reißt fort. — So darf man aber nicht absprechen. »Bürger und Bauer scheidet nur die Mauer.« Der Deutsche ist deutsch, wo er auf ewigen Eisfirnen die Gemsen jagt, und zwischen Eisinseln den Wallfisch verfolgt, und wo er Schachten und Meere befährt, den Acker baut, oder Alpen beweidet. Er ist ein Deutscher an der sturmvollen See und im Sonnenthale, im Vierlande, wie im Rheingau. Er wohnt als Deutscher unter Königen, Fürsten und Herren, ist Mitglied von freiständischen Gemeinwesen, und giebt auf Landesgemeinden seine vollgültige Stimme. Er ist Deutscher, ob er nur der Schrift und Vernunft folgt, oder Papst, Kalvin und Luther nachglaubt. (Forts. f.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Alterthumskunde.

Bröndsteds Reisen in Griechenland.

(Schluß.)

Schon aus der Inhaltsanzeige geht hervor, welche sonstigen archäologischen Fragen, neben den topographischen, in dem Werke behandelt werden; doch fehlt es hier an Raum, weiter darauf einzugehen. Das in einer Reihe von Tafeln enthaltene Fac-simile von Inschriften ist ein neuer Beitrag für die Paläographie; Münzforscher werden sich an den Abbildungen vieler seltenen und verschiedener neu entdeckten Stücke erfreuen; Philologen finden in dem Werke manche Stelle antiker Schriften kritisch gebessert.« Was wir nicht unbemerkt lassen dürfen, ist, daß der Verfasser, nach Weise älterer Gelehrten, sich häufig zu langen Abschweifungen verleiten läßt, die nicht unmittelbar zur Untersuchung gehören: Das ist ein Mangel an wissenschaftlicher Schärfe, den wir wohl vergeben, nie aber rühmen dürfen.

Zum Schlusse möge hier noch mitgetheilt werden, wie der Verfasser den Namen der cykladischen Inseln erklärt. Er bemerkt S. 59, daß »Vieles auf einen frühen, anfangs, wie es scheine, weder von Athen abhängigen, noch mit den, durch die Panionien verbundenen, asiatischen Städten zu verwechselnden Inselverein hinzeige, dessen Mittelpunkt Delos, oder das Heiligthum der delischen Gottheiten gewesen, und der frühe eine eigene Amphiktyonie gebildet.« Dann fährt er fort: »Die Entstehung dieses Bundes scheint indessen später zu sein, als Homer. Die homerische Dichtung spricht blos von Delos als der geweiheten Stätte Apollon's (Odyss. VI, 162.), nicht als dem Mittelpunkt irgend eines besonderen Vereins; und sie erwähnt nur beiläufig einige der hieher gehörenden Inseln. Der Name Cykladen, welcher erst nach der Bildung eines delischen Bundes entstehen konnte, ist ihr fremd. Aber ein früher Homeride singt schon, und mit Wohlgefallen, von den jonischen Panegyrien auf Delos, und von den mit ihnen verbundenen Festen und Spielen (Hymn. ad Apoll. ap. Thucyd. l. III. cap. 104) — Von den Frühlingschören der cykladischen Inselbewohner und den, Apollon auf Delos gebrachten Dankopfern, [illegible] (welche aus dem uralten Aristäischen Errettungsopfer entstanden scheinen), siehe vorzüglich Herodot. IV, 35; Thucyd. l. c.; Strabon, l. X, pag. 485; Dionys. Perieget. v. 525 sqq. und Eustath. comment. ad h. l. — Wegen der spätern und ganz irrigen Angabe, daß diese Inseln Κυκλάδες genannt wurden, weil sie durch ihre Lage einen Zirkel zu beschreiben scheinen (diese verwirrte Vorstellung finden wir zuerst bei Pomp. Mela, l. II. cap. VII. §. 11.) bemerke ich im Vorbeigehen, daß nicht nur Strabon, sondern auch Dionysios und seine Ausleger von der Entstehung des Namens das Rechte haben. Denn Dionysios Ausdruck, [illegible], wird von Rufus Fest. Avien. (Descript. orb. terr. v. 704.) durch Delumque coronant übersetzt, und von dem ungenannten Scholiasten ([illegible]) durch [illegible] erklärt. Strabon's Ausdruck ist: [illegible] Κυκλάδες (l. X. p. 485.) Daß sie die heilige Insel Delos umgeben, ist die Hauptsache und der Grund der Benennung; ihre kreisförmige Lage ist nur Nebensache.«

Als die Reisenden von Keos nach Athen zurückkehren wollten, wurden sie durch einige Barken griechischer Seeräuber einige Tage lang dort zurückgehalten und förmlich belagert. Zuletzt wagten sie, im Dunkel der Nacht bei jenen Fahrzeugen vorbeizurudern, und der Versuch gelang. Bei dieser Gelegenheit gibt der Verfasser ein grauenvolles Bild der damals noch türkischen Herrschaft im griechischen Archipelagus.

Auf die künftig erscheinenden Abtheilungen des Werks werden wir, will's Gott, zurückkommen. Die äussere Ausstattung desselben ist, wie schon gesagt, wahrhaft prächtig; Der griechische Druck darin ist so schön, wie in den darum so gepriesenen Ausgaben des Henricus Stefanus. Doch fanden wir die Korrektheit nicht alle Wünsche befriedigend, was freilich kaum anders sein kann, da das Werk ausser Deutschland gedruckt worden. Auch der Styl des Verfassers dürfte besser sein, obgleich Hase in Paris ihm schon nachgeholfen hat.

Gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe des Werks erscheint, unter denselben Verhältnissen und Bedingungen auch eine französische, von Raoul-Rochette besorgt: Voyages dans la Grèce proprement dite et dans d'autres contrees grecques, accompagnés de recherches archéologiques, et suivis d'un aperçu historique sur toutes les entreprises scientifiques qui ont eu lieu en Grèce depuis Pausanias jusqu'à nos jours; ouvrage orné d'un grand nombre de monumens classiques récemment découverts, ainsi que de cartes et de vignettes; par P. O. Bröndsted. A Paris, chez Renouard.

Die Kupfer, Ansichten, Karten, Vasen, Münzen, Marmorwerke rc. vorstellend, sind durchgängig sauber gestochen. An ihnen arbeiteten und arbeiten folgende Künstler: Bettelini, Dupré, Lindau, Marchetti, Podio, Reinhart, Riepenhausen, Ruspi, Rußweigh, Sarti, A. Testa — in Rom. St. Ange Desmaisons, Bénard, de Clugny, Fauchery, Garson, Hacq, Mongeot, B. Roger, Simonet, P. Tardieu — in Paris, Cahusac, Levis, Moses, Smith rc. — in London.

G.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 94.** 8. August 1831.

Vorschlag zu einer Gallerie liberaler Schufte, oder schuftiger Liberalen.

Eine solche, nach Sammlung der beweiskräftigen Dokumente, aus allen Ländern Europa's zu schreiben, besonders aus unsrem lieben Deutschland, wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen.

Es giebt eine solche Menge redlicher, nur etwas beschränkter Leute, aus denen aber doch die größere Hälfte des Volks besteht, und die nur zu leicht die Sache mit der Person zu verwechseln im Stande sind.

Sie fürchten sich vor der Freiheit, sie müssen, daß sie in Anarchie sich verwandeln, oder sie doch ihres Gutes berauben werde, glauben, wenn sie die unreinen Hände sehen, welche überall dieser Göttin mit opfern. Sie sehen, wie jene nur über ihre Mitmenschen sich zu erheben, gierig nach Gütern und Ehrenstellen trachten, bald nach diesem, bald nach jenem greifen, — wie sie heimlich ihren Mitdienern im Tempel Beine stellen, sie heimlich verleumden, herabsetzen, in ihre Wirkungskreise sich drängen, — in's Gesicht ihnen Freundschaft heucheln; — sie sehn sie feil jeder Bestechung, strebend nach jedem Amte, vertheile es ein Ultra, oder ein Liberaler, ein Fürst, oder ein Volk, ein Pfaff, oder ein Laie, — und, wenn sie ihren Zweck erreicht, ebenso eifrige Diener des Despotismus, um sich was sie erhascht, zu erhalten, als sie eifrige Diener des Liberalismus waren, um sie sich zu erwerben.

Es kann nicht anders sein, als daß in Zeiten und Ländern, wo der Dienst des Liberalismus und der Freiheit noch ein gefährlicher, beschwerlicher ist, — wo er Verfolgungen, Ehrkränkungen, Aemterlosigkeit nach sich zieht, und kein andrer Ertrag, als der verhältnißmäßig dürftige literarischen Verdienstes ihm wird — wo der, welcher diese Bahn betritt, von vorn herein auf Entbehrungen, Resignationen, auf Ruhe und friedliches Glück verzichten muß — daß, sage ich, da Leute, welche sicher in Gütern und Ehren stehen, oder, solche auf den gewöhnlichen Wegen zu erlangen, Aussicht haben, vor dieser Bahn zurückschrecken; daß also eine Menge Leute, welche der öffentlichen Meinung in ihrem Besitzthum und ihrem Ansehn eine Garantie geben, fehlen. Es kann auf der andren Seite nicht anders sein, als daß dagegen zuströmen zu dem freudlosen Geschäft eine Menge Abentheurer, die ohnehin mit dem Leben Pharao spielen — ärmliche Leute, die überall im bürgerlichen Leben das Mühsamste und Undankbarste verrichten müssen, — Ehrgeizige endlich, denen Geburt und Verhältnisse die Aussichten auf andren Bahnen verschließen, und die den mühsamen Weg durch Verdienste in Geschäftskreisen langsam hinauf sich zu winden verschmähen.

In Ländern, wo dem Talent im frei sich bewegenden bürgerlichen Leben großer Spielraum gegeben ist, wo die Augen der Minister, wie der Nation auf jedes hervorstechende Talent sogleich blicken und es hinauf ziehen, — wird es weit weniger solche Brodliberale geben. Man sehe auf Frankreich seit dem Juli, wo durch

die Ohnmacht der Aristokratie ein weit freierer Spielraum, als in England gestattet ist, — — ja, wir erwähnten es mehrmals schon, es wurde unter den Autoren so stark rekrutirt, daß die Literatur, daß die Journalistik es sogar schmerzlich empfindet.

Um so größer muß ihre Zahl in Deutschland sein, wo Aristokratie und Beamtenbureaukratie dem freiern Regen überall sich entgegenstellt, — wo der Liberalismus kaum auftaucht, kaum Wege sich zu offenbaren, erobern und erstreben muß, wo es Mühsale schon kostet, den Gedanken nur erst laut werden zu lassen, dessen Veroffenbarung dann andre Mühsale erst nach sich zieht.

Es ist das eine unglückliche Epoche im Leben und in der Literatur eines Volkes, auf die von dieser Seite noch nicht aufmerksam gemacht worden ist, — und noch kein Kritiker hat bisher noch die Literaturerscheinungen von diesem Standpunkte aus zu erklären gesucht. Eine babylonische Verwirrung der Meinungen, aus welcher der sich unterrichten will, sich nicht herauszufinden weiß, ein erbitterter Krieg der liberalen Schriftsteller untereinander, der vielen Ekel und Abscheu einflößt, und selten ist ein Zusammenwirken anders, als bei Juden und offenbaren Schuften zu bemerken. Es ist ein Krieg Aller gegen Alle; jeder sucht sein egoistisches Interesse besonders; — und selbst die wenigen Redlichen stehen allein; denn es giebt noch keinen großen Namen, um den sie sich versammeln, noch keine große Autorität, die sie zur Fahne für sich aufstecken konnten; und so ist auch unter ihnen jeder einzelne zu schwach, dem unwürdigen Treiben ein Gegengewicht entgegenzusetzen, um die Sache des literarischen Liberalismus vor dem gänzlichen Hinsinken in der öffentlichen Meinung zu retten.

Es hat in Deutschland dies unsaubre Treiben jetzt eine schreckbare Höhe erreicht. Die Furcht vor den Griffen und den gierigen Absichten der Liberalen steigert sich mit jedem Tage. Kaum irgendwo eine freie Meinung geäussert — und der, welcher besitzt, fährt erschreckt nach seinem Gut, sieht schon den Pöbel aufgeregt, sein Haus gestürmt und den Schreiber der Meinung an seine Stelle gesetzt! — Und jede Aristokraten-, jede rückwärts führende Maasregel findet bei dem Geängsteten Beifall und Unterstützung.

Aber sehr würde man irren, wenn man glaubte, diejenigen thäten der heiligen Sache des Liberalismus so großen Schaden, welche laut schreien, toben, schimpfen, verleumden und offen gegenander intriguiren. Diese sind ungefährlich; jeder Verständige wendet diesem Gesindel den Rücken, und würde ihr Dasein als ein nothwendiges Uebel, wie es jede gute und große Sache mit sich führt, dulden. Bei ihnen fällt es auch nicht auf, wenn offenbar wird, der schlechte, pöbelhafte Schreiber sei auch ein schlechter, pöbelhafter Gesell.

Nein, die sind die Mörder der Sache des Liberalismus, die auf Socken daher schleichen, in feiner gebildeter Sprache, mit klugem Anstand, dort und dahin die Rede schmiegen, — dabei die freiesten und edelsten Ideen mit Talent und Kenntniß verkünden, — mit Bücklingen in ihren Aufsätzen „Illustrationen", wie der kuriose Ernst Münch sagt, und Ehrenmänner auf die Socken treten — und dann endlich, wie es selten ausbleibt, entlarvt dastehen in Doppelzüngigkeit und Zweideutigkeit, Intrigue und Verrath. Da erschrickt jeder — und flüchtet sich mit Furcht und Besorgniß dem, Ehre und Eigenthum, mit kräftiger Hand noch schützenden Aristokratenscepter zu. —

Große Namen wurden in Dentschland schon auf diese Weise entlarvt.

Da ist dann die natürliche Folge, daß jeder Redliche dem beständigen Mißtr uen, den argwöhnischesten Deutungen ausgesetzt ist, die seiner Rede, seinem Wirken die schönsten Spitzen im Voraus abbrechen, jeder zufällige und unwillkührliche, sogleich aber mit unlautren Motiven belegte, Irrthum schleudert ihn weit zurück im Vertrauen, das er sich lange Zeit mühsam aufgebaut; denn in Deutschland will die Ueberzeugung einmal nicht gedeihen, daß mit der Sache die Person nicht zu congruiren brauche, daß das eigne Beispiel der Redlichkeit durchaus nicht nöthig sei, und daß die Wahrheit dieselbe sein müsse, käme sie aus dem Munde eines ehrlichen Mannes, oder eines Schuftes.

Es gilt bei uns jetzt fast einem Schimpfe gleich, ein liberaler Journalist zu sein, und die an Gedanken arme Frechheit einzelner verfehlt auch nicht, selbst auszusprechen, es sei wahr, weil sie selber, um nicht andren zu gönnen, was sie selbst nicht erreichen kann, lieber sich mit vernichten will, wenn nur auch die Andren mit vernichtet werden.

Referent schreibt diese Zeiten weniger mit Ingrimm, als in tiefer Wehmuth, weil in diesen Tagen er selbst wiederum fast das Unglaubliche erlebt.

Das Geringere gilt ihm das, daß, nachdem er für sein Wirken bereits manche Unbill erlitten, ein, auf

faktischem Irrthum offenbar sich stützendes, Urtheil sogleich ihn in den Verdacht gebracht, er finde jetzt, um Vortheile zu erlangen, der jetzt in Bayern bestehenden Gewalt zu schmeicheln für nöthig. Es hat ihn traurig gemacht, dies bemerkt zu haben; doch hier konnte er leicht selbst den Irrthum und mit ihm das Urtheil widerrufen; womit für diesmal der Verdacht auch schwinden muß.

Das wahrhaft Schmerzliche war ihm, in diesen Tagen selbst an seiner Seite einen liberalen — Sünder stehen zu sehn, ihn selbst mit entlarven zu helfen, auf dessen Talent, Kenntniß und Willen er die schönsten Hoffnungen für die Sache der redlichen Freiheit gebaut, denen er selbst so oft mit solcher Wärme das Wort geredet, um dessen Willen er sich so manchen erbitterten Feind gemacht, nnd dessen bekannte Genossenschaft mit ihm vielleicht vor den Unterrichteten ihn in gleichen Verdacht sogar gebracht haben mag.

Nicht das war das Traurigste, daß der Hausfreund, dem Referent seinen Tisch freundlich, wie seine Hoffnungen, Pläne und Wünsche geöffnet, mit dem er seine günstigen Verhältnisse willig getheilt, dem er seine eignen Interessen geopfert, um dessen Willen er mit älteren Freunden gebrochen — daß dieser ihn verrieth, mißbrauchte und tückisch verletzte, — sondern daß auch nach allen Seiten, wo möglich auf noch schändlichere Weise, ein falsches und unwürdiges Spiel von ihm getrieben ward. — Klar ward ihm auch, daß in manchen viel gelesenen Blättern Teufel umhergehen, die im feinen Mephistopheleskleide zierlich unter dem anständigen Gewande den Pferdefuß verdecken, und, als Freiheitsapostel, ihre feinen Giftpfeile nach Männern abschießen, die bereits hoch und sicher in der Gunst des Volkes stehen, um sie herabzuziehen, sich an ihre Stelle zu setzen; alles natürlich aus Eifer für die gute Sache, der die Angegriffnen zu schlicht und lau dienen, und ihrer Stellungen daher nicht würdig sind!! —

Es drängt in solchen Augenblicken uns unwillkührlich das Bedürfniß, die Feder sinken zu lassen für diese Sache, sich rein wissenschaftlichen Arbeiten und Studien zu ergeben, die nur Ehre und Ruhe bringen. Doch, das wollen sie ja nur; — nur freies Feld, nur den Platz, den man einnimmt. — Wer sich redlichen Willens bewußt ist, er darf nicht feig zurücktreten; er muß um so mehr an seinem Posten bleiben. —

Doch Schritte müssen geschehen, ehe auf lange die Ehre der deutschen Journalistik verloren ist. Das Volk muß Vertrauen haben und behalten zu ihr, damit die Presse wirke, so segensreich sie kann. Die Bessern, die sich keines moralischen Fehls bewußt sind, sie müssen gemeinschaftlich aus ihrer Mitte die unsaubren Gesellen sondern; — jene Gallerie ausarbeiten, und dem Volke selbst zeigen, wer es betrügt.

So wie uns die nöthigen Dokumente zukommen, werden wir dies schwere Geschäft beginnen; denn auch darin besteht der literarische Muth, sich unerschrocken selbst denen offen entgegenzuwerfen, die auf demselben Felde, nicht blos im bürgerlichen Leben, gegen uns giftige Stöße zu führen im Stande sind. R.

Volk und Volksthum.

(Fortsetzung.)

Tiefer muß man in's Völkerwesen eindringen. Der Mensch lebt nicht blos vom Brod allein und anderer irdischen Nahrung; sein geistiges Leben bedarf ganz anderer Mittel. Wie die Pflanze von Luft und Licht athmet, so wehet Gotteshauch noch immer über das Erdreich zu den Menschen den heiligen Odem. Jeder Mensch erhält von seinen Aeltern eine unsterbliche Morgengabe. Aber die Urvölker haben besonders eine herrliche Mitgift aus dem erzväterlichen Hause. Diese Aussteuer ist mehr, als thierische Nachzucht. Das thierische Blut verartet leichtlich, wird eingemischt und übergezeugt. Ein palästinisch Pferd und Schaaf hätte sich nicht rein gehalten, wie die von dorther Verschlagenen.

Die Urheit ist die Ahnenprobe. »Alle solche geschichtlichen Wahrzeichen zu völkerrechtlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigne Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der Völker. Schon kannte man eine Wahrheit mehr, nur gab es lange hin für sie noch keine Benennung.« — F. A. Wolf erhob die Kenntniß von Griechenland und Rom zur Alterthumswissenschaft, aber die eigene Volksthumkunde soll erst entstehen.

»Der Mensch ist nur ein Nießbraucher der Natur, ihr Handlanger, und wenn er mehr, oder Alles sein will, — ihr Verpfuscher. Die Allmutter verwaltet mit zärtlicher Fürsorge seine wichtigsten Lebensverrichtungen, den Blutumlauf, das Dauungsgeschäft und so viele andere. Wo ist der Mensch, der diese Ordnung nur einmal stellen mag, wie seine Taschenuhr? Noch weniger sind tausendjährige Völker umzuschaffen, wie mit einem Winke.« Ein Volksthum ist nicht wie bestellte Arbeit zu fertigen; es ist kein Machwerk; es ist ein heiliges Geheimniß, wie jede Zeugung und Empfängniß. Alle Sultane, Napoleone und Jakobiner sind daran zu Schanden geworden und haben umsonst an den Völkern gearbeitet.

Mancher Riesengeist entwarf Riesenpläne; herrlich begann der Anfang. Ein Einzelwesen umfaßte eine Welt, und konnte sie beseelen; eine ewige Jugendkraft fehlte der Vollführung einer neuen Schöpfung. Der Meister schied zu seinen Vätern, und Alles war nur großes Spielwerk vom einzelnen Einzigen gewesen, und die Zeit löschte die Flamme seines Heerdes, denn kein Gemeinsein nährte sie. — Und jede Erfindung ist nur scheinlich eines Einzelwesens That, weil es die letzte Hand daran legte; das Werk der Zeit sind alle die größten, die besten. Man denke den Stufengang vom schwimmenden Holze bis zur schwimmenden Festung, von der ältesten Gestirnbeobachtung bis zur Weltenberechnung, von den unwillkührlichen Empfindungslauten bis zum hinreißenden Redner, zum begeisternden Sänger, zum Lehrer der Weisheit. Für sich allein, durch sich selbst und nur allein Größe haben wollen, — heißt auf alle heilbringende Wirkung verzichten, bleibt freiwillige Verbannung aus der Menschheit. Groß ist der Einzelne nur allezeit durch die geringere Umgebung. Ein König, in des Wortes Vollsinn, macht darum allein kein Volk, und jeden Tonangeber, der allein bleibt, wird der Widerhall ermüden. Unsere Sonne wird durch ihre Dunkelsterne nur die Königin einer Welt, in andern Welten gilt sie nur ein Stern. Und Alles lehrt, beweist, bringt die Wahrheit auf, daß hienieden des Einzelnen Unsterblichkeit der Gottheit anvertraut werden muß. Keiner soll zauberisch nur auf sich rechnen, nicht selbstgefällig blos sich allein zählen, nicht im Dünkelrausch sich mit der Weltordnung verwechseln, darum Alles an sein Joch binden, und um dies theure Zauberkleinod zu retten, sich gegen allen Anfall verbollwerken und verwallen. Der Tod wirft die Leibwache des Zwingherrn und sprengt die Felsenburgen des sich einmauernden Einsiedlers; jedes Vermessen des beschränkten Sterblichen richtet die Zeit.

Süß mag der Wahn sein, daß der einzelne Mensch Alles aus sich schaffe und hervorbringe; — aber Selbstbekenntniß muß diese Täuschung zerstören. Der Mensch hängt auch mit von seines Gleichen ab, von aller und jeder Umgebung. In der Gesellschaft wird er durch Liebe und Noth der Ausbilder seiner Anlagen, der Entwickler seiner Fähigkeiten, und immerfort bleibt er im Kampfe mit der Aussenwelt, die ihn bald empfänglich und bald verstimmt macht. Sonnen sind nur wenige, um Erden zu leuchten und in Umschwung zu setzen. Freilich in dem großen Getriebe der Welt ist der Starke so leicht jenem Irrthum unterworfen. Wer viel gethan, viel ausgerichtet hat, viel immer wollte und wem viel gelang, der schlägt nur gar zu schnell sein Ich zu hoch an, und sich allein mißt er dann bei, was er zugleich, nebst den Umständen, Andern verdankt. Vor Zeiten soll ein großes Volk gelebt haben, so melden alte Bücher, das dem gesammten Menschengeschlechte ein Auge beilegte und sich in dem ausschließlichen Besitz desselben wähnte. Dies Volk hatte Viel entdeckt und Viel erfunden; zur Erwerbung einer hohen Geschicklichkeit war es durch sich allein gelangt, zu einer weitern Entwickelung war es auf eigner Bahn gewandelt. Das Ausland hatte nie etwas andres gegeben, als immer nur Nahrung zum Stolze, den man darum gewissermaßen verzeihen muß „Vor einem grauen Haupt sollst Du aufstehen und die Alten im Volke ehren" lautet der Königsspiegel, der jeder Erfahrung ihr Recht lässet. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen, kein Umbildner in die Erde gezeichnet. Auf Erden ist Alles Entwickelung, ein urgesetzliches Wesen. Bezuglos ist nichts, der Allwechsel ist immerdar im Weltgetriebe. Gewaltstreiche können Knoten zerhauen, aber Frevel lösen keine Räthsel.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Kirchengeschichte

Kritik der augsburgischen Confession, nebst Vorschlag zu einer neuen Confession. Vom Prof. Oertel in Ansbach. Baireuth, Grau. 1831. 164 S. 8.

In unsrer bewegten Zeit, wo nicht nur wie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ein Element des Lebens, sondern wo alle, in Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst in Gährung sind und neuer Gestaltung entgegen gehen — befremden Erscheinungen, wie die vorliegende Kritik der augsburgischen Confession keinesweges. Befremden nur könnte, wenn ähnliche Erscheinungen ausblieben, da das, was das Buch ausspricht, auf allen Gassen gehört wird. Schätzbar aber ist es und achtungswerth, wenn ein bewährter Mann das Wort, was sonst ungehört auf der Gasse verschallen würde, aufnimmt und es denen zuruft, die entweder zu vornehm sind, zum Volke hinzugehn und dasselbe dort zu vernehmen, oder die zu harthörig und nicht gewillet, sich vom Volke belehren zu lassen. Dieß gielt von dem apostolischen, hie und da verbesserten Glaubensbekenntniß, welches dem Schluß dieses Büchleins angehängt ist, so wie von Blumauers freiem Glaubensbekenntniß, welches den Anfang desselben bildet. Hierauf folgt die Geschichte der Aufhebung des preußischen Religionsedicts vom 9. Juli 1788. Nicht laut genug kann man ferner unsern Orthodoxen folgende p. 25. der Einleitung mitgetheilte Aeusserung Dr. Luthers über die augsburgische Confession selbst zurufen: „Wiewohl wir solches nicht als streng Gebot können lassen ausgehen, sondern nur wie Historie und Geschichte dazu als ein Zeugniß und Bekenntniß unsers Glaubens!" Wir sehen also, daß die augsburgische Confession von Luther selbst nur als ein historisches Monument angesehen wurde, daß Luther voraussetzte die fortgeschrittene Menschheit werde dereinst ähnliche Monumente und Zeugnisse vollkommenerer Bildung von sich zurücklassen, und daß man sich nicht den protestantischen Glauben als ein Petrefakt, sondern als einen bluhenden, kräftigen, neue Zweige treibenden Baum vorstellen muß. — Von S. 27—77. ist die augsburgische Confession im Urtext mit neuer Uebersetzung beigefügt. Hierauf folgt die Kritik der augsburgischen Confession, und als Resultate derselben (p. 153.) acht und zwanzig neue Confessionsartikel. — Recensent, ein Laie, kann das Buch nur als Historisches, als Zeichen der Zeit aufnehmen, aber er hält es für seine Pflicht, Freunde des gesunden Menschenverstandes auf ein Buch aufmerksam zu machen, das die Rechte desselben so sehr geltend zu machen sucht.

Ein Laie.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch · Nro. 95. · 10. August 1831.

Warum ist Rußlands Politik Deutschland jetzt gefährlich?

Bedürfniß für Deutschland ist jetzt Selbstständigkeit seiner Staaten in Rechten und in Pflichten der Souveraine und der Senate in seinen freien Städten neben Unabhängigkeit von Frankreich und Rußland.

So neutral jetzt England gegen den Continent ist, so neutral müssen wir uns behaupten im Continent, gegen alle Kämpfe der Völker, um uns herum, um mehr Freiheit zu erringen, sei es unter ihren eigenen Dynastien, oder durch neue unabhängige Staatenbildung, in Rußland, in Italien, in Belgien, in Spanien, in Portugal u. s. w.

Kein Staat muß regieren wollen, ausser seinem Staat. Dagegen sündigte aber seit langer Zeit die russische Dynastie gar sehr. Sie wollte überall vermitteln, wo es Uneinigkeiten gab, aber nicht als erwählter, sondern als eingedrungener Schiedsrichter. Sie liebte eine Vormundschaft fremder Staaten in Congressen mit den andern mächtigeren Dynastien auszuüben und mag wohl die Idee gehabt haben, Frankreichs neue Dynastie wieder überwältigen zu wollen, und überhaupt die Folgen des Vorurtheils, selbst auswärts, die liberalen Ideen unterdrücken zu wollen, nicht eingesehen haben. Doch vermuthe ich, daß seine Vernachläßigung der Controlle der Verbesserung der innern Verwaltung und der vom Staate mit Menschenfreundlichkeit geleiteten Volkserziehung, der russischen Regierung jetzt besser, als vormals einleuchtet. Einige Staatsmänner, die sich zur Ehre rechneten, eine Universalherrschaft des sich selbst mäßigenden Absolutismus durch aristokratische Controlle in Europas Continent durchzusetzen, als Großfürst Constantin, Diebitsch und Alopeus, sind alle drei plötzlich durch eine sonderbare Fügung der Vorsehung gestorben. Die Siege der Polen, die Rebellionen im russischen sogenannten Polen, die wir im Nebel erblicken, die Neigung der Ungarn ein selbstständiges Polen sich wieder begründet zu sehen, die Neigung Deutschlands für die Polen und wider Rußland, fordern, wie es scheint, Deutschlands Neutralität in einer großen Krise. Weder ganz Deutschland, noch ein Theil desselben, noch dessen Monarchen können Rußlands Vergrößerung und Nähe gerne sehen, weil sie Warnungen der Geschichte nicht vergessen haben, und weil Rußland seit dem immer mehr gesteigerten Zollsystem, alle rohe und verarbeitete Producte des Auslandes mit unmäßigen Einfuhrzöllen belegt hat, den geistigen Völkerverkehr erschwert und den Absolutismus, den es in seinem Innern duldet, auch gerne andern Staaten einimpfen möchte.

Kein anderer Staat hat sich so ungeheuer, als Rußland auf Kosten aller seiner Nachbarn durch Gebietsausdehnung vergrößert. Da es indeß mit den von China beschützten Tataren der Mungalei um verödete Steppen zwischen Südsiberien und dem Flusse Amur den langjährigen Kampf nicht fortsetzen wollte: so zog

es die Gränzen Südsiberiens im Osten beträchtlich vor 100 Jahren zurück, hat aber diese Mäßigung längst bedauert.

Unvergessen ist in Deutschland, wie bereitwillig Rußland mit Napoleon nach dem lüneviller Frieden, die Entschädigung der dadurch im Staatenumfang verkleinerten deutschen Fürsten aus der Säcularisations- und Mediatisationsmasse in Deutschland zur Förderung seines Handels und einiger Familieninteressen betrieb.

War auch Rußland niemals wirklich gesonnen, seinen Scepter über alle einst slavische Völker walten zu lassen: so erstreckte sich doch seine Manier, die Kabinette vormundschaftlich zu beobachten und die freieren Verfassungen diplomatisch unterdrücken zu helfen, viel weiter, als über die einst slavischen Völker und bis Neapel, Madrid und Lissabon. Die heilige Allianz, die vom Kaiser Alexander ausgieng, schien ein Pfand künftiger Mäßigung zu werden; was sie den Völkern gab, war Hoffnung zu einer milderen Regierung, was sie den Souverainen verlieh, war eine Garantie wider demokratische Umtriebe, d. h. wider revolutionnaire Versuche, sich des Labyrinths verjährter Verwaltungsmißbräuche zu entledigen, deren Abstellung die Souveraine etwa nicht proclamiren wollten.

Viel, zu Deutschlands neuester Gestaltung, trug beim wiener Congresse des Jahrs 1814. und 1815. Rußland bei. Vergleicht man seine damalige Politik mit dem, was die Proclamation aus Kalisch den deutschen Volksstämmen versprach, so wich die jüngere russische Politik von der älteren wesentlich ab. In der Periode der kalischer Proclamation hoffte die russische Regierung mehr Sympathie in den Völkern, als in manchen deutschen Regierungen zu finden. Daher war die russische Regierung damals sehr liberal; als sie aber Preußen und Oesterreich und die Rheinbundsstaaten, so weit es ihr beliebte, auf ihre Seite gezogen hatte, dachte sie nicht mehr an die, den deutschen Völkern früher gegebenen Versprechungen, und war nur ergriffen von den jüngern Planen, welche sie und die ihr allmählig verbündeten deutschen Fürsten verabredet hatten.

Diese kleine Vergessenheit der Versprechungen früheren Datums erklärt die Verschiedenheit der russischen Unterhandlungen im wiener Congresse und in der Periode der kalischen Verhandlungen, und wirft daher auf die russische Politik den Schatten der Versatilität. Früher bedurfte Letztere des deutschen Unabhängigkeitseifers wider Napoleons Schöpfungen in Deutschland, der sich direct wider den Einfluß des Letzteren und indirect wider die Fürsten aussprach, die sich im Bunde mit Napoleon nach der Auflösung des deutschen Reichskörpers im August 1806. theils in Würden, theils im kostbaren Hofhalt, im großen Militairetat und in ihren landesherrlichen hie und da durch schwache Landstände beschränkt gewesenen Rechten weit unabhängiger gestellt hatten.

Später vergaß Rußland die den Völkern gegebenen Hoffnungen und horchte nur auf die Anträge der Fürsten. Die Völker wurden nur durch ihre gebornen Repräsentanten, die Fürsten, auf dem wiener Congresse vertreten, wovon auch die deutsche Bundesacte viele Spuren enthält; welche wohlthätige Früchte hätte jedoch der Congreß tragen können, wenn jene Acte in diesen wichtigen Puncten allgemeinen Interesses der deutschen Völker eben so in Vollzug gesetzt worden wäre, als in Hinsicht der Ländertheilung, des Postwesens, der Ländertäusche, des Judenschutzes, der reichen Dotation der mediatisirten Fürsten- und Grafengeschlechter. Gab man diesen die Landeshoheit nicht wieder, welche sie in Napoleons Zeitalter eingebüßt hatten, so gab man ihnen dagegen die Domainen und die Regalien, die ursprünglich den fürstlichen Glanz und die Vasallenpflichten gegen Kaiser und Reich hatten tragen sollen, mit Steuerzuschuß in Nothfällen abseiten der Unterthanen, also zum Eigenthum, was vorher Lehen war. Ja man überlies künftiger Regulirung die Frage, ob sie von diesen Domainen nachbargleich zu den Staatslasten concurriren sollten! Indem man ihnen die größtmöglichen Unterthanenvorrechte für ihre Güter zusprach, nahm man die ewige Fortdauer ungleicher Besteurung der großen und kleinen Landbesitzer an, die am Ende doch einmal schwinden muß, und vergaß diesen Geschlechtern, die Napoleon seinem Ehrgeitz aufopferte, eine anständigere Entschädigung zu geben. Vielleicht fragt man nach solchen, obgleich sie klar vorliegen! Man nahm ihnen widerrechtlich unter Napoleon die Landeshoheit und konnte den früheren Stand der Dinge nicht ohne neue Ungerechtigkeiten herstellen. Statt die Mediatisirten in Hinsicht des Vermögens ihrer Persönlichkeit so hoch zu stellen, daß sie ein größeres disponibles Einkommen jetzt als vormals besitzen, wenn sie so klug sind, den Prunk der Höfe, die Bewachung und die Patrimonialgerichtsbarkeit aufzugeben, hätte man ihren Majoratsherren den

Sitz im Staatsrath des Landes, dem sie eingebürgert wurden, von Geburts wegen einräumen und ihnen nach Abgang der Dynastien, denen ihre Besitzungen untergeordnet wurden, die Thronfolge zusichern müssen, so hätte man sie großmüthig, aber nicht auf Kosten der Unterthanen behandelt; aber solche Ideen fanden auf den Congressen weder Eingang, noch einmal Anklang. — Aber die edle Natur dieser Standesherren, welche nicht einmal überall Pairs der durch sie vergrößeeten Staaten wurden, muß man preisen. Keiner conspirirte, um seine alten Rechte wieder herzustellen, und wie viel hätte hierin ein Fürst Metternich vermocht! Wie unedel und eigennützig nimmt sich dagegen in der Reformfrage in England die dortige Pairschaft — verglichen mit der patriotischen Resignation unserer Standesherren!

Noch haben wir nicht überall Landstände, und wie wurde später der dreizehnte Artikel der Bundesacte erklärt? Erlangten die Reichen den freien Zug: so verfehlten die Armen ihn doch so sehr, daß sie nicht einmal von der Leibeigenschaft unentgeldlich frei wurden. Oldenburgs Autokratie reservirte den Gutsherren für die Lösung der Fesseln der Leibeigenschaft im Jahr 1830. einige Entschädigung, und eben dieser Geist beseelte die weimarischen Landstände bei der Auflösung des Hörigkeitsverhältnisses; in Sachsen ist die Lausitzer Leibeigenschaft noch heute nicht gesetzlich aufgelöset nach dem Beispiel was Joseph II. vor 40 Jaheen in Böhmen gab.

Einheit der Münze, der Maaße, des Gewichts, des innern Handelsverkehrs fehlt uns noch heute, und eben so eine freie Presse. Die Congeesse fürchteten demokratische Umtriebe, die von Aussen her niemals wirkten, aber im Druck gefühlter Mißbräuche ihren wahren und tiefen Grund hatten. An diesem Mißvergnügen hat z. Th. Rußland viel Theil genommen und die Unterdrückung aller liberalen politischen Blätter auf den Congressen sehr eifrig betrieben. Die Folge davon war, daß, als diese schweigen mußten, die weit mehr feindlichen auswärtigen Blätter desto mehr gelesen wurden, man ärntete also von jener Beschränkung mehr Schaden als Vortheil, wurde wenigee an Abstellung gewisser Mißbräuche erinnert und vergaß daher solche.

(Schluß folgt.)

Volk und Volksthum.

(Schluß.)

Eine Einzelheit ist Unding. Wie jeder Mensch Aeltern, so hat jeder Zeitraum sein Voralter. Im gemeinen Leben nennt man wohl eine Reihe von Begebenheiten, die als geschichtliche Einheit gedacht wird, kurzweg mit irgend einem Namen. Das sind Rechenzeichen und bloße Gedächtnißhülfen, aber in der Wirklichkeit giebt es keine so abgeschlossenen Zeitmarken. Ursachen entspringen in tiefer Vergangenheit und reichen in die hohe Zukunft hinein. Kein Zeitalter spinnt aus sich allein sein Gewebe. Jedes Thatenwerk ruht auf der Vergangenheit Grund und Boden. Als Vergegenwärtigerin der Vorzeit umschwebt die Erinnerung mit einem Geisterhimmel das Weltgewühl. Wer sie verbannen will, um seinem Geistesleuchten, um seinem Machtschimmer, um seiner Thatfluth alles allein zu verdanken, ist auf dem Wege zum Wuthrennen, zum Erzbösewicht reif, und fährt auf geradem Wege zur Hölle. —

Der Wahn nach Willkühr in der Welt als Hexenmeister etwas zurecht zu zaubern, spuckt in jedem zwingherrischen Umkehren. — Ein Volk kann sich nur zeitgemäß erneuern, nur langsam entwickelnd verjüngen, aber nicht, wie die alten Weiber im Mährchen, zur Mühle laufen, um sich jung mahlen zu lassen Ein Volk soll kein Blatt in seiner Geschichte ausstreichen und sein Leben knicken. Viel weniger soll es gar gegen seine eignen Eingeweide wüthen, und sich sein Lebensblut abzapfen, um sich andres hineinzuquirlen. Drunter und drüber werfen ist kein Bauen, und Selbstmord keine Uebung der Sittlichkeit. »Gewaltsame Umwandlungen, die unsre Sprache wohl nicht mit Unrecht Umwälzungen nennt, sind wie Ausbrüche eines Feuerbergs. Ohne Schonung, ohne Erbarmen wird die Prachtflur verheert: und die heimathliche Friedenswohnung der Unschuld stirbt in Asche. Aerger noch mit den Umwälzungen in der Staatenwelt. Durch solche ist selten Gutes geschehen, und das Wenige bleibt nur ein Beiläufer neben einem Heere von Gräueln. Wo ihr Gluthstrom fluthete, mußten ganze Geschlechtee in die Vernichtung; mit Völkerblut ward der Boden des kreisenden Staates befruchtet, und aus dem Moder der Opfergebeine entsprogte spät dann eine »neue Welt.« (D. Volksth. S. 220. u. 21.)

»Erst die Volksthumkunde kann Fragen beantworten und Räthsel lösen, die jeder bloßen Staatengeschichte zu schwer geblieben sind.« (.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Deutsches Volksthum.

Briefwechsel zweier Deutschen. Herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart und Tü-

bingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1831.

Es ist uns seit einer langen Reihe von Jahren kein Buch in die Hände gekommen, das, wie das vorliegende, Geist und Gemüth gleich mächtig angezogen und erfüllt hätte. Man wird dadurch in eine Zeit versetzt, aus welcher nur noch schwache Nachklänge sich in die gegenwärtige herüber gerettet haben, was damals viele Köpfe und Herzen jugendlich und also nicht frei von Schwärmerei beschäftigte, das erscheint uns hier in männlicher Ausbildung, in einer Reife und Vollendung, die, da sie die Frucht einer schönen Jugend ist, einen um so mächtigern Eindruck auf uns macht. Es tritt hier wieder einmal ein ganzer Deutscher auf, und solcher Lufterscheinungen bedürfen wir gegenwärtig um so mehr, als die meisten nur halbe, dreiviertels ꝛc. Deutsche, oder wohl gar völlige Franzosenmännlein sind. Freilich wird ihm dieser Mangel an Halbheit gar sehr verargt werden; man wird sich nicht genug verwundern und bekreuzigen können, wie ein Würtemberger von Geburt, ja ein Mann im Staatsdienste sich so sehr hat vergessen können, daß ihm über dem großen Vaterlande das doch gerade nicht kleine Würtemberg so ganz aus den Augen verschwunden, indem es ja auch seine politische Rolle spiele, indem es sich durch eine freisinnige Verfassung und großen Produktenreichthum, durch gelehrte Schulen und veredelte Schaafe, und was ein guter Würtemberger sonst alles seiner Heimath Großes, Schönes und Gutes nachrühmt, vor allen Ländern Deutschlands auszeichne. Wir dagegen verehren diese großartige Gesinnung, der alles Kleinliche und Beschränkte Aergerniß und Thorheit ist, dieses Hingeben an das Ganze, dieses freie Handeln dafür, dieses rücksichtslose Aussprechen tief begründeter Ansichten, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mißdeutet würden, als einen der schönsten Züge in dem Charakterbilde des deutschen Mannes.

Die Aufgabe der in Rede stehenden Schrift ist, wie es in der Vorrede heißt, »den unausgeglichenen Gegensatz des Theoretischen und Practischen, von dessen glücklicher Auflösung das künftige Schicksal von Deutschland abzuhängen scheint, mit möglichster Bestimmtheit ausgesprochen, diesen noch nicht gehörig entwickelten Gegensatz ohne Milderung und ohne Scheu vor Uebertreibung in aller Schroffheit und Schärfe, welche seiner Ausgleichung vorangehen muß, hervortreten zu lassen.« Dies geschieht in zwei Abschnitten, einem theoretischen und einem praktischen Theile. Jener liegt in zwölf Briefen beschlossen. Im ersten und zweiten wird von dem Werthe und der Bedeutung der deutschen Philosophie gehandelt; der dritte und vierte beschäftigt sich mit dem Absoluten und der Welt; der fünfte und sechste spricht über Freiheit und Nothwendigkeit; der siebente und achte über Religion und Unsterblichkeit; der neunte und zehnte über Offenbarung und Christenthum, und im eilften und zwölften wird das Verhältniß der Philosophie zur Presse, die Bedeutung der Kunst im Allgemeinen, so wie der Dichtkunst insbesondere dargestellt. Der dreizehnte und vierzehnte Brief, womit der praktische Theil beginnt, schildert den gegenwärtigen Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kirche, Staat und Leben; im fünfzehnten und sechszehnten wird über Kosmopolitismus und Nationalität gesprochen; der siebzehnte und achtzehnte deutet Oesterreichs und Preußens Stellung gegen das übrige Deutschland an, und im neunzehnten bis ein und zwanzigsten Briefe blickt der Verfasser in Deutschlands Zukunft, giebt er die Gründe für und wider die Hoffnung einer festern Vereinigung der deutschen Staaten an. Als Anfang ist ein Kranz Dichtungen gegeben.

Wie in den früheren Jünglingsjahren, so ist dem Verfasser auch jetzt noch die Wiederherstellung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes die höchste und heiligste Angelegenheit, der leitende Stern seines Lebens. Den Weg dazu soll die deutsche Philosophie bahnen, die er den ersten Titel unsers Stolzes, neben der französischen Revolution die ächte und vollbürtige Tochter der Reformation nennt. In kurzen, aber meisterhaften Zügen werden die philosophischen Heroen Deutschlands charakterisirt. Kant hat die Grundpfeiler alles Denkens und Erkennens für uns aufgerichtet; Fichte den Idealismus, Oken den Realismus in seiner reinsten und erhabensten Gestalt gezeigt; der göttliche Schelling aber die schwebende Identität in einer Fülle und Vollendung aufgefaßt, von der man vor ihm keine Ahnung hatte, und in Hegel ist nun die Wissenschaft sich selbst zum Objekt geworden, er repräsentirt das Selbstbewußtsein der Philosophie.« Man sieht bald und allenthalben, daß der Verfasser im Gebiete der Philosophie völlig einheimisch, daß er weiß, was darauf geleistet worden ist und was noch zu thun übrig bleibt. Die Urtheile, die im zwölften Briefe über Göthe, Schiller, Byron ꝛc. ausgesprochen werden, legen ein herrliches Zeugniß von dem kritischen Geiste des Verfassers ab, den er zum Heil der Kunst und zur Beschämung vornehm und vorlaut absprechender Gesellen wuchern lassen sollte. Zuvörderst ist dann dem gegenwärtigen Zustande unsrer wissenschaftlichen Bestrebungen eine Betrachtung gewidmet, der, nach dem Verfasser »einem unverschrobenen Geiste beinahe nichts als Widerwillen erregen kann.« Das ist freilich eine harte Rede! »Zwar,« heißt es weiter, »wird gar manches Tiefgedachte, Geistreiche und Wahre auf den allgemeinen Mark gebracht; bei keinem Volke der Welt finden sich vielleicht solche Massen geistiger Schätze aufgestapelt; bei keinem ist es so leicht, selbst ohne einen Funken von Productivität als geistreich zu erscheinen, nirgends hat man diese Fertigkeit erlangt, alle Erscheinungen der Welt und des Lebens im Sinne eines blendenden Systems zu denken; aber gerade dieser Gedankenüberfluß ist die Krankheit, an der wir leiden, diese beständige Reflexion heftet sich wie ein Fluch an alles, was wir unternehmen, um Allem des Gedankens Blässe anzukränkeln, und uns im Voraus das Gefühl der Nichtigkeit, oder Unzulänglichkeit unserer Bestrebungen aufzudringen.«

»Und welch ein wüstes Bild von mehr als babylonischer Verwirrung, stellt die heutige Gelehrtenwelt in Deutschland dar! Man lese nur mehrere unserer kritischen Zeitungen und literarischen Blätter in schneller Folge hinter einander, und es wird einem oft genug zu Muthe sein, »als hörte man ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen,« so ganz fehlt es an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, so widerstrebend sind die Lehrmeinungen der Wortführer, deren jeder seine eigene Sprache redet und, ohne die des Andern zu verstehen, ihn zurecht weist, während jeder das Universum auf seine Weise ab ovo konstruirt, der Meister seine Schüler verläugnet und Dummköpfe auf das Genie eines großen Mannes pochen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der deutschen Literatur überhaupt: es fehlt ihr, wie dem deutschen Volk, der rechte Lebensmittelpunkt; sie ist lauter Peripherie ohne Centrum.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag — Nro. 96. — 12. August 1831.

Schreiben des polnischen Dichters Adam Mickiewicz an den Herausgeber der Nürnberger Blätter.

Monsieur!

Le hasard a fait tomber à Paris entre mes mains votre histoire des derniers evenements en Pologne. Je vous avoue, que j'hesitais, d'en commencer la lecture malgré votre reputation d'homme et de literateur consciencieux. L'ignorance, qui regne en Allemagne meme parmi les savans les plus distingués par rapport à la Pologne; les préjuges populaires entretenus soigneusement par des influences hostiles à notre cause; la difficulté de tirer aucuns renseignements d'un pays, bloqué depuis longtems par les legitimités conjurées, rendaient à mes yeux la tache d'un historien allemand, ecrivant sur la Pologne, extremement difficile.

Ma surprise etait donc bien grande, lorsque j'ai trouvé dans votre ouvrage les preuves d'une connaissance peu commune, non seulement des faits et des evenements, mais de l'etat interieur de notre pays et de la nature des nos partis politiques. Vous semblez avoir puisé vos materiaux dans des sources authentiques. J'ose vous prier, de continuer votre belle entreprise, et je me charge avec plaisir, de vous fournir des documents, pour rectifier quelques inexactitudes, qu'il est impossible d'eviter, quand on traite une histoire contemporaine.

Mein Herr!

Der Zufall führte in Paris mir Ihre Geschichte der neuesten polnischen Ereignisse in die Hände, und ich gestehe Ihnen, daß ich troß Ihres Rufes als gewissenhafter Mann und Literat, die Lektüre derselben zu beginnen zögerte. Denn die Unbekanntschaft mit Polen, welche in Deutschland selbst unter den ausgezeichnetsten Gelehrten herrscht; die gewöhnlichen Vorurtheile, welche von Seiten unsrer, hier einflußreicher, Feinde sorgfältig genährt werden; die Schwierigkeit, über ein Land sich Nachrichten zu verschaffen, das von den verschwornen Legitimitäten seit so lange bloquirt wird, machen es in meinen Augen einem deutschen Geschichtschreiber ausnehmend schwer, über Polen zu schreiben.

Um so größer war daher meine Ueberraschung, als ich in Ihrem Werke die Beweise von ungewöhnlicher Kenntniß, nicht nur der Thatsachen und Ereignisse, sondern auch des innern Zustandes unsres Landes und der Natur unsrer politischen Partheien antraf. Sie scheinen Ihre Materialien aus authentischen Quellen geschöpft zu haben. Ich erlaube mir daher, Sie um Fortsetzung Ihres schönen Unternehmens zu ersuchen, und erbiete mich gern, Ihnen Dokumente zu liefern, um einige Irrthümer zu berichtigen, die zu vermeiden unmöglich ist, wenn man eine Geschichte von Zeitgenossen schreibt.

Les ecrivains, soldés par nos ennemis, ne manqueront pas de vous attaquer. Ils vous accuseront de partialité envers la Pologne; du moins ils ne pourront pas mettre en doute votre desinteressement; car nous savons, comment on recompense en Allemagne nos alliés literaires, à la tète de que's, permettez Monsieur, que je place votre nom.

Agréez etc.

Adam Mickiewicz.

Leipsic 31. Juillet 1831.
à Monsieur, Monsieur Spazier à Leipsic.

Die, von unsren Feinden bezahlten, Schriftsteller werden Sie anzugreifen nicht verfehlen. Sie werden Sie der Partheilichkeit für Polen beschuldigen; wenigstens werden Sie aber Ihre Uneigennützigkeit nicht in Zweifel stellen können; denn wir wissen, wie man in Deutschland unsre literarischen Verbündeten belohnt, an deren Spitze Ihren Namen zu stellen, Sie, mein Herr, mir erlauben wollen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Warum ist Rußlands Politik Deutschland jetzt gefährlich?

(Schluß.)

Das Mißvergnügen der Völker mit manchen Regierungen wuchs, und man kannte dessen wahre Ursachen so wenig in den hohen Ministerien, daß der Graf Münster in seiner amtlichen Vertheidigung immer von fremden Emissarien spricht, welche Unruhen angefacht haben sollten, da man doch nirgends solche ergriff, wohl aber sehen konnte, wenn man sehen wollte, daß die Aufruhre von vernachlässigter Berücksichtigung mancher Volkswünsche herrührten. Sie zeigten sich auch mehr in manchen von den Regierungen begünstigten Städten, als in anderen. Zum Spaß und aus Gefälligkeit gegen einzelne Aufwiegler insurgirt wahrhaftig kein Volk. Wer von der Abstellung der Mißbräuche und zweckgemäßeren Einrichtungen redet, der ist freilich ein unangenehmer Erinnerer, aber wenn man ihn wegbeißt, so ist damit das gährende Mißvergnügen nicht gestillt, wird aber vergrößert, weil diejenigen, welche von Mißbräuchen Vortheil ziehen, ihren Kram um so freier betreiben. In aristokratischen Staatsverwaltungen, wie die englische bis 1831 war, hinderte die freieste Preße die Benützer der lange geduldeten Uebelstände so wenig, daß aller Unfug eher zu, als abnahm.

Weil Rußland seine innere Verwaltung arg vernachläßigte und die Gewalt mißbräuchlicher Einrichtungen in den Statthalterschaften des übergroßen Reichs fortgehend anwuchsen: so vermehrte sich dort das Mißvergnügen, was die Regierung hätte wahrnehmen können, als Kaiser Nicolaus mit offenem Widerstande eines Theils des Militairs den Thron bestieg, aber wenig beachtete. Die russische, von ihren Agenten im Lande und diplomatischen Geschäftsträgern auswärts getäuschte Regierung sieht vielleicht noch nicht ein, warum ihr Volk unzufrieden war. Seit Katharina II hatte solche einen feinen Widerwillen wider Jacobinismus und sogenannte demokratische Umtriebe. Beide haben in Polen und in den nun schon ebenfalls aufrührerischen benachbarten Statthalterschaften sicher keine Rollen gespielt, eher noch wohl innere und aristokratische Umtriebe, oder Militairantagonismus, von dem in Rußland so manche Dynastierevolutionen ausgingen.

Wenn bisweilen der russische diplomatische Einfluß die deutsche Censur oft sehr unschuldiger Schriften belauschte, ob er auch strenge genug sei, wenn jener auf gefährlich verschrieene Jacobiner im Innern Deutschlands Jagd machte: so fiel freilich diese Anmaaßung auf, wie die Nachgiebigkeit der Regierungen auf solche Anträge gewissermaaßen die Gesetze der russischen Policei auch im Auslande in Uebung zu bringen anfing.

Wenn der Waarentransit durch Deutschland nach Polen und Rußland immer mehr erschwert wurde: so war das Folge des russischen Mercantilsystems, sich möglichst immer mehr abzuschließen, wohl an Deutschland zu verkaufen, aber möglichst wenig von uns zu kaufen.

Freilich hat es bisweilen die Ruhe uneiniger deutscher Bundesstaaten wieder vermittelnd hergestellt, z. B. in dem Mißverständnisse zwischen Oesterreich und Bayern wegen Salzburgs im Jahr 1816, und wegen der badner Erbfolge der hochberger Linie mit Bayern im Jahr 1819, geschlichtet durch den frankfurter Territorialcongreß des Jahrs 1819; aber hat die Sucht des russischen Ministeriums zu interveniren, nicht Deutschlands Publikum mehr geschadet, als genützt?

Wenn es dahin gewirkt hat, daß unsre vier freien Städte wieder frei wurden: so handelte es wiederum in seinen Interessen, um die Einfuhr der russischen Producte nach Deutschland mehr zu befördern.

Wenn dasselbe Ministerium dem Könige der Niederlande Belgien zuwandte, statt Preußen, was Belgien weiser regiert und dessen Insurrection verhütet haben würde, auch stärker gewesen wäre, um einer nach Gebietserweiterung trachtenden Parthei in Frankreich die Spitze zu bieten: so veranlaßte es unfreiwillig die wahrlich unbehagliche Stellung Preußens zu Frankreich und Belgien. Ich fürchte nur zu sehr, daß auch die londoner Congreßbeschlüsse eben so we-

nig reife Früchte tragen werden, als manche Sitzungen des wiener Congresses, der den Völkern wahrlich nicht zu viel gab, und was er ihnen gab, nur sehr unvollkommen in die Wirklichkeit übergeben ließ. Doch hierüber ein andermal.

Gesetzt der russische Hof hätte sich in der Lage befunden, Belgien dem Könige Wilhelm und Frankreich Heinrich V. mit bewaffneter Intervention wieder geben zu können, so würde er unsre beiden größten Höfe versucht haben zur Mitwirkung hinzureißen. Ich weiß nicht ob auch dann, dies Kabinetswollen des Hofes an der Newa gelungen wäre; aber es hätte uns Einquartierungen und die Gefahr neuer französischen Invasionen gebracht, die wir herbe gekostet haben.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Deutsches Volksthum.

Briefwechsel zweier Deutschen. Herausgegeben von P. A. Pfizer.

(Schluß.)

Sollen nun die Keime einer bessern Zukunft, die allerdings noch in den Deutschen liegen, gerettet werden, so muß dieses dadurch geschehen, daß die Wissenschaften wiedergeboren, ein neues, reges, geistiges Leben entzündet, das in so vielfachen Interessen zersplitterte Deutschland zu heilvoller Einheit gebracht werden. Dieses Glück verdient das deutsche Volk in hohem Grade: denn es ist, ungeachtet so vieler abschreckender und trostloser Schattenseiten, nicht nur das denkendste, sondern auch das unverdorbenste Volk der Erde.

Welches soll nun aber der deutsche Staat sein, an welchen die übrigen sich, als an ihr Haupt, anschließen, in dem die gesonderten Stämme ihren Einigungspunkt finden? frägt der Verfasser, und hier erscheint die Schattenseite des Werkes; denn, wenn er in den eben angegebnen Gegenständen seinen Landsleuten weit voraus eilt, so sinkt er, in Betreff praktischer politischer Kenntniß und Bekanntschaft mit dem innern Zustand der deutschen Staaten selbst wieder zu ihnen zurück. Er will Preußen an die Spitze stellen, und weiß daher nicht, daß dieser Staat der wenigst deutsche unter allen, der, die deutsche Eigenthümlichkeit am meisten vernichtende, ihr am meisten fremde ist. Er vergißt, daß Preußens sogenannte historische Erinnerungen durchaus keine edlen sind, daß Friedrich des Zweiten Eroberungsgeist, der alles Recht und alle Moral bei Seite setzte, die Frivolität seiner Gesinnungen in religiöser und geistiger Beziehung seine durchaus undeutsche Bildung, dessen Wuth, einen besondern preußischen Staat in die Höhe zu bauen, gleichviel mit welchen Mitteln — daß der preußische Staat und das preußische Volk auf diesen Grundbasen sich aufgebaut, und ihr ganzes Wesen in ihre Eigenschaften, das Gepräge dieses Ursprungs, tragen. Bildung, Wissenschaft, Religion, Kunst — so sehr gepriesen, — sind hier nichts, als die Mittel, vor andren Völkern sich empor zu schwingen und den, in seiner jetzigen Länderconstruktion unmöglichen, Staat zu vergrößern auf Kosten der Nachbarn. Dies Gepräge hat die preußische Politik, die treuloseste von Allen stets getragen, Gewalt, Täuschung, Hochmuth, Verachtung andrer charakterisirten sie und die Brandenburger, und der Verrath Deutschlands an Rußland seit 1815, aus engherzigen preußischen Motiven geben diesem Staate nicht den mindesten Anspruch auf Vertrauen der deutschen Nachbarstämme, welches Preußen auch noch nie gehabt hat. Preußen will à tout prix eine europäische Macht als Preußen, nicht als deutscher Staat sein, und da seine Kräfte zu gering dazu sind, möchte es gern die übrigen deutschen Staaten als seine Diener um sich reihen, nicht um sie, sondern um sich stark zu machen. Nie gab es einen selbstsüchtigeren Staat, der so alle Humanität und alles Rechtsgefühl, wie jetzt gegen Polen, mit Füßen trat.

Ueber Jugenderziehung wird in dieser Schrift auch ein sehr gewichtiges Wort gesprochen. Der Tadel, daß man sich um die Entwickelung und Ausbildung des Körpers, welche Griechen und Römern eine Sache von so großer Bedeutung war, so wenig, oder vielmehr gar nicht bekümmert, ist ganz gerecht; nicht minder der, daß man den jugendlichen Geist für's Leben abstumpft, indem man ihm die angemessene Nahrung versagt und ihn mit mechanischer Erlernung todter Sprachen abmattet.

Am Schlusse dieser freisinnigen Briefe wird die Aufmerksamkeit des Lesers noch auf den drückenden Zustand des Landmanns gelenkt. In die tiefern Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstückelung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu sein, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit altern und in stündlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Vätern den Tod ihrer verkrüppelten Kinder als eine Gunst des Himmels, ihren entgegnen, aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibeigenen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist.

So werden denn in diesen Briefen die höchsten und heiligsten, die schwierigsten und theuersten Angelegenheiten der Menschheit und namentlich Deutschlands in einer wahrhaft klassischen Darstellung und Sprache abgehandelt. Der Verfasser entwickelt in ihnen einen Geistesreichthum, eine Großartigkeit der Gesinnung und eine Kraft und Schönheit der Rede, wie wir sie nur bei »wenigen unserer Zeitgenossen wahrnehmen; er ist einer jener kräftigen antiken Charaktere von wahrhaft eigenthümlichem Gepräge, er wagt ganz das zu sein, wozu die Natur ihn geschaffen hat.« Jeder Deutsche wird und muß dieses Buch beachten, muß ihm ungetheilte Aufmerksamkeit schenken und darauf hinarbeiten, daß sich uns eine schönere, vollere Wirklichkeit gestalte, ein wahrhaft neues Leben erschließe, uns die gebührende Stimme im Rathe der Völker Europa's nicht fürder versagt bleibe!

Der poetische Anhang ist uns eine nicht minder höchst seltene Erscheinung gewesen, indem er zugleich uns mit einem Manne bekannt gemacht hat, der als Denker und Dichter gleich groß und vollendet auftritt. Inhalt und Form dieser Dichtungen stehen in reizendem Einklange; die schöne Seele wohnt in schöner Form, und Schöneres mag man nicht finden. Wie Göthe's Egmont in Musik von uns scheidet, so scheidet auch der Sprecher für deutsche Freiheit und Einheit hier in bezaubernden Tönen von uns. Wäre das, was er aus der Tiefe des Gemüths sprach, noch nicht an unsere Herzen gedrungen: der Macht der hier erklingenden Töne kann kein deutsches Herz widerstehen; jedes muß sich ihm in dankender Liebe zuneigen.

S.

Publizistische Schriften.

Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. v. Moltke. Herausgegeben von Heine. Nürnberg. Hoffmann u. Campe. 1831. S. 152.

Vielleicht gehört diese geistreiche und merkwürdige Schrift eigentlich nicht in den Kreis der süddeutschen Verlagsliteratur, indem mehr als wahrscheinlich, daß Verwandtschaft ihre freie süddeutsche Firma einem ganz norddeutschen Buche hergegeben; indeß sind wir doch froh, dieses Umstandes halber etwas darüber sagen zu können.

Der Graf von Moltke, dänischer Kammerherr und Mitglied des Obergerichts zu Gottorf ist wegen einer aristokratisch-feudalistischen Schrift: »Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande« — schon in diesen Blättern einmal lächerlich gemacht worden. Der Verfasser vorliegender Abhandlung nimmt sich, wie der uns bereits bekannte, Vorredner sehr treffend sagt, die irdische Geduld, die gräfliche Schrift Schritt für Schritt historisch, logisch und sehr höflich zu widerlegen, während der Vorredner erzählt, wie er blos einmal einen solchen Feudalritter die Treppe hinunter habe werfen können, daß er ein Bein gebrochen — eine Widerlegung, die freilich schlagender, als überzeugend ist.

Aber darum haben wir eben eine der trefflichsten deutschen publizistischen Schriften genommen, von solcher Schärfe, historischer Kenntniß und Tiefe, daß uns von Neuem die feste Ueberzeugung wurde, wie bei fernerer Ausbildung unserer publizistischen Literatur alle Nachbarvölker auch darum weit hinter uns zurückbleiben werden.

Der Verfasser — man nennt als solchen den bekannten Robert Wesselhöft, so eben aus der preußischen Festung Magdeburg, wo er wegen burschenschaftlicher Vergehen seit 1825, gehalten worden, entlassen — widerlegt auf die geistreichste Weise die Behauptung: 1) daß der Adel als solcher historisch begründet sei, indem die gelehrtesten Forscher und Kenner des germanischen Alterthums keinen Beweis zu Stande gebracht haben, daß in den germanischen Völkern ein ursprünglicher Adel gewesen sei; 2) daß der Krieger- oder nachherige Adelstand selbst kein großes Verdienst um die Nation hatte, da er z. B. auf einen Antheil an der Civilisation Deutschlands nur sehr bescheidne und mittelbare Ansprüche zu machen habe. Im Gegentheil war er es, der den freien Bauer, der unter dem Schutze eines Ritters in seiner Hütte blieb, und nicht in die Städte ging, entwaffnete, hörig und unfrei machte. »Man darf sagen, heißt es unter Andrem,« daß das Pulver recht eigentlich ein Geschenk der gütigen Vorsehung in der höchsten Noth des Vaterlandes und aller germanischen Völker gewesen sei. Ohne dieses Kleinod waren jene unzähligen Schlupfwinkel gefreieter Räuber, die mit gleichen Waffen nicht zu besiegen waren, und kein andres Handwerk als den Krieg lernen mochten, nicht zu zwingen gewesen, und schwerlich hätte das Gesetz an die Stelle der Autonomie, schwerlich der Landfriede an die Stelle des Faustrechts, schwerlich Civilisation und allgemeine Intelligenz an die Stelle der Barbarei treten können u. s. w. Wir empfehlen die höchst gediegene Schrift auf das Angelegenste. Sie giebt unendlich viel neue Ansichten. Wir werden auf manches Einzelne zurück kommen.

E.

Notiz.

Der Pseudonymus Freimund über dessen Schrift: Was verlangt unsre Zeit in Staat und Kirche von den Regierungen und Völkern? in Nr. 218. der Blätter für literar. Unterh. sehr richtig gesagt wird: »Während der Zeit der Erniedrigung, in welcher Deutschland eilf Jahre lang gehalten wurde, gab es eine gewisse Art wohlfeilen Liberalismus, welcher — wie Don Quixote gegen Windmühlen — gegen Jesuiten und Römlinge und ähnliche Gespenster zu Felde zog. Wenn die Herren auf ihren Steckenpferden sich waidlich getummelt hatten, so sahen sie stolz nach allen Seiten, und fragten: Ob man nicht ihre Kühnheit bewundre?« dieser Pseudonymus, welchem zugleich a. a. O. sehr mit Recht die Unziemlichkeit vorgehalten wird, zugleich in seinem matten Gerede sich zu befleißigen andre Schriftsteller in Sachsen als revolutionnair gesinnt zu verdächtigen: soll, nach glaubwürdigen Nachrichten, derselbe sein, welcher auch in der Zeitung f. d. e. Welt, und andren Blättern gegen Lafayette salbadert und eigentlich Theodor Kind *) heißen.

Z.

*) Versteht sich nicht der bekannte Erzähler, und beiläufig ein altes Weib, das, drei bis viermal widerlegt, doch immer wieder auf das erste Gewäsch, selbst wenn es eine Lüge war, zurück kommt, just wie der Musikmeister Basilio in Rossini's Barbier von Sevilla alle Augenblick mit seinem: »Ich wünsche Ihnen« u. s. w. wieder erscheint, so oft man ihn auch zur Thüre hinaus geworfen.

Red.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 97. 15. August 1831.

Noch Einiges über die nürnberger Denkschrift und die nürnberger Blätter selbst

Man hat in Augsburg einen neuen Angriff gegen obige Denkschrift, und zwar speziell gegen meinen Artikel in Nr. 78: »die Stadt Augsburg« in die Welt gesetzt, und in einem Tone wiederum, dem in gleicher, oder nur ähnlicher Weise zu erwiedern, die Nürnberger Blätter keinen Raum je darbieten werden.

Nur im Interesse der Sache selbst, und weil es mir Gelegenheit giebt, theils über die Tendenz, Unabhängigkeit und Unpartheilichkeit unsrer Zeitschrift, in Folge der dort, wie auch leider anderswo gegebnen Insinuationen ein Wort zu sagen, theils noch eine andre wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen, ist hier noch einmal über diese Sache die Rede.

Die Schimpfworte, welche das augsburger Tageblatt in Nr. 188. gegen die Verfasser der Artikel in unsren Blättern vorbringt, welche die Denkschrift empfehlen, beschränken sich besonders auf diese Aeusserungen:

»Fluch über alle unwissenden Schmierer und Stubengelehrte in ihrer innerlichen Blindheit, oder bezahltem Eifer, die mit den nürnberger Kaufleuten in ein Horn blasen.« —

Die Denkschrift wurde mir, wie alle dergleichen Brochuren, zur Anzeige im Blatt eingesendet, und ich, in der Ueberzeugung, daß nur das Lob, oder Urtheil eines, sowohl in dem behandelten Gegenstande unterrichteten, wie eines, als solch ein Unterrichteter bereits weit und breit bekannten, Mannes von Gewicht sein könne, übergab sie dem Kammerassessor Herrn Rüder in Leipzig, dem Redakteur des, durch Unterdrückung von Seiten der heiligen Allianz, besonders berühmt gewordnen ehemaligen weimar'schen Oppositionsblattes. Dieser, als ehemaliger Maire der Stadt Hamburg zur Zeit des Continentalsystems, über den Handel in seinem großartigsten Treiben sicher vollkommen unterrichtet, — als jetziger Redakteur aber der Landwirthschaftszeitung eben so mit allen Interessen des Ackerbaues und der Industrie vertraut, sollte ein solcher Mann von einem augsburger Fabrikanten ein unwissender Schmierer, ein Stubengelehrter, ein bezahlter Mann genannt werden können? Der augsburger Leser mag die Nr. 67, in welcher zuerst von der nürnberger Denkschrift die Rede ist, aufschlagen; er wird den Namen »Rüder« dort unterzeichnet finden, und, wenn er anders noch Scham hat, über seine Unbekanntschaft mit diesem Namen, er, der so hoher Handels- und Industriekenntniß sich rühmt, tief erröthen. — Er möge daher künftig stets, wenn er in unsren Blättern etwas ihm Anstößiges findet, voraussetzen, daß nie Unberufene hier sprechen.

Dies genügt, hinsichtlich des ersten Artikels, die Nürnberger Blätter über den leisesten Verdacht irgend einer Partheilichkeit in dieser Sache und eines unlautren Motives hinauszuheben, und der Herausgeber derselben müßte vor aller Welt als gerechtfertigt dastehn, wenn

er, auf diese Autorität gestützt, nunmehr selbst der Sache das Wort im Sinne der Denkschrift reden wollte.

Aber auch das that er nicht einmal. Denn die Nr. 78. bespricht hauptsächlich nur die Art und Weise, in welcher die augsburger Interessenten in diesem Streite aufgetreten, die Schimpfworte, die Verdächtigungen, den ganzen Schmutz des schreienden Eigennutzes, dem jedes Mittel genehm ist, um den Gegner, nicht zu widerlegen, sondern physisch und moralisch todt zu schlagen. Sie bespricht dies als ein historisches Factum, als eine trübselige Erscheinung, deren Darstellung das Bild von dem jetzigen innern Zustande Deutschlands ergänzen hilft, welches die nürnberger Blätter vorzüglich sich ihren Lesern zu geben zum Zweck gesetzt haben. Jeder Unbefangne wird diese Kampfweise der augsburger Fabrikanten in diesem Lichte sehen, und es bedurfte, wie es denn auch geschah, nur der Einsendung des Tageblattes als eines Curiosum's, ohne irgend eine Aufforderung, um dasselbe in diesem Sinne besprechen zu machen.

Die augsburger Fabrikanten, wie alle, (auch die Hochwohlgeboren und Excellenzen) Leser dieser Blätter mögen es sich bei dieser Gelegenheit ein für allemal einprägen,

daß der Herausgeber der nürnberger Blätter ein, in seinem Urtheil von allem und jedem äussern Einfluß unabhängiger Mann sei,

daß besonders, wenn auch die Herrn Verleger staatsrechtlich die Verantwortlichkeit des Inhalts vor den Behörden haben, und dasjenige, was Gesetzübertretung wäre, daraus zu entfernen nothwendig befugt sein müssen, — ihre Ansichten, ihre Interessen noch nie den mindesten Einfluß übten, — und daß sie mehreremale bereits Aufsätze in den Blättern sahen, die des einen, oder des andren, oder beider, Ansichten und Interessen geradezu widerstritten, wie der Aufsatz: Hernani, wie der erste über den Preßentwurf; — und daß sie es nur dem Herausgeber überlassen, moralisch seine und der Mitarbeiter Meinungen zu vertreten.

Bis jetzt hat es jedoch die Ortsentfernung des Herausgebers manchmal mit sich gebracht, daß einzelne Aufsätze von Mitarbeitern gedruckt wurden, ehe sie dem Herausgeber zu Gesicht kamen, und manche Aeusserung, oder Meinung stehen blieb, die er nicht vertreten möchte. Dies soll nicht sein, unsere Zeitschrift ist kein Quodlibet sich widerstrebender Ansichten; sie ist der gesetzmäßigen Freiheit nach allen Zweigen des politischen, öffentlichen, kunst- und wissenschaftlichen Lebens hin gewidmet; sie ist daher der natürliche Verbündete jedes ähnlichen redlichen Strebens. Sie kennt zugleich keinen Neid und keine Eifersucht gegen andre Leistungen derselben Art; sie bietet jedem Streiter für diese Sache, wie und wo er seinen Kampfplatz aufgeschlagen, freundlich die Hand; — jeder ist ihr Gegner, der nicht nur der Sache, nicht nur ihr selbst, sondern auch der die andren freimüthigen und achtbaren Männer bekämpft. — Sie hat das bereits sehr oft bewiesen; und die einzelnen seltenen Verstöße sind nicht des Herausgebers Schuld. — Im Allgemeinen aber ist er überzeugt, daß bisjetzt keiner der Herrn Mitarbeiter andrer Ansicht wäre, und besonders nicht der früher mit »J« bezeichnete geist- und kenntnißreiche Referent, dessen einzelne Aeusserungen, wie über Jesuitenunterricht, so manche Mißdeutung erfahren, wiewohl dessen Angriff auf Stephani in der Relation über die Geschichte des bayerschen Schulplans auch uns geschmerzt hat; denn der würdige Geistliche hat so viel große Verdienste um unsre Sache, daß er, selbst bei Irrthümern, nur mit größter Achtung genannt werden darf. —

Ein wirklich als unwürdig später erkanntes Subjekt, das unser Vertrauen lange getäuscht, und das manchen Einfluß bisjetzt auch auf unsre Blätter geübt, ist, sogleich als erkannt wurde, daß er unlautren Zwekken mit allen Mitteln nachjage, für immer entfernt worden. Es wird weder das Wort hier mehr nehmen, noch von ihm hier je wieder anders die Rede sein, als in der, in einem so eben gedruckten Aufsatz angedeuteten, Art. —

Was, um auf die Denkschrift und die neuesten Angriffe gegen sie und uns zurückzukommen, nun noch die wenigen Aeusserungen über die Sache selbst in Nr. 78. betrifft, die wir uns erlaubt, so haben wir im Interesse des Ganzen noch Folgendes hinzuzufügen:

1) Wenn wir davon sprachen, daß die Denkschrift in Sachsen, wie in Hamburg u. s. w. mit gleichem Interesse gelesen worden wäre, so meinten wir nicht Leipzig und Hamburg, sondern bezeichneten blos die Ausdehnung des Länderstrichs, wo dieselbe gleichen Anklang gefunden, womit die Diatriben der Gegner gegen beide Städte von selbst zusammenfallen;

2) kann nur, von Leidenschaft verblendeter Blödsinn, Sachsen vorzugsweis einen Handelsstaat nennen, da Jedermann, ein Kind, weiß, sein größter Reichthum bestehe durch Industrie und Fabrikwesen, und komme ihm auf dem Continent darin kein Staat in der Welt gleich;

3) nicht von Leipzig, von den sächsischen Fabrikorten, wie Chemnitz u. s. w. her, erscholl der größte Beifall über die Darlegung des nürnberger Handelstandes; denn

4) mit Leipzig's Handel ist das sächsische Fabrikwesen gestiegen und gefallen, weil nur der Handel in seiner freien großen Thätigkeit dem Fabrikwesen den großen Spielraum und die weite Welt öffnet; weil der Kaufmann nur dann dem kleinen fleißigen Fabrikanten die nöthigen Vorschüsse machen kann zu seinem Geschäft, wenn er selbst weithin sein Geschäft ausdehnt. Mit dem Fall des einzigen Hauses Reichenbach in Leipzig verarmten 100 von Familien im Erzgebirge. Der große Fabrikant beschäftigt hunderte von Lohnarbeitern, Tagelöhnern und abhängigen Knechten; der große Kaufmann dagegen hunderte von freien, Eigenthum besitzenden, unabhängigen Familien u. s. w.

5) sieht jeder »Stubengelehrte« ein, daß alles durch Gewalt und Kunst Erzwungene eine nie gedeihende Treibhauspflanze, und daß das Land, welches, wie Bayern, wie Polen, auf den Ackerbau angewiesen ist, in seinen eignen Eingeweiden wühlt, wenn es, um einiges Fabrikwesen kümmerlich emporzubringen, den Handel und Ackerbau vernichtet. —

Wir nannten »Polen« und darum noch einige Worte über »den polnischen Handel.«

Die leipziger ökonomische Gesellschaft stellte die Frage vor Kurzem über den Vor- oder Nachtheil der Mauthlinien, und ein unterrichteter Kaufmann erklärte die ganze Frage jetzt darum für überflüssig, weil es ein Unsinn sei, in einem Augenblick von neuen Mauthlinien und hohen Zöllen zu sprechen, wo die Wiederherstellung Polens den Handel mit 20,000,000 Ackerbau treibenden Unterthanen, den die russischen Zölle vernichtet, wieder öffnen werde. — Was sollte da werden, wenn der Transit dorthin und nach Asien über Warschau, Galatsch, Trebisonde und Tauris auf den besten Straßen von Europa und Dampfschiffen auf den polnischen Flüssen, — wenn neue Zölle dem Handel den Transit dahin erschwerten? —

Auch die augsburger Fabrikanten mögen darüber nachdenken. Man sehe über diesen wichtigen Gegenstand auch den Eremiten Nr. 94. Sp.

Aus Hamburg.

Erlauben Sie mir, Ihre Leser mit folgender merkwürdigen Thatsache bekannt zu machen, die sich dieser Tage hier ereignete:

Die Gebrüder S. U. m. hieselbst, Söhne des Chefs des Handlungshauses H. p. in Amsterdam machten viele Geschäfte mit den Polen, und versuchten ihnen besonders Waffen und Munition zu liefern. Man bewachte sie daher genau, weshalb sie ihre Correspondenz mit Warschau auf allen möglichen Wegen zu führen sich genöthigt sahen. Wie Jeder weiß, that Preußen stets Alles, was in seinen Kräften lag, den Russen zur Entdeckung und Verhinderung solcher Correspondenz behülflich zu sein, und man sagt deshalb, daß Frankreich und England eine formelle Beschwerde gegen Preußen beim deutschen Bunde über die Intriguen einreichten, welche Preußen, um den Russen beizustehen, sich erlaubte. Eben so sagt man auch, daß Preußen auf keine Weise gleichgültig gegen die Vorstellungen, die man dieserhalb gemacht hat, gewesen sei. Ihnen zu begegnen, um sich selbst von dem Verdacht zu reinigen, wurde überall der Befehl hingeschickt, Beweise von der niedrigen und lügenhaften Spionage aufzufinden. Der Geheimrath Buchner, der preußische Postmeister in Hamburg, ließ die Herrn S. U. m. et Comp. zu sich kommen, in der doppelten Absicht, die Erklärung von ihnen zu erlangen, daß sie stets mit Warschau correspondirten, und zu gleicher Zeit, daß sie Briefe von Warschau erhielten, die nicht geöffnet wären, trotz daß sie über Preußen an sie gelangten. Auf die Fragen, die er ihnen deshalb vorlegte, antworteten sie, daß in Betreff ihrer Briefe sie so viel Schwierigkeiten gefunden, daß sie eine andre Communicationsweise, als durch die preußische Post hätten aufsuchen müssen; zum Beweise aber, daß alle Briefe, welche durch diese Post an sie gelangten, geöffnet wären, zeigten sie ihm einen Brief vor, der so eben angekommen, und der offenbar in der preußischen Quarantaineanstalt geöffnet war. Buchner nahm den Brief, und hatte die Verwegenheit, denselben in ihrer Gegenwart und ohne ihre Erlaubniß zu öffnen. S. U. m. schickte augenblicklich nach einem Notar, gab ihm den Brief, nebst allen Einzelnheiten, schickte ihn mit dem Befehl zu Buchner eine Protestation gegen ihn und sein Betragen aufzusetzen, und in dem Dokumente alle vorgegangnen Einzelnheiten zu wiederholen. Sie haben nun drei Copien davon machen lassen; eine schickten sie an den deutschen Bundestag, die andre

nach Paris und die dritte nach London; und sie beabsichtigen den Vorfall, so weit es ihnen möglich ist, bekannt zu machen.

Kann ich mir eine Copie dieser Protestation verschaffen, so schicke ich sie Ihnen zu.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Der berühmte Jesuit Juan Mariana über den König und dessen Erziehung. Ein Beitrag zur pädagogischen Literaturgeschichte v. Dr. Leutbecher. Erlangen. 1830, bei J. J. Palm und Ernst Enke. gr. 8. 9 g. Gr.

Wir können die Anzeige dieser Schrift um so weniger unterlassen, als Herr Dr. Spazier, Herausgeber der nürnberger Blätter, mit Bezug auf eine Miscelle in Nr. 63. jenen Mariana den Hauptjesuiten nennt, und wegen angezogener Miscelle, worin der Wunsch geäussert wurde, der Geschichte gemäß die Verdienste, oder Vergehen der Jesuiten um den Unterricht und die Wissenschaften zu untersuchen, wobei das Resultat eigentlich entscheiden würde, ob der Jesuitismus bekämpft, oder erhalten werden könne, in Nr. 79. der Blätter ein Wort über den Werth, oder Unwerth des früheren Unterrichtes der Jesuiten, spricht. Wir lesen hier, daß jene Aeusserung von manchen Seiten großen Anstoß verursacht, ja eine sehr ehrenwerthe Stimme ausgerufen habe: Gott soll mich bewahren u. s. w. Herr Spazier bemerkt mit Recht, daß man dem Mitarbeiter Unrecht gethan habe. So verhält es sich wirklich. Der ganze Artikel spricht dafür, und die eingeklammerte Schlußstelle sollte eine höchst zweifelhafte Frage sein, wobei in der Abschrift des Manuscriptes das Frage- und Ausrufungszeichen, nebst Gedankenstrich übersehen, oder auch vielleicht beim Abdrucke ausser Acht gelassen wurde.

In der Miscelle selbst kommen manche derbe Hiebe auf den Unterricht der Jesuiten vor, welche schon hinlänglich beweisen, daß der Einsender bei den verehrlichen Lesern der Blätter für überzeugt gehalten werden mußte, daß das Ergebniß der Untersuchungen mit schlagenden Beweisen die Gründe derjenigen vernichte, welche in unseren Tagen, namentlich in Bayern, von dem Unterrichte der Jesuiten so viel Rühmendes vorbringen. Wie viel die Parthei des Alten gegenwärtig gewonnen hat, ist, was leider zu sagen traurig genug ist, hinlänglich bekannt, und die Schrift von Thiersch: Geschichte des bayerischen Schulplanes von 1829. bezeichnet jenes Streben der Geistlichkeit, sich des Unterrichtes ausschließend zu bemächtigen. mit den hellsten Farben, welche auch den in diesen Verhältnissen wenig Unterrichteten überzeugen und jeden Freund des Erziehungs- und Unterrichtswesens für Bayern mit Schauder erfüllen. Mag oben angeführte ehrenwerthe Stimme die bezeichnete Schrift von Thiersch lesen und sich von den möglich ausgedehnten Umtrieben der Geistlichkeit, jede Aufklärung zu hintertreiben und den ganzen Unterricht an sich zu ziehen, überzeugen. Diese Stimme wird dann mit noch grösserem Staunen ausrufen: »So weit hat eine gewisse Parthei unter einer so aufgeklärten Regierung, unter einem so erhabenen und geistreichen nur nach Aufklärung des Volkes strebenden Könige, der sich öffentlich gegen jeden Obscurantismus ausgesprochen hat, es schon gebracht; so weit konnte es dieselbe bringen?! —

Wir glauben Herrn Spazier durch mehrere Arbeiten unser vollkommenes Glaubensbekenntniß über diese Sache eröffnet zu haben, und können nur mit Bedauern bemerken, daß wir aus höchst zuverlässiger Quelle vernommen haben, daß bei einer jüngst bevorstehenden Feierlichkeit, welche die Akademie der Wissenschaften zu München zu begehen hatte, der Fremdling »Görres,« welcher sich früher so verrufen herumtrieb, und gegen Bayern so grobe Beleidigungen niederschrieb, auf Antrag des zeitigen Rektors der Universität, Herrn Dr. Allioli, zum Gegenstande der Feierlichkeitsrede »die Vorzüge des jesuitischen Unterrichtes vor der jetzigen Lehrweise« gemacht haben soll.

So sehr die Anhänger des verkappten Ritters »Görres« das Unterbleiben der Feierlichkeit bedauern mußten, eben so sehr mag es jeden Freund der Wahrheit, des rechtschaffenen Charakters und der aufrichtigen Biederkeit, jeden, der es mit dem wahren Wohle Bayerns aufrichtig gemeint, gefreut haben, von Seiten des Ministeriums den Beweis erhalten zu haben, daß die bisherigen Umtriebe nicht mehr so gut gelingen dürften, wie vorher.

Wir freuen uns übrigens, daß Herr Spazier die Sache in einem Aufsatze zum Gegenstande der Darstellung machen wird. Hätten wir eine specielle Aeusserung über die Jesuiten zu geben beabsichtigt gehabt, so würden wir Langs Geschichte der Jesuiten in Bayern wohl berührt haben. Wir kennen dieselbe recht gut, und müssen uns um so mehr wundern, daß, obgleich dieselbe so überzeugende Beweise für die Nichtigkeit des Unterrichts der Jesuiten enthält, doch in unseren Tagen so viel darüber gesprochen und derselbe so hoch angeschlagen wird. Möge Herr Spazier sein Versprechen doch recht bald erfüllen, da es höchst Zeit ist, manchen von dem prahlenden Gerede Verblendeten die Augen zu öffnen und ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Wir sind es schon lange.

Wir glauben, diese Bemerkungen der Anzeige der bezeichneten Schrift haben voranschicken zu dürfen, weil die Sache mit ihnen zusammenhängt und wir darüber keine besondere Erwiederung einsenden wollten. Was Mariana über Tyrannenregierung und Tyrannenmord in seinem Buche selbst gesagt hat, läßt Herr Leutbecher hinweg und beschränkt sich blos auf dasjenige, was unbestreitbar wahr und gut gesagt ist, was das Königsthum als erhaben darstellt, und was die Grundsätze, welche bei der Unterweisung der Prinzen, welche einmal den Thron zu besteigen haben, zu befolgen und aus dem Schatze einer tiefen Menschen- und Staatskenntniß entnommen sind, betrifft.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch | Nro. 98. | 17. August 1831.

Heinrich Heine, als Publizist.

Heinrich Heine, der bekannte humoristisch-erotische Schriftsteller ist als Vorredner zu einer Schrift über den Adel als Publizist aufgetreten, und, wahrlich, auf eine Weise, die seinem Verstande, seiner Bildung und Kenntniß, wie seinem Freimuth gleiche Ehre macht. Er beweist, daß Schriftstellermuth mehr und seit länger bei uns einheimisch war, als man glaubte, und daß der, welcher alle beschränkenden Gesetze der Kunst, und der deutschen Decenz zu überschreiten den scheinbar wohlfeilen Muth hatte, denselben, den Potentaten dieser Welt gegenüber, und da auf ehrenvollere Weise zu behaupten weiß.

Heine's Einleitung ist in ihrer Art auch sonst ein Meisterwerk zu nennen; wir müssen gestehen, daß wir den Vorredner, den wir mancher Dinge halber gehaßt, ordentlich dadurch lieb gewonnen haben, und ergrimmten um so mehr über die Chiffer 178. in den Brockhaus'schen Blättern, die immer 7 Brochuren auf einmal recensirt, und unter liberalem Deckmantel, ohne Rücksicht auf die Freude, die sie den Ultra's, und den Schaden, den sie der guten Sache bereitet, alles verächtlich macht, was sie nicht selbst geschrieben, namentlich wenn es von Männern herrührt, die man in Deutschland bereits achtet und schätzt, weil die Chiffer wenig Leute kennen, oder wenn sie sie kennen, wenig sie achten. — Dort wird mit allgemeinen verächtlichen Redensarten über Heine selbst und über die Einleitung weggegangen; und doch ist selten dem Verfasser gelungen, einen Reichthum neuer Ideen, kühner, freier Gedanken in so präziser, kerniger und blitzender Bildersprache vorzubringen. Man könnte ein eignes Buch über diese Abhandlung schreiben.

Er beginnt mit dem Hahnenruf der Morgenröthe im französischen Juli, entwickelt, wie mit der politischen Revolution von Frankreich 1789. bis jetzt im träumenden Deutschland die Philosophie in ähnlichem Revolutionsgange von Kant, dem Jacobiner, durch Fichte's Napoleons ich, bis zu Hegel, dem eklektischen Orleans, fortgegangen sei; er kommt dann auf die Einwirkung der Bildungsstufen jedes Volks auf den Charakter seiner Revolution, und beweist sehr handgreiflich, daß die Censur vor der Revolution und die daraus hervorgehende politische Unwissenheit der Franzosen ihre erste Revolution so fürchterlich, so wie die 15jährige Preßfreiheit und die daraus erwachsne politische Intelligenz die große Woche so »legendenartig« mild und schön gemacht habe. Er warnt daher unser Deutschland, dessen sociale Revolution, wie die der ganzen Welt er für eine unvermeidliche Nothwendigkeit ansieht. »Es ist nicht weniger wahr, sagt er, daß die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, am Ende sich mit sammt dem Despotismus zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, und daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen

eignen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.«

Wir gestehen es ungern, weil wir, wie gesagt, Heine mancher Frivolität halber nicht geliebt, aber er hat mit diesen wenigen Zügen die Nothwendigkeit der Preßfreiheit fürchterlich wahr, und ergreifender deduzirt, als alle großen und ehrenwerthen deutschen Publizisten; man zittert vor dem Abgrunde, den er eröffnet! — Die kühne Weise, mit der er die Binde den Absolutisten von den blöden Augen reißt, ist groß zu nennen; freilich mußte die Leute in Preußen das Licht so blenden, daß sie mit Polizeistöcken und Füßen es auszutreten und auszuschlagen versuchten, und das Büchlein confiscirten und nun Hetzjagd hinter ihm anstellten.

Heine geht nun über zu den socialen Fragen, und die vorliegende, den Adel. Hier ist eben wieder ein neu ausgesprochner Gedanke, daß der Adel nicht seiner Privilegien halber so gefährlich sei, sondern des Freimaurerbandes wegen, das alle Adligen in der ganzen Welt, wie die Juden, zu einem unsichtbaren Bunde verschlingt; — daß sie besonders die höhern Offizier- und Gesandtenstellen allein besitzen, um die Völker diplomatisch aneinander zu hetzen, und sie in Kriege zu führen. Einer seiner Kernausdrücke in dieser Stelle ist: »Der Graf Moltke behauptet die mittelälterliche Zote, daß adliche Zeugung u. s. w.

Daß der Adel jetzt gezwungen sei, den russischen Zaar zum Vorkämpfer für den Adel zu nehmen, bringt Heine auf die neuesten Verhältnisse des Osten:

»Mit Wohlgefallen,« ruft er, »läßt sich der Zaar den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenheit um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehemaligen deutschen Kaiser die abgetragnen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich auf's Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni.«

»Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt Euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!«

»Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rothkäppchen fühlen bald Großmutters närrische lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzosen, und die Berliner behaupten, daß wir noch dieselben Gott-König- und Vaterlandsretter sind wie im Jahr 1813, und Körners Leier und Schwerdt soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den rheinischen Merkur fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie titulirt und erhält nachher frei Theater, oder soll wenigstens — als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen; — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Constitution — versprochen werden.«

»Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Constitution wäre auch so übel nicht.« —

»Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger, als je, und ihre uniformirten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon, wie die Meute losbellet gegen dieses Buch.«

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Der berühmte Jesuit Juan Mariana über den König und dessen Erziehung, v. Dr. Leutbecher.

(Schluß.)

Das Büchelchen enthält eine kurze Einleitung und Angabe der Quellen, welche Herr Leutbecher benutzt hat, worunter er gerade das wichtigste, nämlich die Biographie Mariana's, verfaßt von Tomas Tomayo de Bergas, nicht zur Hand gehabt zu haben scheint; ferner Mariana's Leben; einen Auszug aus dessen Buch: de rege et regis institutione, und einiges über Beurtheilung des Werkes. Neues findet man nicht viel; was Herr Leutbecher in einem sehr breit geschlagenen Style sagt, findet man kurz im Conversationslexikon. Besonderes Verdienst hat sich Herr Leutbecher keines erworben; und wenn er den hoch verdienten Pädagogen Herrn Schwarz in Heidelberg, den auch wir während unseres ganzen Lebens mit ausgezeichneter Hochachtung nennen werden, kein besseres Denkmal der Vereh-

rung zu setzen vermag, so wolle er damit zu Hause bleiben.

In der Beurtheilung spricht sich derselbe dahin aus: »Mariana's vortrefflicher Regentenspiegel, den man zur rechten Zeit mit Nutzen vielleicht für ganz Europa einem Sultan Mahmud (?) und einem Don Miguel erklärt haben würde, enthält also weit mehr des gesundesten Materials zu einer Erziehungslehre künftiger Regenten, als jeder andere vorhandene Fürstenspiegel, und verdient alle Beachtung sowohl von Königen selbst, als auch von den Erziehern künftiger Könige; möchten doch alle Regenten sein, wie Mariana sie will.«

Wer sich mit Mariana näher bekannt machen will, wird die Schrift mit Interesse lesen, und die geringe Auslage nicht scheuen; jedoch wird man denselben nicht nach seinem ganzen Wesen kennen lernen, und namentlich daraus nicht entnehmen, was er von der Lehrart der Jesuiten hält; hierzu bedarf man wieder andere Angaben, welche Belehrung verschaffen. P.

Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung zur vesteren Begründung der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft, von Dr. J. B. Graser, königl. bayer. Regierungs- und Kreis-Schulrath, 1ster Theil, dritte, ganz frei bearbeitete Auflage. Baireuth, 1830; im Verlage der Grau'schen Buchhandlung. 364 S. gr. 8. Pr. 2 Thlr.

Erziehung und Unterricht sind diejenigen Beziehungen eines Staates, welche mehr als alle anderen im Auge gehalten zu werden verdienen; sie sind der Grund und Boden, auf welchem der Mensch nach seinen verschiedenen Kräften entwickelt, und das Zusammentreffen der letzteren zu einer harmonischen Wirksamkeit herbeigeführt wird. Aus ihnen schöpft der heranwachsende Mensch Nahrung, um seiner Bestimmung gemäß ein nützliches Glied allgemeiner und besonderer Gesellschaften zu werden. Sehr viel haben wir daher denjenigen Männern zu danken, welche für die allgemeine Bildung, namentlich für die Volksbildung, in welcher das eigentliche Leben des Staates wurzelt, besorgt sind, und durch Schriften stets mehr die Möglichkeit einer Erziehungswissenschaft als Inbegriff aller der Regeln, nach welchen auf die bildsame Menschenkraft eingewirkt werden muß, folgerichtig ableiten, zugleich aber auch den Zweck der Menschenerziehung in ihrer allgemeinen und besonderen Richtung mit Rücksicht auf die dreifache Bestimmung des Menschen in die Bildung der heranreifenden Jugend zu guten Menschen, guten Bürgern und guten Christen setzen.

Diese Bestimmung des allgemeinen Erziehungszweckes fällt im Wesentlichen mit dem zusammen, was Herr Graser: Erziehung zum divinen Leben nennt, Andere: die zum religiösen Menschen; Andere zur Gottähnlichkeit u. s. w. nennen. Obgleich die Pädagogen unserer Zeit sehr vielfache, sehr tief begründete und zureichend bewährte Erfahrungen gemacht, und auf dem großen Felde der Erziehung der Menschen sehr eifrig und angestrengt sich bemüheten, die großen Wüsteneien, unfruchtbaren Steppen und das wuchernde Unkraut von jenem fruchtbaren Boden zu entfernen, so giebt es deren doch noch so viele und von Haide bewachsene Stellen, daß man ohne mühevolles Suchen dieselben gewahr wird. Diese Bemerkung, welche eine allgemein anerkannte Thatsache betrifft, muß allerdings jeden Freund der Erziehung und des Unterrichtes niederschlagen und mit Betrübniß erfüllen, um so mehr, wenn er bemerken muß, wie gerade das Erziehungs- und Unterrichtswesen von Seiten mancher Regierungen als letzte Sache betrachtet und mit gleichgültigen Augen angesehen wird. Wenn er wahrnimmt, daß in Angelegenheiten dieser hochwichtigen Sache, welche, wie wir anderwärts bemerkt haben, das eigentliche Herz, das Leben, des Staates ist, Männer zu referiren haben, denen das Erziehungs- und Unterrichtswesen ziemlich fremd ist, und die etwa aus ihren früheren Jahren, in welchen sie während der Schuljahre Unterricht genossen haben, noch ein, oder das andere Verhaltniß kennen und glauben, etwas zu verstehen, obgleich sie mit der eigentlichen Pädagogik seit 20 Jahren gar nicht fortgeschritten sind; oder wie diese Angelegenheiten bei verschiedenen Referenten wechseln, so daß der spätere Referent die Beziehungen des früheren nicht kennend, oft in entgegengesetzter Ansicht handelt. Dieses ist namentlich in Bayern der Fall, wo das Erziehungs- und Unterrichtswesen durch die Beseitigung der Kreisschulräthe zu den unbedeutendsten Gegenständen heruntergesunken und in große Verwirrung gekommen ist.

Herr Graser gehört zu denjenigen Männern, welche für Bayern sehr viel zur Hebung dieser Sache beigetragen haben; er scheint, wie er sich selbst rühmt, dazu bestimmt zu sein, auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes Reformen hervorzubringen Es thut dieses allerdings für Bayern Noth; obgleich darin schon bedeutende Fortschritte gemacht wurden. Jedoch konnte es noch nicht dahin gebracht werden, daß in unseren bayerischen Schulen jeder Art ein vestes und höchstes Princip herrschend werde, welches als allgemeiner Leitstern Allen vorschweben, und sie, wie untereinander, so mit dem Gesammtleben des Volkes, mit allen Anstalten der Erziehung im Großen und Kleinen auf's Innigste und Unauflöslichste verbinden sollte. Der Grund von diesem allerdings höchst schädlich wirkenden Verhältnisse liegt wohl in verschiedenen Beziehungen und Fehlern, scheint uns aber in dem besonderen Umstande hauptsächlich gesucht werden zu müssen, daß der bildende Geist unserer Zeit immer noch zu sehr die theoretische und zu wenig die praktische Richtung in seinem Streben verfolgt; daß immer noch zu viel Werth auf das Wissen, zu wenig aber auf das Handeln gelegt, und die Schule im Allgemeinen nicht sowohl als Erziehungs- als vielmehr als Unterrichtsanstalt betrachtet wird.

Zu den einsichtsvollsten Kämpfern gehört der Verfasser, der den Zweck seines Werkes dahin bestimmt: »für die Menschenerziehung das eine, allgemein gültige Princip abzuleiten und aus ihm das gesammte Erziehungswesen systematisch zu entwickeln, somit die Wissenschaft der Menschenerziehung darzustellen. Von Seiten der Wissenschaft verdient diese Idee ihre volle Anerkennung; sie ist consequent durchgeführt, die allerdings schwierige Aufgabe gut gelöst, und das Werk gehört zu denjenigen, welche sowohl die Anforderungen der Wissenschaft, als des Lebens befriedigen.

Der oberste Grundsatz der Erziehungswissenschaft wird also dargestellt: »Der werdende Mensch muß von den reifen Menschen dahin bestimmt werden, daß er auch zur Reifheit (?) gelangt, um sein Leben nach seiner Bestimmung durch sich zu führen.« Mit diesem Satze bezeichnet der Verfasser dem Erzieher einerseits das Ziel, andererseits die Art der Einwirkung, und theilt die Gesammt-Erziehungslehre in den theoretischen und praktischen Theil. In diesem vorliegenden Theile (den zweiten haben wir uns verschrieben) handelt er von der Erziehung im strengeren Sinne in zwei Abtheilungen, deren erstere vom Ziele, die zweite von der Art und Weise der wahren Menschenerziehung handelt. Das Ziel derselben bezeichnet er mit »Divinität« od. divines Menschenleben, indem die Bestimmung der Menschen ist: »ein Leben in und nach Gott durch sich zu führen.« Sie fällt demnach mit der Bestimmung des Christenthumes durch Aufstellung der Idee »des Reiches Gottes« in Eins zusammen. Er theilt das allgemeine Ziel in vier besondere; in das der physischen, moralischen, intellektuellen und ästhetischen Erziehung.

Wir können die einzelnen Betrachtungen des Verfassers nicht verfolgen und müssen uns blos mit allgemeinen Resultaten befassen. Der Verfasser zeigt, wie das Ziel der Erziehung in seiner allseitigen Beziehung mit der Idee des menschlichen Werdens und seinem Verhältnisse zur Zeit zusammengehalten wird, was ohne Hülfe der Erfahrung nicht geschehen kann. Daher stellt derselbe über die Zeitperiode des menschlichen Werdens, über die Art, wie die Erziehung im Allgemeinen einwirken soll, über die Modification der Erziehung und über die umfassende harmonische Erziehungsthätigkeit, Betrachtungen an, und giebt deutlich zu erkennen, wie er in ächt christlichem Sinne alle Alter und Stände der menschlichen Gesellschaft umfaßt, um einem Jeden nach Art und Bedürfniß die Mittel zu bezeichnen, welche zum divinen Leben führen; er würdigt die bestehenden Erziehungsanstalten, schlägt die Errichtung neuer vor, weiset die Mängel der Methoden nach, setzt Verbesserungen (freilich auch egoistisch) an das Licht, und bemühet sich überall, das Beste festzuhalten. Auffallend ist, daß ein zahlloses Heer von Druckfehlern das Werk sehr entstellt, was dem Verfasser zur Schuld fällt, da er in der Nähe des Druckortes wohnt; er hat die Revision sehr nachläßig vorgenommen. P.

Poesie.

Gedichte von Gustav Pfizer. Stuttgart, 1831. Im Verlage von Paul Neff.

Diese, von dem durch seine Briefe zweier Deutschen schnell bekannt gewordnen herrührenden, dem wackern Uhland zugeeigneten, Gedichte verrathen allerdings ein reiches poetisches Talent; allein noch kann ihnen durchgängig hoher Werth nicht zugesprochen werden. Der Verfasser ist noch nicht zur Klarheit überall durchgedrungen; er schlägt hin und wieder ein poetisches Thema an, ohne es mit Erfolg durchführen zu können, er weiß sich noch nicht in voller Reinheit zu geben, und deshalb erinnert das eine seiner Gedichte an Heine's Manier, das andere an Uhland, das dritte an Schiller, und ein viertes mehr, oder weniger an Göthe und Tieck. Indeß ist doch ein großer Theil derselben seinem Gemüthe frei entquollen, und diese sind bei weitem die vorzüglichsten. In ihnen beurkundet sich fein Beruf zum Dichter. Es stehen ihm frische Bilder zu Gebote; seine Phantasie bietet ihm reifen Stoff dar, und gelingt ihm die Darstellung auch nicht immer, so doch häufig, und da stets, wo ihm kein fremdes Muster vorschwebt. Ueberall giebt sich ein gebildeter Geist, ein züchtiges Gemüth und reine, feurige Liebe für die heiligsten Interessen der Menschheit kund, und so dürfen wir allerdings zum Genusse dessen, was der junge Sänger darreicht, einladen und der schönen Hoffnung leben, daß der Garten, der in den ersten Frühlingstagen schon so vielfarbige Blumen entfaltet, bald mit Rosen und Lilien auf das reizendste gefüllt sein werde. Eins dieser Gedichte stehe als Probe hier, und ich denke, es soll dem auftretenden Sänger die zu seiner weitern Ausbildung nöthige Gunst und Theilnahme in den Herzen seiner deutschen Landsleute erwerben.

Die Annalen eines Alten.

Bring' Knabe, mir die besten Weine,
Von jedem Jahrgang nur ein Glas!
Ich will bei lust'ger Kerzen Scheine
Geschichte treiben — nach dem Faß.

Es schauten mich vom Bücherständer
Die Chroniken trübselig an;
Drum blättre ich im Weinkalender,
Wie ich es ehmals wohl gethan:

Vergangner Tage tiefe Schachten,
Eröffnet plötzlich der Pokal;
Ich sehe Heere, sehe Schlachten
Und Zelte, Fahnen ohne Zahl.

Ich sehe Völker, kaum noch Knechte,
Sich drängen an den stolzen Thron,
Und sich vom Herrscher edle Rechte
Erkämpfen für den fernsten Sohn.

Was hebt mich über Land und Seen?
Stellt mich an des Eurotas Strand?
Aus Asche seh' ich neu erstehen
Der Charis heil'ges Vaterland.

Ha! wie mir alle Sinne wanken!
Bin wachend ich, bin ich im Traum?
Ich sehe siegestrunkne Franken
Sich tummeln um den Freiheitsbaum!

Vom kühnen Traum der Republiken
Stürzt der vielhundertjähr'ge Thron;
Die oft befleckten Lilien knicken,
Bedeckt mit Blut und Gift und Hohn.

Mir wird im Kopfe immer wilder;
Wie drängt sich Alles auf mich ein!
Wie schlagen sich die Zeitenbilder!
O Knabe! ihr habt starken Wein.

»Ja dieser, lieber Herr, der macht sich;
O bleibet nur vor dem nicht stehn!
Der ist von Anno drei und achtzig;
Dann könnt ihr ruhig schlafen gehn!«

Ha! jenes Jahr, wie muß mich's mahnen!
Da fand ich Sie, so hold und süß,
Die mich das Glück des Himmels ahnen
Und scheidend in der Wüste ließ.

Im Becher klingt's wie Todtenglocken!
Sie gelten der verlornen Braut!
Die dumpfen, schweren Töne locken
Die Seele, wie mit Geisterlaut.

Es hebt sich aus dem feuchten Golde
Das liebe Antlitz, Zug für Zug;
Ich fühle dich, verlorne Holde!
O Knabe, laß', es ist genug!

S.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 99.** 19. August 1831.

Nothwendigkeit
für die
deutschen standesherrlichen Familien, ihre Haus- und Familiengesetze umzugestalten; und ein interessanter Beleg dazu.

Niemals war ein deutsches Privatrecht aus Mangel an Gesetzen und festem Herkommen in seinen Grundsätzen ungewisser, als das deutsche Fürsten- und Familienrecht. Wenn es an Gesetzen fehlt: so pflegen die Kathedergelehrten, oder die Tribunale sich anzumaßen, aus der Concordanz einer Anzahl von Familiengesetzen einzelner Geschlechter ein allgemeines sogenanntes Recht zu bilden. Diesem Vorbilde, so unzweckmäßig es auch war, folgte der verstorbene Professor Pütter in Göttingen, und schuf aus der Uebereinstimmung der Gesetze und des Herkommens vieler deutscher Fürstenhäuser, ein sogenanntes allgemeines deutsches Fürstenrecht, obgleich natürlich die einzelnen Familiengesetzgeber nur ihren Familien, aber keinen fremden Geschlechtern, hatten Vorschriften ertheilen wollen. Man kann also auf Pütters idealisches allgemeines Fürstenrecht nicht viel bauen. Mögen Danz und Runde Püttern gefolgt sein, die Meinungen mehrerer Katheder und mehrerer Tribunale machen niemals Gesetze und mißleiten dadurch grade oft die Enkel der Zeitgenossen.

Desto fester steht die Wahrheit, daß kein einzelner Fürst einer Dynastie ein älteres Familienrecht der Thron- und jetzt der standesherrlichen Erbfolge einseitig ohne Zustimmung der Agnaten und des Kaisers, jetzt des Landesherren, abändern kann.

Das jetzt standesherrliche Haus Looz-Corswaren besitzt unter Preußen und Hannover die Standesherrschaft Rheina-Woldeck, bestehend aus einigen vormals münsterschen Aemtern, welches Herzog Wilhelm Joseph für eine Zahl verlorner reichsständischer, reichsunmittelbarer und Privatherrschaften in Belgien und Lüttich vom Reichsdeputationsschluß des Jahrs 1803. Febr. 25. im §. 32. angewiesen erhielt, mit einer Stimme im Reichsfürstencollegium.

Daß die Reichsdeputation die Entschädigungen an die weltlichen deutschen Reichsstände und Dynasten, welche Gebiete am linken Rheinufer verloren hatten, sogar wegen entbehrter Nutzungen damals vertheilte, und in Folge der unglücklichen Intervention von Frankreich und Rußland, ihren ersten Instructionen und Absichten nicht treu bleiben konnte, beweiset die oberflächlichste Einsicht des Reichsdeputationsschlusses.

Da mehrere Reichsstände, wie der Herzog von Aremberg so glücklich waren, ihre meisten Besitzungen in Frankreich und Belgien, welche meistens in Wäldern bestanden, von der französischen Republik wieder zu erhalten, so wurden natürlich diese dem gedachten Herzoge nicht in den Standesherrschaften Meppen und Recklinghausen vergütet.

So sehr auch die veränderten Zeiten und Rechte und die verlorne Landeshoheit, die standesherrlichen Familien erinnerten, ihre oft höchst unzweckmäßigen Haus-

verträge einer neuen Familienprüfung und nachher der landesherrlichen Bestätigung zu unterwerfen: so unterblieb dies dennoch, und erklärt die häufigen Processe der Glieder der standesherrlichen Familien untereinander, welche ihren Finanzen und der Einigkeit der standesherrlichen einzelnen Personen in den Familien schaden.

Häufig blieben wegen Schwierigkeiten, welche zu willkührliche Eheverträge, oder Testamente fanden, deren Dispositionen unerledigt, oder wurden vernachläßigt, wie die bestimmte Errichtung zweier Majoratsherzogthümer Looz-Corsvaren und Corsvaren-Looz. Wenigstens geben die Acten des Familienprocesses in diesem Hause keine Nachrichten, ob die Reichsherrschaften Nyel und Lummen diesen belgischen Herzogthümern einverleibt wurden, oder nicht. Beide waren sicher freie austrasische Allodien mit Herrenrechten nach dem Rechte der Franken. Weil aber fast jeder mächtigere Reichsstand des verschollenen heiligen römischen Reichs, wie hier die Bischöfe von Lüttich, einen Instinct besaßen, die kleinen unmittelbaren Reichsdynasten als ihre Vasallen zu behandeln: so erlaubten sich solche die Anmaaßung der Landeshoheit allmählig, oder mit gewaffneter Hand, wie der Bischof von Lüttich in Ansehung der Reichsherrschaft Nyel im Jahr 1795.

Als nun der Herzog Wilhelm Joseph von Looz-Corsvaren sich 1763. vermählte, war er ein mit einer mäßigen Baronie apanagirter Agnat dieser Familie; dennoch beredete er mit seiner Gemahlin, welche ihm auch eine Baronie zubrachte, daß die Kinder ihrer Ehe bei Strafe der Ausschließung vom Erbrecht sich nur mit Gemahlinnen aus kapitulsfähigen Familien verbinden sollten, obgleich selbst die Mutter des Herzogs eine Bürgerliche gewesen war. Erst viel später vereinigte er mit und ohne Testament in seiner Person den Besitz aller Familiengüter seines Hauses, und für das, was ihm Frankreich nahm, erhielt er die, 60,000 Gulden jährlich einbringende, fürstliche Standesherrschaft Rheina-Woldeck.

Sein ältester Sohn Karl Ludwig August Ferdinand Emanuel ging am 10. October 1801. vor dem Maire in Nyel eine Ehe ein mit einer Tochter eines nassauer Lieutenants und nachher Bürgers in Marburg Joseph Denu, welche früher Gesellschafterin der Mutter des Fürsten gewesen war.

Als der regierende Herzog Wilhelm Joseph Fürst von Rheina-Woldeck 1803. starb, setzte derselbe seinen jüngeren Sohn Joseph Arnold zum Erben ein, welcher auch Besitz von der Standesherrschaft ergriff.

Mit andern Verwandten hatte die Familie schwere Processe in Frankreich und in Belgien. Aber der ältere Bruder, Oberster in niederländischen Diensten, klagte doch erst 1817. Juli 19. wider seinen Bruder Joseph Arnold auf Abtretung des Fürstenthums Rheina-Woldeck ꝛc. beim königl. preußischen Oberlandesgerichte in Münster, und verlangte auch Rechnungsablegung wegen der seit dem Todestage erhobenen Nutzungen. Beklagter setzte dem Kläger die Einrede der Verzichtleistung entgegen, und in den beiden ersten Instanzen erfolgte die Abweisung des Klägers, welche jedoch in der dritten Instanz für ungegründet erklärt, und Beklagter angewiesen wurde, sich in erster Instanz über die Klagepunkte zu erklären.«

Nun erneuerte sich der Proceß, aber während solcher geführt wurde, starb der Kläger 1822. September 16. Dessen ältester Sohn Fürst Karl Franz Wilhelm Ferdinand setzte als Erstgeborner, und seine Mutter als Vormünderin der übrigen sieben minderjährigen Kinder, die Sache fort.

(Schluß folgt.)

Der Romanismus will im Königreiche Sachsen immer noch mehr Raum gewinnen.

(Aus Dresden eingeschickt.)

Die, um mit dem Könige durch Vertrag eine neue und zeitgemäße Verfassung abzuschließen, einberufene Landesversammlung, hat nach dem ihr darüber zur Prüfung vorgelegten Entwurfe der Verfassungsurkunde, bei dem Satze 52, wo es heißt: »Den im Königreiche aufgenommenen christlichen Confessionen steht die freie öffentliche Religionsübung zu,« den Zusatz für nothwendig erachtet, daß im Lande keine Klöster gestiftet, und Jesuiten nie aufgenommen werden dürfen.

Ein Fürstenwort gab in den verhängnißvollen Tagen des Septembers 1830. diese Zusicherungen. — Den nun hier angegebenen Zusatz zur Urkunde, will die höchste Behörde nach ihren diesfallsigen Auslassungen, nicht so ganz zuläßig finden. —

Sonach ist wohl das allgemein in Dresden umlaufende Gerücht wahr, daß der Kirchenfürst, sein Beichtvater und mehrere seines geistlichen Generalstabes, Jesuiten sind? — Auch will man, daß der römische Cultus aus den Staatscassen fernerhin bezahlt werden soll. — Man fragt mit welchem Rechte? — Hat das Gesetz vom 20. Febr. 1827.

nicht einen doppelten Sinn, so sollen ja beide Kirchen gleiche Rechte haben; die protestantischen Gemeinden müssen ihre Kirchen, Schulen ꝛc. erhalten, — ein Gleiches liegt den Katholiken ob. Für das Volk ist es an sich sehr schmerzhaft, daß die herrschende Dynastie nicht mit der Mehrzahl des Volkes in einer Kirche vereint sich befindet. Soll sie bei jeden Groschen, den sie zu Steuern giebt, erinnert werden, daß die römische Kirche über ihr steht, und sie den üppigen Cultus erhalten müsse.

Auch verlautet, daß man höheren Ortes in die gerechten Anträge der Stände: fernerhin zu der Hofdienerschaft nur Inländer und in der Mehrzahl nur Protestanten zu erwählen, nicht einzugehen gesonnen sei.

Eigentlich hat der erste dieser Dynastie, der sich dem Katholicismus wieder zugewendet, dem Volke heilige Zusicherungen gegeben, dem Protestantismus in Nichts Eintrag zu thun, vermöge dessen ein römischer Christ nie eine Hofstelle zu erhalten gehabt; doch im Laufe der Zeit hat sich das so geändert, daß fast kein Protestant mehr angestellt ist, was vorzugsweise das weibliche Personale angeht, das noch überdies, da solches oft aus Polen, Italien, Böhmen und Bayern entnommen wird, von der römischen Geistlichkeit zu einer tüchtigen Propaganda benutzt wird, und manche Liebesritter durch Amt und Pension in den Schooß der römischen Kirche verlockt.

Die Beispiele liegen so häufig am Tage vor, daß nicht widersprochen werden kann.

Es ist in der That noch in gutem Andenken jenes römische Jubeljahr 1824, wo man, in einem fast ganz protestantischen Lande, in der römischen Hofkirche durch Gebet und öffentlichen Anschlag um Vertilgung der Ketzer zu Gott geflehet hat; in einem Lande, wo eigentlich diese Ketzer, diese nämlichen Geistlichen, die so etwas anheften ließen, die Ehre haben zu ernähren.

Darf wohl in einem deutschen Bundesstaate nach der deutschen Bundesacte, kraft welcher alle christliche Kirchen gleiche Rechte haben sollen, eine solche öffentliche Lästerung in einer andern Kirche auch statt finden? —

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Publizistische Schriften.

Der Völkerfrühling und seine Verkünder, Frühlingsgruß an Deutschlands Redner. Von Jordanus Brunow. Nürnberg, 1831. Hoffmann u. Campe.

Dies Büchlein hat manche Anfechtung erfahren, weil es mit ausserordentlicher Wärme nur auf drei Männer zeigte, als die Verkündiger des Völkerfrühlings in Deutschland, auf Heine, Börne und Weitzel, wahrscheinlich weil die Eitelkeit mancher Schriftsteller sich gekränkt fühlte, nicht mit genannt und gepriesen worden zu sein unter der Zahl deutscher Freiheitshelden.

Wir wollen nicht untersuchen, ob nicht mancher andre Mann mit mehr, oder wenigstens doch gleichem Recht hier genannt worden sein sollte, — wir bewillkommen mit freudigem Herzen jede innige Anerkennung, die deutscher Freimuth und Kühnheit im Vaterlande findet in einer Zeit, wo Koth und Steine im Uebermaß von den bezahlten Dienern des Servilismus nach solchen Männern geworfen werden.

Und wenn wir uns auch im Vaterlande umsehen nach Männern, welche, nicht in gelehrten Deduktionen, sondern, dem allgemeinen und größern Publikum zugänglich, in schönen künstlerischen Formen die Sache des Liberalismus verkünden und aussprechen, die dem Volke geistreiche Bonmots in den Mund geben, an die es sich immer wieder erinnert, und die gewissermaßen den ernstern Detailuntersuchungen den Weg bahnen, — so wüßten wir kaum noch einen andren Namen gleicher Bedeutung hinzuzufügen.

Das Büchlein ist ohnehin so dem begeisterten Gemüth entquollen und spricht darum wieder so zum Herzen, daß es mehr als Grausamkeit ist, zu welcher auch nur verletzter Egoismus sich entschließen kann, den erglühten Jünger zu verspotten, daß er die deutschen Männer, die er allein im glänzenden Lichte als Priester am Altar der Freiheitsgöttin erblickt, mit feuriger Zunge preist. — Der Werth des Wirkens der Gepriesenen wäre ja schon dadurch entschieden, daß sie eben vermocht haben, ein kräftiges, reines Gemüth — und solches blickt aus jeder Zeile des Büchleins hervor — zu dieser Verehrung gegen sich zu erwärmen. Und dessen vermögen sich im Vaterlande nun wenig zu rühmen.

Daß unsre großen parlamentarischen Namen, mit denen das Jahr 1831. endlich nun auch unser deutsches Volk beschenkte, ganz ignorirt wurden, ist leicht daraus erklärlich, daß es geschrieben und gedruckt wurde, ehe der bayerische und badische Landtag noch seine Energie und die Hoffnungen entwickelte, auf die jetzt ganz Deutschland mit inniger Freude sieht.

Der meiste Muth gehörte zu jener Zeit dazu, den wegen mancher Frivolität verklagten, Heine an die Spitze dieser Völkerfrühlingsverkündiger zu stellen. Aber wir glauben, das ganze Volk sei mit ihm durch seine neuesten Schriften ausgesöhnt, und welchen Werth wir selber auf sie legen, haben wir bereits in unsren Blättern auf andre Weise an den Tag gelegt.

Daß Börne in dieser Zeit noch immer schweigt — sollte es Stolz sein, weil so viele Zungen wach und laut geworden sind? Das wäre nicht recht — das hieße seines eignen Werkes sich schämen. E.

Poesie.

Italia in hundert und einem Ständchen, besungen von einem Morgenländer. Leipzig und Darmstadt, Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske. 1830. gr. 8.

Dieses Buch wurde gleich nach seinem Erscheinen in mehreren Zeitschriften mit einem Beifall angezeigt, der uns sehr Wunder nahm, als wir es kennen gelernt hatten. Jener Beifall schien übrigens mehr der Person des Verfassers, der, wie wir irgendwo lasen, ein Pannonier sein soll, als seinem Werke zu gelten. Unbekannt mit jener, können

wir uns blos an dieses halten; aber wir vermögen nicht, es zu loben, wie andere Leute.

Der Verfasser führt uns die Merkwürdigkeiten Italiens in einer Reihe von Gedichten vor, aber auf eine Weise, daß uns dünkt, so was könne man gar wohl schreiben, ohne jemals in Italien gewesen zu sein. War der Verfasser aber wirklich (warum sollten wir seiner Versicherung nicht glauben?) in dem Lande, das er besingt, so hat er doch aller Wahrscheinlichkeit nach seine Verse nur vorüberfahrend im Wagen des Curiere gemacht; das spürt man deutlich am Holpern. Von einer warmen kräftigen Auffassung der besungenen Gegenstände, haben wir selten eine leise Spur wahrgenommen. Manchmal sind prosaische Bemerkungen auf so prosaische Art eingestreut, daß man eine Grammatik in usum scholarum zu lesen glaubt. 3. B. S. 157:

»Viel zu hart ist das C dem Toskaner, der nur das H kennt:

Hose harissime son harte, hanzon e haffé.«

(Will sagen: Cose carissime sono carte, canzon' e caffe.) Wer an solchen Versen ein Vergnügen findet, möge sich zum Lesen des Buches selbst bemühen. Wir wollen diese Anzeige damit beschließen. G.

Miscellen.

Aus Preußen.

In unsrem oft und vielfach als liberal gepriesenen Staate werden aus allen Buchhandlungen, Gasthäusern, Conditoreien und Leihbibliotheken weggenommen und sind durch geheime Befehle an hohe und niedere Behörden verboten worden, folgende Werke und Schriften:

- Frauendorfs Briefe. Augsburg.
- Kahldorf über den Adel, mit einer Vorrede herausgegeben von Heine. Nürnberg.
- Heine's Reisebilder. Hamburg.
- Vier Farben. Leipzig.
- Geschichte unserer Tage. Stuttgart.
- Briefe eines braunschweiger Bürgergardisten.
- Portrait Napoleons. Ilmenau, bei Voigt.
- Politisches Gespräch über die Frage: Welche Zeit ist es in Sachsen? Halle.
- Politischer Katechismus. Quedlinburg.
- Der Schweizerspiegel, von Hundt-Radowski.
- Hundt-Radowski, Polen in seiner tiefsten Erniedrigung. Stuttgart.
- Ortlepps sämmtliche Lieder. Leipzig.
- Maltitz's sämmtliche Reden u. sein Courier. Hamburg.
- Alle in Paris, Brüssel und Straßburg erschienenen Schriften.

Leider müßte dies Verzeichniß noch bei weitem zahlreicher werden, wenn einem Ungeweihten die Einsicht in den catalogus librorum prohibitorum gestattet wäre!

In eben demselben Staate haben die Behörden den ausdrücklichen Befehl erhalten, auf die Boten auswärtiger Buchhandlungen streng zu vigiliren, sie anhalten, ihre Papiere durchsuchen zu lassen und die etwa vorgefundenen verbotenen Schriften, wie überhaupt alle, bei denen Verleger und Druckort nicht auf dem Titelblatte angegeben sind, so wie auch alle aus Frankreich kommenden Schriften, in deutscher sowohl, als in französischer Sprache, endlich überhaupt alle ausser den deutschen Bundesstaaten erschienenen Werke sofort in Beschlag zu nehmen und an die Oberbehörde einzusenden. Zugleich sind die Behörden aufgefordert worden, solche Boten, bei denen dergleichen Schriften gefunden worden sind, zur Untersuchung und strengsten Strafe zu ziehen; auch solche Personen, die dergleichen Schriften durch die Boten beziehen, zur Ergreifung fernerer Maßregeln, der Oberbehörde alsbald namentlich anzuzeigen. — Gott bessers! —

Erfurt, am 1. August. *)

Heute kam der Dr. Fr. L. Jahn hier an, um auf dem hiesigen Rathhause eine sechswöchentliche Gefängnißstrafe auszuhalten. Die Veranlassung dieses Vorfalls ist dem Vernehmen nach folgende:

Am 19. Oct. 1828. erhielt der Dr. Jahn von der königl. Regierung zu Merseburg plötzlich den Befehl, seinen damaligen Aufenthaltsort Freiburg an der Unstrut sogleich zu verlassen, einen andern Wohnort zu wählen, ihn der Regierung zu Merseburg zur Genehmigung und Bestätigung anzuzeigen und vom 1. November desselben Jahrs an sich dort schon aufzuhalten. Dies geschah, und mit Genehmigung der Regierung zu Merseburg wohnt Jahn seit Anfang Novembers 1828. in Kölleda, drei Meilen von Erfurt. Was Jahn aber schon früher, vor seiner Entfernung aus Freiburg, gewünscht hatte, eine rechtmäßige Begründung dieser polizeilichen Maßregel, das forderte er nun, und da seinem Antrage auf eine strenge Untersuchung des nur leise angedeuteten Grundes derselben, nicht entsprochen wurde: so wandte er sich, wie es gesetzlich gestattet ist, im Herbst 1829. an den damals grade in Merseburg versammelten Provinzial-Landtag, mit der ergebensten Bitte, der Provinzial-Landtag wolle sich bei Sr. Maj. dem Könige für ihn dahin verwenden, daß eine strenge Untersuchung dieses Vorfalls und seiner Veranlassung durch eine richterliche Behörde allerhöchst verordnet werden möchte.

Zufällig war nun damals grade der Landtagsmarschall von Klewitz **) Excellenz, in Folge einer Krankheit abwesend, und seine Stelle beim Landtage vertrat der damalige Regierungspräsident zu Merseburg, Freiherr von Brenn. ***) Dieser fand sich jedoch durch mehrere harte Ausdrücke, in welchen der Dr. Jahn sein Recht forderte, unangenehm getroffen und schickte deshalb dieses Schreiben, nachdem es dem versammelten Landtage verlesen worden, an den damaligen Minister des Innern und der Polizei, Freiherrn von Schuckmann zur weitern Verfügung. Aber auch dieser fühlte sich in dem Gesuche des Dr. Jahn, der in seinem Rechte gekränkt, nicht immer die mildesten Ausdrücke gewählt haben mochte, ehrenrührig angegriffen und sandte das Schreiben des Dr. Jahn sogleich an den Freiherrn von Brenn zurück, mit dem Auftrage, wegen der darin enthaltenen Wortbeleidigungen gegen des Ministers von Schuckmann und des Freiherrn von Brenn Excellenzen unverzüglich durch das königl. Oberlandesgericht zu Naumburg eine fiskalische Untersuchung gegen den Dr. Jahn einleiten zu lassen. Dies geschah, und nach einer weitläufigen gerichtlichen Untersuchung und einer nicht unwichtigen Vertheidigung seines Schreibens, die Jahn selber verfaßte und bei dem Oberlandesgerichte zu Naumburg einreichte, ward der Dr. Jahn in erster Instanz wegen Wortbeleidigungen gegen die zwei genannten hohen Staatsbeamten zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, die aber in zweiter Instanz in eine sechswöchentliche gemildert wurde.

Der Zweck dieser, der Wahrheit gemäßen Mittheilung, ist kein andrer, als jedem falschen Gerüchte über die gefängliche Haft des Dr. Jahn vorzubeugen.

*) Eine ausführliche Darstellung dieses Vorfalls, nach den Akten, wird ehestens folgen. D. Red.

**) Welcher jenes merkwürdige Censurrescript an die preußischen Redaktoren erlassen. D. Red.

***) Jetzt bekanntlich Minister des Innern. D. Red.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

// Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 100.** 22. August 1831.

Nothwendigkeit für die deutschen standesherrlichen Familien, ihre Haus- und Familien-Gesetze umzugestalten.

(Schluß.)

Als im December 1827. auch der Beklagte ohne Kinder und ohne Testament starb, bestellte das Gericht der Erben desselben einen Curator, welcher von der Seite den Proceß fortführte. Der erste Senat des Oberlandesgerichts in Münster wies hierauf 1829. März 29. den Kläger mit Verurtheilung in die Kosten ab.

In der Appellationsinstanz schrieb der Professor Birnbaum in Löwen eine Deduction für die Kläger von 26 Bogen, und bewies darin klar, daß Ryel und Lummen ursprünglich fränkische Sonnenlehne waren, verfehlte aber den Beweis, daß Rheina-Woldeck blos für verlorne reichsunmittelbare Lande dem Hause Looz-Corswaren angewiesen worden sei. Indeß hatte in dem gedachten Hause nach Inhalt testamentarischer Verfügung ein doppeltes Majorat gestiftet werden sollen, und die Ehepacten des Fürsten Wilhelm Joseph, welche feststellten, daß die Kinder bei Verlust der Erbfolge nur aus familles chapitrales sich Gemahlinnen erwählen dürften, konnten den Erstgebornen (den Vater der jetzigen Kläger) nicht von der standesherrlichen Erbfolge ausschließen, weil zur Zeit der Stiftung der Ehe der Fürst Wilhelm Joseph nur wenig Familiengut besaß, obgleich er später von erloschenen Linien alles Familiengut männlicher Glieder derselben erbte. Man succedirt aber nach dem Lehnrechte dem ersten Erwerber, und weder der Kaiser, noch der Herzog von Burgund, oder der Bischof von Lüttich als resp. Lehns- und Landesherren der Familiengüter des Hauses, hatten die Beschränkung der Erbfolgeordnung in den Familiengütern genehmigt, welche der Vater der processirenden Brüder eigenmächtig, obgleich er nur eine kleine Baronie besaß, sich herausnahm. Die Mißheirath, wenn die Heirath des Klägers Karl Ludwig August Ferdinand Emanuel eine solche war, was nach der Praxis der neufürstlichen Häuser nicht behauptet werden konnte, schloß doch auf keinen Fall rationaler Weise den ältesten Sohn von der Erbfolge in der Standesherrschaft aus, sondern höchstens seine Kinder und auch diese nur zum Vortheil eines männlichen Agnaten. Von diesen waren aber nur noch Söhne des erstgebornen Sohnes Karl Ludwig August Ferdinand Emanuel vorhanden, als der zweite Sohn des Fürsten Wilh. Joseph ohne Kinder und Testament starb. Man darf daher erwarten, daß das Urtheil des zweiten Senats des Oberlandesgerichts für die Kläger günstiger ausfallen wird. Uebrigens enthält die bei Mayer in Aachen erschienene Deduction einen wahren Schatz von geschichtlichen Bemerkungen über die Rechtsgeschichte der austrasischen Franken und ihrer Dynasten, und ist reich an Belegen, auf welche Art die terres franches in Burgund und Oberwestphalen durch List und Gewalt mächtigerer Nachbaren ihre Freiheiten verloren. Auch für die Natur der Gemeinderechte in den terres franches enthält dieses Werk schöne Winke, und verdient vorzugsweise Aufnahme in

großen Bibliotheken, die in der Philologie zu reich und in der älteren Geschichte und deren zweckmäßigen Bearbeitungen so arm zu sein pflegen, weil man selten andere als Philologen zu den Stellen der Oberbibliothekare ruft.

Auch auf andere noch im Manuscript liegende geschichtliche Werke, aus denen die Deduction Auszüge liefert, macht sie aufmerksam und rühmt ihren Werth.

Uebrigens bedrohete den Grafen Bentink, Standesherren, mit erhaltenen landesherrlichen Rechten ein sehr ähnlicher Proceß seiner Agnaten, welche seine Söhne zweiter Ehe wegen angeblicher Mißheirath, für nicht erbfolgefähig erklärten. Wieder ein Beleg, wie sehr den regierenden und den standesherrlichen Häusern in ihrem wahren Interesse gemäß wäre, ihre bisherigen Erbfolge-, Witthums- und Heirathsrechte nicht gar zu heterogen vom Privatrechte der andern Bürger eines Staats zu stellen und wenigstens die unheilvollen Processe ihrer Familien durch klarere Hausgesetze zu verhindern.

Der Luxus des Hofstaats ist den Standesherren, wie den Nachgebornen der regierenden Häuser entbehrlich, aber sehr unnöthig die Nachgebornen an den Willen der Familienhäupter in Fällen der Heirath, der Dienstnahme und des Aufenthalts sclavisch zu binden. Eben so wenig bedürfen die Standesherren große oft sogar in mehreren Landeshoheiten zerstreuete Majorate, und werden, wenn das alte System fortdauert, die Nachgebornen zu dürftig zu dotiren, vielleicht sämmtlich in vielleicht drei Jahrhunderten aussterben. Der Glanz einer standesherrlichen Familie besteht aber nicht im üppigen Vergeuden eines überreichen Majoratsherren, sondern im Versorgen vieler Familienglieder mit einem mäßigen sie unabhängig im Staate stellenden Einkommen. Noch sind keine dreißig Jahre seit der Mediatisation abgelaufen und schon mehrere einst regierende Standesherrengeschlechter erloschen. Wie viele die Menschheit ehrende Stiftungen, wie viele literar. gelungene Arbeiten, merkwürdige Reisen und Sammlungen der Individuen dieser Geschlechter, sind seit 1803. erschienen? In jedem Fache der Wissenschaften, der practischen Gewerbe und der Landwirthschaft haben sie Gutes gefördert, auf den Landtagen sich gegen Fürsten, die sie mediatisirten und ihre jetzigen Mitbürger kameralistisch ungemein edel bewiesen. Wie wenig leisteten dagegen zum Wohl der Menschheit die 400 englischen Pairsfamilien? Unsre verehrungswürdigen Standesherren wickeln sich aus ihren Privatschulden heraus, und empören nicht durch gemeinen Luxus, wie viele brittische Lords, ihre Mitbürger. Ihre Persönlichkeit steht wirklich im Ganzen höher, seitdem sie aufhörten Landesherren zu heißen. Rüder.

Ist der Grundsitz das Mittel der Stabilität der Dynastien, der Völker und ihrer Verfassungen?

Es war ein Phantom des, als hannövrischer Staatsbeamter und Schriftsteller vom Publikum gleich geachteten, Möser, welchem Benzenberg gläubig folgte, daß Hofherren und Hofhörigkeit, welche sie in ihrem Vaterlande seit Karl des Großen Zeiten, und vielleicht noch früher, eingewurzelt sahen, auch noch in unsern Tagen, den sogenannten politischen Vorzug der im Grund und Boden Meistbeerbten, also der Hofherren, als etwas Wesentliches einer weisen gemilderten Monarchie bildeten.

Weil Beiden das alte Lehnsverhältniß ehrwürdig und patriarchalisch schien, so wünschten sie dessen Beibehaltung in der neuen Staatengestaltung. Aber sie zeigten partheiisch nur die Lichtseite der Socialverhältnisse des nordwestlichen Deutschlands. Westphalens Hörigen könnte man den Fleiß nicht absprechen. Die Heuerlinge und kleinsten Landbesitzer baueten in der öden $\frac{9}{10}$ Gemeinheit der dortigen vaterlandischen Erde drei bis vier Jahre einen Moorplacken mit Hülfe des Schollenbrandes oft in weiter Entfernung von ihrer Wohnung, und gaben ihn auf, wenn er aufhörte, fruchtbar zu sein; man webte Zeuge von Linnen, oder Wolle, oder diente jährlich einige Monate auf Hollands Werften, in dessen Zuckersiedereien, Brennhäusern, Torfgräbereien, mähete Heu, oder Getreide, trieb Tags die Haidschnucken als Schäfer mit dem Hunde und dem unpoetischen Stabe, übernachtete im beweglichen Schäferkarren, und strickte Strümpfe, um nichts zu versäumen, während man die Heerden hütete. Auf diesen Haiden weideten die gutsherrlichen und die meierlichen magern Kühe der Eigenbehörigen aus Pharaons Zeitalter. Kleidung und Speise war zwar dürftig, sie hatten sie aber dennoch, neben dem viertägigen Marschfieber, den geschwollenen Beinen und den Lastern, womit sie bisweilen die Niederländer heimschickten.

Die Periode der Vehmgerichte und der Hexenverbrennung war zwar überstanden; aber der gierige Richter verschlang in seinen Sporteln, was die Gutsherren nicht eingemähet, die Mönche nicht abgebettelt hatten. Nirgends herrschte stabiler der Aberglaube und eine dürftige Landwirthschaft mit vieler Volksarmuth. Nur die geringe Bevölkerung erlaubte die lange Fortsetzung dieser altsächsischen Hörigkeitswirthschaft.

Die erste Milderung der Hörigkeit empfingen dort die Unterthanen des brandenburger Adlers und des pfälzischen Löwen nach Besitzergreifung der Jülich-Bergischen Erbschaft. Der Löwe verpflanzte in sein Gebiet die niederländische Industrie im Westen; der Adler im Osten und Norden die Ansäßigkeit und Gemeinheitstheilung. Durch Zuwachs kam Minden hinzu, und in unserm Jahrhundert Paderborn, Westphalen und das, größtentheils standesherrlich gewordene Münsterland, mit Köln und dem Erbe des Großherzogthums Berg. Die höchste Blüthe erlangten erst kürzlich alle diese Staaten, als die erloschenen Landstände nicht mehr die Regierung des Adlers irre leuchteten, als die Eigenbehörigkeit mit dem Krebs der meierherrlichen Willkühr verschwand, ein billiger Freikauf eingeleitet, die Gemeinheiten vertheilt, die sächsischen seltsamen Gewerbrechte und Condominate verschwanden, zum Leidwesen aller Kasten, die vom alten Herkommen lange Wucher gezogen hatten. Die rothe Erde der Vehmländer gewann ein freundlicheres Ansehen. Die Besteurung sogar der Eßwaaren der Hollandsgänger unter dem Fittig der Oranier verleidete diesen die unheilvolle Tagelöhnerei in Holland. Man lebte besser in dem fruchtbarer gewordenen Vaterlande; doch änderte man nicht alles Herkommen, schied nur das gar zu Krebsartige aus, gab aber zum Besten der neuen Kolonen, oder der Forsten das landesherrliche Markendrittel aus der Gemeinheit auf, welches die Gutsherren um so geiziger benutzten.

In seiner kurzen Regierung hatte das Großherzogthum Berg das stolze Gebäude der westphälischen Gutshobeit in Napoleons unsanfter Manier erschüttert, das so viele Kanzler als einen trefflichen Schirm der Staatsordnung in Schutz genommen hatten. Aber alle revolutionnaire Wohlthaten empören durch die Zertretung jeden älteren Rechts. Noch war es ein Glück, daß dort Deutsche die gallischen Ideen vollzogen. Daher erhielt der Gutsherr für die vertilgten Lehnsrechte zwar keine Entschädigung in Land und in Renten; was man aber irgend durch Demonstration als Surrogat älterer Landverleihung rechtfertigen konnte, das ließ man bis zu einer neuen contractlichen Verständigung der Interessirten fortdauern.

In den jüngsten Verbesserungen ging Preußen voran; Oldenburg folgte 1830. unter seinem ersten Großherzog; Hannover, erschüttert durch ein lautes Volksmißvergnügen über die am Alten hängende Ministerialverwaltung, schwankt jetzt zwischen dem Neuen und Alten in den alten und neuen Erblanden der Guelphen.

1) Wir gehen nun zur Frage über „ist die Stabilität der Verfassung und Verwaltung den Staaten wünschenswürdig?“

Die Stabilität kann nur wünschenswürdig sein, wenn sie im wahren Interesse der meisten Staatsbürger begründet ist. Verletzt sie aber, oder feindet sie natürliche Rechte an: so ist jene gegebene Stabilität ein wahres Unglück. Das ascensionelle Wohlwollen der Monarchen, das die Stabilität begründete, kann verändert werden, wie alle menschliche Formen. Sobald daher in einer, idealisch für die Ewigkeit gegebenen, Verfassung irgend eine Billigkeit vernachlässigt worden ist, so kann sich die schimmerndste Verfassung nicht lange halten. Für die Erblichkeit der Monarchien spricht eine lange Erfahrung, aber nicht für ihre zu große Unumschränktheit; daher durften sich in Europa ohne zu große Ministerialfehler die Monarchien lange behaupten. Neue Vorgänge, neue Sitten, Industrien und eine wachsende Bevölkerung in den Staaten, oder in der Nachbarschaft ändern natürlich die Gesetze und Verfassungen, weil sie ein Leitstern der Regierten sind. Diese und ihre Regenten gehorchen dem Gesetze der äussern und innern Regsamkeit der Völker und ihrer Bildung in den höheren und niederen Ständen.

2) Ist die Stabilität der Verfassung und Verwaltung auf historischen Basen wohlbegründet?

Gewiß nicht; denn die Geschichte aller Völker lehrt, daß diese unter Gesetzen am Glücklichsten waren, welche sich jedesmal in neuen Gestaltungen der Gesellschaft ummandelten. Indeß haben alle gebildete christliche Völker in ihren Sitten, Verfassung und Verwaltung eine Neigung für das Neue, wenn es Segnungen verspricht, und dagegen der Orientale für das, was einmal da ist. Die Völker erwarten von ihren Regierungen eine Art Vorsehung für ihr Glück, und wollen freilich bei höherer Bildung anders behandelt sein, als vormals.

Das Stabilste sollte wohl die Religion sein, aber wie sehr wechselten die Meinungen der Bibelausleger, seltener jedoch im Dogma, als in der Bildung der Priesterverhältnisse zur Kirche und zum Staat

(Fortsetzung folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Zeit-Geschichte.

Schreiben eines Süddeutschen aus Warschau. Auf vielfaches Verlangen in den Druck gegeben von J. G. M. Tübingen, bei C. H. Reiß. 1831.

Den Verfasser dieses Schreibens, einen jungen, für die heiligsten Interessen der Menschheit und seines Vaterlandes hochbegeisterten Arzt, rief das Schicksal Polens nach Warschau. Was er auf der Reise dahin und dort selbst bemerkte, hat er aufgezeichnet und einem gleichgesinnten Freunde mitgetheilt. Dieser machte die mit Geist und Um-

ficht gegebnen Mittheilungen durch den Druck bekannt, wofür wir ihm nicht anders, als höchst dankbar sein können, indem sie wirklich vielfaches Interesse haben. Wir werden die Bergstrasse entlang durch Darmstadt, Frankfurt, Hanau, Weimar, Leipzig, Berlin und Posen nach Warschau geführt. Ueberall spricht sich Theilnahme und Begeisterung für die Sache der Polen aus, die eine scheinbar allerdings gewagte, ihrer Natur nach aber edle genannt wird.

Wir wünschen dieser geistreichen Schrift, die ohne die häßlichen Censurlücken noch anziehender sein würde, viele Leser: denn sie verdient die Beachtung und Beherzigung der Deutschen in mehr, als einer Hinsicht, wie es sich durch Aushebung einiger Stellen sattsam darthun wird.

„Leider Gottes ist der Landmann in den meisten Staaten, selbst in den konstitutionnellen, noch immer, was er gar nicht sein soll, der Lastträger des Ganzen, durch unsägliche Abgaben niedergedrückt, und von der Theilnahme an freierer Geistesbildung, die sonst ziemlich allgemein zu werden beginnt, wenn auch nicht geradezu ausgeschlossen, so doch auch keineswegs auf ersprießliche Weise dafür empfänglich gemacht. Allerdings mag seine Trägheit, sein Haften am Alten geistiger Entwickelung Hinderniß genug sein; aber meines Ermessens ließe sich dies ohne allzugroße Schwierigkeiten wegschaffen, wenn die Sorgen des Lebens nur nicht so zentnerschwer auf ihm lasteten. So nimmt ihn das Gemein-Irdische in rastlosen Anspruch, und die Vaterlandsliebe stirbt immer mehr in seinem Herzen ab, bis daß sie zuletzt sich in einen leeren, ihm unverständlichen Schall verflüchtiget. Oder weist du mir etwa aus irgend einem der constitutionnellen Staaten Deutschlands ein Beispiel aufzustellen, daß man sich bemüht hätte, den Landmann mit den Verfassungsrechten bekannt zu machen, sie ihm zu erläutern? Deshalb und nur deshalb sind sie ihm eine todte, häufig überflüssig scheinende Form, und was könnten und müßten sie ihm sein, wenn ihm der Sinn, die Bedeutung derselben aufgegangen wäre! Dann wäre die Stütze da, die nimmer bricht, und man könnte uns nicht, wie seither nur zu häufig geschah, ballgleich bald hierhin, bald dorthin werfen, wie es eben des mächtigern Auslands Vortheil, oder Laune erheischte. Die Leibeigenschaft früherer Jahrhunderte ist glücklich abgeschafft; aber warum soll die nicht minder traurige und entehrende Geisteigenschaft, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, so lange, lange verderblich fortbestehen?“

„Es fehlt dem Polen, heißt es am Schlusse der Schrift, zur Führung und Vollendung des Kampfes das Edelste nicht,“ wohl aber irdisches Material: Waffen, und in der Folge vielleicht Geld! Wer helfen kann, der helfe, daß der neue Dom der Freiheit nicht unvollendet bleibe. Je mehr der hohen Göttin Tempel geweiht sind, um so schwieriger ist es, ihren Dienst auf Erden zu verdrängen, auszurotten.

S.

Alterthumskunde.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Obermainkreises. Als Fortsetzung des Archivs für baireuthische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von E. C. Hagen u. Th. Dorfmüller. Zweiten Bandes 1stes Heft. M. 1 T. Baireuth 1831. (Grau.)

Abermals haben wir Gelegenheit, die Arbeiten einer der Gesellschaften zu begrüßen, welche in Bayern zu Förderung vaterländischer Geschicht- und Alterthumskunde zusammengetreten sind; denn als eine solche thut sich oben genanntes Heft in der Vorrede kund.

Den Anfang macht die Burg Vestenberg vom Archivar Paul Oesterreicher in Bamberg, deren Ortsbestimmung (dem Wüstenstein gegenüber) um so schwieriger war, da schon im Jahr 1556 unbekannt war, wo sie gestanden hatte. Die ältere kirchliche Geschichte von Kulmbach, von Th. Dorfmüller umfaßt, als Fortsetzung des früher Mitgetheilten, die Jahre 1524. bis 1541. worin wir höchst schätzbare Details über den Gang der Reformation erhalten. Auch für den Nicht-Baireuther finden sich unendlich viel wichtige und interessante Nachrichten, wie z. B. über den Superattendenten Schnabel, den Verfall des Klosterlebens und Luthers Ansicht über Klöster (p. 24.) Das Reformationszeitalter wird stets zu den interessantesten Parthien der Geschichte gehören; gerade wie in der französischen Revolution sich um den Einen Napoleon, so reihen sich dort um Luther eine Menge Namen und Charaktere, die jeder in seiner Art der nähern Betrachtung werth sind. Eine historische Parallele, die Bischöfe Julius und Franz Ludwig von Würzburg, vom Regierungsrath Dr. Höcke ist zwar jedenfalls Frucht tieferer Forschung, indeß für den Laien doch wohl zu skizzenhaft. Dagegen sprachen uns die Aufsätze von J. G. Heinritz, eben ihrer Details wegen an. Der über die geschichtlichen Denkwürdigkeiten der Eremitage (S. 61.) gestattet tiefere Blicke in das Hofleben nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und belehrt uns, daß der Hof dort in den Sommermonaten wirklich in Einsiedlertracht nach Einsiedlersitte lebte; eine ergötzliche Abweichung von dem vorher so beliebten Schäferwesen. Der andre Aufsatz, Versuch einer Geschichte der Militärverfassung im Fürstenthum Baireuth (S. 99.) die Zeit von 1449. bis 1734 umfassend, dürfte den gegenwärtig so kräftig wieder vortretenden Bürgerkriegern willkommen sein. Mitgetheilt sind auch die Kriegsartikel vom Jahr 1643, welche noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts galten und deshalb erneuert wurden. Schon 1702. ward die Caserne in Baireuth ausgebaut. S. 68. ist ein Handschreiben Friedrichs des Großen an Mgr. Friedr. Christian von Baireuth mitgetheilt, worin der König seinen Agnaten ermahnt die Verwaltung des Landes aus den Händen einiger gewissenlosen Männer zu reißen. Merkwürdig ist hierbei die Milde, der Ernst in der Ermahnung, so wie die Sorgsamkeit, womit der König die Gründe aufzählt, die ihn zu diesem Schritt berechtigen. Die Bruchstücke für eine altdeutsche Theater- und Modezeitung (v. Dorfmüller) sind sehr belehrend über die mancherlei Sujets der Bühnen. 3. B. 1561. Ahasverus u. Esther. 16. Febr. Frischlins Rebecca in's Deutsche übersetzt. Die Acteurs waren, wie der ehrsame Peter Squenz u. Comp. bei Andreas Gryphius, Einwohner der Stadt. 1656. wurde dagegen „von fremden Comödianten die Tragödie von Carolo Stuarto dem engelländischen König, wie er von seinem Parlamente gefangen, verurtheilt und endlich mit dem Beile decolliret worden, agirt.“ Merkwürdig ist ferner die S. 81. gegebne Schulordnung der lateinischen Schule zu Baireuth vom Jahr 1464, wo kein Wort deutsch mit einem Gelehrten geredet werden durfte. — Das saubere adelige Leben des 15ten Jahrhunderts zeigt sich in seiner ganzen Glorie in dem Schiedspruch in der Fehde der Herren Groß und Ochs. — Den Schluß dieses Hefts bildet ein Auszug der zur baireuthischen Geschichte gehörigen Diplome aus des Ritter von Lang Regestis. — Die Reichhaltigkeit dieses Bändchens wird dasselbe den Freunden deutscher Vorzeit bestens empfehlen.

B.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 101.** 24. August 1831.

Zur Geschichte der Censur in Deutschland.

2.

Die in Nr. 90. unsrer Blätter abgedruckte, Eingabe an den sächsischen Kirchenrath über das Treiben der leipziger Censur konnte nicht verfehlen, die allgemeinste Aufmerksamkeit zu erregen, und zu manchem Hin- und Herstreiten über die Prinzipien dieses Institutes Anlaß zu geben. Die angegriffnen Censoren sollen sich, wie wir hören, in den Mantel ihrer Tugend, oder vielmehr ihres gelehrten Rufes hüllen, und meinen, sie ständen in der gelehrten Welt zu fest und sicher da, als daß die Mißachtung, in welche ihre Verwaltung eines geistigen Henkeramtes sie bringen könne, ihnen sehr am Herzen liegen dürfe. Darin möchten sie sich doch seltsam täuschen. Der Grund dieser Täuschung liegt wohl hauptsächlich darin, daß die alten Herren sich nicht überzeugen mögen, daß die Zeit, wo bloße Gelehrsamkeit über den Ruf eines Mannes entschied, auch bei uns in Deutschland vorüber ist, und daß tüchtige Gesinnung, bürgerlicher Muth, Arbeit für das Gemeinwohl von Professoren so gut, wie von Beamten jeder Art gefordert wird, und daß nur solche Verdienste einen Mann ausser den Bereich öffentlichen Tadels jetzt zu setzen im Stande sind. Sie dürfen daher weniger erstaunen, daß man jetzt solche ehrwürdige Notabilitäten mit öffentlicher Kritik antastet, und mit Beifall thut, was noch vor wenigen Jahren in Sachsen für ein erschreckliches Attentat gegolten haben würde. Ja es dürfte gut thun, wenn sie sich die Ueberzeugung recht tief einprägten, daß, grade im umgekehrten Verhältniß zu früherer Zeit, die Achtung, die sie genießen sollen, weit mehr davon abhängt, wie sie ihr Censuramt verwalten, jenes ihnen sehr unwichtig vorkommende Nebengeschäft, als von den Citaten, mit denen sie eins oder das andre ihrer gelehrten Bücher ausrüsten. Denn einmal erkennt das Publikum aus dem erstern weit eher ihre tüchtige Gesinnung, und zweitens ist es der Ueberzeugung, daß sie dem öffentlichen Wohl als Censoren weit mehr schaden, oder nutzen können, wie als Gelehrte, — was ihnen freilich als ein schreckliches Paradoxon vorkommen wird, — denen unter ihnen besonders, die, wie Herr Professor Wachsmuth in Leipzig, so viel statistische und staatsökonomische Kenntnisse haben, daß sie öffentlich auszusprechen im Stande sind, die Censur bringe einem Staate in industrieller Hinsicht nicht den mindesten Schaden. — Jeder Buchdruckergehülfe könnte sie eines Besseren belehren, und uns dürfte es ein Leichtes sein, zu beweisen, daß Sachsen allein durch die Art, wie die politische Censur daselbst verwaltet wird, ein National-Industriecapital von acht bis neun Millionen Thaler verliehrt, das, wenn wir es nur mit zehn Prozent verzinsen (was bei Industriecapitalien wahrlich gering ist) einen jährlichen Ausfall in der Circulationssumma von 900,000 Rthlr. macht, wovon über 1000 fleißige und wohlhabende Familien in dem kleinen Lande mehr leben könnten. Und dies ist vielleicht die Hälfte nur von dem, was der Schade wirklich beträgt. In

einer Zeit von vier Monaten hat Referent allein zwei Unternehmungen der Censur halber den leipziger Buchdruckern und Buchhändlern entziehen und dem Ausland zuwenden müssen, deren Ertrag gering zu 6900 Rthlr. anzuschlagen war; zwei andre sind unterblieben, bei denen von vorn herein die Unmöglichkeit, sie durch die Censur zu bringen, eingesehn wurde; — und von sechs andren so erstickten, oder auswärts gewandten, ist er bei seinen Bekannten in derselben Zeit Zeuge gewesen. Herr Professor Wachsmuth frage nach, wieviel Gehülfen die leipziger Buchdrucker seit der Ostermesse haben gehen lassen müssen, und aus welchen Ursachen, um sich einigermaßen einen Begriff von dem, am Nationalwohlstand fressenden Krebs der Censur zu machen, dessen Scheeren er mit zu schärfen beflissen genug ist. Wollte der Censor erwiedern, es ist ja gleich, ob ihr gelehrte, oder belletristische, statt politische, Schriften druckt, so brauchten alle Buchhändler nur auf die großen gelehrten und belletristischen Krebse zu verweisen, die — und wir glauben Herrn Wachsmuths neuere Geschichte ist selbst darunter — auf der letzten Ostermesse aufgestapelt hier zu sehen waren.

Doch das war es eigentlich nicht, was wir diesmal besprechen wollen, — sondern die Immoralität der Censur in Betreff auf Private und Injurien, und was sich daran knüpft.

Es sind nämlich nirgends mehr, als bei dergleichen gehässigen und despotischen Instituten, die Verwaltungsprinzipien eines Staates, oder einer Regierung zu ermessen. Institute der Art, wie die der geheimen Polizei, gegen welche der angeborne Freiheitssinn, oder Verstand der Menschen sich empört, haben fast alle autokratisch regierte Staaten gemein, aber ihre Handhabung weicht unendlich von einander ab.

Man kann das an sich Vernunftwidrige und Gehässige hier erträglich, ja bequem machen, während es dort unerträglich und empörend wird; ja die Handhabung desselben kann in einem Staate im Allgemeinen hundertmal strenger, als in dem andren sein, und doch ist sie in dem ersten bequem, empört sie in dem andren das ganze Volk.

Dies findet z. B. in Oesterreich, theilweis auch in Preußen, letzteres in Sachsen statt.

Die österreichische Regierung kann allen den Staaten zum Muster dienen, welche die unumschränkte Gewalt, die Hierarchie, die Aristokratie, kurz alle Verlassenschaften des Feudalwesens mitten in einer vorwärtsdrängenden Zeit aufrecht erhalten, und dabei doch von den Unterthanen nicht gehaßt, nicht angefeindet, im Gegentheil mit Wohlbehagen angesehn sein, die ihre Unterthanen dabei ruhig und glücklich sehen wollen.

Dem Menschen ist nämlich nichts verhaßter, empörender und unbehaglicher als Willkühr, oder Schwanken in der Verwaltung, und gegen eine Regierung, die in dem einen Falle liberal, im andren despotisch, heute freisinnig, morgen drückend ist, vertauscht er mit tausend Freuden eine ruhig consequent gegen Alle niederdrückend fortgehende Verwaltung, die er wie ein unabänderliches Naturgesetz ansieht, der sich zu beugen einmal von Kindesbeinen an als absolute Nothwendigkeit ihm vorschwebte. Dort dagegen wird heut sein Geist aufgeregt, er faßt Hoffnung, wird unruhig, leidenschaftlich; morgen bringt ihn der Zwang um so verhaßter entgegen; — er ist nicht à son aise — ihm ist unbequem. —

Dieses à son aise sein, diese Aufregung des Verstandes und Gemüthes zu vermeiden — dem Menschen einen beschränkten Kreis zu ziehn, in demselben ihn aber so glücklich als möglich zu machen — diese Aufgabe setzt sich die österreichische Regierung mit unerschütterlicher, geistreicher Consequenz. Der geistige Druck ist größer dort, aber dennoch der Mensch froher dort, als irgendwo. Er stört ihn nicht in dem Genuß des Lebens.

(Schluß folgt.)

Ist der Grundsitz das Mittel der Stabilität der Dynastien, der Völker und ihrer Verfassungen?

(Fortsetzung.)

3) Darf man eine glückliche Stabilität von dem in den Verfassungen herrschenden aristokratischen Princip erwarten?

Das Wesen dieses Princips ist Kasten-Egoismus, welcher sich den Fürsten nothwendig zu machen und dagegen die Völker im Namen der Fürsten zu beherrschen sucht. In Großbrittannien bildete sich solches am Vollkommensten aus im Stande der Pairs und der Reicheren im Lande, und verlieh dem, was sie in ihrem Interesse gebildet hatten, eine kräftige Stütze. 34,000 englische Familien haben alles Grundeigenthum im eigentlichen England sich zugeeignet, dagegen aber die ländliche Bevölkerung vermindert und die Zahl der Eigenthumlosen vermehrt. Das Uebergewicht der Aristokratie im Parlament verdrängte bisher die ihm ungefälligen Minister und schob Andere dem Monarchen vor.

Weil man nur sehr sparsam leichte Reformen wagte: so wurzelten die Mißbräuche sich immer tiefer in der Verwaltung ein, und wenige Gesetzgebungen blieben so mangelhaft, als die englische.

4) Darf man eine glückliche Stabilität vom demokratischen Princip hoffen?

Wenn dieses Princip, wie in den inneren Kantonen der Schweitz, jedem volljährigen mit Eigenthum angesessenen, oder nicht angesessenen Staatsbürger eine Stimme in der Stiftung, oder Abschaffung der Gesetze einräumt, so leuchtet ein, daß solche Einrichtung nur in sehr kleinen Staaten statt finden kann Milder tritt es schon auf, wenn Jedermann an der Wahl eines Volksvertreters Theil nimmt, und noch mäßiger ist es, wo nur Vermögende, oder durch Wissenschaft, oder Aemter ausgezeichnete Personen an der Repräsentantenwahl Theil nehmen.

Wie dadurch die Beibehaltung einer weisen Verfassung, oder die gesetzgebende und vollziehende Gewalt der Krone gefährdet werden könne, sehe ich nicht ab. Um Kleinigkeiten muß man nicht reformiren. Auch bestehen z. B. in den demokratischen Kantonen der Schweitz die alten Gesetze oft sehr lange. Die autokratischen Staaten sind grade am Verordnungssüchtigsten, besonders in fiskalischen Dingen, um kranke Finanzen zu decken.

Betrachtet man die deutschen neuen Gesetze, nachdem viele Staaten Verfassungen erhalten haben: so findet man keinesweges, daß sie zu viel in der Gesetzgebung und in der Verwaltung reformirten. Allen fehlt noch ein gediegenes Landwirthschaftsgesetz, was diesem Fache der Fabrikatur gleiche Freiheit als im Fache d[illegible] Gewerbepolizei gestattet. Wohl mag man bedauern, daß bisher nicht mehr reformirt wurde, aber die Benutzer der Mißbräuche hatten solchen hergebrachten Einfluß, daß sie der radicalen Ausjätung dessen, was ihnen nachtheilig war, zu begegnen verstanden.

Der schädlichste Mangel der Stabilität ist, wenn die Regierung von bösartigen Volksvertretern getrieben wird, den Friedensstand mit den Nachbaren zu unterbrechen, oder sich in die innern Veränderungen andrer Staaten zu mischen, welches ein selbstständiger Staat weder dulden, noch sich selbst erlauben muß.

Selbst in den autokratischen und aristokratischen Staaten nimmt man in neuen Gesetzen die Miene an, daß man das allgemeine Völkerrecht befördern wolle, aber man verhüllt manche Privatzwecke durch dunkle vorgeschobene Begriffe einer an sich wünschenswerthen Sache, als der Ruhe im Innern. Solche wird aber gewiß nicht dadurch befördert, daß man keine scharfe Reformen verjährter Uebelstände eintreten läßt, wohl aber kann sie durch das ewige Verschieben der Reformen gestört werden.

5) Ist es dem Princip der Stabilität gemäß, die strenge Unterordnung der bäuerlichen Besitzer unter privilegirte Gutsherren von Staatswegen zu begünstigen?

Ursprünglich hatten die Bauern als Meierpflichtige der Leistungen Viele an ihre stets requirirenden Lehns- und Gutsherren, aber in Gelde nur wenige Abgaben. Erstere war die Gewalt im rechtlosen Mittelalter durch List und höhere Octroy gar sehr zu erweitern beflissen. So entstand der ungleichste Wirrwarr der Dienstpflichten, der nicht einmal unter den Nachbaren gleich ist, je nachdem die Vorfahren das Joch der Abhängigen schlaff, oder nicht angezogen hatten.

In Oesterreich ist in der Industrie viele Regsamkeit, selbst im Fache der Landwirthschaft. Der große Kaiser Joseph II. milderte sehr die Abhängigkeit der Hörigen in den Gutsherrschaften, aber da diesen Musterwirthschaften fehlen: so haben noch Wenige sich, wie sie es vermögen, von den Frohnden frei gemacht. Die sicheren Erlasse bei Nothfällen sind diesen Hörigen willkommner, als die Freiheit mit der Gefahr, sich alsdann selbst helfen zu müssen

Ist endlich der gemischte kleine und große Grundbesitz jeder Abhängigkeit von einander frei, und macht diese Mischung in der Volksvertretung das Hauptelement aus, so ist sie ein sicherer Bürge der ruhigen Existenz der Dynastie, ihrer Unterthanen und der Stabilität der einmal geprüften und angenommenen Einrichtungen ohne viel Wechsel in den Gesetzen.

Das Wohlthätige solcher Mischung leuchtet in Altenburg und Belgien ein, weil sie allen Ständen an der wohlthätigen Ernährung vom Boden Theil zu nehmen erlaubt. Wo sie noch nicht vorhanden ist, da sollte sie in unsern Tagen geschaffen werden, was freilich in einem großen ritterschaftlichen Grundeigenthum [illegible]vieriger, als in einem großen Demaniale ist. *) In Letzterern wird die Rentekammer bei einer allmähligen Vererbpachtung gewiß nicht verlieren, wenn sie darin langsam vorwärts schreitet, und nur nicht die einzelnen Parcellen zu klein d. h. unter 1000 Q. R. stellt, es sei denn in der Mitte einer städtischen Feldmark, wo auch kleine Parcellen den Wohlstand der Bürger fördern können, wenn sie hinter deren Häusern belegen sind. Vor Allem muß aber den kleinen Landbesitzern sehr häufig nach der Lage der Oertlichkeit durch Musterwirthschaften gelehrt werden, wie ein Besitzer einer kleinen Landfläche sein

*) Herr v. Lengerke in seiner mecklenburger Landwirthschaft Th. 1. p. 82. wünscht seinem Vaterlande viele neu angelegte Landgüter von einer ganzen, oder halben Hufe. Die Größe einer ganzen Hufe ist aber von 68750 bis zu 275,010 rheinländischen Quadratruthen = mit 600 bonitirten rostocker Scheffeln Aussaat. Wie viele Rittergüter hat Sachsen die mit ihren Bauerfeldern noch keine halbe mecklenburger Hufe in der Oberfläche erreichen?

Grundstück durch kluge Intensivität hoch benutzen kann. Haben diese in neuester Zeit fast alle Vortheile des Flachsbaues und der Linnenweberei verlohren: so haben sie jetzt wieder dagegen die Seidenzucht, welche sogar zweimal in einem Jahre getrieben werden kann und einen bessern Ertrag der Obst- und wilden Baumzucht, erstere um der Früchte, leztere wegen der Blätter, welche die Stallfütterung der Kühe, Schaafe und Ziegen unterstützen können, und wegen der jedem Besitzer unentbehrlichen wohlfeilen Feurung, gewonnen. Führt man diese bedeutende Baumzucht selbst auf den kleinen Besitzungen ein, so verschwindet der Holzdiebstahl, und die mit vielen einzelnen kleinen Wäldchen bedeckte Gegend verbessert die Luft, bricht die Winde und besiegt gewiß alsdann das Marschfieber, das aus Gröningen die norddeutsche niedrige Küste ergriff, und bis jenseits Schleswig die Gesundheit der Bewohner jedes Standes und Alters ergreift, weil man die Holzungen zu sehr verminderte, in einem Lande, das ein Meer im Westen und Osten, und im Suden ein breiter Fluß begränzt.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Geschichte.

Grundlagen zur deutschen Geschichte. Quellenforschung von Dr. Söltl, Professor. München. Anton Weber'sche Buchhandlung. 1831.

Es kommt auf den Gesichtspunkt an, unter welchem man vorliegendes Schriftchen betrachtet, um es günstig, oder ungünstig zu beurtheilen. Objectiv betrachtet, scheint es uns, was auch der Verfasser dagegen in der Vorrede eingewendet haben mag, mindestens überflüssig. Es ist uns nichts von Belang darin vorgekommen, was nicht schon andere behauptet, und wir dächten, eben so bündig erwiesen, oder doch wahrscheinlich gemacht hätten, als es hier allerdings auch geschieht. Aber es geschieht auch hier nicht mit so großem Nachdruck, daß nicht andere Ansichten nach wie vor daneben geltend gemacht werden könnten. Daß die Germanen keine Gallier, daß sie ein kriegerisches, Viehzucht und einigen Ackerbau treibe[nde]s Volk gewesen, ist wohl seit Cäsar und Tacitus diesen oft genug nacherzählt worden. Daß aber die von den suevischen Volksvorstehern jährlich vertheilten agri, Wiesen gewesen seien, ist weniger allgemein angenommen, schon deswegen, weil ager gewiß nur ganz uneigentlich mit »Wiese« verdeutscht werden kann. Daß erst aus dem Gefolgwesen das Königthum nach und nach hervorgegangen, und daß der Begriff desselben durch den Römischen wie dadurch gesteigert worden, daß deutsche Gefolghäuptlinge römische Staatswürden erhielten, dürfte seit Mascov schwerlich Jemand geläugnet haben rc Objectiv betrachtet bringt diese neue Quellenforschung das Altbekannte, und man begreift nicht, wozu. Subjectiv betrachtet, erscheint die Schrift in einem günstigeren Lichte. Man sieht, der Verfasser hat fleißig studirt, die Quellen mit gesundem Sinn und Verstande gelesen und benutzt. Die Art, wie er seine Ansichten, wenn er sie auch mit manchem Andern theilt, selbstständig zu begründen sucht, ist einfach, natürlich, lobenswerth; und eben diese Einfachheit und Natürlichkeit muß auch der sprachlichen Darstellung nachgerühmt werden. In dieser Beziehung hat sich der Verfasser dem historischen Publicum, wie früher schon durch seine Schrift über historische Kunst, auf's Neue empfohlen: und wenn er noch mehrere Schriften der Art ausgeben läßt, so wird sich der üble Eindruck immer mehr verwischen, den sein, in höchst einseitiger Ansicht und Manier auf- und abgefaßter Heinrich IV. auf jeden, nicht ganz urtheilslosen Kenner der deutschen Geschichte machen mußte. A.

Physik.

Physikalische Experimente und Belustigungen. Eine systematisch geordnete Sammlung vieler physikalischer Kunststücke, auch mancher für Gewerbe und Haushaltung nützlicher Vorschriften; als erläuternde und unterhaltende Zugabe zu jedem Handbuche der Physik, insbesondere aber zu meiner gemeinnützigen Naturlehre. Von Johann-Aug. Friedrich Schmidt, Diakonus in Ilmenau. Mit 10 lithographirten Tafeln. Ilmenau, 1831. Druck, Verlag und Lithographie von Bernh. Fr. Voigt.

Für Jedermann der schon die gehörige Kenntniß der Physik und Chemie besitzt, mag vorliegendes Werk brauchbar sein, so fern derselbe Lust haben sollte, seine nicht gelehrten Umgebungen, durch allerlei seltsame, überraschende, Verwunderung erregende Experimente, welche die reine Wissenschaft als Taschenspielereien verschmäht, auf die Kräfte und Stoffe der Natur und ihre Wirkungsweisen aufmerksam zu machen. Für jeden Andern, für jeden Nichtkenner der Physik scheint es uns fast gänzlich unbrauchbar, ja gefährlich, weil er durch das Buch nicht gründliche Anweisung über die Naturkräfte und die Art ihrer Wirksamkeit, noch weniger über die oft so nöthigen Vorsichtsmaaßregeln erhält, ohne welche die von Laien gewagten physikalischen Experimente nicht selten ihrer Gesundheit, ja ihrem Leben gefährlich werden könnten. In dieser Beziehung hat vorliegendes Werk nicht einmal die Gründlichkeit eines ordentlichen Kochbuches. Ob es gerathen ist, in ein für Laien bestimmtes Buch gefährliche Taschenspielerkünste wie das, »eine Pistole ohne Gefahr auf sich abschießen zu lassen,« mit aufzunehmen, braucht wohl kaum gefragt zu werden. Ueberhaupt herrscht die Rücksicht auf Taschenspielerkünste und physikalische Belustigungen zu sehr vor, als daß das Buch belehrend genug sein könnte. Eben deßwegen dürfte aber auch dessen Gemeinnützigkeit bedeutend geringer sein, als der Verfasser sich davon verspricht. Erhält man dadurch wirklich eine Belehrung, wenn z. B gesagt wird: will man Gewißheit haben ob eine Farbe Indigo oder Berlinerblau sei, so pulvere man sie sehr fein und gieße 4 oder 5 Theile Schwefelsäure von 66 Grad darauf. Ist es Indigo, so löst er sich ohne Veränderung auf und bildet eine schöne blaue Flüssigkeit; ist es aber Berlinerblau, so wird es zersetzt, die Farbe zerstört und es erfolgt ein Niederschlag von schwefelsaurem Eisen.« Warum? wird jeder denkende Laie fragen. Aber so wenig er hier Aufschluß darüber erhält, so wenig erhält er ihn in hundert andern Fällen, die das Buch anführt. Ja wie er die Sache anfangen soll, erfährt er nicht einmal, denn wie und wogegen hat er 4 Theile Schwefelsäure zu nehmen; sollen die vier Theile gewogen oder gemessen werden? Ueber alle diese nothwendigen Fragen kein Aufschluß; und so abermals in hundert Fällen. Wir halten es daher für unsre Pflicht, die Laien vor diesem Buch zu warnen, da es so beschaffen ist, daß es ihnen, ohne gehörig zu belehren, leicht mehr Schaden als Nutzen, mehr Gefahr als Ergötzung bringen möchte. A.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

# Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 102.** 26. August 1831.

Zur Geschichte der Censur in Deutschland.

2.

(Schluß.)

Wir übergehen andre Dinge, und bleiben bei der Censur. Sie ist in Oesterreich bekanntlich strenger, als irgendwo, und vielleicht nirgends weniger gehaßt! Warum? Sie übt jenes Princip: »Vermeiduug jeder Aufregung« mit eben derselben Consequenz; und erstreckt dasselbe wie auf das Ganze, so besonders auf den Einzelnen, und zwar nach allen Seiten hin. — So ergeben die Verwaltung dem Absolutismus ist, so fordre ich doch Jeden auf, nur eine, für den Absolutismus, gegen das liberale Prinzip, heftig geschriebne Schrift in der ganzen österreichischen Literatur aufzuweisen, und ich bin fest überzeugt, daß solche Schriften der Regierung eben so unangenehm und verdrießlich sind, als Freiheitspropagandistische. Nicht nur wird dadurch Polemik gegen österreichische Schriften im Auslande klug vermieden, sondern auch im Innern die Polemik des Denkens dagegen. — Aber besonders der Einzelne! Ja selbst der Schauspieler ist vor jedem heftigen Tadel sicher, der ihn persönlich schmerzen könne, selbst der fremde Gast, und Injurien, Schmähungen gegen den geringsten Bürger sind gewiß bibliothekarische Seltenheiten in der ganzen österreichischen Literatur. Liest ein Oesterreicher daher manche Blätter in andren deutschen Staaten, blickt er gewiß mit Dank auf seine Verwaltung zurück. —

Wie jämmerlich, unverständig und unmündig scheint dagegen das Prinzip, die Preßfreiheit durch Gestattung von Injurien verhaßt zu machen. Es muß auf dem kürzesten Wege zum Umsturz der Censur, alles Bestehenden sogar führen. Denn nur egoistischer Grimm Einzelner bringt Massen zum Aeussersten. — Daß diese Lehre von dem blöden politischen Verstande vieler Deutschen noch immer nicht begriffen wird!

In Preußen befolgt man theilweis dasselbe Prinzip, wenigstens in Betreff der Injurien. Darin steht man sich freilich auch dort im Licht und schlägt sich selbst in's Gesicht, daß man heftige Ultraschriften sucht, schützt, pflegt, empfiehlt: darum den intelligenten Theil des Volks erbittert, der es sich eben so, wie in Oesterreich, eine lange Zeit ruhig gefallen lassen würde, wenn alles schweigen müßte.

Aber was soll man von Sachsen in dieser Beziehung sagen. Der gänzliche Mangel irgend eines bestimmten Regierungssystems läßt sich nirgends deutlicher, als bei den Censurangelegenheiten erkennen. Hier bestimmen stets äussere Einflüsse, Zufälligkeiten, Individualitäten; neulich fragte z. B. auch ein Censor, der eine Schrift über Polen censiren sollte, naiv was denn die grade angekommene Staatszeitung für Nachrichten mitgebracht hätte. Diese sollten das Imprimatur, oder das Verbot entscheiden. So in allen Dingen. Nicht wie die Regierung im Allgemeinen will, sondern davon hängt der Druck von Injurien ab, ob grade Leute da sind, die Lust haben, viel Injurien u. s. w. zu schreiben; und ob vielleicht die Unterbehörden aus persönli-

chen, oder sonstigen Rücksichten Lust haben, die Injurien gegen den, oder jenen passiren zu lassen. — Dies ist nicht blos jetzt so in Leipzig, sondern war immer so; auch in Dresden. Dort hatte vor zwei Jahren etwa ein Censor eine Abhandlung gegen die, damals bei Hofe noch sehr beliebte, italienische Oper passiren lassen; er machte Aufsehn, und nun suchte der Censor es dadurch wieder gut zu machen, daß er pöbelhaft gemeine Schimpfreden gegen den Verfasser das Imprimatur gab, und zwar einem, wegen Diebereien bereits in Untersuchung gewesenen, Ladenjungen, von dem eine Regierung, wie die österreichische, des Skandals halber, gar nichts mit seinem Namen hätte drucken lassen. — Derselbe Brodherr dieses Bürschchens hatte vorher mit einer Satyre gegen den Dresdner Liederkranz nach Leipzig flüchten müssen, weil — zwei Töchter eines Ministers mit im Kranze waren u. s. w.

Die nächste Folge, womit sich solches systemlose willkührliche und schwankende Verfahren an dem Staate, der es duldet, straft, ist Mißachtung der Censoren, und Scheu bei jedem populairen, oder sonstigen geachteten Ehrenmanne, dies Amt zu übernehmen; — so daß es für ein Unglück ansieht, wem der Staat dies Amt überträgt; schlechte, weil ungerne, Verwaltung des Amtes. In Wien ist Deinhartstein, der Censor, ein sehr geachteter Mann, und bleibt es trotz der Censur, — ja er gewinnt vielmehr dadurch an Bedeutung. In Dresden führt jetzt derselbe Mann, der sonst als freimüthiger Schriftsteller sehr gern gesehn war, — als Schimpf den Namen jenes ehemaligen Galeerensclaven, nachherigen französischen Polizeidirektors —, hauptsächlich, weil man ihm das Censoramt übertrug, und dadurch sogar die Regierung gewissermaßen populair machen wollte. — Geht das so fort, so wird die Censur eine nota levis maculae für jeden, an dem sie haftet.

Und dann?

Ein solcher Mensch, wie der Schütz *) in Leipzig wäre in Oesterreich nach dem ersten Aufsatz seiner Art, hätte derselbe möglicher Weise der Censur entschlüpfen können, mit dem Staupbesen aus dem Lande geschafft worden. In Leipzig geht er ungestört als ein lebendiges Pasquill auf die Censur, und in Folge dessen auf die ganze Verwaltung, umher. — R.

*) Von den, über alle Begriffe gemeinen, Streichen dieses, vom Herzog Karl von Braunschweig unter andrem auch (nach Wit-Dörrings Zeugniß) als Spion gebrauchten, den Herzog aber in der Trunkenheit verrathenden, Menschen, zugleich von der Schwäche eines leipziger Censors haben wir dieser Tage erst wieder folgende merkwürdige Thatsache erfahren. — Einer der [illegible]lhaften Injurienaufsätze des Schütz gegen den Dr. G[illegible]ch, in welchem er dem geachteten Familienvater die Nähe seiner Wohnung an einem unanständigen Hause vorwirft, wird vom Censor, Methusalem Müller, gestrichen. — Den Augenblick darauf erhält der Censor einen, zwar anonymen Brief, doch von einer Hand geschrieben, welche der ihm wohlbekannten des Schütz wie ein Ei dem andren ähnlich sieht, und in welchem auf mehreren Seiten die gemeinsten Schimpfworte, wie Ochs, Esel u. s. w. gegen den Censor ausgestoßen werden.

Der Censor, statt dies zu denunziren, schweigt, läßt sich durch den Brief einschüchtern, und ertheilt aus Furcht dem Pasquillanten bereitwilliger das Imprimatur.

Jedenfalls wird bei der bevorstehenden zu verhoffenden Untersuchung noch mehr dergleichen zu Tage kommen. Denn es wird dem Pasquillanten schwerlich helfen, daß er jetzt, wo die Censoren seinethalben vor dem Kirchenrath und der öffentlichen Meinung hart angeklagt sind, dieselben Männer den Stolz Leipzigs nennt, die er früher mit so schönen Titeln beehrt. Aber dahin führen Charakterschwäche, obendrein bei schwankenden Instruktionen.

Ist der Grundsitz das Mittel der Stabilität der Dynastien, der Völker und ihrer Verfassungen?

(Schluß.)

In den Fabrikländern starker Bevölkerung ist dies um so nöthiger, um einen Theil der bergmännischen und Weberindustrie zur höheren Kultur des Bodens zu ermuntern, was bei der fortgesetzten Domainenwirthschaft des Staats in großen Landgütern nicht möglich ist.

In der Regel hat wohl der Besitzer kleiner Grundstücke weniger Ehrgeitz, als derjenige großer Landgüter, wenn beide von ihrem Grundeigenthum Früchte ziehen, welche den wesentlichsten Theil ihrer Nahrung bilden. Der Eigenthumlose dagegen ist bisweilen thörichterweise im Gefühl seiner traurigen Lage geneigter, als jeder andre Staatsbürger die Aufregungen ehrgeitziger Personen zu einer neuen Ordnung im Staate zu unterstützen, wenn ihn nicht Bürgertreue und eine gute Familien- und Schulerziehung zurückhält, sich fremden Einflüsterungen hinzugeben, welche aus persönlichem, oder Kastenegoismus eine Verändrung im Staate wünschen.

Haben die meisten neuen und alle alte Verfassungen eine starke Zumischung des aristokratischen Princips, so ist nicht zu fürchten, daß zu viel durch solche Stiftung vieler Landgüter mit kleiner Oberfläche, welche durch Spatencultur, oder durch vor dem Pflug gespannte Kühe bestellt werden, und eher, daß zu wenig geändert werde, also gewiß keine Erschütterung der Stabilität. Eine vernünftige Volksvertretung wird in ihrer Mehrheit nach der Epuration

der schwersten Mißbräuche der alten Verfassung gewiß keinen Plan hegen, die Monarchie und die Aristokratie weiter einzuschränken.

Ueberträgt man, wie im Entwurfe der Verfassung des Königreichs Sachsen, die Vortheile des Grundsitzes, er ruhe in adlicher, bürgerlicher, oder bäuerlicher Hand, auf Alle mit der Idee, die Stabilität der verjüngten Verfassung fester zu stellen, so ist die Gleichstellung lobenswürdig, aber die Stabilität dadurch nicht gesichert worden. Dadurch, daß der Bürger, oder Bauer ein großer, oder ein kleiner Grundeigenthümer wird, steigt ohne andere Verhältnisse weder seine Sittlichkeit, Unterthanentreue, Wissenschaft, oder Vaterlandsliebe; wohl aber will man bemerkt haben, daß Bürger, oder Bauern, wenn sie eine geizige Neigung haben, selbst, oder deren Verwalter und Pächter ihre Hörigen noch härter, als der Adel behandeln. Wenn der Staat die Frohnden, Servituten und Abhängigkeiten des kleinen Grundsitzes auflösbar machte, durch einen billigen Freikauf, sobald dies der Pflichtige nützlich findet, so giebt es bald nur drei Stände:

A. die allgemeine Industrie der Gewerbe in den Städten und auf dem Lande mit Einschluß des Handels,

B. die landwirthschaftliche Industrie in den Städten und auf dem Lande, und

C. Die, Intelligenz genannte, wissenschaftliche Industrie, wozu auch die Geistlichkeit und die Schulmänner gehören. Bald irrt freilich diese Industrie in den Steppen der unfruchtbaren Speculation, bald spornen ihre nützlichen neu entdeckten, oder faßlicher dargestellten Wahrheiten, das Wohlsein und die Thätigkeit der andern Industrien an. Einst waren Priester und Leviten alleine im Besitze dieser wissenschaftlichen Industrie, aber jezt mischen sich die Gewerbe freier unter einander, trachten die Stabilität des Heilsamen zu erhalten, und die unheilsame wie Unkraut zu vernichten.

Wenn einmal unsre jetzigen Socialverhältnisse unsrer civilisirten monarchischen, aristokratischen, oder republikanischen Staaten durch eine Radikalreform ihre nöthige Epuration erlangt haben: so wird es keiner Mehrheit der Ständeversammlung einfallen, die erlangte Stabilität erschüttern, wohl aber fortgehend verbessern zu wollen.

Je zahlreicher Grund- und andre Vermögensbesitzer sind, desto fähiger sind sie, die Rechte der Dynastie und aller Mitbürger und auch die bürgerliche Ruhe vor Störungen zu erhalten. Selbst jede Gewerbsintelligenz muß eine natürliche Neigung haben für die Stabilität, denn ihre Glückslage wird durch Unruhen noch eher erschüttert, als diejenige des Grundbesitzes

Viel zu lange erhielt sich aus dem Mittelalter eine auf Kastenegoismus berechnete mittelalterthümliche Controlle der monarchischen ministeriellen Gewalt in unsern größer gewordenen Staaten durch die Feudalstände. Man hatte durch Opposition zweier Egoismen das idealische Beste der Monarchie und der Controlle begründen wollen; den übrigen Theil des Staats überlies man dem Zufall, so wie der christlichen Regenten, oder gutsherrlichen Milde. Daher paßten sehr natürlich unsre Gesetze selten weder zur jetzigen Civilisation, noch zur jetzigen Lage unserer in der Zahl verringerten Staaten und deren seit 1806. souverain gewordenen Monarchen. In einigen bedeutenden deutschen weltlichen Staaten, wie Holstein, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, Hessen, Sachsen rc., fand man für gut, ungeachtet der sehr veränderten Zeiten gar wenig in der Socialverfassung der verschiedenen Stände zu ändern.

Die zu beharrliche Stabilität der Regierungen in der Form der Verwaltung und der Aristokratien in jenen Landen, deren Besitz bald alte Verfassungen, bald ein altes Herkommen zu einem alten Rechte stempelten, wurde ohne in- oder ausländische Emissarien eine üppige Quelle der Volksunruhen, als gewisse günstige Ereignisse die lange genährten billigen, oder unbilligen Volkswünsche im Jahr 1830. zu begünstigen schienen. Da aber die Mehrheit des deutschen Volks nicht neuerungssüchtig ist, wohl aber ein, oder anderer Kopf, den bald Besitz, oder keiner, an das Wohl des Vaterlandes kettet, von einem Trachten nach Veränderungen wegen angeblichen Drucks befallen zu sein scheint, so ist wohl nach einer Radicalreform, aber nicht vorher, die Stabilität etwas Wünschenswürdiges, denn sie kann erst Segen bringen, wenn die unsocialen Symptome einer langen Staatskrankheit ausgeschieden worden sind. Die Mehrheit eines deutschen Stammes wird sich nicht von kosmopolitischen Grillen anstecken lassen, um seine eigene Wohlfahrt durch Krieg und Blutvergießen auf andre Völker übertragen zu wollen. Hat sich ein Staat gründlich von allen Mißbräuchen gereinigt: so darf man weder inländische Empörungen, noch Zudringlichkeiten fremder Mächte, oder das Gefallen der Völker an einem Rückfall zur Barbarei fürchten.

Die Garantie der Stabilität der Dynastie liegt in deren Empfänglichkeit und stabilen volksgemüthlichen Neigung alle geistige und materielle Nahrung ihres Volks rational zu befördern. Jeder Grundbesitzer, Eigenthümer und verständige Eigenthumlose sieht dies ein. Eine beförderte Vertheilung des großen Grundbesitzes in viele Erbpachten wird die Volksneigung für die Dynastie sehr steigern; aber auch alle übrige Staatsbürger werden mit Dank solche Wohlthat anerkennen, welche die Mutter einer bisher fast noch unangebaueten landwirthschaftlichen Industrie kleiner Besitzer ist. Jede nach einer billigen Epuration auftretende

Regierung wird natürlich nur wegen gerechter Wünsche der Volksvertretung das einmal Bestehende in Nebensachen weiter vervollkommnen wollen.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Physik.

Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Dargestellt von A. Baumgärtner, Dr. der Philosophie, öffentlichem Professor der Physik und angewandten Mathematik an der Universität zu Wien u. s. w. Supplementband, den mathematischen und experimentellen Theil enthaltend. Wien 1830 bis 1831. XII. 1060 S. gr. 8. mit IX. Kupfertafeln.

Der Verfasser ist durch verschiedene Werke, namentlich durch sein Handbuch der Naturlehre, wovon schon die dritte Auflage erschienen ist, rühmlichst bekannt; seine Verdienste um die Physik sind groß, und werden in jenen drei Auflagen, deren jede die in der Zwischenzeit sich ergebenden Fortschritte der Physik enthält, zureichend beurkundet. Da er sich der mathematischen Untersuchungen und Begründungen in diesem Handbuch enthielt, so konnte er nicht umhin, um in einem besonderen Bande diese darzustellen, ein Ganzes zu entwerfen, und die Naturlehre nach ihrem jetzigen Zustande doch mit Berücksichtigung auf mathematische Begründung zu bearbeiten. Die günstige Aufnahme obigen Handbuches und die vielseitigen Aufsätze in der Zeitschrift für Mathematik und Physik von dem Vor und Ettingshausen herausgegeben, ließen erwarten, daß auch die vorliegende Arbeit zu den gelungenen zu zählen sei: Es ist wirklich der Fall; dieses soll im Allgemeinen und Besonderen hier kurz dargethan werden.

Der Verfasser hat sich bemüht, diesem Supplementenbande eine solche Einrichtung zu geben, daß er nicht allein zu seinem, sondern auch zu jedem anderen zureichend begründeten Handbuche der Naturlehre gebraucht werden kann. Er hat, obgleich er auch Elementargegenstände aufgenommen hat, doch überall bewiesen, daß ein gründliches Studium der Wissenschaft und eigenes Urtheil viel tiefere Forschungen voraussetzen, als dieses in elementaren Handbüchern der Physik gegeben wird: das Werk dient denjenigen, welche sich nicht gerade mit oberflächlichen Kenntnissen in dieser für das Leben so höchst wichtigen Wissenschaft begnügen wollen, zur besonderen Gelegenheit, sich gründlichere Belehrung zu verschaffen, und mit dem Wesen jener völlig vertraut zu werden. Die meisten Gegenstände sind zwar in Lehrbüchern und Zeitschriften behandelt; allein eben diese Zerstreuung ist ein vorzügliches Hinderniß des gründlichen Studiums; daher hat sich der Verfasser durch diese Zusammenstellung große Verdienste um die Wissenschaft erworben.

Man findet in dem Werke zur Berechnung der Ergebnisse von neu angestellten Versuchen sehr zweckmäßig eingerichtete Formeln, Belehrung über den Gebrauch der Apparate und verschiedenartige Verbesserungen von Fehlern, welche sich in die bisherige Behandlung eingeschlichen hatten. Nebstdem, daß der Anfänger ein Hülfsbuch zum Selbststudium hat, finden diejenigen, welche das Gebiet der Physik und ihre Lehren kennen, eine vollständige Uebersicht der Wissenschaft, wodurch ihnen nach unserem Ermessen ein sehr willkommener Dienst geleistet ist. Das bereits Bekannte hat der Verfasser benutzt, die Art der Darstellung der bisherigen Forscher beibehalten und das Gesonderte genau in ein Ganzes verbunden, woraus man ersieht, daß ihm die Wissenschaft nach ihrem ganzen Inhalte und Umfange zu Gebote steht. Die Maschinen und verschiedenen Apparate beschreibt er meistens nach einer ihm eigenen Manier, jedoch suchten wir sie hier nicht, da sie an und für sich zum Handbuche selbst gehören. Mehrere derselben wurden jedoch erst, während jenes bearbeitet und vollendet wurde, oder nach dessen Erscheinung erfunden, weswegen man es nicht besonders tadeln kann, dergleichen Erörterungen hier eingemischt zu finden. Von solchen Maschinen und Apparaten steht übrigens dem Verfasser ein Cabinet zu Gebote, welches man wohl selten an anderen Orten in gleicher Vollständigkeit und Großartigkeit findet. Mit den Beschreibungen hat er zugleich die nöthigen Vorschriften verbunden, durch welche Versuche gut angestellt, gewöhnliche Fehler vermieden und Unrichtigkeiten vorgebeugen wird. Man erkennt in diesem Theile des Werkes, daß der Verfasser kein blos theoretisch gebildeter Physiker ist, sondern daß ihm die praktische Seite, das sogenannte Experimentiren, vollkommen zu Gebote steht, was bekanntlich nicht allein genaue Kenntniß der Instrumente und Apparate, sondern vorzugsweise Uebung und Gewandtheit erfordert. Beide Eigenschaften finden sich fast selten in einem Lehrer vereinigt, und der ausgezeichneteste Theoretiker ist häufig der ungeschickteste Experimentator.

Diesem allgemeinen Urtheile fügen wir eine kurze Inhaltsanzeige bei, damit die Leser im Wesentlichen mit dem Buche bekannt werden. Es zerfällt in sieben Abschnitte, deren erster vorzugsweise als Einleitung dient, und vom Beobachten und Messen mit den verschiedenen Werkzeugen, von der Ausdehnung durch Wärme, von Veränderlichkeit des Gefrierpunktes an Thermometern, von der Correktion der Letzteren; von der Vergleichung der Weingeist- und Quecksilberthermometer, welche wir, seit die neuesten Messungen Munke's bekannt sind, übergangen hätten; und von anderen nützlichen Gegenständen handelt, deren Darstellung im Allgemeinen gut, jedoch von vielen Physikern, gemeinfaßlicher und gründlicher behandelt sind. Namentlich vermissen wir ungern das abgekürzte Barometer von August, die Untersuchungen Schmidts über das Manometer und mehrere andere Beziehungen.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 103.** 29. August 1831.

Aus Dresden, im August.

1.

Das von den sächsischen Staatskünstlern neu gebaute und von der allgemeinen Landesversammlung fünf Monate hindurch tüchtig kalfaterte Constitutionsschiff ist am 19. Juli 1831. von dem Landhause glücklich vom Stapel gelaufen, und hat als guter Segler noch am selbigen Tage vor dem Schlosse Anker geworfen.

Es enthält eine reiche Ladung in der Civilliste. — Man muß es der allgemeinen Landesversammlung nachrühmen, daß selbige hierin mit fast allgemeiner Einhelligkeit Alles gethan hat, um in jeder Kathegorie den allerhöchsten und höchsten Beifall sich zu verdienen; — nur einige ritterschaftliche Stimmen erhoben sich in diesem Bezuge gegen die respektive Bewilligung, während die Abgeordneten der Städte in ergebener Bereitwilligkeit sich auch hier selbst übertrafen.

Des Hofes Wünsche und Erwartungen sind erfüllt, ja übertroffen worden. — Der für diesen Zweck von den Ständen niedergesetzten Deputation standen würdige und gelehrte Männer an der Spitze. —

Einer der städtischen Abgeordneten, im Einklange jenes weltbekannten Choriphäen der Rechtskunde — machten die historische Entdeckung, daß das Domanialvermögen in Sachsen eigentlich Familiengut sei. Es war sonach ein hoher Gewinn, daß man gegen 500,000 Rthlr. für den Hofhaushalt, gegen 200,000 Rthlr. für Apanagen, gegen 114,000 Rthlr. jährliche Hofpensionen, und gegen 10,000 Rthlr. für den katholischen Hofgottesdienst, (der protestantische kostet blos 1945 Rthlr.) sämmtliche Domainen erwarb. — Zwar glaubten Einige, Staats- und Familiengut sei scharf zu sondern, bevor eine solide Basis gelegt werden könne, — allein solche Männer verriethen Unkunde in der Geschichte, und mußten von den tieferen Geschäftsgelehrten berichtigt und abgeführt werden. — Ihr neuer Eifer, ihre feurige Begeisterung für des Vaterlandes Wohl und Glück, mußte an solchen Klippen der Zurechtweisung scheitern.

Auch fand die Deputation es angemessen, die Ergebenheit der Ritterschaft und der Abgeordneten der Städte, gegen den allverehrten Prinz-Mitregenten dadurch auszusprechen, daß sie gutachtlich für höchstdenselben eine jährliche Bewilligung von 20,000 Rthlr. auf die Dauer der Mitregentschaft in Antrag brachte. Eigentlich hatte sie hierzu keinen Auftrag, allein der Zustimmung gewiß, durfte sie die überströmenden Gefühle deuten, und die Acclamation beim Antrage zeigte klar das Facit der richtigen Rechnung.

Wenn der sächsische Patriot am Grabe des ehrwürdigen Frubal- und Magistratsinstitutes der Standschaft heiße Thränen weint, was wollte wohl deren Lauf hemmen? — — Doch Beruhigung! — Vielleicht macht es sich, daß die einstige Nationairepräsentation sich mit der Regierung durch ein eben so ergebenes und schönes Band verschlingt. —

2.

Durch jene im verwichenen Herbste, von dem jetzt in St. Hubertusburg angestellten Herrn P. Kirpal, herausgegebene Brochure: „Einige Aufschlüsse ec.“ erfuhren wir, daß unter den in Dresden vorhandenen katholischen Geistlichen nur Ein Jesuit zu finden sei, jedoch ein harmloser, lediglich seiner Wohlthätigkeit lebender Mann.

Hierauf finden wir uns bewogen, für's Erste zu erwiedern, daß ein Jesuit, er trage eine Farbe, welche er wolle, allzeit staatsgefährlich bleibt. Um aber diesen Satz auf den, vom Herrn P. Kirpal als harmlos geschilderten Jesuiten geltend zu machen, bringen wir resp. von ihm folgendes Geschichtchen zur öffentlichen Bekanntmachung: Lange Zeit stellte dieser harmlose Mann einer Dame aus einem protestantischen Pfarrhause, im großen Gehege vor Friedrichstadt nach, um sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, so daß diese Dame sich endlich genöthigt sah, ihre Spaziergänge abzustellen, um den Zudringlichkeiten dieses harmlosen Mannes nicht länger ausgesetzt zu sein.

Was hat nun dieser harmlose Mann mit den gedachten Nachstellungen eigentlich bezwecken wollen? — Hat er jene Dame etwa für seine Liebe, oder blos für die alleinseligmachende Kirche, oder sogar für den Jesuitismus gewinnen wollen? — Vielleicht für diese drei Dinge zusammen.

Nehmen wir hiernächst die Behauptung des Herrn P. Kirpal, daß nur Ein Jesuit hier vorhanden sei, specieller in's Auge, so müssen wir bekennen, daß wir ausser Stande sind, ihm beizupflichten. Als Beleg liefern wir folgende Mittheilung, zu deren Besitz wir im Monat November des vorigen Jahres gelangten.

Zu den unwiderlegbarsten Beweisen, daß in Sachsen wirklich Jesuiten anwesend sind, gehören noch folgende:

1) In der neuerbauten und nunmehr eingeweihten Kirche zu Freiberg, befinden sich zwei ganz neu verfertigte Fahnen, von denen die eine mit dem Namen Jesu, in verzogenen Buchstaben, die andere mit dem verzogenen Namen Mariä verzieret sind. Eine Verzierung, besonders die erstere, die man in keiner anderen katholischen Kirche antrifft, als in denen, die von Jesuiten herrühren. Selbst in katholischen Ländern nennt man sie das Jesuitenwappen.

2) In keinem katholischen Kalender trifft man die Jesuitenfesttage mehr ausgezeichnet gedruckt, als in dem sächsischen, z. B. Ignatius den 31. Juli; Franz Xaver den 3. December; Franziskus, Borgia, Aloysius ec.

3) In keiner anderen katholischen Kirche in ganz Deutschland werden diese Feste mehr festtäglich begangen, als nur in der Dresdner katholischen Hofkirche.

4) Beweist es ja auch selbst schon die Kleidung. Schreiber dieses, ein bejahrter Mann und selbst Katholik, war als Knabe mehr als einmal im Jesuiterkollegio noch vor der Aufhebung des Ordens, und als er den Consistorial-Präses Mauermann zum ersten Male in Freiberg sah, erkannte er 1) an seiner Kleidung, nämlich dem schwarzen Talar mit einer breiten Binde, von der auf der linken Seite noch ein langes Ende flattert, und 2) an dem ganzen Betragen dieses Mannes, den eingefleischten Jesuiten. *)

Das wäre nun der zweite Jesuit, den wir hier aufzuweisen hätten. Ob jedoch damit die Zahl dieser verabscheuungswürdigen Leute geschlossen sei, müssen wir sehr in Zweifel ziehen.

So soll es ja hier auch einen Mann geben, der zum Papismus übergegangen, seinen ehrwürdigen im Protestantismus grau gewordenen Vater verläugnet, und der abscheulichen Lehre Loyola's mit Leib und Seele ergeben ist. — Welches Scheusal! —

Eben so hörten wir vor Kurzem, die Jesuiten hätten in Wahrheit vor ungefähr einem Jahre, das nicht weit von hier liegende Schloß Weisenstein für sich acquiriren lassen wollen, allein in Folge des darüber erhobenen Geschreies, sei dem Ankaufe dieses wunderreizenden Rittersitzes auf einmal eine andere Wendung gegeben worden.

Ein Fürstenwort beruhigte uns im vorigen Jahre, daß es der Regierung niemals im Sinne gelegen habe, dem Jesuitenorden den Eingang in das Land zu gestatten, noch weit weniger ihm eine Stätte einzuräumen. — Der 52. §. Nach diesem §. sind weder neue Klöster zu errichten, noch Jesuiten, noch irgend ein anderer geistlicher Orden jemals im Lande aufzunehmen. Höchsten Orts wollte man Anfangs Anstand nehmen,

*) Es ist immer interessant, diese Aeusserlichkeiten zur Kenntniß zu bringen, doch bestimmte Schlüsse daraus zu machen, wäre doch ohne andre Indizien zu gewagt.
D. Red.

in dieser Kathegorie der Jesuiten wörtlich zu gedenken, allein man möchte fragen warum das? — Uns däucht, daß man sich gegen dieses Gezücht der Hölle nicht deutlich und entschieden genug aussprechen könne. Ehre aber unsern edlen Ständen, deren wiederholte Vorstellungen die Fassung dieses §. in diesem Sinne zu Stande brachten, welcher in der nun bald vollendet im Leben zu erscheinenden Verfassungsurkunde für unser Vaterland, wiederholt uns diese Beruhigungen gesetzlich basirt. — Möge es aber auch unserer Regierung in ihrer Weisheit gefallen, die consequentesten und umsichtigsten Maasregeln zu ergreifen, und selbige ohne Rast wirksam zu erhalten, uns gegen eine Pest des Geistes und des Körpers, wie der Jesuitismus, zu schützen, gegen ein Gift zu wahren, das Geschlechter auf Geschlechter mordet; und alle diejenigen, die in dem Verdachte stehen, damit angesteckt zu sein, wo nicht ganz aus unseren friedlichen Gauen zu entfernen, wenigstens unter die schärfste polizeiliche Controlle zu nehmen. Unser schönes Vaterland, das herrliche Sachsen, wird dann um so leichter das Land des Friedens, des Segens bleiben.

Zur Geschichte der Censur in Deutschland.

3.

Das Censurcollegium in Leipzig, die Censoren daselbst, und die ganze Censurverwaltung in Sachsen haben dieser Tage in Leipzig einen neuen Fingerzeig für das Ungehörige des Censurverfahrens, wenn nicht eine Beschämung vor der ganzen öffentlichen Meinung erhalten.

Während trotz aller gerichtlichen Schritte, trotz aller Beschwerden und Klagen vor dem Publikum, dem systematischen Pasquillschreiben des Schütz. Hartmann und Consorten nicht nur nicht der mindeste Einhalt gethan, sondern mit um so größerer Hartnäckigkeit dieser Licenz der Zügel frei gelassen ward, je lauter und schreiender die Beschwerden wurden, — griffen junge, über diesen Skandal entrüstete, Studierende, den richterlichen, wie den Administrativbehörden in den saumseligen Arm.

Am 13. August, als der Prof. Schütz, am Arm seiner neu Geehlichten, aus dem Theater schritt, umringten ihn auf öffentlicher Straße mehrere Studenten, erklärten dem Entsetzten:

„Es geschehe ihm also, weil er nicht aufhöre, liberale Ideen und Schriftsteller im Dienst des gemeinsten Servilismus mit Injurien, Schmähungen und Unflätereien zu verfolgen.“

und gaben ihm darauf Ohrfeigen von solchem Gewicht, daß er seinen Hut aus dem Rinnstein aufsuchen mußte.

Kein Freund gesetzlicher Freiheit wird sich solcher traurigen Erscheinungen freuen; aber als merkwürdige Thatsachen sind sie zur öffentlichen Kenntniß zu bringen von den Folgen der Censur, die, nach der Meinung ihrer Vertheidiger, solchen Excessen vorbeugen soll, während sie dieselben, wie hier, grade nur herbeiführt.

Ob die Gesinnung und das Gefühl unsrer Jugend, so wenig auch im Allgemeinen die Uebung des Faustrechts in einen civilisirten Staat gehört, erfreulich und ehrenwerth besonders bei dieser Gelegenheit herausgetreten sei, überlassen wir allen verständigen und ehrfühlenden Vaterlandsfreunden zur Beurtheilung. Niemand kennt die Namen der jungen Leute; ihre Erklärung läßt aber vermuthen, daß sie zu jener Parthei deutscher Studenten gehören, welche das konstitutionelle Deutschland neulich, als die Wiege ehrenwerther deutscher freisinniger Männer, der öffentlichen Pflege empfahl. Gebe der Himmel, daß ihre energischen Demonstrationen die gewünschten Folgen haben, und nicht zu neuen, stärkeren, führen.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Physik

Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Von A. Baumgärtner ꝛc.

(Schluß.)

Der zweite Abschnitt handelt von der Statik verschiedener Körper nach allgemeinen geometrischen Grundsätzen, wobei praktische Anwendungen nicht übersehen sind: besonders gründlich ist das Höhenmessen mittelst des Barometers behandelt; diese Darstellungen haben wir mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gelesen, weil uns die vielen bisherigen Erörterungen manches zu wünschen übrig ließen: die Entwikkelung der Gesetze der Capillarität, der Elasticität der Dämpfe vom Gefrierpunkte bis zum Siedpunkte des Wassers, worüber sich bekanntlich Dalton bleibende Verdienste um die Wissenschaft erworben hat, die Erörterungen über das Hygrometer, Psychrometer u. s. w. verdienen ganz besonders betrachtet zu werden. Will uns manche derselben auch nicht ganz ansprechen, so sind die einzelen Beziehungen dieser Instrumente doch mit ausgezeichneter Sachkenntniß behandelt.

Im dritten Abschnitte werden über die Bewegung, über das Pendel und besonders über den Schall geometrische Untersuchungen angestellt, welche jeden befriedigen, der sich für die Sache interessirt. Die Lehre vom Pendel ist zwar in mehreren Handbüchern schon sehr gründlich und ausführlich, aber doch nicht mit gleicher Gewandtheit im Calkuliren, wie hier, behandelt worden. Der Lehre vom Schalle, welche in der neuesten Zeit ungemein erweitert wurde, widmet der Verfasser ebenfalls große Aufmerksamkeit, und sucht dieselbe möglichst streng mathematisch zu begründen. Im vierten Abschnitte wird die Optik ganz ausführlich behandelt und mit den theoretischen Untersuchungen stets die Anwendung verbunden. Nach der geometrischen Darstellung der Gesetze im Allgemeinen werden die verschiedenen Hypothesen erklärt, wobei man recht deutlich erkennt, daß der Verfasser die größte Vorliebe für die Undulationstheorie hat. Wir hätten wohl hier manches zu bemerken und zu ändern, können uns aber in das Besondere nicht einlassen.

Der fünfte Abschnitt enthält die Lehre von der Wärme, der sechste die vom Magnetismus, und der siebente die von den elektrischen und elektromagnetischen Erscheinungen. Ueberall findet man die Untersuchungen der jetzigen Naturforscher, so weit es geschehen konnte, sachkundig benutzt. Die

Annahme zweier Magnete im Innern der Erde zur Erklärung des tellurischen Magnetismus erhält zwar in unseren Tagen immer mehr Anhänger; doch möchte die Anwendung der aufgestellten theoretischen Grundsätze auf die zahlreichen schon vorhandenen, oder noch anzustellenden Beobachtungen zur Annahme mehrerer Magnete, oder gar einer gewissen magnetischen Disposition der ganzen Erde führen: Munke in Heidelberg, ein allerdings bedeutender Physiker, trägt kein Bedenken, dieser Ansicht beizupflichten und die Erde für einen Thermomagnet zu halten; wenigstens findet diese Hypothese in der leichten Erregbarkeit der Elektricität und damit zugleich des Magnetismus eine bedeutende Unterstützung. Die Kupfertafeln sind sehr gut, und die Verlagshandlung hat das Werk in Papier und Druck gut ausgestattet. P.

Medicinische Polizei.

Ueber unreife und frühzeitige Kartoffeln.

(In Bezug auf eine öffentliche Warnung vor dem Genusse neuer Kartoffeln.)

Der Unterzeichnete wünscht von Sachverständigen über folgende Fragen Belehrung:

1) Die Kartoffeln sind die knolligen Wurzeln des eßbaren Nachtschattens (Solonum tuberosum), und als solche, können ihnen die Bestimmungswörter: reif und unreif, nach logisch richtigem Sprachgebrauch nicht beigelegt werden. — Was ist daher unter unreifen und reifen Kartoffeln zu verstehen?

2) Von jedem organischen Körper wird gesagt; er habe seine Reife erlangt, wenn er seine Entwickelungsperioden durchlaufen hat, und im Stande ist, sich fortzupflanzen. Die Pflanze, und also auch ihre Wurzel, hat mit dem Blüthenstand ihre Reife vollendet. — Wann werden die Kartoffeln reif?

3) Aus den, von dem berühmten Arzt und Chemiker Pfaff zu Kiel mit den Kartoffeln, in den verschiedenen Zeiten ihres Wachsthums, vorgenommenen chemischen vergleichenden Analysen erhellet; daß die jüngsten Knollen die nämlichen Bestandtheile enthalten, als die völlig ausgewachsenen; nur befindet sich in jenen mehr Wassergehalt und weniger Stärkmehl, als in diesen; jedoch selbst auch in den jüngsten, eben erst hervorbrechenden Knollen doch bereits genug Stärkmehl, um auch alsdann schon nahrhaft zu sein. Auch die kleinsten Knollen, von der Größe eines Kirschkerns, sind schon tauglich zur Fortpflanzung und geben die an Knollen reichsten Stöcke. — Welches sind die Kennzeichen der reifen und unreifen Kartoffeln?

4) Wenn im Herbst die Kartoffeln aus der Erde genommen werden, so finden sich an jedem Stocke mehrere junge Knollen, welche erst kurz vorher angesetzt haben, noch nicht ausgewachsen, und daher für unreif zu erklären sind. — Warum ist der Genuß dieser erlaubt?

5) Schon seit länger als 50 Jahren sind den Oekonomen die frühzeitigen, oder Sommerkartoffeln, und die spätzeitigen, oder Herbstkartoffeln bekannt (hannöverisches Magazin vom Jahr 1767. St 22.) und zwar unter den Namen Jakobsapfel, weil sie um Jakobi zeitig werden. Schon Ludwig (Abhandlung von den Erdäpfeln. Bern 1770. S. 100.) empfiehlt sie als die allerbesten, zeitig, und zur Nahrung tauglich. Paremotier, welcher in seiner Abhandlung über die Kultur der Erdäpfel (Augsb. 1795. 8.) mehrere Arten von frühzeitigen Kartoffeln anführt; als rothe, violette und weiße, empfiehlt besonders deswegen ihren allgemeinern Anbau, (S. 26.) damit der Landmann, weil sie schon in dem Monat Julius zu genießen sind, wenn sein Getreidevorrath schon vor der Ernte aufgezehrt ist, ein gesundes Nahrungsmittel und nicht sogleich nöthig habe, von dem neuen Getreide allzufrühen Gebrauch zu machen, was er für schädlich hält. — Warum wird der Verkauf der frühzeitigen, oder Sommerkartoffeln überhaupt, oder doch der der rothen und blauen (violetten) verboten, und höchstens der der weißen gestattet, da sie doch sämmtlich, nach Pfaff's Analysen, einerlei Bestandtheile haben?

6) Nach jeglichem Genuß einer Giftpflanze erfolgen schädliche, den gesunden Zustand des Organismus störende, oder selbst denselben zerstörende Wirkungen, welche immer unter bestimmten von der genossenen Giftpflanze bedingten Erscheinungen auftreten. Denn wenn schon nicht immer jede Art, so wirkt doch immer jede Gattung giftiger Pflanzen auf eine derselben, vermög ihrer Bestandtheile eigenthümliche Weise; offenbart sich durch ihre eigenen, beständigen Kennzeichen (Symptome) und erfordert ihre eigene Kurmethode. So z. B. erregt die Tollkirsche ganz andere, jedoch immer dieselben Zufälle, als mehrere Hahnenfußarten u. s. w. Welche besondere krankhafte Erscheinungen (Zufälle) erfolgen jedesmal nach dem Genuß unreifer, oder frühzeitiger Kartoffeln?

7) Vor 24 Jahren machten die beiden berühmten akademischen Lehrer C. H. Pfaff zu Kiel und E. Viborg zu Kopenhagen (Pfaff über unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln, und Viborg über die Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln. Kiel 1807. 8.) die Resultate ihrer mit den Kartoffeln vorgenommenen Untersuchungen bekannt; aus denen hervorging: daß die Streitfrage über die Schädlichkeit der sogenannten unreifen Kartoffeln ein Irrthum, und mehr auf eine vorgefaßte Meinung, als auf Erfahrung begründet sei. Zur Bekräftigung ihrer Aussage, führten sie (S. 31—39.) nicht nur ihre eigenen Erfahrungen, sondern auch die ihnen mitgetheilten Erfahrungen mehrerer berühmten Naturforscher und Aerzte an, welche letztere sämmtlich zugleich auch Sanitätsbeamte waren; als Beckmann zu Göttingen, Hoppe, Scharf, Nolde, die beiden Jäger, Vater und Sohn u. s. w. Auch mir ist in meiner vieljährigen Praxis nie ein Fall einer Kartoffelvergiftung vorgekommen; und ich selbst pflege, nebst meiner Familie, seit vielen Jahren, seitdem Sommerkartoffeln in hiesiger Gegend angebaut worden, von der Mitte Julius an, fast täglich welche zu speisen, und habe noch nie den geringsten Nachtheil davon erfahren. Warum wird der Verkauf unreifer neuer (frühzeitiger) Kartoffeln verboten? — »Warum, um mich Pfaff's eigener Worte zu bedienen,« S. 61.) — »warum diese ganze wichtige Masse dem Genusse des Publikums entziehen? Und welches Publikums? Dem Volke würden sie entzogen werden, das gerade am Ende des Julius und im Anfange des Augustes, wo der Kornvorrath aufgezehrt, wegen seiner Nahrung am meisten verlegen ist.« — Wahrlich — fährt er im gerechten Eifer fort — »ein solches Verbot der Polizei würde unweiser und ungerechter sein, als je eines, das der Mißbrauch einer Gewalt, die nur schützen, und die Freiheit der Einzelnen nur um des allgemeinen Besten willen beschränken soll, je ersonnen hat. Auch bei einer Limitation des Verbots bis zum Ende Augusts würde immer noch derselbe Nachtheil dem Volke erwachsen. Aber die Polizei sei gelinder, nachgiebiger, erfahrener! Sie mache einen Unterschied zwischen frühreifen und spätreifen, zwischen Sommerkartoffeln und Winterkartoffeln!«

Nürnberg, im August 1831.

Dr. Osterhausen.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 104.** 31. August 1831.

Das vielbesprochne Cirkular an die preußischen Staatsdiener. *)

»Es haben sich hin und wieder königl. Staatsdiener über Staatsverfassung, Regierung und andere innere und äusserliche politische Gegenstände, so wie auch über neuere Ereignisse in mehreren Staaten sich ungescheut, selbst an öffentlichen Orten, höchst unangemessene, unüberlegte und absprechende Urtheile erlaubt, und sind daher in Folge höherer Veranlassung gegen dieselben dienliche Maßregeln getroffen.«

»Von Seiten der königl. Justizbeamten sind, einige besonders gerügte Fälle abgerechnet, zwar bis jetzt keine erheblichen Fälle eines solchen, mit dem königl. Dienstgange unvereinbarlichen, Benehmens zur Kenntniß des Justizministers gekommen, und hat derselbe auch zur Pflichttreue und zur Besonnenheit der ihn untergegebenen Beamten das Vertrauen, daß sie von selbst überzeugt sind, wie sehr sie sich und das ihnen anvertraute Amt komprommittiren würden, wenn sie auf solche unangemessene Art über Gegenstände, die weder ihres Amtes sind, noch von ihnen gründlich übersehen und beurtheilt werden können (?) im Widerspruch mit dem reiflich und vielseitig erwogenen Regierungssysteme, Urtheile erlauben, die ihrer Natur nach nur oberflächlich und unreif sein können. (?)«

»Wenn der Justizminister bemungeachtet die obengedachten, für andere Departements erlassene, Verfügungen zur Kenntniß des königl. Ober-Landesgerichts-präsidii bringt, und dabei diesen Gegenstand näher berührt, so bezweckt er dabei, nicht allein die Justizbeamten selbst vor den sie, bei ferneren Fällen dieser Art unfehlbar treffenden Unannehmlichkeiten und Nachtheilen, zu warnen, sondern auch die Würde und Ehre des königl. Justizdienstes und der Justizbeamten zu sichern, welche beide gleich stark komprommittirt werden, wenn Justizbeamte in den Pflichten der Diensttreue, des Gehorsams, so wie in der Besonnenheit und der Achtung für den, von des Königs Majestät ihnen vertrauten, Dienst und ihren Dienstverhältnissen den Beamten anderer Verwaltungszweige irgend nachstehen könnten. Justizbeamte haben vielmehr einen so mannigfachen erhöhten Beruf, auch hierin ihre Pflichttreue zu erfüllen und anderen Beamten Vorbild zu sein. Reife und Gesetzmäßigkeit des Urtheils, Ruhe und Besonnenheit des Betragens, sind vorzugsweise richterliche Erfordernisse und Bedingungen seines Amtes, wie des öffentlichen Vertrauens; unbesonnene, unkundige, absprechende Aeusserungen, Vertheidigungen und Lobpreisungen gesetzwidriger, gewaltsa-

*) Das Vorhandensein von Rescripten, welche den preußischen Staatsdienern verböten, freie Urtheile über die politischen Verhältnisse in- und zu Preußen im Gespräch zu fällen, ist oft behauptet, oft bezweifelt worden. Die Redaktion ist der, von Herrn von Kamptz an die Justizbeamten erlassnen, nun habhaft geworden; sie muß es um so mehr für authentisch halten, als es ein kön. preußischer Oberlandesgerichtsrath selbst der Redaktion einer, andren Zeitschrift zur Publikation einschickte.

mer Handlungen, vorlaute, absprechende Urtheile über Gegenstände, die sie weder beurtheilen können, noch zu beurtheilen haben, stehen aber mit jenen richterlichen Eigenschaften eben so sehr grell im Widerspruch, als sie das öffentliche Vertrauen erschüttern. — Mit welchem Vertrauen soll der Unterthan Schutz gegen Gewalt und Störung in seinen Rechten von einem Richter erwarten, der anderswo begangne Gewaltthätigkeiten ungescheut vertheidigt, mit welchem Vertrauen die öffentliche Ordnung, Aufrechthaltung derselben von einem Mann, der nicht einmal durch sein Dienstverhältniß von unerlaubtem und unbescheidenem offenen Tadel eben dieser öffentlichen Ordnung, zurückgehalten wird?

Wenn dies alles mit Dienst und Dienstpflicht ganz unvereinbarlich ist, so ist dies ganz vorzüglich in seiner Majestät Staaten der Fall. Das allgemeine Landrecht enthält, Thl. 2. Tit. 20. §. 156. die Bestimmung:

»Es stehet einem jeden frei, seine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und andere Anordnungen im Staate, so wie überhaupt Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen, sowohl Seiner Majestät dem Könige, als den Vorgesetzten der Departements anzuzeigen, und letztere sind verpflichtet, dergleichen Anzeigen mit erforderlicher Aufmerksamkeit zu prüfen.«

Bei Männern, deren Beruf Gesetzkunde ist, darf der Justizminister wohl voraussetzen, daß ihnen nicht unbekannt sei, daß der preußische, der einzige Staat ist, dessen Gesetzbuch diese Bestimmung enthält, und Niemand ist so sehr Fremdling, um nicht zu wissen, wie sorgfältig gegründete Vorschläge und Bemerkungen über öffentliche Angelegenheiten nicht blos von den königl. Behörden, sondern auch von des Königs Majestät allerhöchster Person selbst stets berücksichtigt werden.

»Wenn daher bei einer solchen Regierung und Gesetzgebung Beamte, oder vollends Justizbeamte, welchen letztern jenes Gesetz vorzugsweise bekannt ist, diesem gesetzlichen Wege vorlaute, tadelnde und absprechende Urtheile und Aeusserungen, sogar an öffentlichen Orten, vorziehen, so handeln sie gesetz- und pflichtwidrig, und geben entweder ihre Gesetzkunde, oder ihr eignes Bewußtsein, daß sie selbst ihre Ansichten für zu unreif und zu unrichtig halten, um sie da, wo sie richtig gewürdigt, und wenn sie gewürdigt berücksichtigt werden, vorlegen zu können, hinreichend zu erkennen, und kompromittiren daher auch in dem einen, wie in dem andern Falle, hier den Stand, zu welchem sie gehören, und sich selbst. Je tadelnswürdiger dies alles ist, desto mehr gereicht es dem Justizminister zur Freude und wahren Genugthuung, daß die zu seiner Kenntniß gekommenen Fälle dieser Art fast ausschließlich der Kathegorie jüngerer, größtentheils angehender Justizbeamten, besonders der Referendarien und hin und wieder Justizkommissarien angehören. (!) Es bedarf darüber hie: indessen keiner nähern Erörterung, da der Zweck dieses Rescripts nicht Rüge vergangener, sondern Vorbeugung künftiger Fälle ist.

Diesem Unwesen, es mag sich äussern, wo es wolle, kann aber schlechthin nicht nachgesehen werden, und fordert der Justizminister das Präsidium des königlichen Oberlandesgerichts hierdurch auf, demselben ernstlich zu steuern. Es ist, wie von selbst vorliegt, keinesweges die Absicht des Justizministers, daß dies Rescript zur öffentlichen Kenntniß gebracht werde; das Präsidium des königl. Oberlandesgerichts wird vielmehr dasselbe nur als Anlaß, oder Anhalt betrachten, auf diesen Gegenstand ein fortgesetztes Augenmerk zu haben, dasselbe den stimmenfähigen Mitgliedern des Kollegiums mit der Aufforderung, auch ihrer Seits im Sinne desselben zu wirken, vertraulich mitzutheilen, die Referendarien und übrigen Angestellten, aber besonders diejenigen, von welchen solches unangemessene Benehmen zu befürchten, in eben diesem Sinne zu warnen, oder ernstlich zu ermahnen und dem Befinden nach nachdrücklichst anzuweisen, zu rectifiziren und zur disciplinarischen Rüge, oder Anzeige beim Ministerium zu bringen, in den Conduitentabellen zu vermerken und überhaupt alles anzuwenden, um auch in dieser Beziehung unter allen Justizbeamten einen beifallswürdigen Geist und Takt zu befördern. Das Präsidium des königl. Oberlandesgerichts wird auch die Direktoren der größern Untergerichte des Departements auf eine hiemit übereinstimmende, seiner nähern Bestimmung überlassene, Art schriftlich, oder mündlich instruiren, und bei Departements- und andern Bereisungen die Befolgung dieser Grundsätze ermitteln, oder ermitteln lassen. Da diese Grundsätze eben so sehr von schriftlichen Aeusserungen gelten, so ist auch auf letztere zu achten, und dies besonders denjenigen, welche der verführten Schriftstellerei und besonders der politi-

schen, oder Tagesschriftstellerei sich widmen, zu eröffnen.

Berlin, den 12. November 1830.

Der Justiz-Minister, für denselben v. Kamptz.

An die Präsidien der Ober-Landesgerichte.

Historische und statistische Grillen.

11.

Preußen, sagt neuerlich ein englischer Diplomat, kann man als Beispiel beinahe jedes Gebrechens aufstellen, mit dem ein Staat von seiner Bedeutung behaftet sein kann. Während seine Gränzen Frankreich und Rußland zugleich berühren, stützt es sich gegen Süden auf keine natürliche Gränzlinie, und hat nur zum Theil durch die See einen Rückhalt im Norden: und doch ist dies vielleicht aus andren Ursachen der am wenigsten sichere Theil seiner Besitzungen. Alles, was es jenseit des Rheins und der Oder besitzt, hält sich durch die schwächste aller Stützen, durch das Belieben seiner Nachbarn. Welches Nationalgefühl, welcher gemeinschaftliche Geist, glaubt man wohl, beseelte die Einwohner von Trier und Memel? Was würde wohl dem Herzogthum Posen daran liegen, wenn in Westphalen morgen ein Feind einfiele. Preußen ist nur in dem Verhältniß stark, als es deutsch ist. Es möge sich hüten, die Fittige seines Adlers über eine französische, oder slavische Bevölkerung zu breiten, damit sie nicht einst zu sehr beschnitten werden, und ihr hoher Flug sich in einen Sturz verkehre. Die meisten Staaten könnten sich durch ein Vertheidigungssystem erhalten: allein Preußen bedarf eines Angriffkrieges zu seiner Sicherheit.

12.

Folgendes Gespräch hörte Jemand vor Kurzem an der französischen und preußischen Gränze bei Saarlouis:

»Vous êtes Français, n'est ce pas?

»Ja, mein Herr.«

»Und Sie sind ein Deutscher, nicht wahr?

»Helas! oui, Monsieur!«

13.

Einer der hervorstechendsten Fehler jeder der drei Mächte, Preußen, Oesterreich und Rußland, ist, daß sie zur Hauptstadt nicht eine Stadt im Mittelpunkte, oder selbst im Kerne ihrer Nationalbevölkerung wählten. Geblendet durch den Glanz des ehemaligen deutschen Kaiserthumes hat Oesterreich Wien, welches der Mittelpunkt von keinem Lande, der Stadt Ofen vorgezogen, die in der Mitte der treusten und mächtigsten seiner Völker liegt. Preußen, das irgend eine seiner zahlreichen Handelsstädte wählen konnte, hat lieber Berlin, und beinah sogar Potsdam, beide in dem ärmsten Landstriche seines Königreichs, dazu erhoben, und Magdeburg übergangen, das an dem schönsten Flusse Deutschlands und in gleicher Entfernung von den beiden äussersten Enden seiner Besitzungen, eine wundervoll passende Lage für eine Nationalhauptstadt des Nordens von Deutschland, oder, nach Gelegenheit auch, des ganzen Deutschlands, hat. (Um so unsinniger das Verlangen, ein teutscher Bund solle sich in Berlin versammeln.) — Rußland beging denselben Irrthum, indem es seine Nationalhauptstadt gegen einen dunklen Winkel seines Reichs vertauschte, in dem schlechtesten seiner Klimate und seiner ärmsten Provinz. Auch ist man in Rußland selbst der Meinung, Peter der Große habe Petersburg nicht zur beständigen Hauptstadt, sondern nur zu einem großen Seehafen machen wollen. Nischney-Novogrod, am Zusammenfluß der Wolga und Oka, mit der trefflichsten Lage zum innern und morgenländischen Handel, hatte es werden sollen.

Da Irrthümer in der Politik gewöhnlich den Weg zu Verbrechen bahnen, so waren diese Mächte beinah gezwungen, einen Theil von dem Gebiet ihrer Nachbarn zum Schutz ihrer schlecht gelegenen Hauptstadt wegzunehmen. So erforderte Petersburgs Lage die Wegnahme von Finnland, die von Berlin ein Drittel von Polen, und die von Wien auch ein Drittel dieses unglücklichen Landes, damit die Hauptstadt gegen Rußlands Vordringen geschützt werde.

Ungerechtigkeit, die sich ihrer bewußt ist, kann schwerlich anders, als argwöhnisch sein, sowohl gegen die Mitgenossen ihrer Schuld, als gegen ihre gefangenen Unterthanen, und endlich wird sie es gar gegen ihre eignen Creaturen und Werkzeuge. Daher die vermeinte und vielleicht wirkliche Nothwendigkeit jener zahllosen Heere, jener verworfnen Polizei, jener arglistigen Diplomatie, jener finanziellen Ehrlosigkeit, jener drückenden Abgaben, jener Unsicherheit der Person und des Eigenthums, jener Liebe zur Unwissenheit und jener Furcht vor der Wahrheit, die jene großen Staaten so gut, als die kleinen, welche knechtisch ihre unmoralische Politik nachahmen, auszeichnen, und welche es beweisen, daß kein Despot, sei er König, oder Minister, einen Augenblick sich sicher dünkt.

Sieh: Ueber den politischen Zustand von Europa im Jahr 1831. Brüssel.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Publizistische Schriften.

Einiges zur Feststellung der Bedeutung der Worte und Begriffe Kongregationen und Jesuitismus, in besonderer Beziehung zu Frankreich und Deutsch-

land, von A. von Jasmund. 1831. Nürnberg. Riegel und Wießner. gr. 8. S. 88.

Der Verfasser hat schon früher in Leipzig eine freisinnige Brochure über den Jesuitismus in Leipzig geschrieben, und seine Anwesenheit in München hat ihm sicher Veranlassung gegeben, denselben Gegenstand in weiterer Beziehung und von ganz besondren Seiten noch einmal aufzufassen.

Es ist allerdings nothwendig, uns über den Begriff »Kongregation und Jesuitismus« heut zu Tage genau zu verständigen. Das Publikum denkt meist dabei an Tonsur und schwarzen Rock, ist daher, weil es solche Leute nicht sieht, ungläubig über die Existenz derselben, und giebt dadurch den Congregationisten die besten Waffen selbst zu ihrer Vertheidigung in die Hände. Mit triumphirenden Mienen und gespreizten Beinen stellen sie sich auf die Rednerbühnen und in die öffentlichen Blätter, und fragen: »Zeigt uns doch die Jesuiten, — wo sind sie, wo wohnen sie, wie heißen sie?« Worauf denn die Gegner selten, oder nie eine Antwort geben können, so moralisch sie auch überzeugt sind, einen solchen Burschen in dem kecken Frager vor sich zu sehen.

Der Verfaser erklärt sich dahin, daß der Jesuitismus, mehr in dem Charakter der Menschen der neuesten Zeit seinen Ursprung habend, und weniger durch äussere Verhältnisse bestimmt, die Art und Weise ist, wie sich das Böse dem guten Prinzip und dem Geist unsrer Zeit gegenüber stellt. Die mehr, oder weniger geheimen Verbindungen, welche der Tendenz des Jesuitismus ganz, oder mit Modificationen folgen, und ihre Wirksamkeit, waren die Veranlassung, daß dem Worte Kongregation solche Bedeutungen unterlegt wurden, die höchst unklar, oft ganz falsch erschienen, und daher sonderbare Diskussionen darüber hervorriefen.«

Nach dieser weitern Begriffsbestimmung sucht der Verfasser den Jesuitismus, d. h. die Tendenz, im Dienst des Absolutismus allem Freiern, Guten u. s. w. sich entgegenzustemmen, um »physisches Wohlbehagen, physischen Vortheil, Befriedigung der Ehrsucht und der Eigenliebe, wie aller niedrigen Leidenschaften zu erlangen, das ihnen für das Höchste im Leben gilt« — überall auf; er findet ihn bei der Hierarchie, der katholischen, wie der protestantischen, bei der Aristokratie in der Literatur, bei den Absoluten, so wie bei den Liberalen, — und zu dem Originellen der Schrift gehört, daß sie in den Doktrinairs, im juste milieu, in Frankreich so gut Jesuiten erkennt, wie in der Camarilla Carls X. Dies führt den Verfasser zur Beurtheilung der Vorgänge in Frankreich seit der Julirevolution, welche einen sehr scharfen Kritiker an ihm finden, — wie denn überhaupt der adliche Verfasser kühn und offen auf die äusserste Linke sich hinsetzt.

Wiewohl die Schrift mehr das Politische, als das Religiöse in's Auge faßt, so sind doch die Bemerkungen über Katholizismus und Protestantismus äusserst treffend. Sie verwirft mit Bestimmtheit jedes Annähern der letztern Sekte an die erstere als solche, indem der Protestantismus dadurch nur Rückschritte thue. Beide müssen vorwärts, und der Katholizismus kann nur mit dem Protestantismus zusammentreffen, in einer Region, wo er den Protestantismus selbst übersprungen hat. Dies ist durchaus wahr, und nach unsrer Ansicht hätte auf den St. Simonismus, der offenbar dazu führen wird, größere Rücksicht genommen werden sollen, dessen Vorhandensein diese Vereinigung in einer höhern Region beider Zweige des Christianismus nicht so weit hinausschieben dürfte, als selbst unser Verfasser zu befürchten scheint. Treffend sagt er: daß so lange eine allgemeine Kirche nicht möglich sei, als noch eine Sekte Gebräuche und Dogmen habe, an denen der menschliche Verstand Anstoß nimmt.

Details und historische Züge über die theils sichtbare, theils unsichtbare, Verbrüderung der unheimlichen Gesellen findet man in Menge, so wie Darstellung jener Gesellschaften in Frankreich, die, ebenfalls verbrüdert, dem unlautren Treiben entgegenarbeiten. Der Verfasser schlägt daher vor, auch in Deutschland, so weit es die Gesetze erlauben, dergleichen nachzuahmen, und sicherlich thut es immer mehr Noth, daß die Redlichgesinnten mit einander sich verbinden. In letzter Beziehung trägt Referent kein Bedenken, darauf hinzuweisen, daß das Studentenleben in gewissen Kreisen seit 1818 eine innigere Berührung für das spätere Leben begründet habe, als es je früher geschah, und daß manche Früchte desselben sich bereits jetzt wenigstens in der Literatur zu zeigen beginnen, die hoffentlich je länger, desto erfreulicher heraustreten werden.

Sollen wir der freisinnigen Schrift, die uns sonst sehr angenehm berührte, einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß ihr hie und da in ihrem Gange ein gewisser ordnender Faden und logischer Entwickelungsgang zu fehlen, und manchmal sie mir wie ein Conglomerat von Bemerkungen scheint, die zwar alle auf einen Vorwurf bezüglich, doch hin und her schweifen.

Uebrigens begrüßt schließlich Referent den Verfasser als einen Gespielen aus jenen Knabenjahren, die er nicht fern, vom Ufer der Ostsee verbrachte.

Spazier.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 105.** 2. September 1831.

Die Ereignisse in den russisch-polnischen Provinzen, und ihr Verhältniß zu Rußland vor und in der neuesten Revolution,

von

einem Podolier. — *)

In dem Augenblicke, wo wir die tröstliche Hoffnung nähren, für ganz Europa eine Epoche der Freiheit, der Wiedergeburt, der Gerechtigkeit und der Unabhängigkeit anbrechen zu sehen, schaut Polen, stark durch seine unbesiegbare Vaterlandsliebe, seinen unermüdlichen Haß gegen Despotismus, besonders aber durch die Heiligkeit seiner Sache, sich endlich am Ziel seiner Leiden, und zögert nicht länger seine heiligsten, unter dem Abscheu der ganzen Welt, verkannten und mit Füßen getretenen, Rechte zurückzufordern. Seit länger als einem halben Jahrhundert die ganze Macht seiner Unterdrücker verachtend, sah es dieselbe an der Hingebung seiner Heldenlegionen zerschellen, und jetzt endlich sieht Rußland den eisernen Scepter, den es über ein so edles und großherziges Volk ausgestreckt hielt, seinen Händen entfallen; es verzehrt sich in ohnmächtigen Anstrengungen, ihn wieder zu fassen; es müht sich, seine gehässige Herrschaft in den polnischen Provinzen, die es am Ende des vorigen Jahrhunderts abgerissen, und auf denen noch jetzt sein schmachvolles Joch liegt, aufrecht zu erhalten; und kehrt all seine Wuth gegen die unglücklichen Bewohner von Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine; es rächt sich an diesen wegen der glänzenden Siege ihrer, von seiner Rache nunmehr unerreichbaren, Brüder; es wüthet gegen die letzten Trümmer unsrer Nationalität; es bestreitet uns die Ansprüche, die wir auf den glorreichen Namen „Polen“ haben; es beschimpft mit den entehrendsten Bezeichnungen die großherzigen Bestrebungen derjenigen Bürger, die in heldenmüthiger Kühnheit es nicht erwarten können, bis das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande uns Alle unter die Fahne der Unabhängigkeit vereinigt.

Unsre Provinzen sind überschwemmt von Truppen, von niederträchtigen Spionen, die nicht nur die Worte, nein auch die Bewegungen, die Blicke bespüren. Getrennt von unsren Brüdern, vermögen wir nur sehr schwer unsre Stimmen vor ganz Europa vernehmen zu lassen. Es ist darum Zeit, die öffentliche Meinung aufzuklären, die gewiß in Bezug auf uns getäuscht wurde, Schrecken zu enthüllen, über welche die Menschheit erröthet; der allgemeinen Entrüstung Thatsachen Preis zu geben, die überall sonst die Tyrannei selbst in Staunen setzen würden; und allen denen, welche an unsrer Sache irgend einen Antheil nehmen, davon zu beweisen, daß eine gränzenlose Hingebung für unser Vaterland, daß der Haß gegen jede fremde Herrschaft, auch den bestimmten und unverlöschbaren Charakter unsrer Bevölkerung bilden, und daß wir diesen auf unsre letzten Nachkommen zu übertragen geschworen haben, selbst wenn der Heldenkampf, der jetzt gegen den Despotismus begonnen hat, sich zu unsrem Vortheil nicht endete.

Unsre Feinde haben vielleicht schon unser Stillschweigen benutzt, um den öffentlichen Geist unsrer Provinzen zu verleumden, um uns mit dem gehässigen Verdacht zu beschu-

*) Dies merkwürdige Aktenstück ist uns von Warschau französisch zugeschickt worden, mit der Meldung, daß es zugleich in Frankreich gedruckt werde. Wir geben die treueste Uebersetzung dieses historischen Dokumentes, das die öffentliche Meinung über die so dunkle Lage der, von Polen abgerissenen Landestheile so sehr zu berichtigen dienen wird.

rfen, als sähen wir diesen großen Ereignissen gleichgültig zu; oder sie würden doch daraus folgern lassen, daß wir den Bewegungen in dem sogenannten Königreiche Polen fremd geblieben wären, und daß wir einen integrirenden Theil der russischen Bevölkerung ausmachten. Es sei mir darum erlaubt, in der Kürze den wirklichen Zustand der Dinge zu zeigen, einen Blick auf die, »so sehr begründeten Ansprüche« Rußlands auf unsre Provinzen zu werfen, und endlich eine Uebersicht derjenigen Mittel hinzuzufügen, die es jetzt anwenden zu müssen geglaubt hat, »im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, um in Zukunft die Wohlthaten seiner väterlichen Regierung einer ganz russischen Bevölkerung, die nur zufälliger Weise beinah fünf Jahrhunderte lang mit Polen vereint gewesen ist, sicher zu stellen.«

Bis jetzt hatte Rußland nicht nöthig zu haben geglaubt, die Legitimität seiner Besitzungen in Polen zu beweisen. Es hatte sich unsrer Provinzen bemächtigt, weil sie ihm eben passend erschienen; es erhielt sie sich durch das Recht der Gewalt, weil sie ihm unentbehrlich vorkommen; und nie suchte es einen andren Grund seiner Herrschaft; erst jetzt, wo reelle Mittel, die Früchte seiner Usurpation sich zu erhalten, zu mangeln beginnen, sucht es dieselbe auf einen Anschein von Recht zu stützen.

Im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts, so allmächtig Rußland damals in Polen war, machte Rußland nie einen Rechtstitel geltend. Als im Jahr 1763. der Zaarin Catharina der II. der Titel Kaiserin gegeben wurde, gewährleistete sie an Polen alle Besitzungen desselben, und zwar so, wie deren Gränzen im Jahr 1686. durch den Vertrag mit dem Zaar Alexis Michailowicz festgesetzt waren; und selbst dann, als die drei sich folgenden Theilungen den Ruin unsres unglücklichen Landes vollendet hatten, machte Rußland, der Haupttheilnehmer an diesem großen Raube, auf keine Weise die Rechtsansprüche geltend, welche es gegenwärtig vorschützt. Im Jahr 1772. ließ sich Catharina Weiß-Rußland nur als eine Entschädigung für die Kosten, welche ihr der Aufenthalt russischer Truppen in Polen verursacht haben sollte, zusprechen; 1793. erklärte sie sich in der Nothwendigkeit, den Fortschritten eines angeblichen Jacobinismus Einhalt zu thun; 1795. aber, nach dem Blutbade von Praga, hielt sie es nicht einmal der Mühe für werth, irgend einen Grund dafür anzugeben, warum sie aus der Charte von Europa die Ueberbleibsel dieses unglücklichen Volkes verschwinden ließ.

So haben auch bis jetzt niemalen die Bewohner dieser Provinzen, willig die Herrschaft der Russen anerkannt. Die beiden ersten Theilungsverträge wurden mit Gewalt erpreßt und von Männern geschlossen, die dazu nicht das mindeste Recht hatten; denn die Repräsentanten der abgerissenen Provinzen waren ausdrücklich von den sogenannten, zu diesem Zweck gehaltnen, Reichstagen ausgeschlossen. Vergeblich beruft sich Rußland auf einen Eidschwur, den es mit Gewalt entriß, und der, selbst wenn er frei geleistet worden, ungültig wäre; denn kein Bürger hat das Recht, den Umsturz seines Vaterlandes zu beschwören. Die, aus der Verjährung hergeleiteten, Gründe sind eben so ungültig; keine Zeit kann Unrecht heiligen, was solches seiner Natur nach ist. Die Rechte der Einzelnen sind in Betreff ihrer Freiheits- und Eigenthumsrechte unveräusserlich und unverjährbar. Kein noch so langer Zeitablauf kann sie vernichten; um wie viel weniger die der Völker! Catharine fühlte auch sehr wohl, daß ihre Herrschaft in unsren Provinzen auf kein Recht gestützt sein konnte, daß sie vor den Augen Europa's die ungeheuer schwere Rechtsverletzung verschleiern müßte, und so stellte sie sich, als ließe sie den Polen wenigstens einen Theil ihrer Nationalität. Sie bewilligte dem Adel einige negative Privilegien, Kraft deren derselbe mit einigen Ungerechtigkeiten, die auf den übrigen Classen der Bevölkerung lagen, verschont blieb, so war er von der Kopfsteuer, der Rekrutirung u. s. w. befreit. Selbst ihre Nachfolger waren so weit entfernt, die Polen als russische Unterthanen, die ihrem eigentlichen Vaterlande erst jetzt wieder gegeben wären, zu betrachten, daß sie das Unrecht anerkannten, dessen sie sich gegen dies unglückliche Volk durch die Entreißung seiner Unabhängigkeit schuldig gemacht hatten. Der Kaiser Paul, der wahrlich mit dem beweinenswerthen Schicksal der Polen nur deshalb Mitleid fühlte, weil seine Mutter Alles gethan, um das Land zu Grund zu richten, bewilligte dem Adel der, Rußland einverleibten, polnischen Provinzen, den Gebrauch seiner Sprache und seiner alten Gesetze, die Catharine ihnen entrissen. Der wiener Congreß, der sich damit begnügte, das von Napoleon aufgeführte, Riesengebäude zu zertrümmern, ohne etwas an dessen Stelle zu setzen, — der durchaus nicht im Stande war, die neue gesellschaftliche Ordnung in Europa auf den unerschütterlichen Basen, auf der Erhaltung aller Rechte und der gewissenhaften Beobachtung des ewigen Gesetzes der Gerechtigkeit in allen Beziehungen sowohl unter den Völkern und Cabinetten, als unter den Fürsten selbst — aufzubauen; — dieser Congreß war selbst zu unmächtig, die Basen wieder aufzurichten, die im westphälischen Frieden gelegt wurden, und denen die Zertheilung Polens den allerersten und größten Stoß gegeben. Und doch hätte er diese große Ungerechtigkeit vor Allem wieder gut machen, und die Rechte einer unglücklichen Nation wiederherstellen sollen, deren politische Regeneration (der Wunsch ganz Europa's) allein Europa's Geschick sicher stellen, und dessen Unabhängigkeit schützen kann, und zwar gegen eine Macht, die trotz der Annahme der Formen civilisirter Nationen, nicht einmal die Politik

der Dschingis und Tamerlans befolgt, und darum nur um so furchtbarer wird, weil sie schon ein Mitglied der europäischen Familie geworden ist.

Unglücklicher Weise hatte der wiener Congreß zu viel Widerstand zu fürchten, zu viele verschiedne Interessen zu schonen gehabt; trotz dem aber, daß er auf die Durchführung seiner ruhmvollen Aufgabe verzichtete, hielt er es dennoch für seine Pflicht, das Loos der Polen zu mildern, und erkannte sie als eine Nation an, wenn er auch sie faktisch in der knechtischen Gewalt der drei theilenden Mächte ließ; — und sicherte ihnen im Angesicht ganz Europa's eine nationale Verwaltung und Vertretung zu. Die Ernennung aber einiger Polen zu der Stelle von Gouverneuren in denjenigen polnischen Provinzen, über welche Rußland sein Joch erstreckt, und eine geringe Veränderung in den Farben der Uniformen, war dennoch Alles, was Rußland kraft dieses Artikels der wiener Congreßakte hier bewilligte.

Der Kaiser Alexander, Augenzeuge der heroischen Hingebung und der Wunder von Tapferkeit, welche die Polen, als Theilnehmer des französischen Ruhmes in so vielen Gefechten unter den Fahnen des großen, damals die Schicksale Frankreichs leitenden, Mannes entwickelt, nach dessen Fall die ehrgeizige Hoffnung nährend, ihm in Europa nachzufolgen, glaubte aus Politik die tapfere und unglückliche Nation, zu deren König er sich erklärt, an sich fesseln zu müssen. Er bot daher den Polen ausser der Erfüllung seiner Versprechungen zu Wien die tröstende Aussicht einer noch bevorstehenden Vereinigung unsrer Provinzen mit dem Königreiche Polen. *) Diese Aussicht, die ihm wirklich die Herzen der Polen gewann, erhielt sich aber nur bis zu den Congressen von Troppau und Laybach. Zu dieser Epoche brachte ein, für das Geschick Rußlands noch weit schlimmerer, als für das Polens, doch für die Unabhängigkeit Europa's wohlthätiger Einfluß, eine gänzliche Veränderung im System des Petersburger Cabinettes hervor; — er gab ihm den Beschluß ein, jeden Keim der Freiheits- und Vaterlandsliebe in den Herzen der Polen zu ersticken, alle unsre Nationalität durch geheimes Miniren, oder (nach Umständen) durch offne Gewalt, zu ersticken und alles das, was sie unterhalten, oder begünstigen könnte, zu vernichten.

*) Wie diese Vereinigung im Herzen des ganzen Volkes lebte, beweist eine bekannte Anekdote. Als Alexander 18[illegible] seinen Einzug in Warschau hielt und die Stadt illuminirt war, stand unter einem einzigen dürftigen Lichte die polnische Inschrift: »Ohne Gallizien, Litthauen, Posen und Wielizka ist Polen weniger werth, als dies Licht.« Den Thäter entdeckten die strengsten Nachforschungen nicht. Schön ist auch das Wortspiel Zaluski's: Pes posnanie Slupia Polska: »Ohne Verstand ist Polen dumm.« Posnanie heißt nämlich wörtlich Verstand, und das Großherzogthum Posen zugleich. Sp.

Der Katholizismus, der in Polen stets national war, und zur Erhaltung des Patriotismus so unendlich viel beitrug, indem er eine Demarkationslinie zwischen beiden Nationen zog, und dadurch die Vermischung der Polen mit ihren Unterdrückern verhinderte, ward stets eines unversöhnlichen Hasses von Seiten der russischen Regierung gewürdigt. Trotz daß diese sich stets so anstellte, als beschütze sie alle Religionspartheien, zeigte sie sich in Bezug auf die katholische nicht nur intolerant, sondern selbst als Verfolgerin. So war denn auch seit dem Einfalle der Russen in Polen zur Zeit Catharinens, die unirte griechische Geistlichkeit (die durch ihre Gebräuche der schismatischen Kirche näher steht) der Gegenstand einer religiösen Verfolgung, welche die würdigen Werkzeuge der Zaarin so weit trieben, daß selbst das übrige Europa darüber sich entsetzte. Mit Hülfe schändlicher Behandlung und geübter Gewaltthat zwang man die Priester und beinah alle Landbewohner in Volhynien, der Ukraine und Podolien zum Uebertritt zur herrschenden Religion. Dabei ist zu bemerken nöthig, daß die katholische Geistlichkeit, die in andren Ländern nur zu oft das Werkzeug und die Hauptstütze des Absolutismus war, in Polen beständig (mit Ausnahme einiger großen Sünder in den letzten Katastrophen des Landes) Vaterlands- mit Freiheitsliebe verbunden hat.

Derselbe Zerstörungsgeist gegen unsre Nationalität leitete die Regierung zu einem Angriffssystem gegen den Adel, den er beständig zu vernichten, oder wenigstens zu schwächen versuchte *), — der aber in unsren Provinzen, wo beinah gar kein dritter Stand vorhanden ist, beinah die Gesammtheit derer ausmacht, die in einer wohl constituirten Gesellschaft, die politischen Rechte zu üben, berufen sind, d. h. die Grundbesitzer. Die, pomphaft verkündeten, von Paul und Alexander gewährten, Vorrechte wurden bald vollkommen illusorisch. Denn durch einen Ukas des Kaiser Nikolaus vom Jahr 1828 wurde jedem Edlen untersagt, Wähler, oder wählbar zu sein, wenn er nicht vorher in Diensten der Krone gewesen. Man fragt sich, was war der Zweck dieser Verordnung, die alle Rechte des Adels vernichtete? Konnte man annehmen, daß die Regierung die Bürger zur Annahme von Diensten bei ihr zwingen wollte? Aber alsdann, warum so viel abschreckende Schwierigkeiten, die man dem Aufsuchen und der Verification der Adelsdiplome, ohne welche man zu den Stellen nicht zugelassen wurde, in den Weg legte? Mußte man nicht voraussetzen, daß der Staatsdienst das polnische Herz entartete und, die Liebe zum Vaterlande verlöschend, derselben Neigung zum fremden Joche unterschob, da man nur denen, welche schon gedient hatten, vertrauen wollte? Eine

*) Dies System war eben so perfid, als jedes andre. Alles kam Rußland beständig darauf an, die öffentliche Meinung Europa's über die Lage der Polen und ihren Charakter zu täuschen. Die polnischen Edlen als, ihre Mitbürger drückende, abscheuliche Aristokraten darstellend, konnte es in seinem Zerstörungssystem gegen die Blüthe der Nation sogar auf den Beifall der kurzsichtigen und, mit Polen unbekannten Masse der Liberalen in Europa rechnen. Daher die weit verbreitete, immer noch nicht ausgerottete, Meinung von der jetzigen als einer Aristokratenempörung. Daß der Adel den Bauer civilisiren, daß die Regierung den Adel daran zu hindern sich bestrebte, das ahnete Niemand. Sp.

problematische Frage, die alle Polen abschreckte, sich um irgend eine Art von Staatsdienst zu bewerben. Denn wenn der Wunsch, sich ihren Mitbürgern nützlich zu machen, die Ausgezeichnetsten unter ihnen bewogen hatte, Stellen nachzusuchen (die oft nur die größten Lasten des von Allen getragnen Joches waren), so ließ der eben erwähnte Ukas sie fühlen, daß diese Stellen sie unbeliebt machen und sie in den Augen ihrer Brüder als der Regierung ergebne Leute erscheinen lassen würde. Man glaubte in dieser Maasregel nur die Absicht der Russen, Uneinigkeit unter den polnischen Bürgern zu säen, und zu gleicher Zeit sie von aller Thätigkeit zu entfernen, die den Schmerz ihrer Sklaverei mildern konnte, zu erblicken. — (Forts. folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Geschichte.

Geschichte von Hessen, mit besonderer Berücksichtigung des Großherzogthums, von Prof. Dr. Philipp Dieffenbach in Friedberg. Darmstadt. 1831. Joh. Wilh. Heyer. gr. 8. S. 278.

Die deutsche Provinzialgeschichte — denn anders als Provinzen eines Landes sollten keinem deutschen die verschiedenen kleinen Staaten in unsrem Vaterlande erscheinen — wurde in neuerer Zeit wieder mit besondrem Fleiße angebaut. So schmerzlich uns auch jede neue Arbeit der Art an die heillose Zerstückelung unsres Landes erinnert, so begrüßen wir doch jede als eine wirkungsreiche Aussaat für die Zukunft. Bei dem allgemeinen Interesse für Geschichte, bei der, durch die neuesten Ständeversammlungen zu großer Sehnsucht nach Einigung des Vaterlandes im Volke gesteigerten Aufmerksamkeit auf alle Stämme, ist anzunehmen, daß Spezialgeschichtswerke so gut von dem Stamm, den sie beschreiben, als von den andren Mitstämmen gelesen werden. Was in der egoistischen Vergangenheit fast vergessen worden, daß jeder Stamm eine achtungswerthe, und dennoch mit den andren so sehr gemeinschaftliche Geschichte habe, daß jeder an den allgemeinen Ereignissen Theil genommen, jeder dieselben Schicksale gehabt, jeder dasselbe gelitten, gehofft, gefürchtet, gelebt — muß wieder dadurch um so lebendiger allen gegenwärtig werden.

Ganz besonders aber geht — und das scheint uns für die jetzige Zeit das Wichtigste — daraus hervor, daß jeder der einzelnen deutschen Stämme selbst für sich allein von so gewaltiger Kraft war, um in einer, oder der anderen Zeit ein tüchtiges Gewicht in die Waagschale der Weltgeschichte zu legen, so bald er die öffentliche Meinung einer Zeit für sich hatte, und sich an die Spitze derselben zu stellen verstand. So war Philipp der Großmüthige von Hessen zur Zeit der Reformation von europäischer Bedeutung, wie später Moritz von Sachsen, wie in entgegengesetzter Weise Maximilian von Bayern zur Zeit der Ligue u. s. w. Dies mögen unsre jetzigen deutschen Fürsten wohl bedenken; jeder von ihnen ist stark genug, groß und mächtig herauszutreten, wenn er jetzt das Panier der Liberalität von den Zinnen seines Schlosses wehen läßt, und ihm dieselbe »eine Wahrheit« ist. —

Hessen hat in neuester Zeit dasselbe einigermaßen wieder an sich selbst erlebt, trotz daß es in unselige zwei Theile gespalten war, und nur die eine Hälfte dieses Volksstammes in den September- und Octobertagen 1830 kräftig heraustrat. Was konnte da nicht ein Staat, wie Bayern vermögen, viermal größer als beide hessische Theile zusammen? —

Die hessische Geschichte ist übrigens eine von den deutschen Provinzialgeschichten, für welche wie die sächsische und theilweis auch die bayerische am Meisten Materialien gearbeitet worden sind. Die brandenburgische und preußische hat jetzt in Voigt in Königsberg einen tüchtigen Bearbeiter gefunden. Ein Werk aber, wie die, freilich sehr weit angelegte, hessische Geschichte von Rommel, in welcher die Geschichte Philipps des Großen allein einen starken Octavband von 600 Seiten bildet, dürfte kein andrer deutscher Staat noch aufzuweisen haben.

Da Rommel sehr in's Spezielle geht, auch die Vollendung seines Werkes noch in weitem Felde ist, (denn der erste Theil erschien 1820, der zweite 1823, der dritte 1827 und 1830, und geht nur bis 1540,) auch dessen Anschaffung nicht in Aller Kräften stehen dürfte, so ist vorliegende kürzere Geschichte bis zum Tode Ludwig I. wohl willkommen zu heißen. Bei der Verwickelung der Linien u. s. w. können viel Details auf dem beschränkten Raume nicht wohl erwartet werden, so daß, was immer mehr als Hauptbedürfniß gefühlt wird, die Cultur- und Sittengeschichte nur dürftig behandelt sind. Doch ist es dem Verfasser gelungen, mit kurzen Strichen zu charakterisiren.

Der Verfasser war, wie er in der Vorrede sagt, Prinzenerzieher, und die Verhältniß mag der Freimüthigkeit, mehr noch der Ausführlichkeit seines Urtheils vielen Zwang angethan haben, was denn auch besonders in der Geschichte der neuern Zeit fühlbar wird. Indeß müssen wir ihm doch das zum Ruhm nachsagen, daß er nicht in Schutz zu nehmen sucht, was verwerflich ist, und daß er ausdrücklich die churhessische Geschichte früh abschließt, weil er lieber nicht davon reden will, wie ein Theil des Volksstammes sich mit seinen Fürsten ganz überworfen habe. Freilich ist dadurch sein Werk unvollständig, wie ihm denn überhaupt fast mehr der Titel eines jedoch sehr gut und vollständig angelegten Compendiums gegeben werden möchte. Ueberdies setzt die hessische Geschichte dies unabhängige Urtheil eines Schriftstellers auf besondre Proben; wir erinnern nur an Philipps des Großen doppelte Ehe, an den Unterthanenverkauf zur Zeit des nordamerikanischen Krieges u. s. w. Der erste Punkt ist hier z. B. nur kurz erwähnt und dabei auf Rommel verwiesen; beim letzten das Empörende nur sehr leise angedeutet.

Der Hauptvorwurf, den man dem Werke machen könnte, wäre die ausserordentlich dürftige Rücksichtnahme auf die landständischen Angelegenheiten. Ja es ist auffallend, daß der Verfasser in dem Nachtrage zu den »Rechten der Hessen« das der Gesetzzustimmung, Gleichheit vor Gericht u. s. w. anführt, die er vorn in der Einleitung — vergessen hatte.

An Details ist, wie gesagt, das Werk nicht reich; indeß, Einzelnes verdient bemerkt zu werden, — wie die Besoldungen in den einzelnen Zeiträumen.

Besonders ist uns die Notiz aufgefallen, daß in neuerer Zeit beide hessische Fürsten ihre Contingents beim Bund gern zu einem Corps vereinigen wollten, ausdrücklich aber verschiednen Corps zugetheilt wurden!! — — So versteht also der Bundestag die Vereinigung Deutschlands! —

Gewiß ist übrigens, daß kein deutscher Volksstamm so viel von seinen Fürsten gelitten, und dabei doch so treu ausgehalten, als der hessische, dieser vor Allen deutsche. So erscheint uns die Erklärung des Verfassers vom »blinden Hessen,« er ginge sowohl blindlings auf den Feind, als er blind seinen Fürsten anhinge — — so sinnreich als wahr. E.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 106.** 5. September 1831.

Die Ereignisse in den russisch-polnischen Provinzen, und ihr Verhältniß zu Rußland vor und in der neuesten Revolution,

von

einem Podolier. —

(Fortsetzung.)

Kein Bürger konnte zu irgend einer Militair- oder Civilstelle gelangen, ohne die Dokumente seines Adels vorzuweisen, — eine Bestimmung, deren Ausführung wahrlich oft sehr schwierig in einem Lande sein mußte, das so oft durch Kriege verwüstet worden war. *) Und, was man in unsrem Jahrhundert zu glauben Mühe haben wird, mitten in einer Nation, die ein Theil des civilisirten Europas zu sein vorgiebt, verboten die strengsten Ukasen denen, welche die eben erwähnte Bedingung nicht zu erfüllen vermochten, den Genuß der Wohlthaten öffentlicher Erziehung, *) und verdammten dadurch den größten Theil der Bevölkerung zu einer ewigen Unwissenheit! — — Nichts kann besser den Despotismus zeichnen, als dieses seltsame Vergessen aller, jedem Menschen, eingebornen Rechte, und der, der Gewalt von der Gesellschaft auferlegten, heiligsten Pflichten. Nichts charakterisirt mehr den Zustand der Dinge, den man in Rußland Regierung zu nennen beliebt. Endlich um unsre Trennung von unsren Brüdern im Königreich zu vervollständigen, wurde jedem Bürger verboten, in der polnischen Armee, oder in den Bureaus der Ministerien des Königreichs Dienste zu nehmen. **)

Jeder Versuch, das Land von der Tyrannei, unter welcher es seufzte, zu befreien, wurde mit einer Barbarei verfolgt, von der die Geschichte weiter kein Beispiel darbietet. Die patriotische Bewegung, die im Jahr 1823. in Wilna ausbrach, wurde mit Galeeren- und Zuchthausstrafe an einigen jungen Leuten aus den ersten Familien bestraft, deren zartes Alter sie wahrlich vor solcher Barbarei hätte schützen sollen. Novosilzof, so bekannt durch ähnliche Operationen in Warschau, war bei dieser Gelegenheit das würdige Werkzeug der Rache für die Regierung. Er verwik-

*) Man sehe darüber, was ich im dritten Hefte meiner Geschichte des polnischen Feldzugs S. 386. in Betreff des Ukas gegen die litthauischen Insurgenten gesagt. Nach diesem sollten die Kinder derjenigen, die sich Schlachtitsche nennen, ohne über ihren Stand Zeugnisse zu besitzen, als Militaircantonisten aufgenommen werden. Dies sind Edelleute, bemerkte ich dort, welche so verarmt sind, daß sie zwar Eigenthum besitzen, ihr Feld aber selbst bebauen, wie deren auf den polnischen Reichstagen, wenn sie nur noch ein Pferd und Waffen hatten, früher viel erschienen. Die Bestimmung wegen der Zeugnisse ist um so böswilliger, als dieser Adel nur auf Tradition beruht, und keiner ihn juristisch auf Papier beweisen kann. Somit war es auf Vernichtung des ganzen Adels, als einzig freien Standes abgesehn. Sp.

*) Kann nun noch Jemand an der Dschingischan'spolitik Rußlands zweifeln? Der Adel sollte vernichtet werden, und Niemand öffentlich unterrichtet, als der Adlige. Der Adel ward als verderblicher Aristokrat dargestellt, und doch dieser Aristokratismus zur Bedingung der Bildung gemacht! — Sp.

**) Aus dieser absichtlich gepflegten Trennung des Königreichs von den Provinzen leuchtet auch der Grund hervor, warum im Anfang der jetzigen Revolution man über die Gesinnung der Litthauer so in Ungewißheit war, und aus diesem Umstande gingen die großen, anfänglich begangnen Fehler hervor. Sp.

kelte Knaben von zwölf Jahren mit in die Untersuchung. Ich enthalte mich der Details der langen und schmählichen Gefangenschaft, in welcher die Bürger im Jahr 1826. gehalten wurden, nachdem ihr Prozeß drei Jahre lang instruirt war, und von denen mehrere nach Ablauf dieser Zeit aus Mangel an Beweisen für unschuldig erklärt wurden, nachdem sie eine Behandlung erlitten, deren Einzelnheiten Schauder erregen. Andre, noch Unglücklichere, wurden ihrem Lande und ihren Familien entrissen, und seufzen noch jetzt im Exil in Sibirien, dessen Schrecknisse sie zehn, zwölf und funfzehn Jahre zu kosten verdammt wurden.

So war der Zustand der Dinge, als die Leiden Polens auf ihren Gipfel gelangt waren, seine heldenmüthige Armee, sich unter dem Vorwande eines Krieges gegen Belgien, aus dem Lande entfernt und in die verschiednen Corps der russischen Armee zerstreut zu werden, bedroht sah, und die unheilvollsten Plane in Ausführung gebracht werden sollten. Da ließ das Vaterland seine Stimme erschallen und rief seine Kinder zu jedem Opfer, um ihm in dieser großen Crise beizustehen. Unsre Brüder hatten den Ruhm, die Ketten zu brechen, und den ersten Grundstein zu unsrer künftigen Unabhängigkeit zu legen.

Von diesem Augenblick an, hielt Rußland, von seinem bösen Geschick hingerissen, und die wahrhaften Interessen im Rathschlage einer gesunden Politik verkennend, kein Maas mehr und kein Ziel. Sogleich nach der Bekanntmachung des ersten Manifestes des Kaisers Nikolaus vom 23. December, wo der erbitterte Zorn des Autokraten sich mit der Aussicht tröstete, daß ein entscheidender Schlag ihr die Süßigkeit der Rache kosten lassen werde, wurden alle unsre Provinzen sogleich als auf dem Kriegsfuße befindlich erklärt, d. h. daß das Leben und Vermögen aller Bürger vom Belieben, nicht allein des Oberbefehlshabers, sondern der Militairgouverneurs abhänge. Die Bürger, deren ehrenhafte Gesinnungen bekannt waren, wurden nach Sibirien geführt, ohne daß man irgend einen Beweis gegen sie hatte; ja man bedeutete ihnen von Seiten des Kaisers: »daß er eigentlich keinen Grund zur Unzufriedenheit mit ihnen habe, sondern, daß man sie nur deshalb zur Verbannung verurtheile, weil dies im Interesse ihrer eignen Sicherheit läge und es zu ihrem Besten gereiche« (eigne Worte des Ukas.) Eine große Menge von Personen wurde so durch militairische Gewalt mitten in der Nacht fortgeschafft, und gegen sie die schrecklichsten Gewaltthaten verübt. Bei einer dieser nächtlichen Verhaftungen wurde ein podolischer Bürger durch die schändlichen Häscher, die sich seiner zu bemächtigen gekommen und vollkommen betrunken waren, mit Mißhandlungen jeder Art überhäuft, seine Frau und seine Mutter aus ihren Betten, und ohne daß man ihnen zum Ankleiden Zeit gelassen, gerissen und in einer Kälte von mehr als funfzehn Grad nach einer, zwei Stunden von ihrem Landsitz entfernten, kleinen Stadt abgeführt.

Unterdessen ward ein neues Manifest des Kaisers publizirt, in Folge der Thronentsetzung in Warschau. Der Kampf hatte noch nicht begonnen. Polen ward von keiner Macht unterstützt; kein fremder Beistand war ihm zugesichert, und dennoch forderte der Kaiser, der zuerst seine »treuen Unterthanen versichert, daß die vorhandnen Kräfte Rußlands zur Erdrückung einer handvoll von Rebellen hinreichen, und daß keine neuen Opfer nöthig wären« sie jetzt auf: »alle ihre Kräfte zu vereinigen, um einen, derselben so würdigen, Zweck zu erreichen.« In der That wurden auch zahlreiche Rekrutenaushebungen befohlen; man überhäufte unsre gedrückten Provinzen mit allen möglichen Leiden, mit Contributionen jeder Art, die allein einen offnen Widerstand gegen so drückende Maasregeln hätten rechtfertigen und einen allgemeinen Aufstand herbeiführen können.

Die Feindseligkeiten hatten so eben etwa begonnen, als der Kaiser, im Zorn über den hartnäckigen Widerstand, der die Fortschritte seiner Truppen aufhielt, eine unedle Rache an der kleinen Anzahl entlassener und hier befindlicher, polnischer Offiziere auszuüben beschloß, die ein unglückliches Geschick dazu verurtheilt hatte, von dem glorreichen Vorrecht, für das Vaterland zu kämpfen, ausgeschlossen zu sein. Sogleich nach Ausbruch des Aufstandes in Warschau, und nachdem die Armee an demselben Theil genommen, waren sie verhaftet, entwaffnet und zu Kriegsgefangnen erklärt worden. Nach Verlauf einiger Zeit wurde ihnen vorgeschlagen, die heilige Sache, die ihre Brüder vertheidigten, zu verlassen und Dienste in Rußland bei Strafe der Deportation nach Sibirien zu nehmen. Die Wahl zwischen Verbannung und Infamie konnte nicht zweifelhaft sein. Sie antworteten mit großherziger Verwegenheit: »Daß ein solcher Antrag den, welcher ihn zu machen fähig wäre, entehrte, und daß, da sie den Ruhm genossen, einen Theil der polnischen Armee auszumachen, sie in andren Reihen nie mehr kämpfen könnten. Somit wurden sie denn zuerst nach Kursch und von da nach Orenburg, Astrachan und andre Städte an den Gränzen Asiens abgeführt. Zwar nahmen sie das Bewußtsein mit sich, ihren Pflichten treu gewesen zu sein, nichts konnte sie aber über die schreckliche Aussicht trösten, jede Hoffnung daß sie jemals zu den Fahnen, für welche sie so gern den letzten Blutstropfen vergossen hätten, wieder stoßen könnten, aus dem Herzen zu verbannen. Die Regierung trieb die Barbarei so weit, um diese Schreckensmaßregel auch auf die wenigen Offiziere auszudehnen, welche der Großfürst noch vor der Revolution zum Ankauf von Pferden abgeschickt hatte. Sie traf das Schicksal ihrer Cameraden. Man nahm ihnen das Geld, das sie von der Regierung erhalten, und wiewohl mehrere nur von ihren Ga-

gen lebten, kümmerte man sich nicht im Geringsten um ihren Unterhalt, so daß sie allen Schrecken des Elends Preis gegeben blieben. —

Jetzt begann nun eine Reihe von Eingriffen, die, eingegeben von der blinden Wuth der russischen Regierung, keine andre Wirkung haben konnten, als Verzweiflung in die Seele der Bewohner unsrer Provinzen zu bringen, und den Augenblick zu beschleunigen, wo die Verletzung aller ihrer Rechte ihnen die Waffen in die Hände gab, während durch versöhnende Maßregeln man wenigstens den Ausbruch einer, später oder früher unvermeidlichen insurrektionnellen Bewegung hätte verschieben können.

Die, Rußland incorporirten Provinzen wurden der Privilegien, sich durch ihre alten Gesetze zu regieren, beraubt, und in Allem der russischen Regierung untergeben. Bald bemühte man sich die letzten Spuren der Wohlthat nationaler Erziehung zu verwischen, entriß die Schulen Volhyniens und Podoliens der Aufsicht der Universität Wilna, und untergab sie dem Einfluß einer ganz russischen Akademie, so daß der Pole sich jetzt gezwungen sieht, entweder seinen Kindern die Vortheile einer öffentlichen Erziehung zu entziehen, oder was seiner Seele noch weit schmerzlicher sein würde (denn Vaterlandsliebe erfüllt sie ganz) beständig damit bedroht zu sein, in seinen Kindern das tiefe Gefühl zum Vaterlande, das er als das kostbarste Erbtheil auf seine Nachkommen überliefern möchte, erstickt zu wissen. Die polnische Sprache, das einzige Denkmal unsrer Nationalität, welches uns noch von unsrer politischen Existenz übrig geblieben, wurde aus den Schulen, aus allen Regierungs- und Justizakten verwiesen. Das hieß, uns unser letztes Gut rauben; aber die Stunde der Rache nahte.

Diejenige Maßregel indeß, welche die Erbitterung der Gemüther auf die höchste Stufe zu bringen berechnet schien, und eben so unpolitisch, als gehäßig erschien, war der vom Feldmarschall **Diebitsch** gegebne Befehl, den Bürgern im ganzen Umfange der polnischen und litthauischen Provinzen, die Waffen, in deren Besitz sie waren, wegzunehmen, selbst die nicht ausgenommen, deren sie zu ihrem täglichen Gebrauche bedurften. Schwer war es, sich einem Befehl zu unterwerfen, dessen Ausführung die wenigen Mittel, die man für das Wohl des Vaterlandes im Hinterhalt hatte, vernichtet haben würde. Und so war er denn auch das Signal einer beinah allgemeinen Insurrektion in Samogitien, dessen ganze Bevölkerung sich stets durch eine unantastbare Anhänglichkeit an ihre Religion und an ihr Vaterland, und durch den heftigsten Haß gegen die unversöhnlichen Feinde beider ausgezeichnet hatte. Hier sah man die Wunder von Hingebung sich erneuern, welche Spanien im Anfang unseres Jahrhunderts so unsterblich gemacht. —

Das Cabinet von St. Petersburg sah wahrscheinlich nun, wiewohl zu spät, den Abgrund, den es unter seinen Füßen gegraben; aber sein Stolz verhinderte es, dies einzugestehen. Es schrak nicht vor den furchtbaren Folgen des von ihm eingeschlagnen Weges zurück, und krönte eine Reihe von eben so tyrannischen, als unsinnigen Maßregeln durch den berüchtigten Ukas vom 22. Mai dieses Jahres, einem Aktenstück, das für immer in den Annalen der Tyrannei unsterblich bleiben wird, als ein furchtbares Beispiel, zu welchen Ausschweifungen der Despotismus selbst in diesem Jahrhundert des Lichts im Schooß einer sogenannten civilisirten Gesellschaft sich versteigen kann. Kraft dieses Ukases sollten nicht nur die, welche an dem Aufstand Theil genommen hatten, vor die Kriegsgerichte gestellt und auf Befehl des Militairchefs *) in 24 Stunden gerichtet und verurtheilt; es sollte nicht nur gegen sie die Confiscationsstrafe, an welche unser Jahrhundert beinah die Erinnerung verloren, wieder erneuert werden, sondern selbst ihre Kinder wurden auch verdammt, auf immer in der Armee zu dienen, oder in die Militaircolonien abgeführt zu werden. Genug, dieser Ukas, um mich seiner eignen Ausdrücke zu bedienen, »bestimmte selbst die, welche bisher noch unentschieden geblieben waren.« Bald nach seiner Publikation erhob das ganze Gouvernement von Wilna mit Ausschluß der Hauptstadt die Fahne der Empörung.

Dennoch wollte der Kaiser von diesen Gewaltthätigkeiten, die bereits für Rußland von so unheilvollen Folgen gewesen waren, noch nicht abstehen. Ein andrer Ukas befahl, die Güter derjenigen Bürger zu sequestriren, **deren Söhne in der polnischen Armee, oder sogar nur zufällig im Königreich Polen sich befanden.** So waren es nun also auch die Väter, welche für die Vergehen ihrer Kinder verantwortlich waren, so daß selbst der, welcher gar keinen Antheil am Aufstande genommen, sich blos aus dem Grunde, weil seine Söhne abwesend waren, in das äusserste Elend gestoßen fand. — Aber das heilige Feuer des Patriotismus entflammte alle Herzen und schöpfte neue Kraft aus den schlecht berechneten Bestrebungen, die es ersticken sollten. Jetzt waren wir zu dem Augenblick gekommen, wo, nach dem Ausdruck des berühmten Veteranen der Freiheit (der noch jetzt mit so viel Kraft die heilige Sache unsres Volkes führt) **der Aufstand die allerheiligste Pflicht des Bürgers ist.**

Die großen Muster von Warschau und Litthauen mußten auch in Podolien neue Wunderthaten erzeugen. Hier war seit lange ein allgemeiner Aufstand vorbereitet und organisirt worden, aber die Unmöglichkeit, auf eine kräftige Mitwirkung von Seiten der, durch eine lange Sklaverei abgestumpften, Landbewohner zu rechnen, hatte die Ausführung zu verschieben geboten. Doch nun ward eine neue

*) Darum sah man auch die angesehensten Bürger durch gewöhnliche Souslieutenants erschießen.

Rekrutenaushebung, neue Contributionen wurden auferlegt; sie drohten alle Hülfsquellen, welche ein Land der guten Sache noch zu bieten hatte, zu vernichten; ausserdem rückte ein furchtbares Truppencorps gegen die Gränzen des Königreichs Polen vor; — da reihte sich Alles unter die Fahnen der Unabhängigkeit. Bürger jeden Alters, jeden Ranges strömten in Masse herzu, fest entschlossen ihre theuersten Interessen zu opfern, um wenigstens so lange als möglich, die Vereinigung dieses Corps mit der, das Mutterland erdrückenden, großen Armee zu verhindern. Dies war der Beweggrund, der die großherzigen Kämpfer für die heiligste Sache, die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen bestimmte. Und allein, selbst ohne die Hoffnung auf Hülfe, wagten sie gegen einen, an Zahl so überlegnen, Feind einen ehrenvollen Kampf, der nicht immer zu ihrem Nachtheile ausfiel. Sie zwangen ein ganzes Regiment zur Niederlegung seiner Waffen, machten den General Selezucki und dessen Generalstab zu Gefangnen, nahmen den Russen zwei Kanonen, eine große Menge von Pferden und Kriegsbedarf, und brachten ihnen in mehreren Gefechten ansehnliche Verluste bei. Die Anzahl ihrer Todten und Verwundeten stand in keinem Verhältniß mit der der Russen. Endlich, nachdem sie Wunder der Tapferkeit, welchen selbst ihre Feinde Gerechtigkeit angedeihen zu lassen gezwungen waren, vollbracht, sahen sie sich genöthigt, für den Augenblick der Uebermacht zu weichen, und vollzogen in guter Ordnung und in stetem Kampf den Rückzug nach den Gränzen von Gallizien, wo sie, um nicht die Neutralität der österreichischen Regierung zu verletzen, die Waffen niederlegten, dann aber zu ihren Brüdern im Königreich Polen eilten, um nun dort ihr Leben für den Dienst des Vaterlandes zu opfern.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

B o t a n i k.

Compendium Florae Germanicae Sectio II. Scripserunt Math. Jos. Bluff et Ant. Fingerhuth. Tom. III. Auch unter dem Titel:

Flora cryptogamica Germaniae. Auctore Fred. Guil. Wallrothio. Pars I. Norimbergae Sumtibus J. L. Schrag. 1831. XXVI. S. Tit. Vorrede und Uebersicht, 654 S. Text in 12.

Der Flora Deutschlands von Bluff und Fingerhuth, welche vor wenigen Jahren erst erschien, fehlte nur noch der kryptogamische Theil, um als ein vollständiges Werk dazustehen, wie wir in der neueren Zeit noch kein gleiches erhalten haben. Hoffmann's Flora ist längst veraltet, Röhling's neue Auflage von Mertens und Koch bearbeitet ist ein Originalwerk zum Nachschlagen in den Studierzimmern bestimmt und wird noch viele Bände umfassen; Roth's neue Flora entbehrt den kryptogamischen Theil, und Reichenbach's Flora germ. excursoria wird noch viele, viele Jahre zu ihrer Vollendung bedürfen. So steht nun das obige Werk mit dem demnächst zu erwartenden letzten Theile als ein vollendetes Ganze, in welchem wir alle Pflanzen, die Bürger auf Deutschlands Boden sind, insgesammt beschrieben finden, und so dem angehenden Botaniker, der sich mit der lieblichen Flora seiner Wohnortsumgebung bekannt machen will, einen sehr vollständigen und durch sein Format auf botanischen Ausflügen und Wanderungen bequemen Leitfaden und Anhaltspunkt darbietet, dessen sich selbst der gelehrte Botaniker zur augenblicklichen Orientierung zur Zufriedenheit bedienen kann. Besonders zeichnet sich der phanerogamische Theil dieser Flora durch die vollständige wesentliche Charakteristik der Pflanzengattungen aus, da man in den gewöhnlichen compendiösen Floren, die nach dem Linneischen Systeme angeordnet sind, nur den differentiellen Charakter derselben findet. Was nun insbesondere den kryptogamischen Theil dieser Flora betrifft, so ist der Umstand, daß er von Herrn Wallroth bearbeitet erscheint, nur ein glücklicher zu nennen, da dieser gelehrte Botaniker aus dem Studium dieser Pflanzenabtheilung sich ein besonderes Geschäft gemacht und die Wissenschaft in dieser Beziehung schon mit manchen wichtigen Entdeckungen bereichert hat. Auch erscheint gegenwärtige erste Hälfte des kryptogamischen Theils der Flora wirklich als ein Originalwerk, in dem wir nicht nur eine eigenthümliche Anordnung dieser merkwürdigen und niedlichen Pflanzenfamilien, sondern auch eine genauere und sehr scharfsinnige Charakteristik der Gattungen finden. Wir schweigen von den vielen neuen Arten, welche hier aufgestellt sich finden und deren Authenticität den Verfasser der Schedulae criticae nicht verläugnen werden; wir machen nur die gelehrten Botaniker auf dieses an Originalbeobachtungen reiche Werk dringend aufmerksam, durch welches eine Kritik der Gattungen und Arten ohne großen Wortschwall fortläuft. Sehr lobenswerth ist der diesem Theile vorausgeschickte Schlüssel des Systems der Ordnungen und Gattungen, so wie die jeder Seite gegebene Inhaltsanzeige, wodurch man sich bei der Benutzung des Werkes sehr leicht zurecht findet, eine Einrichtung, welche auch dem phanerogamischen Theile dieser Flora zu wünschen wäre. Daß gegenwärtiger Theil schon sein Spezialregister hat, ist den vorhergehenden Theilen conform, und hier um so zweckmäßiger, als er die für sich schon eine gesonderte Reihe eigenthümlicher Familien bildende Pflanzen umfaßt, nämlich die der Farne, Marsileaceen, Equisetaceen, Lykopodiaceen, Lebermoose, Moose und Flechten, und der folgende Theil ebenso blos die Schwämme und Algen enthaltend das Ganze beschließen wird. Durch diese Wallrothische Flora der Kryptogamen Deutschlands wird nicht nur dem allgemein gefühlten Bedürfnisse einer solchen abgeholfen, sondern sicherlich auch das Studium dieser Pflanzenklasse in größere Aufnahme gebracht werden. — Druck und Papier sind nett und rein; besonders bewunderungswerth ist der bei solchen Werken seltene correcte Satz, welcher sicher nicht ohne große Kosten erzielt werden konnte.

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 107.** 7. September 1831.

Die Ereignisse in den russisch-polnischen Provinzen, und ihr Verhältniß zu Rußland vor und in der neuesten Revolution,

von

einem Podolier. —

(Schluß.)

Es würde zu weit führen, wollte ich in die Einzelnheiten aller der Schrecknisse eingehen, welche den augenblicklichen Triumph der Russen in diesen verheerten Gegenden bezeichneten. Die würdigen Agenten eines blutdürstigen Hofes führten nur zu treu dessen mörderische Absichten aus. Die Feder sträubt sich, das scheußliche Gemählde von den Gewaltthaten zu zeichnen, deren sich die wilden Vollstrecker der Rache St. Petersburgs ergaben. Die Aufzählung der Grausamkeiten, die überall ihren Durchzug in dem ganzen Umfang unsrer Provinzen bezeichneten, wäre zu ermüdend. Ich spreche daher hier weder von den Blutbädern und Metzeleien in Litthauen, wo noch halbwilde Horden, die Rußland als würdige Kämpen seiner Sache, zu letzter Hülfe waffnet, in Oschmiana, einer kleinen vorübergehend von den Insurgenten besetzten Stadt, mehr als 350 Leute jeden Alters und jeden Geschlechtes erwürgten, (ihre Plünderung erstreckte sich sogar bis auf die Kirchen, aus denen die heiligen Gefäße an die Juden verkauft wurden) noch von den, in Volhynien begangnen Excessen jeder Art, wo eine rasende Soldateska bei der Verfolgung der Insurgenten überall, wo sie hinkam, die Landgüter verwüstete, die Häuser der Eigenthümer plünderte und verbrannte, und sie selbst mit den barbarischsten Mißhandlungen überschüttete, wenn sie nicht vorher die Flucht zu ergreifen vorsichtig genug gewesen.

Als Bewohner von Podolien, als Augenzeuge seiner unbeschreiblichen Leiden, beschränke ich mich auf einige Einzelnheiten über den Zustand dieser Provinz. — Der General Roth, Befehlshaber aller Streitkräfte in Podolien, zwar ein geborner Franzose (Elsaßer) dessen Handlungen aber nur zu sehr diese edle Abstammung verleugnen, und der übrigens die tollen Begriffe des ancien régime von dem leidenden Gehorsam mit jedem Gefühl der unbeschränktesten Ergebenheit gegen den Willen eines Despoten vereinigt, der alle Russen charakterisirt, scheint sich zu seinem Musterhelden den Herzog von Alba verfluchten Andenkens für die jetzigen Umstände in Allem erwählt zu haben. — Bis zur unverschämtesten Frechheit treibt er gegen die unglücklichen Schlachtopfer eine wüthende Erbitterung, die um so schuldvoller, als sie in Bezug auf ihn ganz ohne Beweggrund ist. Die Gefängnisse in Podolien reichen für die Masse von Bürgern, die man in ihnen aufhäuft, nicht mehr zu; schon hat man Privathäuser zu diesem Zweck in Beschlag genommen, und ein andrer Theil dieser Unglücklichen mußte bereits die Kerker in den Festungen Bessarabiens bevölkern. Selbst wenn man den Angeschuldigten keines Vergehens überführen kann, hält man ihn nichts desto weniger in der härtesten Gefangenschaft, unter dem Vorwande, daß es — „zu unbekannte und niedrige Leute wären, als daß man mit ihnen sich zu beschäftigen Zeit hätte.“ Was aber endlich am lebendigsten den Charakter des General Roth malt, ist die Antwort, die er einem Offizier gab, als dieser ihn um Verhaltungsbefehle für den Fall gebeten, wenn die Gefangenen, die man aus ihren Häusern gerissen und deren Prozeß etwa noch obschwebte, die wahrscheinliche Aussicht, von ihren Brüdern befreit zu werden, hätten: „In dem Falle,“ antwortete General Roth

»muß man sie erschießen!! — — Wenn die Soldaten und Polizeiagenten den Auftrag zur Verhaftung eines Bürgers erhielten, zerfleischten sie ihn mit Stockschlägen und schleppten ihn halb todt an den Ort seiner Bestimmung. Hätte aber ein Eigenthümer wirklich Theil an dem Aufstande genommen, so erfuhr seine ganze Familie das erschrecklichste Loos. Angesehene Damen, Kinder wurden den barbarischsten, schändendsten Mißhandlungen Preis gegeben, wenn sie nicht den Zufluchtsort ihrer Väter, oder ihrer Brüder angaben. Die geachtetsten Grundbesitzer, deren Alter und körperliche Gebrechlichkeit sie gegen so scheußliche Verfolgungen hätten schützen sollen, wurden dem Schooße ihrer Familien auf den geringsten Verdacht, einiges Interesse an einem der Insurgenten offenbart zu haben, entrissen, und sie verschwanden, ohne daß es möglich war, das Geringste von ihrem Schicksal zu erfahren. Unter dem Vorwande, daß sie nachsehen wollten, ob etwa in dem Innern der Häuser Waffen verborgen wären, trieben darin die Kosacken die abscheulichsten Ausschweifungen. Um dieser Tyrannei die Krone aufzusetzen, ließ der würdige Genosse des General Roth bei diesen glorreichen Geschäften, der Gouverneur Lubianowski, eine Ordonnanz publiziren, welche allen Bürgern verbot, ihre Häuser ohne einen, in der Kreisstadt des Distriktes abgeholten, Paß zu verlassen, und die Polizei erhielt Befehl, jeden, den man ohne einen solchen antraf, zu verhaften, und ihn im Fall des Widerstandes wie einen Räuber zu behandeln. Selbst die Frauen waren von dieser Verordnung nicht ausgenommen, und denselben kindischen Anordnungen unterworfen; — ein solcher Befehl hat keines Commentars von Nöthen.

Und was gewinnt Rußland durch diese Sündfluth von Leiden, die seine blutdürstige Politik über unsre Gegenden, aus denen sie bereits eine weite große Wüste gemacht hat, ausgießt? Um wie viel mehr hätte es sich mit seinen Interessen vereinbart, dies unglückliche Land dadurch an sich zu fesseln, daß es ihm seine Nationalität, den Gegenstand aller seiner Wünsche und seiner Neigungen, ließ! Ja selbst in der Voraussetzung, daß es seine Pläne nach Vergrößerung und Universalherrschaft verwirklichen wollte, entweder, indem es alle slavischen Völker unter seinen Scepter durch Vereinbarung ihrer Interessen, und jedem eine besondre und nationale Verwaltung lassend, verband, oder dadurch, daß es, in die Fußstapfen Napoleons tretend, sein Streben nach einem Weltreich verfolgte, und um sich zwar besondre Staaten gründete, deren Souveraine aber nur seine Vasallen, oder Statthalter sein ließ! — Aber glücklicher Weise für uns, glücklicher Weise für Europa, konnten so große Ideen durch das petersburger Cabinet nicht ausgeführt werden; denn dessen niedrig engherzige Ansichten verfolgen in dem jetzigen Kriege keinen andren Zweck, als den beleidigten Stolz eines Despoten zu rächen! Seine absurde Politik hat jetzt nun eine Trennungsmauer, die keine Gewalt wieder zerstören und die Zeit nur fester kitten kann, einen unversöhnlichen Haß zwischen uns und unsren grausamen Tyrannen, aufgeführt. Gott verhüte, daß wir ungerechten Groll gegen eine Nation aussäen wollen, die, wie wir, des Mitleids würdig, unter dem schmählichen Joche des Tyrannen seufzt, der, das Leben seiner Unterthanen in blutigen Schlachten vergeudend und deren Gefahren selbst nicht die Stirn zu bieten wagend, im Innern seines Pallastes eingeschlossen, von einem, die gute Sache rächenden, Gotte mit jenem Sinn:

»D'imprudence et d'erreur,
De la chûte des rois funeste avant-courreur«

geschlagen zu sein scheint. —

Und welches Ziel kann er sich bei der Fortsetzung eines gottlosen Kampfes gegen die heiligsten Rechte der Menschheit gesetzt haben? Schmeichelt er sich mit der Hoffnung, den Geist, der uns beseelt, vernichten, und seine Herrschaft auf immer in unsren, jetzt allen Schrecken des Krieges Preis gegebnen, Provinzen sichern zu können? Vergebliche Täuschung! Alle unsre Mitbürger werden nie aufhören, mit glühender Sehnsucht nach einem Vaterlande zu bangen, das seine langen Leiden ihnen nur um so theurer machten! Der Bauer auf dem Lande selbst hat sich nie mit den Moskowitern, deren Sprache er nicht einmal versteht, verbrüdert und die zahllosen Plagen, denen er ausgesetzt ist, vermehrten in ihm jenen Haß, der bereits jetzt gewiß schon zum Ausbruch gekommen wäre, wenn nicht in durch Sklaverei erniedrigten, Wesen die Furcht jedes andre Gefühl überwöge.

Noch vermögen unsre Provinzen den Befreiungsarmeen große Hülfsquellen zu bieten. Ueberall sind insurrektionelle Bewegungen vorbereitet, um die Operationen der Truppen zu unterstützen. Welches auch das Resultat unsrer Anstrengungen sein möge, wir sind entschlossen, niemals in ihnen nachzulassen, nie das glorreiche Ziel aus dem Auge zu verlieren.

Alle unsre Hoffnungen richten wir noch auf Frankreich, auf die Nation, mit der wir seit so langer Zeit durch brüderliche Gemeinschaft an Ruhm und Gesinnungen vereinigt sind. Die Zeit nahet sich; zweifeln wir nicht daran, wo die Beschützerin der Freiheit der Völker uns hülfreiche Hand bieten und allen ihren Ansprüchen auf Ruhm noch den hinzufügen wird, unser und Europa's Glück auf unerschütterlichen Grundlagen gesichert zu haben. —

Historische und statistische Grillen.

14.

Man hat es immer so unglaublich und unerklärlich gefunden, warum für Rußland der Kampf gegen die Polen so äusserst schwer wird; man will noch jetzt nicht glauben

daß, wenn des Paskiewicz Armee geschlagen würde, den Polen fast kein Hinderniß mehr entgegengesetzt werden könnte. Folgende militairisch-statistische Angaben in einem der warschauer Blätter werden, sollte man sie auch für um die Hälfte übertrieben halten wollen, Vieles erklären.

»Das aktive russische Heer, heißt es, im Königreich Polen muß wenigstens, wenn es das Gleichgewicht erhalten will, 120,000 Mann stark sein. Da von diesen 120,000 beständig in den Lazarethen 30,000 Mann liegen, so bleiben nur 90,000 waffenfähige übrig, die kaum zur Deckung der Linien von den preußischen Gränzen bis nach Zamosc hinreichen.«

»Die kürzeste und sicherste Operationslinie der russischen Armee in Litthauen geht über Slonim und Bobrupsk, welche der Länge nach 30 Meilen beträgt; es sind also, da der Aufstand ganz Litthauen umfaßt, wenigstens 20,000 Mann hier erforderlich, um diese Linie vor dem Angriff der polnischen Partheigänger zu schützen; denn dies ist nur durch eine Aufstellung von 20 Posten, in eben so viel Meilen von einander entfernten, Etappen, möglich. Jeder Posten betrüge 1000 Mann, und zwar sowohl um die dazwischen liegenden Magazine, als auch die Begleitung der Transporte, die in diesen Waldgegenden sehr stark sein müssen, zu schützen; — ausserdem müssen 60,000 Mann halb in Litthauen und halb in den südlichen Provinzen in mobile Colonnen eingetheilt werden, um den Fortschritten des Aufstandes Einhalt zu thun. Alles dies zusammen beträgt eine fortwährend complett zu erhaltende Armee von 200,000 Mann.«

»Aber die Erfahrung lehrt, daß eine solche, in beständiger Bewegung sich befindende, und fast stets umherirrende, Armee fortwährend gegen 50,000 Kranke zählt; die Zeit der Krankheit wird im Durchschnitt auf 30 Tage angenommen. Bei der schlechten Einrichtung der russischen Lazarethe genesen kaum 2, und 8 sterben; die monatliche Verminderung beläuft sich also, den Kampf ungerechnet, auf 40,000.«

»Diese Abnahme muß durch die Rekruten aus den innern Gouvernements des Reichs, und zwar durch solche, die in den daselbst bestehenden Depots sich einüben, ersetzt werden. Diese Depots hingegen müssen in einem wohlhabendern Landstrich sich befinden, wo es leicht ist, das Heer zu bekleiden und zu bewaffnen; als in der Gegend von Petersburg, Twer und Moskau; das heißt aber im Durchschnitt genommen, in der Entfernung eines zweimonatlichen Marsches von der aktiven Armee.«

»Es müssen daher fortwährend 80,000 Rekruten, die zur aktiven Armee gelangen sollen, auf dem Marsche sein, und wenn man hiezu den Verlust der auf dem Marsche Verstorbnen nach der obigen Proportion, nehmlich $^1/_5$ während 2 Monaten hinzufügt, ergiebt sich das Resultat, daß 20,000 Mann Zuschuß, oder überhaupt 100,000 Rekruten auf dem Marsche sein müssen, damit 80,000 derselben binnen 2 Monaten zur aktiven Armee gelangen können.«

»Zieht man nun in Erwägung, daß der russische Rekrut wenigstens 6 Monat braucht, um sich zum Soldaten zu bilden, man daher fortwährend im Depot 300,000 Mann complett erhalten muß, so ergiebt sich folgendes Resultat:

in der aktiven Armee	200,000
auf dem Marsche	100,000
im Depot	300,000
Summa	600,000.

Die Sterblichkeit hingegen monatlich $^1/_5$ hinsichtlich der auf dem Marsche und der auf der Linie befindlichen Armee, und $^1/_{10}$ hinsichtlich der in Reserven stehenden Truppen gerechnet, beträgt monatlich 90,000 und jährlich die ungeheure Anzahl von 1,080,000 Mann.«

»Erwägen wir ferner, daß das russische Reich durch die Aufstände in Polen den vierten Theil seiner rekrutenfähigen Volksmenge eingebüßt hat, und daß es ausser der Armee in Polen wenigstens ein, noch ein halbmal so großes Heer an der kaukasischen Linie zur Observation Persiens und der Türkei unterhalten muß, was nach der angegebnen Proportion 300 000 Soldaten erfordert, so daß alles zusammengenommen 900,000 Mann, und eine jährliche Verminderung von 1,620,000 Menschen ausmacht, so wird man begreifen, daß Rußland in seinem gegenwärtigen Zustande nicht im Stande ist, einen einjährigen Krieg mit Polen zu führen, ohne sich gänzlich hinsichtlich seiner Volksmenge zu erschöpfen.«

»Die Ursachen hingegen dieser erstaunenswürdigen Folgen sind:

1) ansteckende Krankheiten,
2) schlechte Organisation des Heeres,
3) schlechte Organisation der Spitäler,
4) zu große Entfernung der Reserven von den Kriegsoperationen.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Reisen.

Reise in's heilige Land. Im Jahr 1829. Von A. Prokesch, Ritter von Osten, k. k. Major. Wien. Gerold. 1831. 8. S. 148.

Schon einmal fanden wir Gelegenheit, zu rühmen, was durch österreichische Gelehrte zur Aufhellung der Geschichte, Geographie und Sprachkunde des Morgenlandes Rühmliches geleistet werde. Es liegen wieder mehrere neuere erfreuliche Belege dafür vor. So wenig umfangreich vorliegende Schrift, so schätzbaren Inhalts ist sie doch.

Der Verfasser, schon durch andre Schriften ähnlicher Art rühmlich bekannt, ward wegen der Bedrückungen, die

Abdallah, Pascha von Akka, Tripolis und Seida, gegen viele in Palästina wohnende, des Schutzes von Oesterreich genießende Christen und Juden sich erlaubte, im März 1829 dorthin geschickt. Er hatte dem österreichischen Konsul von Akka eine bedeutende Geldsumme abgezwungen, ihn und dessen Familie mit Schimpf und mit Gefahren bedroht, endlich sogar zur Flucht zu aufrührerischen arabischen Stämmen nach Nazareth genöthigt, die österreichische Flagge, »vor bald 1000 Jahren auf den Wällen von Akka gegründet, vom Konsulate herunterreißen lassen u. s. w.

Eine höchst malerische Beschreibung eines entsetzlichen Sturmes, die sich Romanschreiber als Muster wörtlich abschreiben sollten, an der Küste von Lesbos, versetzt sogleich den Leser in die frohe Hoffnung, durch das ganze Werkchen große Ausbeute für Geist und Gemüth zu gewinnen. Und man täuscht sich nicht. Der Alterthumsforscher, der Geograph, der Statistiker, der Theolog und Philolog finden eben so reiche Nahrung, wie der neugierige Leser, oder der Geschichtsfreund und Politiker. — Ueberall reist man mit der Bibel in der Hand, in welcher der Verfasser ausserordentlich bewandert ist, nicht aber etwa mit ihren mystischen, sondern mit denen Stellen, wo sie, wie die Ilias, die Urkunde früher Geschichte, Völker- und Länderkunde ist. Es ist erfreulich, sie so angewandt zu sehen, wogegen man eigentlich nach den vielen Narrertheidungen, die frühere Geschichtschreiber mit ihren Fabeln trieben (wie im Guthrie und Grey die Beschreibung der Arche Noäh, des babylonischen Thurms u. s. w.) große Abneigung mitbringt. Manche geschichtliche Erinnerung ist äusserst Grauen erregend, an die, mit spätern Zeiten doch unvergleichbar größere Barbarei vergangner Zeit. Als Titus Jerusalem zerstörte, wurden vom 14. April bis zum 1. Juli 71 nach Christo aus einem einzigen Thore der Stadt 115,880 Leichen getragen; im Ganzen gingen in Jerusalem 1,100,000 Menschen, im Lande 238,460 Männer während dieser Schreckenszeit zu Grunde, 99,000 wurden gefangen und zu 30 für einen Denar verkauft. Man begreift die Wehklagen der Juden über die Zerstörung Jerusalems nach solchen Daten erst recht. — Als Salaheddin dagegen 1188 Jerusalem den Kreuzfahrern abnahm, ließ er sich für jeden Kopf 10 Goldstücke Lösegeld zahlen.

Folgende Stelle erschien uns besonders charakteristisch und zeigt zugleich unsren Lesern, in welchem Geist dies Büchlein geschrieben ist:

»Am Ostersonntage früh drei Uhr, also vor Anbruch des Tages, führten uns die Mönche in die Kirche zum heiligen Grabe; ein ehrwürdiger, mächtiger Bau; eine Welt, in welcher besonders zur Nachtzeit und bei dem Scheine von 1000 Lichtern und Lampen, das Auge des Pilgers erst spät sich zurecht findet. Der erste Anblick schlägt mit Verwunderung und Ehrfurcht. Die Größe und Höhe der Mittelhalle, der Tempel im Tempel, die Gänge und Kirchen, die Stiegen und Höhen; die verschiednen Völkerschaften, welche **zugleich** den Gottesdienst üben; das Wohnen, Kaufen und Verkaufen in den Zwischenhallen; die Frömmigkeit, womit Christ und Mahomedaner vor **demselben** Grabe sich beugen, machen diesen Tempel zum Mittelpunkt der Welt. Er ist bei Tag und Nacht besucht und niemals leer. Die Marken der Zeit sind da ohne Kraft. Am Eingange sah ich eine Zahl reich gekleideter Türken in einer Nische zur Linken auf Teppichen ruhn und die Pfeife schmauchen. Diese sind die Zöllner und Wächter des Tempels. Sie nehmen jedem Raja beim Eintritt vier Piaster, d. h. einige 20 Kreuzer ab. Franken sind frei, ausser sie wollen sich die heilige Grabstelle, zu Stunden, wo sie geschlossen zu sein pflegt, zeigen lassen. Während alle Sekten des Christenthums wie Strahlen in diesem einen Mittelpunkte sich vereinigen, tragen sie ihren Haß und Neid bis auf diese heilige Stelle mit sich, und schlagen sich da mit ihren Ketten. Die eine verspottet und verfolgt die andre, und sucht ihr ein Stückchen Raum, oder ein Paar Lampen abzudrängen. Die Türken, mit unstörbarer Ruhe und Würde, halten die Ordnung aufrecht und gebieten jeder Sekte Achtung für die Rechte und Gebräuche der übrigen. Sie schreiten vor den Priestern bei den heiligen Umgängen vorher, öffnen das Gedränge des Volkes jetzt für Katholiken, jetzt für Griechen, jetzt für Armenier, jetzt für Kopten u. s. w., für jede Sekte nach ihrer Reihe und Weise. **Ohne die Türken führen an dem ersten Festtage die Christen sich einander in die Haare, und machten den Tempel zur Mördergrube.** Das ist die Wahrheit; ich weiß wohl, daß sie eben keine erfreuliche, oder ehrenvolle für uns ist.«

Wollte Gott, die Herren **Hahn** in Leipzig, **Hengstenberg** in Berlin, **Weinzierl** in Regensburg, **Brand** in Roth und andre Zeloten erröttheten bei solchen Stellen so wie wir.

»Ein Theil des ärmeren Volks,« fährt der Verfasser fort, schläft und wohnt darin während der Festzeit. Das Geschrei des Marktes dringt aus den Hallen. Die Orgel der Katholiken, die Cymbeln und Metallplatten der Griecher und Armenier, die Gesänge der Priester und Gläubigen, das Geschwätz der Müßigen, die Ordnungsrufe der Türken dringen in und durch einander. Manche der sonderbarsten Gebräuche uralter Verbreitung im Orient, unsrer viel zu verdorbnen Einbildung nicht faßlich, sind da herrschend. Wahrlich, es ist eine Welt und rührend der Zusammenfluß der Völker und majestätisch die Nacht darin.« —

Kurz, das Büchlein weckt eine solche Sehnsucht nach den Alterthümern unsrer Religion, wie sie nur nach denen der Griechen und Römer herrschen bisher konnte. Und das ist viel!

E.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 108.** 9. September 1831.

Ist dem monarchischen Princip die jetzige in den deutschen Ständeversammlungen oft beliebte Reduction der Civillisten gefährlich?

Durch die Säcularisationen und Mediatisationen vieler Reichsstädte und Reichsstände, die von den Beschlüssen des lüneviller Friedens und der unglücklichen Vermittlung von Frankreich und Rußland kurz vor der Stiftung des Rheinbundes und nachher durch solchen statt fanden, erweiterte sich in Deutschland das Gebiet der meisten erhaltenen Bundesstaaten und selbst der Rang ihrer Fürsten. Diese und deren Minister sahen in den Vergrößerungen, und besonders in den Erwerbungen geistlicher Staaten große Finanzüberschüsse, vermehrten, nach Napoleons Verlangen, ihr stehendes Militair, und durch Abdankung mancher Beamten, welche man in den neuen Erwerbungen sehr nützlich vorläufig hätte beibehalten können, ihre Ausgaben besonders durch Erweiterung des Hofetats, weil ihr Rang etwa gestiegen war. Markgraf Carl Friedrich von Baden, nachher Kurfürst und Großherzog, verfiel sogar in diesen Fehler, obgleich ihn seine seitdem gebildeten ansehnlichen Schulden überzeugen mußten, daß er nicht reicher geworden war. Nach der Herstellung des Bundes bewogen die großen Landesschulden die Fürsten selten zur Einschränkung ihres Hofetats; nur da, wo Landesstände nach neuen Verfassungen berufen wurden, geschahen einige Marstall- und Jagdeinschränkungen, aber im Hofpersonale, Theater, Opern, Kunstliebhabereien u. s. w. wurden die Höfe selten sparsamer. Die Noth der Völker nahm dagegen zu, und die Auflagen wurden selten viel gemildert. Drangen auch die Bürger und Bauerndeputirte der Landtage hie und da auf Einschränkung der Hofhaltsbedürfnisse, so meinten dagegen die ersten Kammern, daß der Monarchenrang einen glänzenden Hof zur Ehre des Volks, dem der Monarch vorstände, verlange. Anderer Meinung waren Viele, und machten wohl gar bemerklich, daß jeder glänzende Hofhalt den Monarchen von der persönlichen Wahrnehmung seines landesväterlichen Amts zu viel abhalte, dagegen seinen Ministern die seelige Existenz verschaffe, ihr Departement ohne viele Controlle des Landesherrn zu verwalten, ja sie spielten auf den kleinen und dennoch genügenden Gehalt des nordamerikanischen Präsidenten an, der durch die Entbehrung des Hofwesens um so fähiger geworden zu sein schien, seinem mühsamen Amte seine ganze, aber kurze Regierungszeit zu widmen. Darauf erwiederten die Gegner, daß nach dem jüngsten von Napoleon ausgeprägten Völkerrechte in Europa, die Domainen eines Staats das Eigenthum der Regentenfamilien, und sogar der Mediatisirten geworden wären. Wenn man den Fürsten die freie Disposition ihres Grundeigenthums verkümmere, indem man ihnen dieses Recht streitig machen wolle, verletze man das Familieneigenthumsrecht der Fürsten, was um so unbilliger sei, da diese Fürsten den Staatsbedürfnissen einen Theil des Einkommens ihres Familieneigenthums zu widmen gewohnt wären, jedoch

über das wie viel ihrer Gnade sich nichts vorschreiben lassen wollten.

Das österreichische Haus war bisher gewohnt, einem und andern Prinzen ein hohes Staatsamt in den Provinzen mit einem glänzenden Hofstaat zu ertheilen, und glaubte dadurch jenen Provinzen Beweise seines Wohlwollens zu geben, was Letztere in Ungarn, in Böhmen und im lombardovenetianischen Reiche auch einsähen, und sich desto mehr an ihr Erzhaus gekettet fänden. Beträfen jene Vortheile auch direct mehr den Provincialadel als die anderen Stände, so dürfe man doch politisch finden, jenen wegen seiner Nähe beim Thron und seiner Bestimmung den Nahrungsstand der niedern Stände zu verbessern, und so zur inländischen Ruhe in einer bewegten Zeit viel beitragenden Stand, für die Krone zu gewinnen.

Unstreitig hat Frankreichs Beispiel manche Mißstände seiner ältern Verwaltung nach den Juliustagen v. J. aufgedeckt, und dort bald eine Faction, bald eine Zahl-Patrioten, auf Reduction der Civilliste gedrungen. Den Völkern in der civilisirten Welt leuchtete diese Beschränkung als nützlich ein, daher reden überall von dieser Nothwendigkeit in verschuldeten Staaten die Deputirtenkammern, nicht weil sie französische Emissarien, oder der idealische Comité directeur bearbeiteten, sondern, weil die allgemeine Noth der arbeitenden Klasse zur Aufsuchung gleicher Mißstände reizte.

Es ist sehr möglich, daß die constitutionellen, in der Zahl sich immer mehr vermehrenden Völker, künftig wünschen werden, die hohen geistlichen und weltlichen Staatsbeamten in der Macht, im Einflusse und im Einkommen einzuschränken, und bei der Neigung gebildeter Völker gewisse, einmal anerkannte Wahrheiten in der Welt weiter zu verbreiten, ist es nicht unmöglich, daß sie ihren Landesvätern anmuthen dürften, weil alle Stände durch den Druck der Zeiten zu bittern Einschränkungen sich gezwungen sehen, ebenfalls einen Theil ihrer Civilliste aufzugeben, d. h. am Marstall, am Hofetat, an der Jagd und in den Ausgaben für das Theater, für Opern, für Kunstsammlungen, Concerte und Künste des Wohllebens, bedeutende Einschränkungen zu machen. Man kann solche Anmuthungen unbescheiden, oder zudringlich finden; aber gewiß vereinigt die Sympathie freiwilliger Einschränkungen Fürsten und Völker noch näher, und vermehrt die Liebe der Letzteren zu ihren Dynastien. Es gab unter den Fürsten von jeher Verschwender, aber häufiger in den Autokratien, als in den beschränkten Monarchien.

In der Periode der Volksunterdrückung und des schweren Lehnsceptèrs im Mittelalter verloren viele Tausende, durch die Qualen des willkührlichen Meierrechts und wegen einer fehlenden guten Gemeindeverfassung, die den gutsherrlichen Anmaaßungen ein Ziel setzte, ihr Eigenthum ganz, oder sahen es wenigstens beschränkt, indeß unsere landesherrlichen Familien ihre früheren Amtlehen in Eigenthumslehen erst durch Gewalt, und nachher durch kaiserliche Zugeständnisse verwandelten. Ihre Vorrechte stiegen indeß, diejenigen der Landsleute sanken. Wohl hergebracht und anerkannt sind die jetzigen, bona fide besessenen landesherrlichen Rechte, aber durch Agglomeration und Benutzung günstiger Umstände entstanden. Wir dürfen nur an die Säcularisationen und Mediatisationen unsers Jahrhunderts erinnern. Sollte nicht mancher Landesherr, dessen Vorfahren der Kirche für ihr Seelenheil so vieles schenkten, sich bewogen finden lassen, für das weltliche Heil ihrer Domanialunterthanen, eben so milde einen Theil ihres sehr entbehrlichen Luxus aufzuopfern, wie die Vorfahren egoistisch die Kirche bedachten! Das Verdienst der Enkel ist gewiß alsdann größer, weil es uneigennütziger ist. Das monarchische Princip wird nicht gefährdet, wenn ein constitutioneller Monarch seinen bittenden Unterthanen die Einschränkung seines Hofhalts bewilligt, oder abschlägt. Wie viel angenehmer und wohlfeiler lebt ein apanagirter Fürst ohne, als mit einem Hofhalt, selbst wenn die Apanage auch nur sehr mäßig ist.

Rüder.

Luxemburger Frage.

Der Sophronizon Jahrgang 13. Heft 2. stellt den Satz auf, daß, da Holland wegen der Oeffnung der Mündung des Rheins bis ins Meer für deutsche und für fremde Flaggen auf diesem Flusse so weit sie den Rhein nach Deutschland hinauf segeln können, bis zum Jahre 1831 mit seiner Zustimmung gezögert habe, Deutschland unverpflichtet sei sich der Holländer in der luxemburger Frage anzunehmen, weil es Deutschland sehr gleichgültig wäre, wer in dem halb wallonischen, halb französischen Luxemburg regiere.

Dagegen hätten Deutschland und Holland einen lebendigen Handelsverkehr, und ersteres habe ein hohes Interesse, daß sich Holland dem deutschen Bunde anschließe.

Es mag aber dieses Interesse groß, oder klein sein, so

haben von jeher die freieren Völker ein grosses Interesse gezeigt für andere eben so freie Völker, und manche Abneigung wider andere, die weniger frei waren.

Ein zweiter Grund, warum die Holländer nichts so sehr verabscheueten, als eine Abhängigkeit vom ehemaligen deutschen Reiche, liegt in der Blutsverwandtschaft der Könige Spaniens aus dem Hause Habsburg mit dem deutschen österreichischen Kaiserhause. Vom Joche Spaniens mußten sich die Holländer frei machen, und die österreichischen Kaiser waren immer indirecte Helfer der Spanier. Dies war die erste Entstehung der politischen Abneigung der Holländer wider Deutschland.

Ein dritter Grund ist, ein deutscher Fürst aus dem Hause Oranien ottonischer Linie war ihr erwählter, aber nicht ihr geborner Erbstatthalter. In ihren Diensten suchten die Nachgebornen der deutschen Fürstenhäuser Officierpatente. Schon darum stellten sich die Holländer als stolze Republikaner über uns, weil unsre Fürsten sich viele Mühe gaben, ihre höheren Civil- und Militairämter zu erlangen. In einigen an Deutschland gränzenden Provinzen waren die Erbstatthalter Hauptgutsherren, und hatten darin sehr viel Einfluß auf die sogenannten Staaten, stellten auch in diesen Provinzen in Stadtämtern manchen deutschen Edelmann vormals an, was die Niederländer ungerne duldeten. Diese Vorliebe der Oranier für Ausländer war auch die wahre Quelle, warum sich ihnen eine starke Opposition in den Staaten der einzelnen Provinzen entgegenstellte.

Als Privatmann glaubte viertens der Holländer in Kenntnissen, Geschicklichkeit und Reichthum den Deutschen zu übersehen. Zahlreich befanden sich Matrosen, Feld-, Aernte- und Comptoirarbeiter deutscher Nation unter den Holländern; selbst der arme Holländer blickte daher auf Deutsche mit Eigendünkel herab.

Als der westphälische Friede die Trennung der nördlichen Niederländer vom deutschen Bunde bestimmt aussprach, obgleich ihr Land früher einen Theil des burgundischen Kreises gebildet hatte, geschah das auf ausdrückliches Verlangen der Holländer, welche unsern Schutz und unser Bürgerrecht sich verbaten.

Der deutsche Staatenbund nahm, als er 1814 neu begründet wurde, die Niederländer keinesweges in seinen Schoos auf; der wiener Congreß wies aber in Folge diplomatischer Verträge aus den, Frankreich wieder abgenommenen belgischen Provinzen, das zum Großherzogthum Luxemburg erhobene Entschädigungsland, dem Könige der Niederländer für seine abgetretenen deutschen Staaten, die Napoleon ihm genommen und dem Rheinbunde angewiesen hatte, zum Eigenthum an.

Ueber die Rheinschiffahrt unterhandelte Holland mit großem Egoismus funfzehn Jahre; als deutscher Fürst zeigte sich Hollands König keinesweges patriotisch, was wir eingestehen müssen; aber der deutsche Bund möchte doch wohl schuldig sein, dem Großherzoge von Luxemburg die Erhaltung dieses Besitzes als einer deutschen Souverainetät zu garantiren, nach den Worten des Bundesvertrages. Freilich hat sich dieser Monarch etwas erlaubt, was sich kein andrer deutscher Fürst ausser dem Könige von Dänemark wegen Holsteins anmaßte, indem er die höchste Auctorität ausser den Gränzen Deutschlands verlegte; die Centralverwaltung Luxemburgs hatte ihren Sitz im Haag, und das Oberappellationgericht der Luxemburger in Mecheln. Das ganze Abgaben-, Verwaltungs- und Volksvertretungssystem der Luxemburger vereinigte der König Wilhelm mit seinem ausser Deutschland belegenen Königreiche.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Forstwissenschaft.

Anleitung zum Verkohlen des Holzes. Ein Handbuch für Forstmänner, Hüttenbeamte, Technologen und Cameralisten, von Karl Heinrich Edmund v. Berg, königl. hannöv. Forstschreiber, Lehrer an der Forst- und Bergschule zu Clausthal. Darmstadt, bei Wilhelm Leske. 1830. Pr. 2 fl.

Die Verkohlung des Holzes gehört in unseren Tagen wegen des überall abnehmenden Holzquantums und des zunehmenden Verbrauches der Kohlen im Gewerbs- und Industriewesen zu denjenigen technischen Geschäften, welche es zum vorzüglichen Zwecke haben muß, mit der möglichst geringen Quantität von Holz möglichst viele und gute Kohlen zu gewinnen. Bei dieser Wichtigkeit der Sache für die Forstwirthschaft und das Gewerbs- und Fabrikwesen konnte es daher nicht ausbleiben, Versuche anzustellen, um jenen Zweck möglichst annähernd zu erreichen. Das Kohlenbrennen wird im Allgemeinen nach zwei verschiedenen Methoden, entweder in einem verschlossenen Raume durch von aussen angebrachte Hitze, d. h. durch trockene Destillation, durch die sogenannte Ofenverkohlung, oder in einem nur bis zu einem gewissen Grade verschlossenen Raume, worin man einen Theil des eingelegten Holzes verbrennen läßt, um mit der dadurch erzeugten Hitze das Uebrige zu Kohlen zu verwandeln, die sogenannte Meilerverkohlung, vorgenommen.

Werke, welche nach dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften das Ganze der Verkohlung darstellen, können daher als eine willkommene Sache angesehen werden; sie sind selten, und der Verfasser will deswegen ein solches liefern. Wir versprachen uns von demselben eine besondere Belehrung über die Ofenverkohlung, über welche man in den jetzigen Zeiten schon so viele Versuche angestellt hat,

um das möglich größte Kohlenausbringen zu bewirken, und welche durch die Gewinnung der Produkte, welche bei der Verkohlung in Meilern sich verflüchtigen, z. B. Theer, Holzessig, Oel und Gas; zugleich aber durch gut ausgebrannte und wenigstens eben so gute Kohlen, wie bei den Meilern sich auszeichnet. Allein über sie verbreitet sich der Verfasser gar nicht, weil bis jetzt nur wenige Thatsachen vorhanden seien, und im Verfahren selbst noch große Geheimnißkrämerei herrsche; letzteres müssen wir bezweifeln, da hierüber mancherlei Versuche bekannt sind, und das Verfahren selbst von M. Bull und Anderen sehr deutlich beschrieben ist; der Verfasser scheint die Versuche französischer Naturforscher nicht zu kennen, oder sie nicht berücksichtigt zu haben.

Wenn gleich unser Wunsch wegen Darstellung des Verfahrens bei der Ofenverkohlung nicht erfüllt wurde, und wir in der »Anleitung zur vortheilhaften Verkohlung des Holzes in stehenden und liegenden Meilern« von Karl David af Uhr, aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Blumhof, Gießen 1820 eine sehr empfehlenswerthe Schrift besitzen, so vereinigt das vorliegende Werk doch mehrere Vorzüge in sich, wegen welcher es jeder, den die Sache nur wenig interessirt, willkommen heißen wird. Es behandelt einen für das gesellschaftliche Leben allerdings höchst wichtigen Gegenstand wissenschaftlich und gründlich; denn es beginnt mit Untersuchungen über die Bestandtheile der Pflanzen, stellt das Geschäft der Verkohlung in Gruben und Meilern vereinzelt und sehr zweckmäßig geordnet dar, und der Verfasser belegt die ausgesprochenen Wahrheiten fast durchgehends mit Beispielen aus eigener Erfahrung.

Es wird die Wichtigkeit und Geschichte der Köhlerei, nebst der Literatur einer ziemlich genauen Darstellung gewürdigt, der Verkohlungsproceß im Allgemeinen und Besonderen und die Kohle als Hauptprodukt, dann werden aber auch die Nebenprodukte und das Ganze der Waldköhlerei berücksichtigt, nach Inhalt und Umfang gewürdigt, und das Wichtige des Kohlenwesens in Beziehung auf das Technische, auf die Kohle und die Gewinnung der Nebenprodukte, des Theers, der Holzkohle und Brandwurfes hervorgehoben. Es wird zwar durch Waks Braun- und Torfkohle die Holzkohle zu ersetzen gesucht; allein letztere bleibt doch für Gewerbe, Hüttenwesen u. dgl. das wichtigste Brennmaterial.

Gegen die Ofenverkohlung scheint der Verfasser mißtrauisch und etwas eingenommen zu sein, weil sie an feste Orte gebunden und die Einrichtung eines Ofens sehr kostspielig sei. Erwägt man aber, daß bei Verkohlung in Meilern ein großer Theil des zu verkohlenden Holzes verbrannt wird, daß große Geschicklichkeit und Uebung dazu gehört, das Holz durchaus zu verkohlen, daß das Wasser, die Säure und öligen Theile, nebst manchen anderen Gasen, besonders der Holzgeist, die eigenthümlich flüchtige Flüssigkeit, welche sich bei der trocknen Destillation aus der sich darstellenden wässerigen Flüssigkeit ergiebt, und einigermaßen dem Alkohol ähnlich ist, die Essigsäure, das saure Brennharz und Brennöl als Rauch davon gehen, dagegen in verschlossenen Verkohlungsapparaten aufgefangen werden, und daß namentlich der Holzessig, wenn er durch ein Alkali, oder durch Kalkerde gesättigt von fremdartigen Stoffen, z. B. Ammoniak, Brenzöl, Brenzharz und stickstoffhaltigem, extraktähnlichen, Stoff, gereinigt wird, dem besten Obst-, ja selbst Weinessig gleichkommt, und daß jener in manchen Gewerben mit noch mehr Nutzen, als dieser gebraucht wird; so wird man die Errichtung eines Ofens in holzreichen Gegenden, wo häufig zugleich der Transport wegen Mangel an anderem Verdienste für den Landbauer rc. nicht hoch angeschlagen werden kann, indem er auch bei der Meilerverkohlung statt findet, wenn Meilerstätten öfter benutzt werden sollen, und des großen Vortheiles wegen benutzt werden müssen, nicht zu kostspielig finden, und den Aufwand durch jenen Gewinn der Nebenprodukte und besseren Kohlen mit weniger Holzaufwand ersetzt sehen. Doch wir wollen mit dem Verfasser nicht weiter rechten, da er sich durch eigene Erfahrung gewiß bald selbst zu überzeugen suchen wird.

Wer über die Theorie des Verbrennens mit Bezug auf das Verkohlen, über den Unterschied von Produkt und Edukt, über Haupt- und Nebenbestandtheile der Pflanzen und über die verschiedenen Eigenschaften der näheren und entfernteren Bestandtheile des Holzes, über die Menge des Saftes, welche nach der Jahres- und Fällungszeit, nach der Holzart, dem Standorte, Alter und den Holztheilen selbst verschieden ist; wer über das specifische Gewicht der verschiedenen Holzarten nach den Versuchen Wernecks, Hartig's und Anderer, über die Eigenschaften und das specifische Gewicht der Kohle selbst nähere Belehrung sucht, wird sie in diesem Werke, wenn gleich kurz, doch möglichst klar und verständlich finden. Wegen der Ursachen des Sprühens der Kohlen als größtentheils durch die Porosität derselben herbeigeführt, und wegen der Leitungsfähigkeit der Elektricität und Wärme derselben können wir die Ansichten des Verfassers nicht ganz theilen; in jener Beziehung scheinen ihm Ebevreuse's Versuche nicht bekannt gewesen zu sein.

Die interessanteste Seite des Werkes ist unfehlbar das stete Zusammenhalten der Versuche Anderer mit denen des Verfassers, und die Ableitung der dadurch bewiesenen Resultate. Das Wesen vom Schwinden des Holzes, vom verschiedenen Wassergehalte desselben, von der Grubenverkohlung, Meilerverkohlung und von den dabei obwaltenden Verhältnissen ist mit Sachkenntniß erörtert, wodurch man deutlich ersieht, daß der Verfasser das Ganze nach seiner praktischen Seite kennt, und nicht blos mit theoretischen Darstellungen sich begnügt. Jedem, der das Wesen des Kohlenbrennens kennen lernen will, müssen wir das Werk besonders empfehlen; mögen es recht viele Forstbeamte und Hüttenbesitzer zur Belehrung benutzen. P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 109. 12. September 1831.

Viele Regentenhäuser im civilisirten Europa verdanken Revolutionen ihre Thronen.

Wir wollen im Norden anfangen, weil die Stabilität der bestehenden Einrichtungen sich in solchem niemals so allgemein, als im Süden einbürgerte. Gewiß ist die Stabilität etwas höchst Rühmliches in den volksgemüthlichen Einrichtungen, aber auch etwas sehr Schlimmes in den Dingen, welche dem wahren Bedürfniß unsrer Zeit nicht entsprechen. Die Stabilität ist daher besonders jetzt ein gefährlicher politischer Grundsatz, wenn er sich weiter erstreckt, als die Erhaltung der Dynastie auf dem Thron mit der Macht, welche die Monarchie nothwendig zur Erhaltung bedarf.

A. Die Könige von Dänemark waren bis 1660 Wahlkönige. Der Staat war unglücklich, als er in Deutschland die religiösen Rechte der Protestanten, und die politischen Rechte der deutschen Fürsten während des Anfangs des dreißigjährigen Krieges aufrecht erhalten wollte, und noch unglücklicher, als der leidige Neid wider das politisch bedeutender gewordene benachbarte Schweden, die dänische Regierung bewog, sich feindlich den Schweden gegenüber zu stellen. Das Unglück dieser Kriege und die dadurch entstandene Volksbelastung schrieb man mit Recht oder Unrecht dem dänischen Reichsrath und der darin und auf den Reichstagen vorherrschenden Adelsparthei zu. Eine vom Bürger- und Bauernstande, so wie von der Geistlichkeit ausgegangene Revolution, gab dem bis dahin sehr beschränkten Monarchen, die vollste Souverainetät, unter sehr wenigen Einschränkungen; also verdankt die dänische Dynastie sicher ihre Autokratie einer Revolution.

B. Als in einem vom Könige Gustav IV. von Schweden wider Rußland geführten unglücklichen unpolitisch und ungerecht begonnenen Kriege, die verschwornen Officiere die Adelsrechte und das Wohl des Staats verletzt glaubten, auch der berufene Reichstag die Thronentsetzung des gefangenen Monarchen am 11. Mai 1809. aussprach, hatte freilich derselbe sehr unfreiwillig am 29. März 1809 dem Thron entsagt. Man erwählte dessen Oheim Karl XIII. statt Gustav IV. zum Könige. Da er aber kinderlos war und die Revolutionsparthei sich sichern wollte, einst vom Sohne des Exkönigs nicht verfolgt zu werden, so ernannte man zum Thronnachfolger des erwählten neuen Königs den ältesten Bruder des regierenden Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Christian August am 18. Julius 1809, welcher plötzlich am 28. Mai 1810 starb. Die Politik gebot statt dieses Prinzen den Prinzen Georg, Gemahl der Großfürstin Katharina, Schwester des Kaiser Alexander, damals zu erwählen, wogegen sehr wahrscheinlich dieser der Eroberung des Großfürstenthums Finnlands, des östlichen Lapplands und der Hälfte der Alandsinseln entsagt haben würde; als aber der damalige Reichstag am 21. August 1810 den jetzigen König Karl XIV. aus dem Hause Bernadotte erwählte, vernachlässigten die Reichsstände abermals die Gelegenheit, Finnland durch die Wahl des Schwagers

des Kaisers Alexander zum künftigen Könige mit Schweden wieder zu vereinigen. Das Glück der Waffen gab dem Könige Karl XIII. durch Siege und Vertrag auch die norwegische Krone, und jeder weiß, daß die neue Dynastie sowohl in Schweden, als in Norwegen weise und gerecht regiert. Sicher haben aber Karl XIII. und Karl XIV. durch eine Revolution den schwedischen Thron bestiegen.

C. Aus dem Hause Romanow erlangten mehrere Monarchen und Monarchinnen durch Revolutionen den russischen Thron, indem die Autokraten oft unterlassen hatten, ihren Erbfolgeordnungen durch klare Gesetze und erlangte Popularität eine feste Dauer zu geben.

D. Zum Thron in Großbrittannien gelangte König Georg I. von England durch Parlamentswahl (acte of settlement des Jahres 1701) im Jahr 1714, nachdem die Revolution von 1689 das Haus Stuart, welches 1806 mit dem Kardinal von York ausstarb, vom Thron vertrieben hatte.

E. Sehr klar war die Ermannung der nördlichen Niederländer, als sie 1814 wider Napoleon insurgirten, eine gewiß gerechte Revolution. Zugleich erinnerten sich deren Leiter aller Leiden durch Zwiespalt zwischen den Patrioten und den die Macht des Erbstatthalters begünstigenden Oraniern, mochten auch wohl besorgt sein, aus der damaligen Volksgunst bald wieder verdrängt zu werden; genug geschah es aus Vaterlandsliebe, oder aus Fürsorge für ihre erlangte Bedeutsamkeit, sie proclamirten den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Könige der nördlichen Niederlande, was dieser sich gefallen ließ, doch zugleich seine Macht durch eine volksgemüthliche Verfassung milderte. Durch das Wohlwollen des wiener Congresses erlangte er im Jahr 1815 auch die Hoheit über die südlichen Niederländer, scheint aber bestimmt zu sein, seit dem September 1830 die Belgier, welche durch keine Revolution seine Unterthanen wurden, durch die Willkühr des Gesandtencongresses im Jahr 1831 wieder zu verlieren. Möchte diesem ehrwürdigen Hause nur wenigstens das Surrogat seiner in Deutschland aufgegebenen Erbländer, das Großherzogthum Luxemburg und die treue Anhänglichkeit seiner nördlichen Niederländer bei unläugbar höher werdenden Staatslasten derselben verbleiben, da diese Dynastie gewiß weit entfernt ist, einen Nationalbanquerott proclamiren zu wollen.

F. Die französische Nation, von denen die liberal gesinnte Parthei sich mißvergnügt bewiesen hatte, mit der unvollendeten Vollziehung der Verfassungscharte, stürzte die Dynastie Bourbon in den Julustagen des Jahrs 1830 vom Thron, und setzte darauf den König Ludwig Philipp aus dem Hause Orleans, welcher der Charte Ludwig XVIII. einige dem Volke angenehme Zusätze gab. Sicher bestieg er durch eine große Revolution den Thron eines in seinen Meinungen über das wahre Staats- und Völkerwohl höchst zerrissenen Volks. Unvorsichtig vermehrte der neue König, in der Besorgniß vom Auslande nicht anerkannt zu werden, die Landmacht in Linientruppen sehr ansehnlich, vergrößerte dadurch die Nationalschuld, und veranlaßte auch andere Mächte zu großen Rüstungen. Diese kriegerische Parthei will ihre Verfassungsideen über die Schweitz, Belgien, Italien und Polen, selbst unter den Gefahren eines allgemeinen Krieges in Europa über die Frage verbreiten, »ob künftig alle europäische civilisirte Staaten mit Verfassungen begabt, oder solche auf dem Continent unterdrückt werden sollen?«

Scheinbar ist freilich in unserer bewegten Zeit eine Verallgemeinung der die Willkühr beschränkenden Verfassungen etwas für die Staaten und ihre Dynastien Wünschenswürdiges, denn kein Souverain darf hoffen, ruhig zu regieren, wenn er nicht der Verwaltung gewisse Schranken setzt. Diese Beschränkungen treffen nicht so sehr die Macht der Dynastien, als die Macht der Minister, besonders in den größeren Staaten, deren Controlle ohne Verfassungen selbst der weiseste und thätigste Regent nicht möglich machen kann. Aber nicht alles, was ein weiser Mann möglich machen kann, muß er mit zu schweren Opfern der lebenden Zeitgenossen möglich machen wollen. Diese politische Regel befolgte jedoch die Parthei Lafayette nicht. Gewiß ist der General Lafayette ein redlicher Mann und Patriot; daraus folgt aber nicht, daß er die Zeiten und das wahre Wohl Frankreichs richtig beurtheilt. Regierungsveränderungen dürften leider vielleicht künftig häufig eintreten, wenn die Dynastien, oder deren Minister die Verfassungen ihrer Völker nicht beobachten, dadurch Mißvergnügen veranlassen. Nicht blos die Regierten, sondern auch die Regenten sind an ihre gemeinschaftlichen Verträge gebunden. Man muß aufhören, stets nur von Pflichten der Völker in den Monarchien zu reden, denn auch die Monarchen haben solche in unconstitutionellen Staaten kraft des natürlichen Völkerrechts, und in constitutionellen in Folge der Verfassungen. — Nichts ist für Monarchen und ihre Mini-

ster wichtiger, als nach Revolutionen ein in Partheien zerrissenes Volk mit Gerechtigkeit und Würde zu regieren. Die ältere Sitte, solche Völker in Kriege mit dem Auslande zu stürzen, ist eine der vielen alten falschen politischen Grausamkeiten. Man muß, wenn man das Gute will, die milderen Mittel den rauheren vorziehen. Wird das mächtige Frankreich ein glücklicher Staat, so bleibt dieser mit allen seinen Einrichtungen ein Muster für die sämmtlichen andern Staaten Europas. Von der französischen Revolution als Musterbild gingen seit den Julitagen des Jahrs 1830 alle spätere Volksbewegungen im übrigen Europa aus, aber dazu trug weder die neue französische Regierung, noch der zu leidenschaftliche Lafayette mit den überspannten Republikanern und Bonapartisten wesentlich, d. h. durch verführende Emissarien, bei. Frankreich hat wahrlich seine Revolution noch nicht überstanden. Alles ist dort noch viel zu excentrisch, egoistisch und leidenschaftlich. Das katholische Priesterthum betet das untergegangene Königthum Karl X. als einen Götzen an, und bietet allen seinen Einfluß auf, um die ihm so theure Dynastie wieder herzustellen; eben so wüthet noch besonders im Militair eine große Zahl der unbesonnenen Anhänger der napoleonischen Weltherrschaft. Hat gleich Napoleon durch seine Eroberungswuth das französische Volk und alle benachbarte Völker unendlich unglücklich gemacht, so scheint doch der dortige napoleonische Egoismus das gänzlich vergessen zu haben, und mit solchem in indirecter Sympathie der Fürst Talleyrand in London zu handeln. Die Vorsehung hat in Belgien, in Italien, in der Schweitz, in Polen und in Deutschland eine solche Volksbewegung entstehen lassen, daß Frankreich sehr sicher ist, keine feindliche Angriffe von Aussen zur Zerstörung seiner Verfassung besorgen zu dürfen. Es muß aber auch den fremden Regierungen keine Feindseligkeit zeigen, und hätte edler gehandelt, wenn es die zerrissenen südlichen und nördlichen Belgier versöhnt hätte, unter Garantirung der Abschaffung mancher den Belgiern widerwilligen Umstände. Dies ist aber nicht geschehen, und durch die Mitwirkung des bösen Genius Talleyrands die belgische Insurrektion und deren Anerkennung immer verwickelter geworden.

(Schluß folgt.)

Luxemburger Frage.

(Schluß.)

Der größere nach Westen belegne Theil des Großherzogthums Luxemburg ausser der Hauptstadt insurgirte gleich nach dem Aufruhr in Brüssel; dagegen nahm der kleinere, im Osten belegene Theil Luxemburgs an der belgischen Insurrection keinen Theil.

Politisch ist Luxemburg unstreitig ein deutscher Bundesstaat, aber eben so wahr ist, daß sein König Wilhelm es gerade so behandelte, als wenn es ein Theil Belgiens wäre. Die Verwaltung kostete dadurch freilich weniger, aber die Abgaben wurden höher; bei der ansehnlichen Verschuldung Belgiens und der nördlichen Niederlande. Die Beamte Luxemburgs waren meistens Belgier, oder Holländer, und seltener Luxemburger. Dies entzog ihm, wie manchem andern Fürsten begegnet ist, die Liebe seiner Unterthanen im Großherzogthum.

Doch konnten diese vielleicht unpolitischen Schritte des Großherzogs, der übrigens gewiß landesväterlich zu handeln glaubte, die deutschen Bundesstaaten wohl nicht bewegen, den Vorschlag der Belgier anzunehmen, daß sie wegen Luxemburgs alle Bundespflichten des Königs Wilhelm zu erfüllen bereit wären.

Mit dem Erlöschen des oranischen Mannsstammes geht nicht die Krone der Niederlande, sondern nur das Großherzogthum Luxemburg auf die herzoglich nassauische Linie über, und wenn der Mannsstamm beider Linien aussterben sollte, so wird die Erbfolge an die preußische Dynastie in Folge eines Hausvertrages dieser Häuser übergehen.

Diesen eventuell erbenden Dynastien scheint das deutsche Reich die Erhaltung Luxemburgs als eines deutschen Bundesstaats schuldig; immer bleibt aber der Streit der Belgier in so weit merkwürdig, daß er weder entstanden wäre, wenn der König dieses deutsche Land nicht zu sehr mit seinem übrigen Reiche verbunden hätte und auch nicht, wenn die preußische Besatzung in Luxemburg schnell vermehrt worden wäre und die ersten in geringer Zahl über die Gränze schreitenden Belgier schnell verjagt hätte, da die dortige holländische Besatzung dazu zu schwach war. Für die Luxemburger wird der Wahrscheinlichkeit nach die völlige Trennung Luxemburgs von Belgien ein viel leichteres Abgabensystem zur Folge haben. In Hinsicht der Ausfuhr dürfte Luxemburg durch die Vereinigung mit Belgien wenig gewinnen, wohl aber durch seine Landstände erlangen können, daß künftig nur geborne Luxemburger dort Civilämter verwalten.

Es scheint, daß diese Umstände dem geehrten Herausgeber des Sophronizon nicht ganz bekannt waren.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Schulwesen.

Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, von Fr. Thiersch; 3ter, oder construktiver Band; über die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen, 3te Abtheilung: von vester und wohlgeordneter Begründung und Einrichtung der lateinischen Schulen und Gymnasien, mit besonderer Rücksicht auf den bayerischen Schulplan von 1829. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1831.

Man wird nicht glauben, daß die Sache mit der Organisation der gelehrten Schulen Bayerns zu den abgethanen gehört, da durch die Revision des Planes von 1829 die Sache auf den höchsten Punkt der Verwirrung gebracht wurde; es wurde letzterem Leben und Geist geraubt, und in der Studienordnung von 1830 ein leeres Gerippe ohne Gefuge an dessen Stelle gesetzt; wir haben uns in dieser Beziehung schon mehrmals ausgesprochen und durch höchst traurige Thatsachen bewiesen, wie tief die gelehrten Schulen Bayerns gesunken sind. In Bayern hat man seit vier Jahren im Unterrichtswesen viel gebaut und niedergeworfen, eingesetzt und umgesetzt, und ist auch jetzt nicht im Stande, die Bedingungen des Gedeihens der Schule mit Energie herbeizuführen, und das zu retten und vest zu halten, was man als nützlich und der guten Sache förderlich erkannt hat.

Doch ist durch den Wechsel in dem Ministerium des Innern zu hoffen, daß durch kraftvolles Einschreiten dieser ratolosen Verwirrung abgeholfen, und eine Angelegenheit, welche zu den wichtigsten des Staates gehört, nach Würde befördert wird. Es ist zu erwarten, daß Herr von Stürmer, dessen veste Grundsätze von König und Volk anerkannt sind, dieser hochwichtigen Sache die größte Aufmerksamkeit widmen, und dem leider nur zu weit vorgeschrittenen Einflusse der Geistlichkeit, sich des Unterrichtes an den gelehrten Schulen zu bemächtigen, mit Kraft und Würde entgegentreten und es nicht zugeben wird, daß das constitutionnelle Bayern in seiner empfindlichsten Seite eine so große Blöße geben wird. Wir dürfen es mit Ueberzeugung aussprechen, daß alle Freunde der Erziehung und des Unterrichtes, namentlich alle Lehrer weltlichen Standes mit der gespanntesten Erwartung dem Einschreiten Herrn von Stürmers entgegensehen. Wir, so viel wir denselben persönlich kennen, versprechen uns alles Gute, und wird er die vielen Fehler, welche schwer heilbare Gebrechen herbeiführten, auch nicht schnell gut zu machen vermögen, so vertrauen wir seinem vesten und mannbaren Charakter, seinem ruhigen und sicheren, kräftigen und wohl durchdachten Handeln; und hoffen, daß den Uebeln bald begegnet sein wird.

Herr Thiersch hat durch seine Schriften über gelehrte Schulen, deren vorliegende die letzte ist, genugsam dargethan, wie und wodurch geholfen werden kann; und wir bezweifeln es nicht, daß man das Gute beherzigen und das wenige Unhaltbare beseitigen wird. Er handelt hier vom Verhältnisse des Planes zur Philologie, von seinem Ursprunge und der ihm von da anhaftenden Beschaffenheit; von seiner Beschränkung auf eine Gattung von Schulen; von der Aufgabe der lateinischen Schule; von Widerlegung der Einwendungen wegen des frühen Anfangs im Lateinischen; vom Verhältnisse der lateinischen Schule zum Bürgerstande, und von Erweiterung des Realunterrichtes für den künftigen Bürger. Hier zeigt er, wie in den Bestimmungen des Planes, ungeachtet seiner Zweckmäßigkeit im Ganzen, doch Einzeles gefunden wird, welches der Deutlichkeit, oder Zweckmäßigkeit ermangelt; und wie Manches fehlt, was ihm als Ergänzung zuträglich gewesen wäre.

Hier werden die Gegner, welche sich unbedingt gegen den Plan erklärten, und über Vernachlässigung der Realien sich mehrfach mit Recht beklagten, wahrnehmen, daß es in der Absicht Herrn Thiersch's lag, mit der lateinischen Schule sogenannte Realklassen zu vereinigen, in welchen für den künftigen Bürger weitere Vorkehrungen getroffen werden sollten. Es ist natürlich, daß die Meinung, als sei mit dem Plane von Seiten der Regierung für die Bildung des Bürgerstandes Alles abgethan, dem Plane am Meisten schadete. Der Bürgerstand hat das Bedürfniß einer umfassenden Kenntniß der Realien, die ihm der Plan nicht, wie dem künftigen Gelehrten der weitere Studiengang, zuführt, und eben deswegen den gegründetesten Anspruch auf Befriedigung, weil es für ihn ein dringendes und unmittelbares ist. Der Plan erkannte dieses Bedürfniß nicht an, und mußte daher als Nationalsache an diesem sein Grab finden.

Herr Thiersch scheint die übrigen Mitglieder der Commission auf alle Nachtheile wegen dieser Vernachlässigung aufmerksam gemacht, aber kein Gehör gefunden zu haben. Dadurch, daß der Plan den künftigen Bürger vom Griechischen freisprach, stellte er während der drei letzten Jahre wöchentlich sechs Stunden, also jährlich 729 Stunden zur Verfügung, welche leicht verdoppelt, oder verdreifacht, und den Schülern gewidmet werden konnten, welche nicht zum Staatsdienste aspiriren. Es konnte durch einen Reallehrer und die Assistenten der Unterricht in populärer Physik und Chemie, Waarenkunde und in anderen Realien leicht bestritten werden. Die lateinische Schule sorgte für die Grundlage alles höheren Unterrichtes; aus ihr sollte die Aufnahme in die höhere polytechnische Schule und in das Gymnasium statt finden.

Man spricht in der jetzigen Ständeversammlung sehr viel von Gewerbschulen, polytechnischen Schulen, ja polytechnischer Hochschule; man will größere Summen auf das Unterrichtswesen verwendet wissen u. dgl. So viel ist gewiß, daß isolirte Realschulen ihren Zwecken durchaus nicht entsprechen, sondern ein gleiches Schicksal, wie die früheren durch das Niethammerische Normativ errichteten, haben werden. Aber durch eine Realklasse in Verbindung mit der lateinischen Schule und dem Gymnasium, und durch Umwandlung der staatswirthschaftlichen Fakultäten an den Hochschulen wäre die beste und zweckmäßigste Einrichtung getroffen, dem höhern Bürgerstande eine, nach Würde und Bedürfniß erforderliche Bildung zu geben. Die Gymnasien würden zu den polytechnischen Studien vermittelst der Realklasse einen sehr gründlichen Uebergang bilden; und der Lehrer der Mathematik an denselben mit großer Ersparniß verwendet werden. Auch an den Hochschulen bedürfte es für Physik, Chemie und Mathematik nur weniger neuer Lehrer. Wollte doch die Regierung nach diesen Ansichten die lateinische Schule, Gymnasien und staatswirthschaftlichen Fakultäten der Universitäten berücksichtigen.

Die heillose Zwecklosigkeit der Anordnung des mathematischen Unterrichtes bezeichnet Herr Thiersch vortreflich, und beweist, wie sehr die Commission gefehlt hat, auf ein Mitglied zu vertrauen, das mathematische Kenntnisse zu besitzen, sich rühmte. Ein Anhang liefert Beiträge zum Verständnisse und zur Beurtheilung des Planes. Die Schrift verdient die höchste Aufmerksamkeit des Studien-Collegiums.

P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 110.** 14. September 1831.

Viele Regentenhäuser im civilisirten Europa verdanken Revolutionen ihre Thronen.

(Schluß.)

In England selbst nimmt man die Vorbereitungen zur Demokratisirung der zu aristokratisch gebildeten Verfassung unter manchen Gefahren für das Colonialsystem und die Seeherrschaft dieser Nation gewahr, aber die Verarmung der Menge neben der unmäßigen Bereicherung mancher Familien, war zu hoch gestiegen. Dies, nicht der Minister- und Königswechsel dürfte bald eine große Reform in der Gesetzgebung und Verwaltung Großbrittanniens herbeiführen. Diese Reform sichert Frankreich vermuthlich vor neuen thörichten, die Völker plündernden Handelskriegen der Britten. Frankreich mag diesen Vorgang benutzen, aber nicht zu Gebietserweiterungen, oder zu Vergrößerung des diplomatischen Einflusses, sondern zur innern ruhigen Vervollkommnung seiner Verfassung, die noch lange nicht tief genug in's Volksleben eingeführt worden ist.

Das eben ist das Leiden aller Revolutionen, sie brechen den Leidenschaften und der Excentricität eine neue Bahn, oft bis zur Anarchie, dem scheußlichsten, was einem civilisirten Staate begegnen kann. Alle vorige Regierungen in Frankreich reformirten zu wenig, weil sie manche schreckliche Mißbräuche theils für unheilbar, theils in einer unglaublichen, aber leider nicht seltenen Verblendung sogar für segenvoll ansahen. Vor nichts muß sich eine Regierung in unsern Tagen mehr hüten, als vor dem Wahn, die Stabilität im Bestehenden, weil sie mißbräuchlich lange bestand, darum halten zu wollen; denn mit der schönsten Aernte bringt man von jeher auch einiges Unkraut in die Scheuern. Gewiß gehen wir großen Socialveränderungen entgegen; ihnen durchaus keinen Einfluß zu gönnen, ist eben so unvernünftig, als die Grille nach dem Typus eines volksgemüthlichen monarchischen Regiments in Frankreich die Staatsverwaltung aller Nachbaren bilden zu wollen. Besteht Frankreichs Verfassung, so öffnet sich bald und vielleicht zu früh das Grab aller Monarchien, die Autokratien bleiben wollen. Man warte ruhig ab, was andre Völker thun. Das neue Nichtinterventionsrecht genügt dem neuen Bildungstriebe der civilisirten Staaten vollkommen. Die patriotische Partheí ist in Frankreich mächtig, aber sie wird durch einen auswärtigen Krieg, der Geld und Conscribirte bedarf, schwächer. Viel verdankt es seiner rüstigen Jugend bei der wieder eroberten Freiheit; aber man muß auch nicht den Rath der Jugend zum Rath der Weisen erheben wollen, oder die Väter müßten der Bevormundung durch ihre Söhne bedürfen. Das ganze Unterthanenpublikum des Auslandes ist Frankreichs Freund, wenn es seine Macht auswärts mäßig benutzt. Civilisirte Völker müssen aufhören, mit einander Kriege zu führen und nur auf Colonisationen und innere Verbesserungen denken. Mögen unter solchen die Autokratien fortbestehen, wenn sie es durch die Weisheit

ihrer Regierungen und Minister vermögen! Dann sind sie sogar heilsam als Schreckbild für constitutionnelle Tyrannen, die die Form beobachten und das wahre Wesen der, die Völker beglückenden Verfassungen mit Füßen treten, oder nach der Manier Karl X. von Frankreich, heimlich untergraben. Welcher Autokrat sich jetzt auf dem Thron behaupten will, der muß an Liberalität in der Praxis die Constitutionnellen in ihrer oft zu doctrinairen Theorie überbiethen. Eine sehr schwere, aber doch nicht absolut unmögliche Aufgabe, obgleich ich willig einräume, daß eine volksthümliche, auf den Sieg des Bürgerthums berechnete, Monarchie viel leichter durchzuführen ist. Dagegen kommt den Autokraten zu Hülfe die sehr alte Anhänglichkeit aller monarchischer Völker an die Dynastien, welche sie einmal selbst mit großen Schwächen der Menschlichkeit zu verehren gewohnt sind, wenn nicht diese Dynastien, oder ihre Minister zu sehr auf die Stabilität der Verehrung rechnen und ihre segnende Landesväterlichkeit auszuüben vergessen; denn die Völker entfernen sich ungerne zu weit von dem, was sie einmal zu treiben und treiben zu lassen gewohnt sind. Bisher bewundere ich Casimir Perriers Ministerium. Seine Bahn mag nicht fleckenlos sein, aber im Ganzen ist sie Frankreich heilsam. Riesenentwürfe, z. B. die Herstellung Polens nach erzwungenem Durchmarsch eines französischen Heers durch Deutschland, Oesterreich und Preußen, würde natürlich die neue Ordnung der Dinge in Frankreich, abstrahirt von allen Leiden eines jeden Krieges, in Gefahr bringen. Die in Frankreich zahlreichen Terroristen, die excentrischen Republikaner, Anhänger Napoleons und Karlisten mit der ganzen dem Jesuitismus ergebenen Hierarchie sind alle Feinde der neuen Dynastie und der von ihr verbesserten Charte, und vermögen weit mehr, wenn die Linientruppen und die Hauptmacht der Nationalgarden auswärts, oder an der Gränze ficht, als jetzt. Hätte nicht, woran wenig fehlte, Napoleon auf dem Rückwege von Moskau statt der Unterdrückung der Malletschen Verschwörung ihr Gelingen und den Abfall der Hauptstadt erfahren können? Dem Verschwörer, welchem jedes Mittel zu seinem Zwecke gleich ist, ist manches zu vollbringen möglich, was der Regierung mit anerkannten Grundsätzen des Rechts sehr schwer sein würde.

G. Portugal war von Spanien erobert worden, und trug das neue Joch 60 Jahre lang ungerne; da ermannte sich das jetzt dort regierende Haus Braganza im Jahr 1640, und stellte sich an der Spitze der Insurrection unter dem Könige Johann, der sehr unentschlossen war und wohl nicht aufgetreten wäre, wenn ihn nicht Gefangennehmung und Vergiftung, womit ihn Spanien bedrohete, zur Uebernahme der Krone bestimmt hätte.

Die Könige von Spanien, Sardinien, Neapel verdanken ihren Besitz keinen Revolutionen, eben so wenig die sämmtlichen deutschen Dynastien mit einziger Ausnahme des jetzt regierenden Herzogs Wilhelm von Braunschweig. Alle deutsche Dynastien geben gewiß mit mancher Sorge künftiger Nachtheile ihren Völkern Verfassungen. Das sieht man an manchen Stellen dieser Verfassungen, welche niemals die legitime constitutionnelle Regentenmacht wohl aber zu kühne Landstände bedrohen. Dergleichen muß man aber nicht bitter tadeln und dankbar anerkennen, daß doch vieles schon in der Gabe der Verfassungen und noch mehr in ihrer Ausbildung geschehen ist.

Die schweitzer Patricier hatten vermocht, daß im Jahr 1814 ihre Familien viele, durch die Mediationsacte Napoleons verlorne Rechte wieder erlangten. Dies benutzten sie nicht vorsichtig und mit Mäßigung, worin der Schlüssel zu allen durchgeführten, oder beabsichteten Constitutionsverbesserungen in der Schweitz während der Jahre 1830 und 1831 liegt.

Immer ist es eine sonderbare Erscheinung, daß so viele der Dynastien ausser Deutschland in der civilisirten Welt, ihren Thronenglanz den Revolutionen verdanken. Desto natürlicher aber, daß manche edle Fürsten, die sich ihrer redlichen Absicht landesväterlich zu regieren bewußt sind, in einem vielleicht zu großen Vertrauen auf ihre Minister den Drang der Völker nach Verfassungen ungnädig bemerken. Nicht die nöthigen Rechte der Monarchen schmälern die Verfassungen, aber jedesmal beschränken sie die ministerielle Willkühr, daher hassen gemeiniglich besonders alle Minister die Verfassungen allzumal, sei es auch nur wegen einer ungewohnten Geschäftsform. Die untergeordneten Behörden sprechen stets schüchtern ihre von der ministeriellen Meinung abweichende Gutachten aus; die Landstände tadeln aber bisweilen alle ministerielle Plane in ihren Debatten mit Bitterkeit, welche zu noch mehrerem Aerger der Minister oft von Privaten ausgehen, welche die Minister an Erfahrung und in Standesverhältnissen weit zu übersehen geglaubt hatten.

Rüder.

Bericht über die in einigen Gegenden Deutschlands herrschende sogenannte Influenza.

Die Influenza, welche bekanntlich eine besondere Art eines Katarrhfiebers ist, trat als Folge der schnellen Abkühlung, welche an die Stelle der übermäßigen Hitze in der Hälfte Aprils, gegen Ende desselben Monats, und besonders im Mai trat, zuerst in Berlin und im nördlichen Deutschland auf, erschien dann plötzlich auch in den sächsischen Provinzen, sich gleichsam mit dem Eilwagen verbreitend, machte wenige Tage darauf in Frankfurt Spektakel und ging nun den Main herauf, und zwar so, daß sie überall acht Tage später eintraf. Das Wesen dieser Krankheit, die übrigens noch auf ihrem Zuge nach den südlichen bayerschen Provinzen begriffen ist, besteht in einem Katarrhfieber gastrischen Charakters.*) Sie hat bisher nur einige alte Leute in's Grab befördert. Bemerkenswerth ist, daß sie am Liebsten die stärksten und die wohlbeleibten Menschen, weniger gern aber Kinder und das weibliche Geschlecht anfällt. Auch scheint es ausgemacht, daß wo sie in einem Hause eingedrungen ist, sie die Bewohner nach der Reihe begrüßt, dagegen vor manchen Häusern mit Unwillen vorüberzieht.

Die Krankheit ist nicht bei allen Individuen gleich, sie macht unendliche Variationen, spielt aber in gleichem Takte das Grundthema fort. Berichterstatter hat selbst ein solches Variationssolo gespielt und war einer der ersten, bei denen der sachsenhäuser Grobian ungeladen einkehrte.

Fast Alle fällt die Krankheit mit plötzlicher Eingenommenheit des Kopfes, dann Neigung zum Erbrechen, zuweilen wirklichem Erbrechen und Fieberfrost an. Letzterem folgt Hitze, Appetitlosigkeit, in seltenen Fällen Durchfall. Zwei Tage darnach verwandelt sich die Krankheit in einen äusserst heftigen und hartnäckigen Schnupfen und Katarrh, mit starker Beklommenheit der Brust und drückenden Schmerzen in derselben. Zuweilen ist der Katarrh unbedeutend, der Schmerz aber um so heftiger; selten fehlt letzterer, und dann tritt die Krankheit als eine mehrtägige gelinde Kolik auf. Die heftigeren Erscheinungen dauern nur neun Tage. Die Krankheit charakterisirt sich selbst bei dem fieberlosen Auftreten durch eine ungewöhnliche Müdigkeit und Schwere in den Füßen, besonders in den Knieen, was vorzüglich beim Steigen sehr bemerkbar wird. Vier Wochen zieht Jedermann mit herum. — Abgeschnitten, verkürzt und gemildert wird die Krankheit, durch ein gleich anfangs gereichtes starkes Brechmittel; später thut ein Abführmittel gute Dienste. Der Katarrh wird dann wie ein gastrischer behandelt. Man muß sich warm halten. C.

*) In den unteren Maingegenden nennt man sie die Modekrankheit. Zweifelsohne ist die Cholerine der pariser Modeärzte dieselbe Krankheit.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

F l u g s c h r i f t.

Kurzgefaßte Rechtfertigung der katholischen Geistlichkeit im Königreiche Bayern in ihrer Forderung, daß alle Kinder aus gemischten Ehen katholisch erzogen werden. Von Lorenz Wolf, Pfarrer zu Kleinrinderfeld und Kist. Würzburg. 1830. Ettlinger. Broch. 8. 27 S.

Der vielschreibende, orthodoxe, sonst aber nicht unliberale, Herr Pfarrer Wolf hält in gegenwärtiger Flugschrift den Herrn Ständen, welche offenbar nicht von Rinderfeld sind, weil sie sonst nicht gegen die Stimmen ihres Hirten gestimmt hätten, eine, da die Herrn Landstände selbst nicht gerne lange Reden hören, aber desto lieber selbst solche halten, eine kleine Zurechtweisungs-Predigt. In dieser stellt er den Gegenstand auf die äusserste Spitze, und sucht sieben sich steigernde Theses zu beweisen; und zwar: 1) »die katholischen Pfarrer sind verpflichtet, gemischte Ehen möglichst zu hindern.« Das beweist Herr Wolf so: Christus hat nur eine Religion, eine Kirche gestiftet; es giebt also nur eine wahre Religion, nur eine wahre Kirche (so weit ist es richtig Herr Pfarrer!) nämlich die katholische (!) (Das heiß ich beweisen, Herr Pfarrer! wo haben Sie diese Logik her? Jetzt kann man freilich, wenn die unterstrichene Conclusio angenommen worden, der aber leider nicht nur der Untersatz fehlt, sondern die auch an sich unerweislich ist, ruhig fortfahren:) Wer daher selig werden will, muß katholisch sein (quod demonstrandum fuisset!) Das ist eine Ansicht, Herr Pfarrer, welcher der Herr Christus selbst widerspricht: »Verdammet nicht, damit ihr nicht selbst verdammet werdet!« (Mit solchen Demonstrationen werden Sie, Herr Pfarrer, schwerlich die Stände bekehren!) — Gemischte Ehen, sagt der Verfasser, sind Gelegenheit zur Sünde. Aber was giebt überhaupt nicht Gelegenheit zur Sünde? Unter den Tausenden von bestehenden gemischten Ehen in Bayern wird man keine hundert finden, die unglücklich, oder sündlich wären; im Gegentheile die Toleranz der ohnehin sich schroff gegenüberstehenden Religionspartheien gegeneinander wird dadurch auf die liebreichste Art befördert. Was aber der Herr Pfarrer über das Sakrament der Ehe sagt, ist richtig. Der heirathende Katholike ist auf Lebenszeit gebunden, der protestantische Theil kann in sehr vielen Fällen heirathen und wieder heirathen. 2) »Die katholische Geistlichkeit ist verpflichtet zu sorgen, daß, wenn sie gemischte Ehen nicht verhindern kann, die aus solchen Ehen gewonnen werdenden Kinder, nicht nur zum Theile, sondern alle katholisch erzogen werden.« Der Beweis ist auch wieder auf die allein seligmachende Kirche gegründet

und daher einseitig. Der citirte Vers: I. Thimoth. V. 8. gehört nicht hierher und beweist also nichts. 3) »Brautleuten, wovon ein Theil katholisch ist, wird mit Recht die katholische Trauung verweigert, wenn sie sich nicht verbindlich machen, alle aus ihrer Ehe zu hoffende Kinder katholisch zu erziehen, oder erziehen zu lassen.« — Dieser Satz wäre unbestreitbar, wenn es erwiesen wäre, daß das Heirathen zwischen den Individuen der verschiedenen christlichen Confessionen, nach ächten Grundsätzen der katholischen Kirche eine Sünde sei. Denn die angeführten Kirchenväter und Canons der ältesten allgemeinen Concilien verstehen nur die Heirathen zwischen Christen und Heiden. Die Specialconcilien haben keine allgemeine Gesetzeskraft; sonst könnten wir auch entgegengesetzte aufführen. Man kann aber der auf obigem Satze bestehenden katholischen Geistlichkeit den Vorwurf machen, sie sündige, indem sie durch ihre Widersetzlichkeit die in dem Falle befindlichen Katholiken zwinge, protestantisch zu werden, um im Frieden ihr zeitliches und ewiges Glück zu erreichen. 4) »Die Forderung der katholischen Geistlichkeit ist kein Verstoß gegen die Toleranz.« Wie? sind dadurch nicht alle übrigen Christen aus der Gemeinschaft mit den Katholiken gänzlich ausgeschlossen? Ist diese Forderung nicht eine Kränkung? Heißt der obige Satz nicht so viel, als: nur Katholiken können in den Himmel kommen, und diese sollen mit Kindern der Hölle nicht Ehe führen? Ist der Protestant nicht tolerant, wenn er zugiebt, daß ein Theil der Kinder katholisch erzogen werde? 5) »Die angeführte Forderung, daß rc. ist keine Verletzung der bayerschen Staatsverfassung.« Der Verfasser führt zum Beweise den §. 12. und 13. der Beilage II. zu Tit. IV. §. 9. der Verfassungsurkunde an, verschweigt aber den §. 14. welcher ohne Widerrede vollständig entscheidet und durch die gesetzgebende Gewalt weder aufgehoben, noch modificirt ist. Freilich gebietet die Verfassungsurkunde nicht die Trauung im oben vorausgesetzten Falle. Dieser scheint bei Abfassung der §. als nicht möglich gedacht werden zu sein. Der Scharfsinn des römischen Hofes entdeckte diesen Mangel einer Strafdrohung, und siehe da, es befiehlt ein geheimes Circular des heiligen Stuhls die Verweigerung der Trauung, um die Gewissen der Katholiken einzuengen. Freilich können sich die Leute bei einem protestantischen Pfarrer trauen lassen, allein dann stößt der katholische Pfarrer sein gut katholisch glaubendes Pfarrkind aus der Gemeinde; während doch sein Glaube und seine Moral die reinsten sein können. 7) »Jeder Versuch, die katholische Geistlichkeit in ihrem Benehmen bei gemischten Ehen zu stören, ist Verletzung ihrer staatsrechtlichen Befugnisse.« Zur Einsegnung kann allerdings kein Geistlicher gezwungen werden; allein der Staat kann ihm ohne Widerrede die zeitlichen Gefälle entziehen, wenn er sich seinen Anordnungen zu widersetzen sucht, und die Trauung im Sinne, wie sie das Tridentinum dem Wesen nach nimmt, verweigert. Bemerkenswerth ist aber der von Herrn Wolf hierbei aufgestellte Satz: »daß in Collisionsfällen zwischen der Verfassungsurkunde und dem Concordate, letzterem vor den Aussprüchen der Staatsverfassung der Vorzug gebühre!« Der §. 1. des Concordates beweist im vorliegenden Falle nichts, weil weder im alten, noch neuen Testamente darüber eine göttliche Satzung vorkommt, auch kein giltiger Canon es verfügt. — Weil aber Herr Wolf dies wohl fühlt, so sagt er endlich: »wäre die Maxime der katholischen Geistlichkeit auch irrig, so darf sie doch darin nicht — gestört werden, weil ihnen sonst in's Gewissen gegriffen wird.«

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts vernünft'ges mehr zu erwiedern,

Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein!

Der angeführte §. 38. der Beil. II. zu Tit. IX. §. 9. spricht selbst gegen Herrn Wolf, wenn darin die Clausel gesetzt ist, »unter der obersten Staatsaufsicht,« und: »nach der Formel und der von der Staatsgewalt anerkannten Verfassung ihrer Kirche alle innere Angelegenheiten anzuordnen.« Allein ist denn die obige Maxime der katholischen Geistlichkeit, welche weder zur Zeit des Concordates, noch der Errichtung der Verfassungsurkunde in praxi dieser nun eifernden Herrn war, von dem Staate anerkannt worden?

Ein Nachtrag zu dem Schriftchen sucht die in der Kammer der Abgeordneten bekannt gewordenen Gegengründe zu widerlegen. Diese Duplik enthält nichts Neues, sondern Declamationen gegen die revolutionnären Herrn Abgeordneten.

Nun folgen noch zwei Zugaben aus fremder Hand, in deren erster der Herr Dr. Wirth, ehemaliger letzter Redacteur des chamäleonsartigen Inlandes wegen seiner neckenden Bemerkungen auf die katholische Geistlichkeit einen Hieb bekommen soll, und in der das Merkwürdige das ist, daß die vom Minister von Schenk gelieferte Preßverordnung als eine schlechte Sache offen bezeichnet wird. In der zweiten Zugabe wird Dr. Eisenmann zurecht gewiesen, weil er in der Landtagszeitung falsch berichtet hat, der katholische Pfarrer Berlele habe in der Versammlung die Stände mit: »Meine Kinder« angeredet, während die gedruckten Verhandlungen: »Meine Christen« hallen; u. dgl. m.

Endlich kommt, wie in den Briefen des anderen Geschlechts, »noch ein Nachtrag!« In diesem wird den Kammern die Untersuchung der Einsegnungssache als ausser ihr Forum gehörend, untersagt, da sie Gewissenssache sei; die Sache aber dem Könige und Pabste überwiesen. Es wird gedroht, die katholischen Geistlichen würden lieber die Temporaliensperre ertragen, und die Herrn Abgeordneten werden unter die Würde der Türken gestellt.

Zuletzt erhalten wir noch eine und abermal eine Zugabe: »Warnung an alle katholische Christen« betreffend eine in Hanau erschienene Schrift, betitelt: »Der Sibyllen Weissagungen und Prophezeihungen« rc. fälschlich einem Klostergeistlichen untergeschoben.

Das Alles, lieber Leser, kostet nur das Spottgeld von zwölf Kreutzern.

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag Nro. 111. 16. September 1831.

Die bayer'sche Steuerregulirung.

Jedem Bayern erweckt die Idee: »Hammelburger Reise« und was daran sich knüpft, sehr angenehme Erinnerungen und Erwartungen. Und es wird ihm dabei so gut, daß, wenn er ein »Büchlein« in die Hand bekommt, er an den ersten Zeilen gleich merken kann, ob es in Hammelburg, oder Umgegend geschrieben worden. Wir sind wieder in der angenehmen Lage, an dem »Guckôhrlein und Quecksilberbüchslein bayer'scher Finanzmänner« auf den vier ersten Zeilen einer uns eben zugekommenen, Brochure *) zu erkennen, daß das Tagebuch des beliebten Reisenden sich der begierigen Lesewelt wieder geöffnet. —

Er hat immer närrische Dinge über Bayern mitzutheilen, und wir können uns sehr lebhaft denken, welche unangenehme Schauer den Leuten durch die Glieder fahren, die entweder Schlechtheiten, oder Verkehrtheiten sich zu Schulden kommen ließen, wenn sie hören, der Wandrer habe sein Bündel einmal wieder aufgemacht.

Auch diesmal erzählt er uns Curiositäten, an deren Möglichkeit der Ausländer, oder der ununterrichtete Bayer selbst kaum gedacht.

In Bayern, sagt er wieder, »ahmt man die Franzosen stets so gern nach.« — Was? Frankreich, das Centrum der Liberalität und Freiheit, der Intellektualität und — Gemach, gemach! die Dinge da läßt man aus dem Spiel — die französische Verwaltung, das Finanz- Handelsystem; — mein Gott, das ist ja eben das Verkehrteste und Widersprechendste in der Welt! »Drum eben,« würde ein Böswilliger antworten; — man ahmt auch nicht das Volk, die Kammern, nein die Ministerien nach; und, Gott sei's geklagt; seit der Restauration hat kein Volk erbärmlichere Minister im Ganzen gehabt; — wenn es freilich unsren großen Herren auch nicht einfallen will, daß darin der Grund aller Uebel und aller Unruhen gelegen. Der deutschen Opposition wird stets vorgeworfen, daß sie immer französisch und immer nur französisch, und nie deutsch, geschweige denn sächsisch, preußisch, bayerisch, hechingisch, dettmoldisch u. s. w. sei; und doch würde kein deutscher Oppositionsmann weder das französische Lotto von den bayer'schen Ministern als absolut nothwendig erklärt — die französische Mauth — für unentbehrlich von jenen gehalten — endlich die französische ewige Steuerregulirung — ebenfalls in Bayern versucht — angerathen haben.

Mit dieser ewigen Steuerregulirung haben wir es hier zu thun. Es sollen dadurch nämlich die Steuern auf den todten Boden, und nicht in die lebendigen Hände der Menschen und auf die Früchte ihres Fleißes und das wahre Einkommen gelegt werden. Man mißt nämlich jeden Acker ab, schätzt seinen Boden und

*) Betrachtungen, Erfahrungen und Ahnungen über die Erbfolge der bayer'schen Steuerregulierung; von einem alten Landrath. Nürnberg, Riegel und Wießner. gr. 4. S. 8.

möglichen Ertrag, und fixirt darnach die Steuer für immer und jeden Besitzer.

Hiemit hat man denn die »schmerzlichsten Experimente« am leidenden Körper des Staats versucht. Denn im Jahr 1818. haben sich die Kosten schon auf 3 Millionen belaufen; »seitdem der Zuwachs Jahr für Jahr nur auf eine viertel Million angeschlagen, sind wohl binnen dieser Zeit noch weitere drei Millionen dazu gekommen, thut jetzt schon sechs Millionen, und wird, bis es zu dem noch unabsehlichen Ende gelangt, wo man gleich wieder von vorn anfangen darf, sicher über zehn Millionen steigen. Hat nun aber Frankreich nach so vielen verschwendeten Millionen das ganze Werk, als zum gesetzten Ziel unanwendbar und unbrauchbar, so viel wie ganz und gar wieder liegen lassen, so ist auch von dem nachahmenden Talent unsrer Landsleute zu hoffen, es werde bei ihnen nicht minder eben so gut zum Stocken kommen, sobald man nur Anstands halber noch einige Millionen zum Fenster hinausgeworfen haben sollte.«

Der Reisende erzählt dann die verschiedenen Experimente, wie vom Provisorium, vom Provisorium mit einem Beischlag, wobei der Rezatkreis um 49 Prozent zu hoch, der Isarkreis um so viel niedriger angeschlagen worden; dann vom Steuerdefinitum nach einem angeblichen Rohertrage in Körnern, von den dabei aufgestellten Mustergründen, nach denen man Alles über einen Kamm geschoren; von dem Versuch, auch die Waldungen zu Körnern anzuschlagen; — und giebt dabei einige Curiosa zum Besten, von denen wir Einige mittheilen.

Wenn der Kommissair fand, daß ihm die Taxatoren nicht hoch genug schätzten, so entließ er sie; und stürmte auf die Leute so lange los, bis sie auf eine höhere Taxe eingegangen, und ist endlich in Gegenwart der Taxatoren und zweier Landrichter in die Drohung ausgebrochen: »Man muß dem Rezatkreis sein Steuerprovisorium nur noch ein zehn Jahre lassen, so wird er schon mürb werden. Der Landrath im Jahr 1829 hat dieses beschwerend angezeigt; er hat sich zum Beweis dessen mit vereidigten Zeugen angeboten, und auf alle Fälle um einen andren Commissair gebeten. Der Erfolg war — die Censur hat die Beschwerde im Landrathsprotokoll unterdrücken müssen, und dem Landrath ist anempfohlen worden, künftig eine geschmeidigere, unterthänigere Sprache zu führen, (siehe Nürnb. Bl. 1830 Nr. 11 u. 12), wozu es seinen ländlichen Mitgliedern freilich an der Kunst der — calderonischen Stanzen des pflichtschuldigst hoch gepriesenen blinden Belisarius fehlte. Vergeblich hat man auf Mittheilung der Musterbeschreibungen aus dem Isarkreis gedrungen, um durch Gegenhaltung derselben eine Gleichheit herzustellen, nachdem man nachgewiesen, daß dieser mit seinen Bezirken von Landshut, Erding und dem Ilmgrund, welche es mit den besten im Rezatkreis aufnehmen können, im Durchschnitt doch nur in die sechste Classe locirt worden, was im Rezatkreis alsbald auf die 13te bis 14te Klasse gesteigert wird; daß im Ilmgrund der allerbeste Ackergrund nicht höher geschätzt ist, als im Rezatkreise der allerschlechteste, und der Isarkreis mit 286 Quadratmeilen zum Theil ausgesuchten Ackerlandes an grundherrlichen Abgaben und Steuern nicht so viel aufzubringen habe, als der unglückselige Rezatkreis mit 148 Quadratmeilen nur an Steuern allein. Auf Alles dieses war die gehoffte Hülfe nichts, als Abweisen, Streichen in der Censur, wie denn heut zu Tage die Censur als die neueste Patrona Bavariae auf die Altäre gestellt werden will. Also verhält es sich mit den überall lärmend angekündigten Landtagsverhandlungen im Jahr Christi 1829.

Man konnte wahrlich auch hier fragen, wie es bei den Franziskanerklöstern der Fall war: besteuert man nicht absichtlich die Liberalität und respektive Intelligenz des Rezatkreises so hoch, nach der bekannten Regel, »daß das Pferd der Haber sticht?« — und begünstigt man etwa den altbayer'schen Isarkreis in so ungeheurem Grade, damit man gelegentlich »die Würzburger Adresse mit Noten von einem Altbayern« — oder die »Stilpo's (altbayer'sche) närrische Einfälle« zu Schutz und Trutz gegen die neubayer'schen Demagogen erhalte? — Wir fragen blos, ob das nicht den bösen Schein habe; denn, im Ernst es aus andren als verkehrt finanziellen Absichten zu thun, wäre doppelt verkehrt; denn man kann sich heut zu Tage eher Alles, als die Intelligenz und Liberalität zum Feinde machen.

Wenn aber, selbst die nur in unsren Blättern gelegentlich besprochnen Beschwerden: über Zoll, Mauth, Lotto, Fiskalität, Presse, Landrichter, Tantiemen, Gemeindeübel, Hierarchie, Jesuiten- und Klosterwesen, Schulverwaltung, Bauten, Administrationsgebrechen, Steuerwesen, Gewerbswesen — wenn man dies in eine Tabelle nun zusammenstellte, so würde die »Bavaria« als eine Figur zu malen sein mit mehr Schwären, als

Lazarus; — und in einem Freskogemählde eine so betrübte Rolle spielen, daß kein Kloster in der Welt sie unter ihren Heiligen gern litte. —

Vorwort
zu einer Darstellung der ganzen französischen Volksgeschichte in Novellen, verbunden durch historische Uebersichten. *)

Die Einführung in Deutschland eines Abschnittes von dem großen englischen Unternehmen, die ganze europäische Völkergeschichte in einem weiten großen Cyklus romantischer Erzählungen darzustellen, und dieselben durch historische Uebersichten aneinander zu ketten, darf sich wohl derselben günstigen Aufnahme erfreuen, als vor zehn Jahren die Scott'schen Dichtwerke. — Ein solches Unternehmen war auch wohl nur die natürliche Folge jener begonnenen Vermählung der Poesie mit der Geschichte, und des wahrgenommenen großen und glücklichen Eindrucks, den treue historische Darstellungen, mit aller Lebendigkeit dramatischer Vergegenwärtigung auf alle gebildete Nationen machte.

Es ist auch nicht blos in Deutschland, es ist überall, selbst in solchen Ländern, wo ein frei sich regendes öffentliches Leben Sinn für Politik und Geschichte von selbst erweckt und deren Studium absolut nothwendig macht, allgemeine Klage, wie verkehrt Geschichte gelehrt, und wie die reizendste und unterhaltendste aller Wissenschaften, die für alle Alter, Geschlechter und Stände zugänglichste, von der Jugend, wie vom Volke grade mit dem allergrößten Widerwillen getrieben werde, und in keiner Beziehung Unwissenheit bis in die höchsten Stände hinauf größer sei, als in dieser. Ich weiß nicht, ob es schon hingestellt worden, einer der Hauptgründe dieser Erscheinung liege in dem gesellschaftlichen Leben von Europa überhaupt, — auf welches seit Jahrhunderten die Frauen den größten Einfluß üben; daß diesen aber eben noch nie Geschmack an der Geschichte eingeflößt wurde und auf der betretenen Bahn nie eingeflößt werden konnte; so wie, wie das gesellige Leben einmal steht, das öffentliche Leben nur erst dann wieder die größtmögliche Ausbildung erhalten wird, wenn der Mann mit seinem politischen Gespräch nicht in jeder Gesellschaft mehr in den Winkel zu treten haben wird. —

Eben aber, was die Frauen, was das Volk, was die Jugend am meisten anzieht, die Sittengeschichte, oder das eigentliche Leben der Vorfahren und andrer Völker — dies fand theils die wenigste Berücksichtigung von Seiten aller Geschichtschreiber, oder wenn sie dasselbe berücksichtigten, geschah es in trocknen Aufzählungen von Trachten, Sitten getrennt von den Ereignissen, in einzelnen Abhandlungen, tabellarischen Zusammenstellungen, oder gelegentlichen Bemerkungen, eben so dürr und unlebendig, als die chronologische Darstellung der Ereignisse selbst. Die Gier, mit welcher doch alle Welt historische Dramen und in ihnen alle Rüstungen, Trachten und Sprichworte auf den Bühnen schaute, zeigte, wie dieser Sinn nur schlummere, um ihn aber plangemäß zu wecken, ihn, wenn geweckt, großartig zu benutzen und die Vergangenheit überhaupt, nicht wie ein todtes Schaustück, sondern lebendig, wie sie selbst lebendig gewesen, mit allen ihren Lehren, gewaltigen Eindrücken, und aus ihr nothwendig entspringenden häuslichen, und geselligen Charakteren, vorzuführen, daran dachte Niemand.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich wünsche das Publikum hiemit durch vorläufigen Abdruck der Vorrede auf die Bearbeitung des englischen Werkes: »Der Roman der Geschichte von Frankreich, in einer Reihe von Novellen und historischen Uebersichten,« vorzubereiten, und auf die Idee derselben überhaupt. Im Mannscript sind die beiden ersten Bände, jeder zu zwanzig Bogen, bereits beinah fertig, und der dritte wird sogleich bearbeitet werden. Einige belletristische Zeitschriften werden einzelne der trefflichsten Novellen ebenfalls als Probe bringen. Spazier.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.
Unterhaltungsschriften.

Womba Wielopolska, oder: das Recht der Gewaltigen. Erzählung aus der Zeit der ersten Theilung Polens von Wilhelm von Chezy. Stuttgart. 1831. Hallberger'sche, vormals Frank'sche Verlagshandlung. 8. S. 288.

Da uns alles mächtig interessirt, was in Deutschland an Schriften durch die polnischen Ereignisse angeregt wurde, schon um zu sehen, wie unsre Politiker, Publizisten, Poetiker und — Buchhändler auf dieser großen Probe bestehen; nahmen wir auch vorliegende Erzählung um so mehr mit Erwartung in die Hand, als sie den Namen des Sohns einer Frau trägt, die sicher Manches schon durch ihre Verhältnisse zu einer romantischen Ausbildung desselben gethan haben konnte. Wir fanden uns aber sehr getäuscht. Wenig, oder fast gar nichts Geschichtliches, als Namen, Scenen und Figuren; weder Tiefe, noch richtige Zeichnung von Charakteren; kaum eine psychologische Bemerkung; gewöhnliche Gedanken und Bilder; eben so gewöhnliche Sprache, besonders im überall fast unbedeutenden Dialog bemerkbar, sind die Grundzüge einer Arbeit, in welche sich übertrieben boshafte und dabei schwankende Charaktere mit empörenden Scenen dann und wann einmischen. Vielleicht soll es genial sein, daß eine als edel geschilderte Frau, die

ihren frühern aimable roué an dem Todbette seines Bruders bei ihrer Ankunft findet, sogleich mit ihm in einem Nebenzimmer unanständig kost, während der, von dem Aimable ermordete, Bruder stirbt. Wir haben nach Anblick einer so in Grund verdorbnen Phantasie nur mit den widerlichsten Gefühlen das Buch weiter durchfliegen können, und möchten im Interesse der Sitte selbst Leihbibliotheken vor Anschaffung desselben warnen, zumal sie sonst nicht viel dabei verlieren. Denn der Titel ist ein bloßes Speculationsaushängeschild. Die Kaiserin Maria Theresia, Kaunitz und Joseph II., die auch vorkommen, beschäftigen sich, statt mit den großen politischen Dingen, mit einem Mädchen, das Joseph II. verführen will. Doch, genug! E.

Forstwissenschaft.

Tafeln zur Berechnung der Coordinaten ohne Logarithmen bei Gemarkungs-, Flur- und Gewannvermessungen, so wie bei Forstvermessungen und Wasserwägungen mit dem Theodoliten. Berechnet und herausgegeben von Reissig, Tenner und Reutzel, mit zwei Kupfern. Heidelberg. 1830. In Commission bei G. Reichard. Preis 11 fl. gr. 4.

Die Herren Herausgeber dieser Tafeln haben denen, welche sich mit praktischen Vermessungen im Großen zu beschäftigen haben, einen sehr willkommenen Dienst geleistet, da es allerdings sehr ermüdend und zeitraubend ist, nach dem bisherigen Verfahren die Coordinatenberechnungen vorzunehmen. Durch die vorliegenden Tafeln ist diese Berechnung und die Auffindung der Coordinatendifferenzen nach Maßgabe der Entfernungen und deren Neigungen gegen die Axe sehr erleichtert.

Wir beeilen uns, das Publikum, namentlich Forstgeometer und solche Mathematiker, welche sich mit Gemarkungs-, Gewann- und Flurvermessungen zu beschäftigen haben, vorzüglich aber diejenigen darauf aufmerksam zu machen, welche bei der Landesvermessung, wie sie jetzt in Bayern vorzüglich emsig von Seiten der Regierung betrieben wird, arbeiten. Wir theilen den Inhalt der Tafeln kurz mit.

Den Tafeln selbst geht eine einfache, kurze, aber doch deutliche Erklärung des nicht multiplicirenden Compensations-Theodoliten, wie er jetzt nach Angabe und nach den durch die Erfahrung als zweckmäßig befundenen Verbesserungen des Herrn Oberfinanzraths Eckhardt von den Künstlern Rößler und Stener in Darmstadt gefertigt wird, voraus; diese betrifft das Stativ, die Vorsichtsmaaßregeln beim Ein- und Auspacken und Aufstellen; die horizontale Stellung desselben, die Vorbereitungen zum Winkelmessen, die Messung der Horizontal- und Vertikalwinkel. Sind auch die Erklärungen etwas breit und könnten sie mit wenigeren Worten dasselbe erzielen, so wird doch Niemand mit Hülfe der Zeichnungen unbefriedigt bleiben.

Unter der Ueberschrift „einige allgemeine Erklärungen über Polygonometrie werden die Ausdrücke: Ordinate, Abscisse, Coordinaten, Coordinatenaxe, gegenseitige Lage der Coordinaten, die Neigungen gegen die gemeinschaftliche Axe, wie sie gezählt werden, welche Zeichen die ihnen entsprechenden Sinusse und Cosinusse haben und wie man die Neigungen ableitet, und dann die Coordinatendifferenzen, ihr Zusammenhang mit den Coordinaten und wie man diese Differenzen allgemein findet, wann sie positiv und negativ werden, wie die Coordinaten auf einerlei Weise aus ihnen hergeleitet werden können, wie sie bisher berechnet worden sind und die Unbequemlichkeit des bisherigen Verfahrens berührt.

Für die Auffindungen aller Neigungen gegen die Axe, wenn die Neigung irgend einer Polygonseite und alle Polygonwinkel bekannt sind, wird folgende Regel angegeben: „Man hält die bekannte Neigung und den zunächst folgenden Polygonwinkel zusammen und zieht 2R ab; dann nimmt man die eben erhaltene Neigung und den folgenden Polygonwinkel zusammen und zieht wieder 2R ab u. s. w.

In den Fällen jedoch, wo die Summe des Polygonwinkels und der vorhergehenden Neigung kleiner ist, als 2R, müssen der ersteren 4R zugezählt werden, ehe die Subtraktion von 2R erfolgt, weil man sonst einen negativen Werth für die Neigung gegen die Axe erhalten und die gleichförmige Behandlung der Rechnungen stören würde.

Für die Coordinatendifferenzen heißt es: die betreffenden Coordinatendifferenzen dürfe man nur mit Rücksicht auf die Zeichen derselben summiren, um die Coordinaten zu bestimmen; insbesondere finde man die Coordinaten für einen folgenden Punkt, wenn man zu den Coordinaten des vorhergehenden Punktes die Coordinatendifferenzen zwischen diesem und dem folgenden Punkte mit Rücksicht auf die Zeichen, addirt.

Es folgen jetzt die Erklärungen über den Gebrauch der Tafeln, deren Zweck im Besonderen darin besteht, daß die Beschwerlichkeiten der Rechnung mit Logarithmen, deren man oft bei jedem einzelnen Punkte fünf in den Tabellen aufschlagen müßte und nebst dem noch zwei Summen, beseitigt werden. Ueber die Erklärungen selbst läßt sich nichts sagen, da sie specielle Verhältnisse betreffen; jedoch sind nicht alle gleich deutlich ausgefallen; mehrere Aufgaben ermangeln des leichten Verständnisses; die Herren Verfasser hätten sich mehr an die hierzu erforderlichen Kunstgriffe halten sollen, wodurch sie in mehrfacher Beziehung verständlicher geworden wären.

Die Erklärungen über das Verfahren bei Vermessungen, Wasserwägungen rc. unter Anwendung der Tafeln betreffen: Prüfung und Verbesserung der gemessenen Winkel; Berechnung der Neigungen und Coordinatendifferenzen, Prüfung der bisherigen Arbeiten und Verbesserung der Coordinatendifferenzen; Berechnung der Coordinaten, Anwendung eines bequemen Formulars zur Berechnung derselben; wie sie für Eckpunkte mehrerer im Zusammenhang befindlicher Polygone gefunden werden; Verbindung der Polygone mit einem Dreiecknetze; einige Gründe einer solchen Verbindung; wie die Dreieckseiten und die Coordinate für die Dreieckpunkte gefunden werden; wie die Coordinaten für die Eckpunkte anschließender Polygone berechnet werden; wie man in einigen, von dem Bisherigen abweichenden Fällen die Coordinaten findet, und wie diese von einer Axe auf eine andere reducirt werden können; die Berechnung der Höhcoordinaten, des Inhaltes der Polygone aus den Coordinaten ihrer Eckpunkte, und endlich das Auftragen der Charten aus denselben.

Aus dieser Inhaltsanzeige der Erklärungen, welche den Tafeln selbst vorausgehen, wird jeder praktische Geometer, Trigonometer die Brauchbarkeit der Tafeln ersehen können; wir glaubten dieselbe möglichst vollständig geben zu müssen, um jenen Zweck zu erreichen. Zugleich ersieht jeder Leser dieser Anzeige die vielseitige Brauchbarkeit derselben, und möchte daran ermessen können, in wiefern sie ihm Dienste leisten werden. Der Preis zu 11 fl. ist zwar bedeutend, aber die Anwendung der Tafeln ersetzt denselben. Der Druck ist mit möglichster Sorgfalt geleitet; auch das Papier ist dauerhaft; etwas unbequem ist das Format. Mögen die Tafeln in die Hände sehr vieler Geometer und Trigonometer kommen, um daselbst ihren Nutzen zu bewähren. P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 112.** 19. September 1831.

Welche hohe Freunde der katholische Clerus in Sachsen hat.

In dem zehnten Satze des Entwurfs zur Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen wird einer obersten Staatsbehörde Erwähnung gethan. Die allgemeine Landesversammlung fand sich veranlaßt, in ihrer, diesen Entwurf betreffenden, Schrift folgenden Antrag zu stellen:

> Es bestehen die Ministerialdepartements der Justiz, der Finanzen, des Innern, des Kriegs, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten, deren Vorstände den Ständen verantwortlich sind. Diese Vorstände bilden das Gesammtministerium und die oberste collegiale Staatsbehörde. Auf den Vorstand des Ministerii des Cultus, welches stets der evangelischen Religion zugethan sein muß, in Gemeinschaft mit wenigstens zwei andern Mitgliedern des Gesammtministerii, derselben Confession, geht der bisherige Auftrag in Evangelicis über. Ihm sind die geistlichen Behörden aller Confessionen untergeordnet.

So klar, bestimmt und deutlich das Subordinationsverhältniß hier ausgesprochen war, so hatte man doch in dem Decrete vom 10. August an die Landstände, die allerhöchste und höchste Resolutionen auf die ständischen Schriften vom 19. Juli 1831 betreffend, Bedenken getragen, dieses bestimmte Verhältniß so bestimmt auszudrücken, sondern man hatte beliebt, es in einen gewandten diplomatischen Nebel zu hüllen, und zwar folgendermaßen:

> Es bestehen die Ministerialdepartements der Justiz ꝛc. — collegiale Staatsbehörde. Auf den Vorstand des Ministerii des Cultus, welches stets der evangelischen Confession zugethan sein muß, in Gemeinschaft mit wenigstens zwei andern Mitgliedern des Gesammtministerii derselben Confession, geht der bisherige Auftrag in Evangelicis über. Zu seinem Wirkungskreise gehören die im sechsten Abschnitte bezeichneten Angelegenheiten sämmtlicher Confessionen.

In diesem sechsten Abschnitte: »Von den Kirchen, Unterrichtsanstalten und milden Stiftungen,« heißt es im Satze dreiundfunfzig:

> »Der König übt die Staatsgewalt über die Kirchen, die Aufsicht und das Schutzrecht über dieselben nach den diesfallsigen gesetzlichen Bestimmungen aus.«

Wenn nun, wie bekannt, die römische Kirche sich überall über den Staat zu stellen sucht und stellt, und in Sachsen der Landesfürst der nehmlichen Kirche angehört, so steht laut dieser Bestimmung die römische Kirche über dem Staat, und die Ueberstellung ist durch die Verfassungsurkunde ausgesprochen.

Die unzweifelhafte Bedeutung des von den Ständen in Antrag gebrachten Zusatzes: »Ihm, dem Minister des Cultus, sind die geistlichen Behörden aller Confessionen untergeordnet, — geht sonach ver-

lren. Die vieldeutigen Worte: »rc. Wirkungskreise gehören rc.« bleiben ersichtlich ohne bestimmte Anwendung.

Wenn Verfügungen des Ministers des Cultus, der katholische Clerus sich nicht fügen will, soll dann der König, als ihrer Kirche angehörig, einschreiten? Die Stände vermögen alsdann aber nicht den Minister des Cultus anzugreifen, wenn hier einseitig dem Gesetze keine Folge geleistet wird.

Die feinste jesuitische Art, um einen vielsagenden Satz in seiner Anwendung völlig unwirksam zu machen, und die Ueberstellung der römischen Kirche über die protestantische verfassungsmäßig darzustellen. Schon hatte die Curie der Abgeordneten der Städte bei der Weglassung des ständischen Zusatzes und Einschaltung des decretlichen, Beruhigung gefaßt, als in der engern ritterschaftlichen Curie sich eine Stimme dagegen erhob, der sich bald mehrere beigesellten und den bestimmten Begriff und Ausdruck schlechterdings forderten.

So stürmisch auch die Verhandlungen waren, und so viele Mühe es kostete, eine gewisse excellente Parthei mit den ihrigen über den wahren Sinn zu überzeugen, so siegte endlich doch der gute Geist, und man vereinigte sich in der gestrigen Plenar-vereinigten Sitzung sämmtlicher ritterschaftlicher Curien, dahin, daß man zu dem Satze dreiundfunfzig der Verfassungsurkunde:

> Der König übt die Staatsgewalt über die Kirchen, die Aufsicht und das Schutzrecht über dieselben nach den diesfallsigen gesetzlichen Bestimmungen aus, den Zusatz:
>
> > Und es sind die geistlichen Behörden aller Confessionen der Oberaufsicht des Cultusministeriums untergeordnet, in Antrag brachte.

So und nur auf diese Weise ist die römische Kirche mit ihrem Clerus, dem constitutionnellen Staate unterworfen, kein Staat im Staate mehr, und die Controlle über dieselbe in den Händen der Volksvertreter.

Es kann hier erwähnt werden, wie einige excellente Männer unter den Ständen ihr Möglichstes gethan haben, um der römischen Kirche Vorbehalte zu sichern, allein der gute Geist für Wahrheit und Recht und Licht war diesmal so sichtbar in die Versammlung eingedrungen, daß nach langer und stürmischer Verhandlung das Gute dennoch siegte und die diplomatische Feinheit und Gewandtheit ihre Zwecke nicht durchsetzte.

Der Höchste gebe seinen Seegen, daß der ständische Antrag auch höchsten Ortes Genehmigung finde, oder die Stände standhaft bei demselben beharren.

Auch möge ein tüchtiger und wahrhaft protestantischer Cultusminister in seiner Stellung bezeugen, daß alle christliche Kirchen in Sachsen mit völliger Gleichheit neben einander stehen, und kein römischer Kirchenfürst in eigner Machtvollkommenheit fortan in Sachsen herrsche. Wird er dann noch ferner in seinen Ausfertigungsschriften, sich der Worte bedienen: Wir von Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles Gnaden rc.? Indessen wird von nun an wohl die Gnade des apostolischen Stuhles, der Gnade der Stände des Landes weichen müssen.

Dresden, am 23. August 1831.

Vorwort

zu einer Darstellung der ganzen französischen Volksgeschichte in Novellen, verbunden durch historische Uebersichten.

(Schluß.)

Einem Walter Scott war die Entdeckung jenes Geheimnisses vorbehalten, die Vergangenheit mit diesem Zauberstabe zu berühren, eben durch die Schöpfungskraft der, von allen Historikern grade geflohenen, Poesie die Geschichte nur um so treuer wieder zu gebähren, der Wahrheit und Wirklichkeit ihr Recht, nicht blos zu lassen, sondern es ihnen erst recht eigentlich zu schaffen. Kein zwölfjähriges Mädchen war da fast mehr im gebildeten Europa, das nicht die Puritaner bis zum Malen kannte, und die Clans und die Celten und Sachsen, von denen ihre Mutter kaum gehört. Die Geschichte war nicht mehr ein Verzeichniß von Königen und Kriegen und Schlachten; der Bürger, der Bauer vergangner Zeit lebten auch wieder auf und sein Weib, und bewohnten, allen sichtbar, wieder ihr altes Haus, und die Gegenwart sprach, dachte und fühlte mit ihm.

War es auf diesem Wege nun dem Barden gelungen, mit der kleinen, dunklen, auf das Geschick Europa's so wenig einflußreich gewesenen, Geschichte Schottlands, ja mit nur einzelnen Abschnitten aus ihr, die Welt so vertraut, und aus seinem kleinen Vaterlande einen, bis in die weitesten Fernen hinausleuchtenden, Sonnenfleck unter den andren beschatteten Ländern zu machen, — so mußte er bald Nachfolger erwecken, die dies Licht auch auf ihr Land überzutragen versuchten. Je größer dasselbe aber, je reicher und einflußreicher dessen Geschichte, um so mehr ergab sich die Nothwendigkeit beschränkender, plangemäßer und syste-

matischer Beherrschung des rein historischen Stoffes, — und so kam denn Henry Neele zuerst auf die Idee, die Geschichte ganz Englands in einer Reihe historisch romantischer Sittengemählde, nach der Zeitfolge an einander gereiht, darzustellen, und von einem zum andren durch eine chronologische Datentabelle der vorzüglichsten Ereignisse überzuleiten.

So unvollkommen dieser erste Versuch war — denn Neele wählte noch nicht immer planvoll genug die hervorstechendsten Ereignisse jeder Epoche aus, an welchen das innere Leben derselben am Besten, Tiefsten und Vollständigsten sich ausführen ließ; — auch verstand er seine historischen Verbindungsübersichten nicht zu demselben Zwecke, und zur Darstellung der politischen Systeme jeder Epoche, zu erklärenden Motto's, so zu sagen, seiner Erzählungen selbst zu benutzen — so viel also dieser erste Versuch zu wünschen übrig ließ, so wurde in England doch die Idee mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, daß von selbst die Speculation schon dahin führte, weiter zu gehen, sowohl in Betreff der Ausdehnung des Stoffs, als in der Vervollkommnung der Behandlung. Der Spanier, Don Telesforo de Trueba y Cosio, der sich jetzt in London aufhält, übernahm die Behandlung der spanischen Geschichte in derselben Weise; als auch diese mit gleichem Beifall aufgenommen wurde, Leitch Ritchie die von Frankreich, und so stehen wir denn im Begriff, in eine neue Epoche der Geschichtsliteratur einzutreten, und, mit Hülfe dichterischer, nicht mehr blos philologischer und arithmetischer Exegese, und den, so vornehm verworfnen und schlecht benutzten, Chroniken und Zeitmemoiren, ein großes, treues, helles Panorama wirklichen Länder- und Völkerlebens zu erhalten.

So tief ergriffen der Bearbeiter von dieser Idee ist, mit solcher eifriger Liebe er grade auch an dem vorliegenden Originale hing, so süß ihm diesmal die sonst ertödtende Uebersetzungsarbeit geworden, und so schwer er sich immer von ihr losreißen konnte, — so ist er doch nicht so blind, um nicht auch Ritchie's Arbeit nur noch als einen schönen Vorbereitungsversuch zu erkennen. Aber jede neue und große Idee muß sich sowohl an sich selbst stufenweis entwikkeln, als durch die Produkte, die auf diesen Entwickelungsstufen gewonnen werden, das Publikum zur Verständniß und Theilnahme an derselben überhaupt heranbilden. Das Letztere darf nicht mit einemmale überhäuft, es darf solche nur nach und nach in kleinen Portionen zuertheilt erhalten. So treten z. B. die historischen Uebersichten, die unentbehrlichen Träger der Erzählungen selbst, so viel besser sie Ritchie bearbeitete, als seine Vorgänger, immer noch zu schüchtern auf, aus Furcht, daß der Leser, der sich blos unterhalten wolle, sie wohl ganz überschlage; und sie wollen doch, daß er mit einem dichterischen Unterhaltungsbuch eine ganze kleine Geschichte von Frankreich mit in den Kauf bekomme. Ferner ist wohl klar, daß die Lebensgeschichte eines so großen Volkes in drei Bändchen nur in Umrissen zu zeichnen sei. Aber man gebe einem Leser ein nur eben so starkes gewöhnliches Geschichtswerk in die Hand, und frage dann, welches ihm eine verständlichere, klarere und tiefer eingeprägte, Vorstellung von dem Volke, seinen Schicksalen, seinem Thun im Leben gegeben. Man denke sich nun nur noch von dem unsrigen den gegebnen Raum noch einmal so groß, aus jedem Jahrhundert eine Novelle mehr, und die historischen Skizzen noch um einmal so ausgeführter, und man wird die Gewalt in dem Reichthum solcher Bilder noch mehr ermessen.

Die französische Geschichte ward darum zuerst für die deutsche Lesewelt ausgewählt, einmal weil sie, wie gesagt, der vollkommnere Versuch ist, zweitens weil sie für jetzt unter den bereits vorhandnen am meisten interessiren dürfte, drittens weil, noch ehe er das Original sah, der Bearbeiter zu ihrem Verfasser das unbedingteste Vertrauen hatte. Seit Jahren schon kennt er ihn als den vielleicht Ausgezeichnetesten der neuern englischen Schriftsteller, sowohl was poetisches Talent als wissenschaftliche Ausbildung betrifft. Leitch Ritchie lieferte bisher ausser den besten poetischen, wie kritischen Arbeiten im Weekly review und ausser sehr schönen Poesien in den englischen Taschenbüchern, eine Sammlung kleiner Arbeiten unter dem Titel tales and confessions, eine zweibändige Novelle The germs of the life, und unternahm mit seinem Freunde St. John zwei große Geschichtswerke von Indien und den südamerikanischen Staaten. In dichterischer Beziehung ist das hochtragische, selbst bis zum Grauenhaften sich steigernd, seine eigenthümliche Natur, und es bedarf wohl nur der Erwähnung, daß dies ihn eben besonders zu Darstellungen aus dem großen Völkerleben eignet, das bis jetzt fast überall nur Trauerspiele bot. Welchen poetischen Duft er aber selbst auf die rohesten und dunkelsten Jahrhunderte zu werfen, und in diesen Zeiten selbst die zartesten Herzensblüthen aufzusuchen weiß, werden die Leser eben so erfreut finden, wie daß ihm dabei Humor und Komik nicht fremd sind. Mit welchem Fleiß und Scharfsinn er überhaupt die alten Chroniken nach den Stoffen durchsucht, mit welcher Meisterhand er an sie das Leben einer ganzen Epoche und die vorhandnen Notizen geknüpft, und welche Mannigfaltigkeit er dann wieder in das Eintönige eines großen Theils seines Gegenstandes gebracht, liegt in jeder Erzählung zu Tage.

Der Bearbeiter fügt schließlich hinzu, daß er später andre Lieferungen folgen lassen, und vielleicht, wenn ihm seine politischen und andren historischen Arbeiten Muße lassen, die Geschichte unsres eignen Volkes in der von ihm bezeichneten Weise folgen lassen werde.

R.

Epische Poesie.

Richardett, Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra. Uebersetzt von J. D. Gries. Erster Theil. Stuttgart. Löfflund u. Sohn. 8. S. 351.

Der berühmte Uebersetzer der ältern italienischen Epiker bereichert unsre deutsche Literatur auch mit der Uebertragung eines, im Allgemeinen weniger bekannten, Epos aus der spätern Zeit, dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Richardetto, gewissermaßen eine Fortsetzung des rasenden Rolands, jedoch in der vereinigten Manier Be.ni's, Pulci's und Ariosts, hat bis jetzt das Schicksal gehabt, daß seine deutschen Uebersetzer jedesmal vor Beendigung ihrer Arbeit gestorben. Der erste (Prof. Schmit in Liegnitz) lieferte nur acht, der andre (Dr. Heise) nur zehn Gesänge. Wir erhalten von Herrn Gries ebenfalls im ersten Theile zehn Gesänge, und müssen natürlich wünschen, entweder, daß er seine Arbeit bereits beendet, oder — und das thun, wir auch ohne Beziehung auf den Richardett — daß er die Vollendung derselben recht lange überlebe. Alle gute Dinge sind ja blos drei, und die bösen gemeinlich mit Jean Paul's fatalistischer Zwei abgemacht.

Die Entstehungsart des Gedichts und sein Verfasser sind so originell, daß wir nach Herrn Gries Vorrede unsren Lesern davon etwas mittheilen.

Fortiguerra — der launige manchmal sogar etwas schlüpfrige, Dichter war ein Geistlicher und im Jahr 1733 Sekretair des Collegiums der Propaganda in Rom, und starb 1735 in seinem 61sten Jahre, an der Verweigerung eines ihm versprochnen Cardinalhutes, nach andren, an der Reue, denselben ausgeschlagen zu haben. — Merkwürdig genug, da er in seinem Gedicht die Geistlichen und den menschlichen Ehrgeiz gewaltig verspottet. Sein Talent war ausschließlich ein komisches, und es ist allerdings eine literarische Curiosität, daß er zwar, um zu beweisen, daß er auch etwas Ernsthaftes machen könne, ein Heldengedicht, Bajazeth, unternahm, aber wirklich das Werk nach drei Gesängen liegen lassen mußte, als er an den Punkt kam, wo Bajazeth in den Käfig eingesperrt wird, und grade da an der Möglichkeit, durchaus ernsthaft zu bleiben, verzweifelte.

Die Entstehungsart des Richardett ist folgende. Fortiguerra befand sich 1716 in zahlreicher Gesellschaft auf seiner Villa bei Pistoja. Dort pflegte man den Pulci, Berni und Ariost zu lesen, und behauptete, die leichten Verse müßten den Dichtern unsägliche Mühe gemacht haben. Fortiguerra behauptete das Gegentheil, und versprach am andren Abend einen ganzen Gesang mitzubringen, in welchem die Manier jener drei vermischt sein sollte. Es geschah, der Beifall war groß, und Fortiguerra brachte sein Gedicht auf dreißig Gesänge. Wegen der vielen Satyren auf die Geistlichkeit und der undelikaten Stellen ließ er es durchaus ungedruckt, verbrannte sogar vor seinem Tode fast alle seine Manuscripte, blieb aber wider Willen berühmt, da eine Abschrift sich erhalten.

Mit Recht nennt Gries diesen Dichter den geistreichsten und unterhaltendsten von Ariosts Nachahmern. Auch hat sein Gedicht den Vorzug, daß es nach einer Idee durchgeführt ist, die in den Vorgrund tritt. So ist sein Richardett mehr, als Ariosts Roland die Hauptperson, in so fern derselbe den Bruder der Despina getödtet, diese, um den Tod zu rächen, Kaiser Karl mit Krieg überzieht, sich in Richardett aber verliebt, und so lange zwischen Rache und Liebe schwankt, vor ihm flieht, ihn trifft u. s. w., bis sie endlich sich vereinigen. Um sie herum reihen sich die andren Paladinen; und Fortiguerra behält Ariosts Weise treu bei, von Abentheuer zu Abentheuer zu fliegen, immer abzubrechen, wo jedes auf den entscheidenden Punkt der Verwickelung kommt, und später dann wieder anzuknüpfen.

Mit Recht sagt aber Gries auch, daß der Dichter seine Komik weit stärker auftrüge, als sein Vorbild. Er entfernt sich durchaus von der zarten feinen Ironie Ariosts, und zwar nicht blos in den einzelnen Ausdrücken, sondern in der ganzen Anlage. So läßt er, statt der Sarazenen, sogar die Kaffern und Lappen, unter Anführung des „Strikka, des Fiakka und des Fikka," Paris überziehen, und sich die Paladine in Kaffernprinzessinnen, wie die Liebesgöttin geschildert, verlieben. Die originellste Idee ist, daß er den berühmten Heiden Ariosts, Ferragu, einen Mönch geworden sein, und zwar um seine vielen Sünden in puncto sexti zu büßen, ihn aber alle Augenblicke aus seiner Rolle in eben jenem Punkte fallen läßt. Dies ist die Hauptsatyre gegen den Clerus: unter andrem läßt er aber auch ein Kloster in einem Wallfischbauche bauen u. s. w. In diesem Maasstabe ist denn auch, die Ritterromane zu verspotten, das Wunderbare im Einzelnen gesteigert; so läßt er à la Münchhausen von zwei Riesen mit ihrem Urin einen ganzen Schloßbrand auslöschen. — Dieselbe forcirtere Komik ist im einzelnen Ausdruck, und an einigen, wenn auch wenigen Stellen scheint uns, als ob derselbe fast mehr als burlesk, als ob er grobderb sei.

Die Uebersetzung ist, wie es sich von selbst versteht, im Ganzen fließend und trefflich. Ob Herr Gries aber nicht manchmal im Deutschen derber ist als sein Original, und, ob er nicht manchmal Flickworte, mehr noch des Reimes wegen Zeit- und Hauptwörter und ganze Redensarten in einem, dem Sprachgebrauch sonst fremden, Sinne brauche, wollen wir nicht bestimmt entscheiden. So viel ist aber durchaus gewiß, daß dies oft den Lachkitzel steigert, und im Ganzen wenig stört. Viele Stellen aber sind so melodisch und fließend, daß man sich unsrer Sprache herzlich freut. E.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 113.** 21. September 1831.

Ueber die Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen.

1.

Dieselbe ist bekanntlich nach desfallsiger Verabschiedung mit den alten Ständen, am 4. September zu Dresden publizirt worden. Der Regen verlöschte leider dort bald das Feuerwerk und die Illumination. In Leipzig hinderte die Natur nicht, auf dem Markte das »Herr Gott dich loben wir« — zu singen; aber, wegen der statt gehabten Unruhen war eine große Militairmacht auf dem Roßplatze mit vier Kanonen aufgestellt, die Bürger hatten die trübe Aussicht vieler Einquartierung, eine Menge Familien waren theils wegen erschossener, im Gefängniß sitzender und theils schon auf das Zuchthaus gebrachter, Angehörigen in Betrübniß und Verzweiflung, alle über das Vorgefallne in großer Trauer; Mahnungen, Gerüchte gingen umher, die Untersuchungscommission werde sogar freies Reden, und geschweige Schreiben, mit Gefängniß sogleich bestrafen; — zwei Schriftsteller wurden wegen eines Aufsatzes im Eremiten wirklich zur Verantwortung gezogen; — kurz die Constitution wurde hier besonders unter Umständen und Auspizien proklamirt, die um so trüber auf dem Patrioten lasten, als

> der Freiheit der Meinungen mit keiner Sylbe in der Verfassungsurkunde gedacht worden war.

Wie dies, sehr trübe Folgen möglicher Weise herbeiführende, Vergessen, und das in einer, für lange Zeiten geltenden Urkunde wahrlich ein großer Mißstand ist, keinen von den alten Ständen in einer beinah sechsmonatlichen Berathung einfiel, ist um so schwerer zu begreifen, als der §. 35, in welchem von der Freiheit der Presse und des Buchhandels die Rede ist, die vage, unbestimmte, in die fernste Zukunft hinausschiebende, Bestimmung enthält:

»Die Angelegenheiten der Presse und des Buchhandels werden durch ein Gesetz verordnet werden, welches die Freiheit derselben, unter Berücksichtigung der Vorschriften der Bundesgesetze, und der Sicherung gegen Mißbrauch, als Grundsatz aufstellen wird.«

Aber noch größere Trauer erweckt, wenn man die heiligste und schätzbarste Garantie der Staatsbürger, welche besonders einen constitutionnellen Staat vor den absoluten theuer und werth macht: »Kein Unterthan darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden,« durch die, unter den jetzigen Umständen Alles aufhebende, Clausel: »ausser in den von den Gesetzen vorausbestimmten Fällen,« limitirt findet. Denn da nur diejenigen bisherigen Gesetze laut §. 154 aufgehoben sind, welche gradezu mit den Bestimmungen der Verfassung im graden Widerspruche stehen, so ist, da die Verfassungsurkunde jene Fälle nicht bestimmt, Alles in Kraft, was sich darüber in den altmittelälterlichen Gesetzen, in den grausamen Tumult- und Duellmandaten vergangner

Jahrhunderte findet, und die sich hauptsächlich auf außerordentliche Commissionen und sogenannte Prevotalgerichte gründen — in Frankreich, wie die Erfahrung gelehrt, auf das Tiefste verabscheut, und in wirklich freien und constitutionellen Staaten rein unmöglich.

In dessen Folge hat sich denn auch fast am Tage der Verfassungspublikation eine königliche Commission in Leipzig einstellen müssen, welche über die, in den letzten Unruhen, gravirten Bürger, binnen einigen Tagen den Prozeß instruirt, durchführt und vollendet; in so kurzer Zeit sie bis zu zehnjähriger Zuchthausstrafe, wie nach kriegs- und standrechtlicher Form verurtheilt, und ohne daß eine ausführliche Defension möglich ist, sie bereits dahin abführen läßt. —

So unbestritten die exekutive Gewalt im Staat das Recht haben muß, Störungen der öffentlichen Ruhe und Auflehnungen gegen obrigkeitliche Befehle mit aller Energie zu erdrücken, dem Gesetz Gehorsam zu verschaffen — und, wenn er es aus rechtlichen, wie politischen Rücksichten für zweckgemäß findet — den Aufruhr mit Kanonen, Blut- und Tod zu erdrücken — so giebt es dann doch keinen Grund, wenn die Ruhe wieder hergestellt ist, wenn Schuldige, wie Verdächtige zur Haft gebracht worden — und alle Maasregeln zur Erhaltung der Ruhe, zur Befolgung des Gesetzes getroffen worden — im Prozeß, und in der Bestrafung vom gewöhnlichen Gesetzgange abzuweichen. Die Strafe mag, nach der beliebten Abschreckungstheorie, so schwer festgesetzt sein, wie man es für gut findet, — nur sollten doch auch hier diejenigen Gesetzbestimmungen beim Verfahren beobachtet werden, die selbst den Mörder vor einem möglichen Unrecht durch Eile schützen sollen; namentlich, da hier eine Appellation im Instanzenzuge, nur Anflehen königlicher Gnade, gestattet ist. Wiewohl jedenfalls die, gegen die ganze Staatsgesellschaft begangnen, Verbrechen härter bestraft werden sollen, als die, gegen Einzelne — so finden sich doch, der Natur der Sache nach, bei Massenaufständen so viel Milderungsgründe in Betreff moralischer Zurechnungsfähigkeit Einzelner, wie kaum bei andren, wie in Anreizungen, Aufregungen, Fortstoßungen durch andre, Trunkenheit u. s. w., die höchst zu berücksichtigen sind und längere Zeit zur Ermittelung und Erwägung bedürfen.

Wir maßen uns zur Zeit kein Urtheil über den speziell hier erwähnten Fall an, da über die Vergehen der Inculpaten zu unbestimmte Gerüchte umhergehen; — wir sind auch überzeugt, daß die Mitglieder der kön. Kommission, die wie oben ersichtlich in ihrem Rechte sind, als geachtete Männer, ihr Mögliches thun werden, die Strenge des Gesetzes mit der Menschlichkeit und Billigkeit in Einklang zu bringen. Nur darf man die Befürchtung nicht verübeln, daß es in allen solchen Fällen für den scharfsinnigsten, wie ehrenwerthesten Richter schwierig sei, vor einem, oder dem andren Irrthum sich zu wahren, sobald er sogleich nach der Entrüstung, Besorgniß und Aufregung, die jeder Tumult besonders in Staatsbeamten erregt, sogleich über Wohl und Weh der Betheiligten zu entscheiden, durch ein solches Gesetz eben selbst gezwungen ist.

Wir haben es nur mit jener Clausel und dem Gesetze selbst zu thun, das nun und nimmermehr mit der Bürgschaft der persönlichen und rechtlichen Sicherheit und Freiheit in einem constitutionellen Staate in Einklang stehen kann; die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern, die man hie und da zur Rathe gezogen, enthält darum auch kurz und schlicht als unbedingten, durch keine Ausnahme irgend einer Art beschränkten, Grundsatz, Tit. IV. §. 8.

„Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden."

Von welch' köstlichen, unschätzbaren Folgen dieser Ausspruch ist, zeigte die Geschichte der Münchner Unruhen; und dabei kann nie der Fall vorkommen, daß gegen einzelne Personen erbitterte Leute als Angeber ein falsches Zeugniß ablegen, welches in wenigen Tagen schwer zu ermitteln ist — ein Fall, der, wenn er auch in Leipzig wirklich, wie das Gerücht geht, nicht vorgefallen sein sollte, doch zu jenen schrecklichen Möglichkeiten gehört, die jedes Gesetz berücksichtigen muß.

Die Franziskanerklöster in Bayern.

Deren sind, wie uns eine kleine zeitgemäße Brochure *) belehrt, seit dem Jahre 1825 bereits gegen zwanzig wiederhergestellt! —

Mit Recht bemerkt der Verfasser derselben, daß es von den Ministern, welche das Concordat unterzeichneten, höchst unzart gewesen, den König Max sagen zu lassen, er sei von den Vortheilen der Existenz religiöser Orden überzeugt (Concordat Art. VII.) nachdem er früher selbst mehr, als

*) Ueber die Wiederherstellung von Franziskanerklöstern in Bayern. Der Ständeversammlung des Jahres 1831. gewidmet. Nürnberg. Riegel u. Wießner. S. 27.

dreihundert Klöster aufgehoben gehabt. »Allein, fährt er fort, und das scheint uns allerdings eine höchst triftige Bemerkung,« dort ist ausdrücklich von fundirten Klöstern, und von einer angemessenen Dotation die Rede. Bettelklöster konnten hier um so weniger gemeint sein, als die angegebnen Zwecke der Seelsorge und der Pflege der Wissenschaften aus Mangel an Vorkenntnissen und Hülfsmitteln von Bettelmönchen nicht erzielt werden können. Denn, ist es eine Fundation eines Klosters zu nennen, wenn eine Gemeinde zu Herstellung desselben einen jährlichen Beitrag von 600 fl. zuschießt, oder wenn eine andre ein Kapital von 6000 fl. dazu verwendet, also höchstens so viel, als die Erhaltung von einem, oder zwei Priestern kostet? — Mag man auch sagen, es sind keine Bettelmönche mehr; das Sammeln ist ihnen nicht gestattet. Alles das ist nur leerer Schein. Die Polizei möchte es nicht überall wagen, diesen so hoch begünstigten Ordensbrüdern selbst das Sammeln einzustellen. Westenrieder weiset nach, daß im Jahr 1768 ungefähr 850 Franziskaner an Geldalmosen und Meßstipendien überhaupt eine Summe von 130,000 fl., und eine wenigstens eben so große Summe an Getraide u. s. w. eingenommen haben. Dies ist aber eine neue indirekte Abgabe, womit die Regierung ohne Einwilligung der Stände zwei Drittel des Volkes belastet. Zwar ist diese Gabe nur freiwillig; aber beinah auf die nämliche Art, wie die freiwilligen Sammlungen zu besondern Zwecken, und wie die freiwilligen Rekrutenstellungen in einigen Ländern. Es wird ein indirekter Zwang, eine Ausgabe des Anstandes, welcher Niemand wohl ausweichen kann, ohne sich dem lauten Tadel der Nachbarn, und den heimlichen Verfolgungen, oder nach Umständen auch Verketzerungen dieser Mönche Preis zu geben.

Hier müssen wir auf das zurückgehen, was der Verfasser schon früher anführt.

Die Franziskaner, von der Regierung in Geld verlassen, sind auf das Volk angewiesen. Um sich durch dasselbe zu erhalten, müssen sie, ihrer Leibesnahrung und Nothdurft halber schon, es in der Dunkelheit erhalten und alle Aufklärung hindern. Denn »ein Orden, der blos auf die milden Gaben Andrer hingewiesen ist, kann nur durch Verbreitung des Aberglaubens und roher Unwissenheit bestehen. Er wird, um seine Existenz zu sichern, aufgeklärte Maasregeln der Regierung dem Volk verdächtig machen, zum Widerstande aufreitzen, verdiente Männer verketzern und verfolgen; und er ist um so mehr geeignet auf die ganze Masse des Volkes zu wirken, als er durch täglichen Umgang, und insbesondere durch den Beichtstuhl und die Kanzel in immerwährender Berührung mit demselben ist. Er wird Andre nicht zur Thätigkeit und Anstrengung in ihrem bürgerlichen Berufe, sondern zu ascetischen Betrachtungen, zu gedankenlosem Hinbrüten und blinder Ergebung, zu Wallfahrten, Andächteleien und Meßopfern auffordern« — kurz er wird denjenigen Hemmschuh abgeben, den man so weit und breit wünscht, für diejenigen liberalen Bestrebungen, zu denen man von dem Geist der Zeit und der Gewalt der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit gezwungen wird. Darin könnte das ganze Geheimniß, die Lösung dieses vielen unerklärlichen Räthsels gesucht werden, das in dem großen anscheinbaren Widerspruche der Wiederherstellung von Klöstern und den liberalsten Zugeständnissen liegt.

Aber, wahrhaft furchtbar wäre die raffinirte Staatskunst, wenn man absichtlich Bettelklöster gewählt, wenn man sie absichtlich nicht fundirt hätte, um sie eben auf das Volk allein anzuweisen, und sie, um eigner Subsistenz Willen, zu größtmöglichster Thätigkeit in oben erwähnter Masse, zum Fleiß und zur Industrie in Beförderung des Obscurantismus zu zwingen.

Nein, dieser unwürdige Gedanke sei fern von uns. Wir dürfen nur diesen Umstand einmal in dem Willen, das Concordat zu erfüllen, und zugleich in dem Mangel der gehörigen Mittel dazu —, zweitens in jener Halbheit von Maaßregeln und Planen suchen, die immer früher der Gegenstand des Tadels und des Bedauerns der Vaterlandsfreunde in allen Fällen gewesen ist.

Doch die Folgen sind leider dieselben, wie denn Bosheit von Schwäche und Schwanken in ihren Wirkungen oft sich gar nicht unterscheiden. Hoffen wir, daß vor diesen Folgen die Rathgeber selbst erschrecken, und die Maaßregeln selbst zurücknehmen werden; und danken wir jedem Patrioten, der seine mahnende und warnende Stimme, mit Belegen, erhebt.

Wie übrigens die Wiederherstellung der Klöster:

1) mit dem constitutionnellen Systeme überhaupt,
2) mit den besondren Bestimmungen der bayer'schen Verfassungsurkunde,
3) mit den Grundsätzen und Pflichten einer guten Regierung, in Einklang stehe. Ob sie
4) von den Aufgeklärten,
5) von der Masse des Volks selbst gewünscht werde,
6) nothwendig, wegen Mangel an Priestern, ob
7) in unsren Tagen die Wiederherstellung dieses Ordens überhaupt möglich sei, und ob
8) der Franziskanerorden unter andren die meiste Rücksicht verdiene? —

die Beantwortung dieser Fragen mögen die Leser in der kleinen tüchtigen Brochure selbst nachlesen.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Flugschrift.

Ueber das Staatsbauwesen im Königreiche Bayern, geschrieben Ende Juni 1831. Mit einer Beilage,

betreffend die Höhe der merkwürdigsten Thürme, Obelisken, Säulen und Pyramiden, von Carl Friedrich von Wiebeking, k. b. wirkl. geh. Rathe (und mit einer Menge anderer vielsagender und wenig bedeutender Titel) Preis 18 Kreuzer (!) — München, in Commission der Lindauerschen Verlagsbuchhandlung. Broch. v. 36 S. und einer Tabelle.

Eine polemische Schrift, gerichtet gegen den Oberbaurath von Pechmann, der als ein Mann von Würde erst dann die Geisel gegen Herrn von Wiebeking und von Baader ergriff, als diese ihn öffentlich in seinen Amtsfunctionen vielfach und ungegründet angegriffen hatten. Beide letzte Herrn möchten noch gar gerne ihre Bau- und Maschinenversuche auf Kosten des Aerars fortsetzen; allein obgleich sie schon über ein Decennium lang Herrn v. Pechmann unausgesetzt in Zeitschriften und Flugschriften angreifen, so ändert sich doch weder die Meinung des bayrischen Publikums, noch die der Regierung von der Administration dieser beiden Herrn. — Jetzt ist Herr v. Pechmann kränklich, er hat sich kaum von einem schweren Falle erhohlt, man wird ihn nun mit leichter Mühe schlagen! — Allein dem ist nicht so, er bleibt nichts schuldig; Herr von Baader hat während des Ministeriums Schenk, diesen nur zu gütigen Mann durch fast tägliche Audienzen nicht nur um viele kostbare Zeit gebracht, sondern auch bis aufs Blut um Anstellung gequält. Das cananäische Weibchen hat nicht so lange gebittet; allein vergeblich, denn eine höhere Hand hat entschieden. — Man frage unbefangen jeden uns unbekannten Bewohner von München, was er von Herrn von Wiebeking, was von Herrn von Baader halte, und man wird die Gesinnung des Publikums kennen lernen, des bayrischen Publikums, welches sicher nicht bestochen werden kann. Wir gestehen gerne, daß wir Herrn von Pechmann gar nicht persönlich, wohl aber Herrn von Wiebeking kennen, und wollen damit sagen, daß wir aus diesem physischen Grunde gewiß eher auf die Seite des letzteren geneigt sein sollten. Allein wir geben der Ueberzeugung der Wahrheit die Ehre. Kein Mensch wollte in München über die Bogenbrücke mehr spazieren, welche Herr von Wiebeking bei Bogenhausen über die Isar gebaut hatte; kaum zehn Jahre war sie brauchbar, und um sie herzustellen hätte sie von Neuem gebaut, nicht reparirt werden müssen. Wenn Herr von Wiebeking wußte, daß das Fichtenholz im Wasser fault, warum hat er nicht gleich Eichenholz genommen? Schützen den vorgezeichte Fichtenbalken vor Fäulniß? Waren es nicht die schlecht aufgeführten Pfeiler, welche besonders den Einsturz droheten? — Doch wir wollen keine Vertheidigung des Herrn v. Pechmann schreiben. — Fehlen ist allerdings menschlich; aber immer Fehlen ist nicht zu entschuldigen; Herr v. Pechmann wird auch Fehler machen; allein Glück genug, wenn er nicht so viele macht, als Herr v. Wiebeking. Das Publikum war bisher im Allgemeinen mit Herrn v. Pechmann zufrieden, und das ist schon viel. — Zum Schluß wollen wir die Gelehrsamkeit und das theoretische Talent des Herrn v. Wiebeking nicht in Abrede stellen. — Der französische Appendix von der Höhe der Thürme, Obelisken rc. hängt an diesem Pamphlet, wie ein feiner Silberfasanschweif an einem bissigen, stumpfschweifigen, rothkämmigen Haushahn. Man weiß nicht, wie beide zusammen kommen. Ist es eine Lockspeise a posteriori? C.

Pferdekunde

Anleitung zur äusseren Pferdekenntniß. Ein Handbuch zum Selbstunterrichte und für Vorlesungen, von Dr. Konrad Ludwig Schwab, kön. bayer. Rathe, ordentlichem, öffentlich ersten Professor an der k. Central-Veterinärschule rc. Mit einem Register und eilf lithographirten Abbildungen (auf derselben Tafel). Zweite verbesserte Auflage. München, in Commission bei Finsterlin. 1831. Broch in 8. von XIV S. Tit. Vorrede u. Inhaltsverzeichniß. 322 S. Text. Preis 2 fl. 24 kr.

Wenn ein Werk schon nach einem halben Jahre eine zweite Auflage erhalten muß, so darf man überzeugt sein, daß seine practische Brauchbarkeit es den Pferdebesitzern, Käufern und Verkäufern empfahl, und daß sein Lob von Mund zu Mund ging. Wenn man auch annehmen darf, daß die erste Auflage nicht über 500 stark gewesen sei; so muß man anderseits auch zugestehen, daß wenn diese Zahl zur Befriedigung zugelangt hätte, erst nach einem Jahre das Bedürfniß einer verbesserten Auflage fühlbar geworden wäre; und daß gegenwärtige Auflage verbessert sei, beweist die Vermehrung des Textes und der correcte Druck.

Der Pferdeliebhaber erhält in vorliegender Schrift Alles einfach, klar und deutlich aus einandergesetzt, was zur Kenntniß sowohl des fehlerfreien, als des verdorbenen Pferdes, gehört; er findet eine Anleitung zur Untersuchung der Pferde, und eine Zusammenstellung der in Deutschland hauptsächlich geltenden Handelsrechte beim Pferdehandel. Auch das französische Recht ist aufgenommen. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser auch angegeben hätte, welche Rechte in Schwaben, in den beiden Hessen, in Nassau, Hannover, in Polen und Ungarn geltend sind. Auch das holsteinische und englische Recht zu kennen, könnte von Nutzen sein.

Natürlich gehört in ein solches Werk auch eine specielle Auseinandersetzung der Eigenschaften der Pferde in so ferne sie entweder als Reit-, Zug-, Last- oder Zuchtpferde benutzt werden sollen. Selbst die militairischen Bedürfnisse sind berücksichtiget. —

Die Tafel stellt das Skelet in den drei Ansichten, dann die wichtigsten Gelenke der Füße dar.

Der Druck und das Papier sind ausgezeichnet. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag — Nro. 114. — 23. September 1831.

Der bisherige leipziger Oberbürgermeister und die herzogl. altenburgische Regierung.

In der leipziger Zeitung, wie in dem Eremiten, findet sich jetzt eine offizielle Erklärung der herzogl. sächsischen Landesregierung, welche das in Nr. 81. unserer Blätter mitgetheilte Factum, dessen auch das constitutionelle Deutschland gedenkt, von einer Requisition des Oberbürgermeister Schaarschmidt an die herzogliche Regierung in Betreff einer schärfern Censur des Eremiten für ungegründet erklärt. Ja, sie sagt, daß weder auf offiziellem, noch auf vertraulichem Wege dergleichen Ansinnen an sie gestellt worden sei.

Dieselbe Erklärung wurde auch an uns eingeschickt, ja wir haben sie selbst veranlaßt, in so fern wir selbst ein Exemplar von Nr. 81 an dem königl. sächsischen Cabinetsminister von Lindenau sogleich zur Erörterung des so sehr auffallenden Schrittes einsendeten, und von Dresden aus, wie die altenburger Regierung selbst sagt, die Anfrage deshalb bei ihr ergangen ist.

Wir freuen uns darüber, daß das königl. sächsische Ministerium die Sache so wichtig nahm, als wir selbst.

Die herzogl. altenburgische Regierung ist nun in Deutschland als eine so ehrenwerthe bekannt, daß jedenfalls so viel gewiß ist:

»An die Landesregierung selbst kam keine, weder eine offizielle, noch vertrauliche Requisition des erwähnten Herrn Oberbürgermeisters:«

Wenn die Redaktion auf der einen Seite, hiemit ihre Pflicht gegen den vor der öffentlichen Meinung Beklagten, erfüllt, so hat sie auch eine gegen sich und ihre Leser zu erfüllen; nämlich die Versicherung zu geben, daß die Mittheilung der Thatsache, und in demselben Lichte dargestellt, von Altenburg selbst und aus einer Quelle zukam, der sie das allerunbedingteste Vertrauen schenken konnte, und welche Gewährsmänner nannte, die von Dingen der Art ihrer Stellung nach auf das Authentischeste unterrichtet sein mußten. Dies beweist schon die Einsendung der Nummer 81 an den Herrn Minister, und der Redakteur hat sich auch auf eine gerichtliche Anfrage damit vollkommen legitimirt. Dem Publikum kann an der Nennung von Namen nichts liegen, welche nicht zu veröffentlichen jede Rücksicht der Diskretion und Delikatesse gebieten.

Was etwa hiebei noch dunkel sein sollte, dessen Erläuterung bleibt billig einer spätern Zeit überlassen.

Uebrigens ist in diesen Tagen Herr Schaarschmidt von der Regierung von Leipzig ab- und zu dem ehrenvollen Posten eines Ministerialraths zurück nach Dresden berufen worden. Wir können um der Regierung, wie des Herrn Schaarschmidt selbst Willen diesen Umstand nur geeignet finden. Man kann ein sehr rechtschaffner, ehrenwerther und kenntnißreicher Mann sein, und doch in Zeiten, wie die unsrigen, in einer, oder der andren Hinsicht als erste Magistratsperson einer aufgeregten Stadt sich in den Mitteln vergreifen, welche

das so nöthige unbedingte Vertrauen schaffen und erhalten.

Leipzig, den 16. September.

Sp.

Aus Braunschweig vom 29. August 1831.

Lieber Freund!

Es ist nun bald Jahrestag unserer sogenannten Revolution — und wir Braunschweiger sind noch so klug, als wie zuvor, und begreifen allmählig, daß wir nicht weiter können, oder sollen; das will einem schier das Herz verbrennen. Und doch lieben es die Braunschweiger, sich und ihre Thaten und Verhältnisse mit den französischen zu vergleichen. Gewiß, wer ihnen den Gedanken eingegeben, oder es zuerst ausgesprochen hat, der hat eine starke Ironie gesagt: denn ohne mich weiter dabei aufhalten zu wollen, die pariser Juli- und hiesigen Septembertage, nebst ihren Folgen und Bedeutungen für beide Völker mit einander zu vergleichen, muß ich doch noch einmal wiederholen, daß, so national die Julirevolution war, die hiesige Bewegung nichts weniger, als ein nationales Gepräge hatte. Zur Enttäuschung Deutschlands kann nicht oft genug gesagt sein, daß eine stark beleidigte und verächtlich zurückgesetzte Partei, meist aus dem Adel des Landes bestehend, mit gemietheten Banden es unternahm, den Erdherzog Karl zu demüthigen, zu tödten, oder zu vertreiben. Unterstützt wurde sie dabei allerdings durch eine allgemeine, vermöge der französischen Revolution erzeugte, Aufregung der Gemüther, oder wenigstens doch durch den Indifferentismus des Bürgers für die Sache des Fürsten, vor Allem aber durch die hier ungewohnte und darum so unerträglichere Noth und die hülflose Armuth der niederen Klassen. Wer die Revolution für ein Werk der eigentlichen Mittelklasse nimmt, der verkennt den Geist des Volks und den Stand der politischen Bildung, wie er hier im vorigen Jahre noch war, durchaus. Constitutionelle Ideen gehörten hier unter die Seltenheiten, und herrschte nicht allein für das Politische eine gänzliche Apathie, sondern eine so crasse Unwissenheit, von der man noch jetzt so starke Spuren findet, daß noch neuerdings ein bei den Finanzen angestellter und mit dem Titel eines »Raths« begabter Beamte sich nicht undeutlich gegen mich merken ließ, daß er von den Anleiheoperationen der Franzosen und Engländer nicht den mindesten Begriff habe, und namentlich sich eine Erklärung über das grand livre ausbat. Diese politische Ignoranz, welche nothwendig politische Gleichgültigkeit in ihrem Gefolge hat, und die man in einem so großen Theile von Deutschland antrifft, führt mich auf den Zweifel, ob überhaupt die Deutschen im Besitze einer so großen Intelligenz sind, als man gewöhnlich glaubt? Wahre, gediegene Intelligenz ist immer von einem regen Sinn für das Wohl und Wehe des Staats, von einer emsigen Aufmerksamkeit auf seine Interessen, Mängel, oder Bedürfnisse begleitet, wie Athen, Frankreich, die Vereinstaaten von Nordamerika, England und andre zeigen und demnach, da in Deutschland ein solcher Sinn nicht herrscht, eine höhere Intelligenz, wie feinere Bildung daselbst nicht anzutreffen. Warum? würde mich zu weit führen, hier zu untersuchen; es genüge zu bemerken, daß ächte Bildung nur eine Nationalbildung sein kann, und daß die Deutschen dieselbe nicht besitzen, weil — sie keine Nation sind. Für manchen, der die Menge unserer jährlich gedruckten Bücher ansieht, die Masse von Academien und gelehrten Gesellschaften und das ungeheuere Lesepublikum, wird dadurch das Räthsel freilich noch nicht gelöst sein, und für einen solchen füge ich daher hinzu, daß Deutschland eine gelehrte Kaste, ein eigentlich gelehrtes Deutschland in sich schließt, daß diese allerdings einen großen, aber noch nicht ausgeprägten Schatz von Kenntnissen besitzt, an denen das Volk aber wenig Theil hat für welches dieselben sogar ziemlich unverdaulich sind. Nun wird aber Niemand von dem Bestehen einer gelehrten Kaste auf eine allgemeine deutsche Bildung schließen dürfen: denn obgleich die zahlreiche ägyptische Priesterkaste nicht unwissend war, obgleich ein Pythagoras, Solon, Plato und Herodot zu ihnen reiseten, um von ihnen zu lernen, war dessen ohnerachtet Aegypten doch kein gebildeteres und höher cultivirtes Land, als Griechenland. Dasselbe Verhältniß ist zwischen Frankreich und Deutschland. In ersterem Lande hat man die Künste und Wissenschaften populairer gemacht, in letzterem seufzt man noch unter der barbarischen Last der Büchergelehrsamkeit. Was ist aber aller Zweck des Wissens, als Verbesserung der menschlichen Gesellschaft? So lange die nicht das Streben eines ganzen Volkes ist, kann bei ih[m] von Bildung nicht die Rede sein.

Diese Andeutungen reichen hin, um zu erklären, daß die hiesigen Bewegungen nicht vom Volke ausgingen und uns das Räthsel zu lösen, wie dasselbe sich hat mit so unbedeutenden Folgen und mageren Früchten derselben begnügen können. Selbst der Deutsche ist etwas eitel, und der Braunschweiger fühlte sich daher geschmeichelt, als man ihm weißmachte, er habe ein großes Werk gethan. An dem wenigen und unbedeutenden, was er forderte, sieht man die Bestätigung einer früheren Behauptung. Die hiesige Aristokratie wußte dies auch sehr wohl, sie fürchtete nichts und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie dem »ehrlichen guten Bürger« einen kleinen Nutzen, einen Brocken von der Beute, der in einer Reduction der Personalsteuer bestand, zufließen ließ: es war die Theilung zwischen dem Löwen und dem Esel in der Fabel.

Sie werden nun begierig sein, zu wissen, lieber Freund, ob man jetzt noch ruhig und zufrieden ist, ob man nicht bei der nahe bevorstehenden Zusammenkunft der Landstände

manches erwartet, wünscht, fordert? — Und da muß ich Ihnen bekennen, ruhig und zufrieden ist man keineswegs, aber die Ursachen, die früher jene Gleichgültigkeit für Staatsangelegenheiten erzeugten und hauptsächlich in einer politischen Unwissenheit bestehen, wirken auch jetzt noch fort, und machen, daß die Leute ihr eigentliches, wahres Interesse nicht kennen, den Grund ihrer Leiden nicht einsehen und also auch die rechten Mittel der Abhülfe nicht treffen. Ihre Noth fühlen sie Alle; aber der Handwerker meint, sie rühre daher, weil der Bäcker zu kleines Brod backe, der Fleischer zu theueres Fleisch verkaufe u. s. w. Die einzelnen Gewerbezünfte und Innungen sehen neidisch auf einander. Jeder meint, der Andere befinde sich wohl, während er leidet, der Eine schiebt dem Anderen die Ursache seines Elends zu. Dies sind Symptome einer fürchterlichen Noth. Eine Erbitterung Aller gegen Alle zeigt eine heillose Verwirrung und Zerrüttung, einen tiefen Verfall der Dinge an. So ist es immer wenn ein Regierungssystem, wie das bisher in Deutschland befolgte, einen Staat an den Abgrund des Verderbens gebracht hat. O hätte man 100,000 Zungen, um den armen, unwissenden Menschen es zuzurufen, wo die Quelle ihrer Leiden fließt! In kostspieligen Hofhaltungen, in der Vermengung des Privatguts des Fürsten mit dem Staatsvermögen, in den Sinecuren, den Pensionen, den stehenden Heeren, der Raubgier der Steuerofficianten, der Fesselung des Ackerbaues, dem Ruin des Handels und des Gewerbes, dem Schneckengange, der Willkühr, der Kostspieligkeit, der Ungerechtigkeit der Justiz, in den stehenden Heeren: dies sind die Dinge, auf welche sich die Animosität des Volkes richten sollte, statt daß es mit läppischer Albernheit über kleines Brod und dünnes Bier als den Ursachen seines Elendes klagt. Aber noch einmal wiederhole ich es, diese Scheelsucht, womit sich Alle ansehen, dieser lauernde Neid sind die fürchterlichsten Anzeichen einer heillosen Noth, eines auf die Spitze getriebenen Elends.

So ist der Zustand der Gemüther in der Volksklasse hier und in einem großen Theile von Deutschland. Sie fragen mich, was thut man denn, um dieselben zu beruhigen? — Man benutzt ihre Gutmüthigkeit, ihre Unwissenheit, um sie hinzuhalten, man tröstet und läßt Alles beim Alten. »Thut denn aber die Presse immer noch gar nichts,« fragen Sie weiter, »um die Menschen aufzuklären? Was schreibt und druckt man denn bei Ihnen?« — Je nun, staatswissenschaftliche Mittheilungen, in welchen der Herr von Strombeck z. B. die hochwichtige Frage zu erörtern wagt: »ob der ständische Ausschuß das Recht habe, über bemerkte Mängel in der Verwaltung der Regierung Vorstellungen einzureichen?« und am Ende ein bescheidenes Ja ausspricht, Vertheidigungsschriften, wie z. B. der Herr Hofrath Fricke herausgegeben hat, um darzuthun, daß, weil er blos eine vox consultativa im conseil gehabt hat, er auch ungestraft die Rechte des Landes hat unter die Füße treten dürfen. Ueberhaupt lenkt man die Aufmerksamkeit auf das Vergangene und nicht auf das Zukünftige, um dem Volke die Ideen beizubringen, es sei aus einem ungeheueren Unglück aufgetaucht und jetzt im Besitz des vollkommensten Glücks.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Arithmetik

Lehrbuch der niederen Arithmetik, verfaßt von Gottfr. Christian Vogel, wirkl. Professor der Mathematik am kön. bayer. Kadettencorps. München, zu haben beim Verfasser und gedruckt in der Mich. Lindauer'schen Hofbuchdruckerei. 1831. Preis 2 fl. 30 kr. gr. 8.

Vorliegendes Lehrbuch ist eine gänzliche Umarbeitung und bedeutende Vervollständigung des vom Herrn Verfasser vor zwei Jahren herausgegebenen Lehrbuches, welches uns jedoch nicht zu Gesicht gekommen ist, wir also mit diesem nicht vergleichen können. Obgleich der Verfasser nur ein Lehrbuch der niederen Arithmetik zu schreiben sich vorgenommen hat, und auch in der Einleitung die Gleichungslehre zur höheren Arithmetik rechnet, so findet man hier doch einen Theil jener. Die Bestandtheile der mathematischen Methode erörtert er zwar, jedoch sehr unvollständig, giebt aber jene nicht an, auch übersieht er die Folgesätze ganz; die Einleitung selbst ist sehr mangelhaft und entbehrt sehr vieler Erörterungen, welche an keinem anderen Orte schicklicher gegeben werden können. Den Begriff »Zahl« hat der Verfasser ganz irrig aufgefaßt, indem er darunter blos die, durch die bekannten arabischen Ziffern ausgedrückten Größen versteht.

Viele Erklärungen sind so verworren angegeben, daß der Lernende zu nichts weniger, als klarer Kenntniß dessen gelangt, was geschehen soll und wie die Veränderungen vorzunehmen sind; unter Anderm heißt es §. 13: zu einer, oder mehreren Größen eine, oder mehrere andere hinzuthun und ihr sodanniges Ganze ausdrücken, heißt addiren; was ist denn das Ganze von $a + b$? Der Lernende weis von diesen Größen noch nichts; wie kann er sich demnach einen klaren Begriff der Addition machen? Von den Beschaffenheitszeichen der Größen wird noch nichts gesagt, was wir für einen Fehler in der Darstellung und gegen die Klarheit halten. Die Erklärung von entgegengesetzten Größen ist ganz verfehlt; überall herrscht eine höchst schleppende Weitschweifigkeit, die für einen mathematischen Unterricht vorzugsweise höchst verderblich ist.

Was es heißen soll: Ein Ziffer durch ein anderes zu multipliciren, möge der Verfasser erst sich selbst erklären;

diesen mathematischen Unsinn erwarteten wir von einem Lehrer der Mathematik an einem Cadettencorps des ganzen Königreichs Bayern nicht; noch weniger den groben Fehler, daß $0 + 8 = 8 + 0 = 0$ sei, d. h. eine gewisse Zahlengröße, eine bestimmte Menge von Einheiten nicht vermehrt, giebt nichts, oder die gegenwärtige Anzahl der Cadetten, es seyen ihrer 75, nicht vermehrt, werden auf einmal $= 0$, d. h. nichts?! Die Addition, Subtraktion in entgegengesetzten Größen ist unter Kritik schlecht; so daß die Zöglinge zu bedauern sind, wenn der Unterricht in der Arithmetik ihnen nach diesen Angaben ertheilt wird. Der Beweis, daß negative Größen mit einander multiplicirt, oder dividirt eine positive Größe geben, leuchtet selbst den besten Zöglingen des Institutes gewiß nicht ein. Generalzahl, Generalnenner u. dgl. Benennungen erinneren allerdings an ein militärisches Wesen, passen aber nicht für den Unterricht, indem sie Mischlinge der Sprachen sind.

Die Bruchlehre ist höchst breit gehalten, aber so verworren vorgetragen, daß sie auf gar keinen wissenschaftlichen Werth Anspruch machen kann; es würde uns zu weit führen, wenn wir hier einzelne mißlungene Darstellungen angeben wollten; die folgenden Abschnitte erfordern wegen ihrer großen Mangelhaftigkeit noch zu viel Raum, als daß wir denselben für sie nicht ersparen sollten. Aehnlich verhält es sich mit den Decimalbrüchen, welche der Verfasser in ächte, oder unächte, statt in eigentliche, oder uneigentliche eintheilt; die Verwandlung eines gemeinen Bruches in einen Decimalbruch sollte vor der Addition und Subtraktion gezeigt sein, weil jene häufig in Form von diesen addirt und subtrahirt werden sollen.

Eine Potenz ist dem Verfasser ein Produkt aus 1 mit lauter gleichen Faktoren; wozu die 1 dienen soll, ist nicht abzusehen, die Erklärung selbst ist nicht mathematisch, und durchaus unklar; auch ist der Satz, die Einheit zu jeder beliebigen Potenz erhoben, in doppelter Hinsicht verfehlt; der Verfasser hält ihn für einen Zusatz, wogegen er Grundsatz ist; dann ist er, wie ihn der Verfasser ausdrückt, falsch, indem z. B. $1^{4/5}$ gewiß nicht $= 1$ ist, und doch ist 1 auf eine Potenz erhoben! Unverständlich ist die Bedeutung von Wurzel erklärt; Nicht immer ist eine Potenz mit negativem Exponenten einem Bruche gleich, dessen Zähler 1 ist. Da z. B. $4a^{-5} = \frac{4}{a^5}$ ist. Die Sätze über Potenz- und Wurzelgrößen sind höchst unlogisch vorgetragen; sie stehen ohne inneren Zusammenhang und die Beweise sind meistens so umständlich, daß der Lernende den Hauptsatz übersieht. Aehnlich verhält es sich mit dem Wurzelausziehen und den Rechnungen mit Potenz- und Wurzelgrößen. Das Wurzelausziehen leidet an einem sehr schleppenden Mechanismus, aus dem sich der Lernende die Sache nicht geistig zu vergegenwärtigen vermag. Mit der Hälfte des Raumes würde ein gewandter Mathematiker dasselbe und es noch deutlicher gesagt haben.

Den Begriff „Algebra" bestimmt der Verfasser unrichtig; eben so ihr Geschäft; den analistischen Gleichungen entsprechen die synthesischen, deren Gleichheit von dem Werthe der zu suchenden Unbekannten abhängt. Die unbekannten Größen nennt der Verfasser unrichtig unbestimmte Größen: jede Buchstabengröße ist an sich so lange unbestimmt, bis ihr ein bestimmter Werth gegeben wird. Die bestimmten und unbestimmten Aufgaben verwechselt der Verfasser mit bestimmten und unbestimmten Gleichungen, indem er unter letzteren solche versteht, welche zwei oder mehr Unbekannte enthalten. Den reinen sicheren Gleichungen stehen die unreinen entgegen.

Die Auflösung der Gleichung, welche im Einrichten, Ordnen und Reduciren derselben besteht, ermangelt jedes Grundes; der Verfasser hätte von den drei Gegensätzen ausgehen, sie erst näher erörtern und dann auf jene Auflösung anwenden sollen. Um logische Ordnung ist es dem Verfasser nicht zu thun; die Lehre von den unreinen quadratischen Gleichungen ist sehr unverständlich vorgetragen, und die Gleichungslehre überhaupt ist durch zu wenige Aufgaben versinnlicht. Die Begriffe Form und Formel verwechselt der Verfasser; er scheint den Sinn beider nicht recht verstanden zu haben; Unter letzterer versteht man den durch allgemeine Zeichen dargestellten Werth einer Unbekannten. Die Wahrheiten der Proportionslehre sind wohl in Worten dargestellt, aber nicht mathematisch bewiesen. Der am besten gelungene Theil des Werkes ist die Anwendung der Proportionslehre auf die einfache und zusammengesetzte Regel-Detrie, Zinsrechnung, Gesellschafts-, Vermischungs-, Alligationsrechnung u. dergl.

Die Progressionslehre hat der Verfasser sehr sparsam behandelt, und sie den Logarithmen vorgesetzt; daher kam er in die Verlegenheit, die Anzahl der Glieder einer geometrischen Reihe nicht bestimmen zu können, und verwies auf einen späteren §. Ueber die Progressionslehre sind nur einige Aufgaben mitgetheilt, welche nicht hinreichen, ihren Gebrauch zu versinnlichen; besser ist die Anwendung derselben auf die Interusurienrechnung gelungen. Die Gesetze der Logarithmen sind nicht umsichtsvoll dargestellt; besser aber die Lehre von den vieleckigen Zahlen, Permutationen, Combinationen und Variationen erörtert, wozu der Verfasser einen besseren Geleitsmann gehabt zu haben scheint, als bei den früheren Theilen seines Lehrbuches.

Die Lehre von den Kettenbrüchen ist ganz aus Kausler entlehnt; leidet demnach an denselben Mängeln, welchen die Darstellung derselben unterworfen ist. Die Summe der ganzen Beurtheilung ist also nicht günstig; wir kennen den Verfasser gar nicht, können also durch kein persönliches Verhältniß geleitet worden sein. Wir haben blos die Sache im Auge gehabt, und so viel wie möglich da, wo wir besonderen Tadel aussprechen mußten, kurz die Gründe angegeben, damit der Verfasser nicht glaube, wir hätten sein Werk nur oberflächlich behandelt. Möge er bei einer etwaigen neuen Bearbeitung vorsichtiger sein und als Lehrer der Mathematik sich keiner Versehen zu Schulden kommen lassen, die man nicht erwarten sollte. Das Buch hat wohl auch manches Gute, verlangt aber einen der Sache ganz mächtigen Lehrer. Druck und Papier sind gut, jedoch sind viele Druckfehler nicht verbessert; der Preis ist ziemlich billig.

V.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 115.** 26. September 1831.

Ueber den Adel in Frankreich.

(Aus einem nächstens erscheinenden Reisehandbuche nach Frankreich.)

Der französische Adel rechnete sich stets zum Hofe, den die Geburt den Zutritt zum Hofe verstattete, gegen den er oft im Kampfe war. Nach dem alten Ceremoniell hatte das Recht am Hofe zu erscheinen nur ein 400jähriger Adel; mithin entschied nicht allein der Uradel, dessen Entstehung man nicht wußte, sondern auch der Briefadel, denn schon Philipp III. ertheilte 1270 Adelsbriefe. Nur folgende Familien hatten am französischen Hofe die Rechte der princes étrangers, nemlich: Rohan, la Tour d'Auvergne, Bouillon, Savoyen, Grimaldi und Lothringen; weil sie von den ehemaligen aquitanischen und normannischen Herrschern abstammten. Uebrigens konnte sich in Frankreich kein hoher Adel, wie in Deutschland ausbilden, da die Vasallen, welche alle Rechte der Krone an sich reißen wollten, kräftig besiegt und besonders zuletzt noch von Richelieu gründlich zum Gehorsam gebracht wurden, während in Deutschland der hohe Adel die Rechte des Landesherren an sich riß. Uebrigens konnte in Frankreich jeder den Adel erwerben, der einen Richterposten zehn Jahre lang verwaltet hatte; war aber dies vor weniger, als 400 Jahren geschehen, so ward dieser Adel als Noblesse de la Robe, von dem alten Adel de l'epée verachtet. (Cet-état de la Robe, sans avoir le brillant de la grande noblesse, en a tous les privileges. Montesquieu.) Uebrigens ward auf die Abstammung mütterlicher Seite nicht gesehen, indem nur in Deutschland eine solche Ahnenprobe gewöhnlich geworden ist; daher auch da die Absonderung des Adels von den andern Personen der gebildeten Stände am Grellsten sich ausbildete; wogegen in Frankreich durch die oft vorkommenden Verwandtschaften mit Nichtadlichen dies weniger statt fand. Sogar die eheliche Geburt war nicht einmal nothwendig, die Standesrechte zu erhalten, wie die legitimirten Prinzen von Verneuil, Vendome, Vermandois, Maine, Toulouse und Penthièvre zeigen, welche mitunter im Ehebruch erzeugt waren; sie gehörten zum hohen Adel, da sie ihre Abstammung nur vom Vater herleiten durften, wie der Bastard von Orleans. Das Mißverhältniß fand in Frankreich mehr zwischen dem Hof und dem Adel in den Provinzen, oder dem jüngern Adel statt, als zwischen dem Adel und dem dritten Stande. Erst in der Revolution, welche Anfangs durch die Reibungen unter dem Adel selbst befördert worden war, vereinigte sich endlich der neue Adel mit dem alten, um keine neuern Abgaben zu übernehmen; sondern um sie dem dritten Stande aufzubürden, und suchte den König in sein Interesse zu ziehen, statt die Nation zu einem Ganzen zu vereinigen. Doch auch unter dem Adel herrschten damals mitunter andre Meinungen, und so waren es grade ein Herzog Orleans und ein Graf Mirabeau und ihr Anhang, welche die Macht des Königs dergestalt erschütterten, daß er der Herrschaft des Pöbels hingegeben ward. Am 4. August 1789 wurden die drückend-

sten Vorrechte des Adels und die meisten Lehnrechte aufgehoben, nnd am 19. Juni 1790 der Erbadel gänzlich abgeschafft. Napoleon fand nur Staatsbürger, die alle vor dem Gesetze gleich waren. Da sich aber in jedem Staate durch die Verhältnisse ein Adel ausbildet, (denn der Sohn des Ministers, der Sohn des Generals wird in der Regel vor einem andern, gleich gut erzogenen, aber ohne solche Verwandtschaft in die Welt tretenden jungen Manne, zufällige Vorzüge genießen); so suchte Napoleon diese Verhältnisse dergestalt zu ordnen, daß sie der Monarchie nicht gefährlich werden konnten. (Il ne faut point, que les loix favorisent les distinctions, que la vanité met entre les familles, sous prétexte qu'elles sont plus nobles, ou plus anciens. Montesquieu.) Denn die Geschichte aller Zeiten hat gezeigt, daß der Adel sich nur zu leicht gegen den Landesherrn vereinigt. Unter den Nachfolgern Karls des Großen war es der Adel der — wenn er sich auch blutig befehdete — darin einig war, die landesherrlichen Rechte größtentheils an sich zu reißen, und es sogar dahin brachte, daß in Deutschland das heilige römische Reich ein Wahlreich ward. In Italien konnten die Römerzüge nur auf kurze Zeit den Adel unter der kaiserlichen Herrschaft enthalten; er verband sich stets mit dem Pabst, und so ging dieses ganze Reich in dem Streit der Ghibellinen und Welfen dergestalt für die Nachfolger Karls verloren, daß sie nur den Namen des römischen Kaisers behielten. In Frankreich war es schon im Jahr 980 ein Kron-Vasall, der Graf Capet von Paris, der sich des Thrones der Karolinger bemächtigte. Welche blutige Kriege es den Nachfolgern desselben gekostet hat, die Kron-Vasallen in ihre Gränzen zurückzuweisen, zeigt jedes Blatt der Geschichte. Die Grafen von Bleuc, der Champagner und Flandern vertreiben Heinrich I. aus Paris. Seine Nachfolger wurden von dem Herrn v. Montfort, Beaugenci-Monttheri, und Couci feindlich angegriffen. Unter Ludwig VII. ließ sich Wilhelm Graf von Auvergne zum Könige des Berges ausrufen, verband sich mit dem Grafen Rhodez und Puy, und verwüstete die Umgegend; sie müssen 1163 vom Alexander III. in Bann gethan werden, da die andern Vasallen den König nicht retten konnten. Philipp August dämpfte nur mit Mühe eine Verbindung der Kron-Vasallen, Hugo von Lusignan führte Krieg gegen den heiligen Ludwig. Unter Karl IV. verband sich der Adel der Gascogne mit den Engländern, und führte den Krieg der sogenannten Bastarde. Unter Philipp VI. verschwor sich Olivier de Clisson mit Geofroi d'Harcourt, und vielen Edelleuten gegen den König. Unter Karl VII. entstand eine andere Verschwörung, die Praquerie genannt, in welche der Herzog von Bourbon und Alançon, die de la Tremouille, und die Grafen von Vendome und Dunois verwickelt waren. Unter Ludwig XI. empörte sich Graf Johann von Armagnac, der seine Schwester Isabella öffentlich geheirathet hatte. Condé ward 1567 Anführer in den blutigen Kriegen gegen den König. Der Herzog v. Guise vertrieb Heinrich III. aus Paris. Heinrich IV. hatte kaum die Verschwörung den Grafen von Auvergne und Biron unterdrückt, als er in der Mitte der Rohan, Montbazon Bellamanoir, Lavandin, Liancourt, Mirabeau und d'Epernon ermordet ward, auf welchem letzteren sogar der Verdacht der thätigen Theilnahme ruht. Rohan wiegelte das Volk zu Rochelle und Montauban wenigstens mittelbar gegen Ludwig XIII. auf, und die Unruhen der Fronde hatten die Herzoge von Beaufont und Bouillon, die Prinzen Condé und Conti, den Marschall Turenne, und die Herzogin von Longoville zu Urhebern. Daß ein Adel, der sich die Rechte des Landesherren anmaßt, auch um so mehr seine Unterthanen anstrengen muß, liegt in der Natur der Sache, und führte leicht zu dem Uebermuth, welchen man noch in den Namen der Brulebois, Brisetête, Brise-Barre, Coupe-Gorge, Pron le Francheur, Brigand, Robert le Diable, Pille-Voisins, Pille-Villain und anderen wieder erkennt, welche sich der französische Adel selbst beigelegt hatte, und in den oft sehr sonderbaren Rechten der Lehnsherrn über ihre Unterthanen. Z. B. das droit de cuissage, oder jus primae noctis, besonders aber la chasse aux Villains, aus dem Recht über Leben und Tod der Unterthanen hergeleitet, welches noch über Ludwig XIV. der Graf v. Charolais ausübte.

(Les Seigneurs peuvent tenir en prison leurs serfs, soit à tort, soit à droit, ils ne sont tenus à repondre fors à Dieu. Beaumanois.) Um für die Folge solche Gefahren für den Staat zu vermeiden, führte Napoleon eine streng geregelte Form des Adels ein, ohne das Lehnswesen wieder herzustellen. Am 14. August 1806 und am 1. März 1808 führte er einen Majoratsadel, wie in England ein, bestehend aus Prinzen, Herzögen, Grafen, Baronen und Rittern. Der alte Adel konnte durch Stiftung eines Majorats daran Theil nehmen, die nachgebornen Söhne kehrten

in das Volk zurück, und jedem aus dem Volke stand die Aussicht auf diesen Vorzug frei, damit den höhern Staatsbeamten der persönliche Adel ertheilt ward, der erblich gemacht werden konnte durch die Stiftung eines Majorats. So war jedes Mißverhältniß zwischen Adel und Nichtadel aufgehoben: denn nur der arme Adel ist dem Volke lästig, indem er, ohne die Vortheile einer guten Erziehung, Ansprüche macht, die um so anmaaßender werden, je mehr der nicht adlich geborne sich durch Ansehen, welches Kenntnisse Aemter, oder Reichthum geben, ausgezeichnet. Darum hörte man unter Napoleon nichts von Adelstolz; und vom Einfluß des Adels war gar nicht die Rede.

(Schluß folgt.)

Aus Braunschweig vom 29. August 1831.

(Schluß.)

Niemand darf und kann es unternehmen, in Flugschriften das Volk über seine Bedürfnisse aufzuklären. Die Censur wacht mit Argusaugen und die Instructionen der Buchdrucker sind streng und erinneren an die libri prohibiti in Rom. Es kommt mir vor als meinte man hier in Omars Geiste. »Enthalten die neuen Bücher was altes, dann sind sie unnütz, enthalten sie etwas neues, dann sind sie schädlich.« Es gelingt hierdurch auch eine Zeitlang eine gewisse Unwissenheit oder Unklarheit im Volke zu erhalten, aber keineswegs kann man doch damit die Menschen vergessen machen, daß sie hungert, daß sie entwürdigt, gekränkt und niedergetreten sind. Diese planmäßig erhaltene und systematisch verbreitete Unwissenheit muß sich aber endlich an den Urhebern rächen: denn statt daß die Bauern offen, zutraulich, gutgesinnt und unbewaffnet in Demuth ihre Petitionen dem Throne überreichen könnten und würden, wer schauderte nicht bei dem Gedanken, daß wenn man vernünftig wäre, sie dieselben, wie in der Reformationszeit auf die Spitzen ihrer Heugabeln stecken könnten — und dann wehe denen, die den Sturm nicht beschworen haben, als es Zeit war!

Hieraus werden Sie nun leicht folgern können, daß unsere periodischen Blätter nichts weniger als Organe der öffentlichen Meinung, Verkünderinnen der Volksgesinnung sein können und die geschilderten Verhältnisse geben zugleich den Grund an, warum sich hier bis jetzt kein eigentliches politisches Blatt hat bilden können, daß ein solches, die von Herr Dr. Hermes redigirte Nationalzeitung, endlich zu Stande gekommen ist, beruht mehr auf einer früher eingegangenen Verpflichtung des Ministeriums gegen den Verleger Herrn Vieweg, als auf dem guten Willen desselben und dabei ist an eine bona fides gar nicht zu denken. Wohl ist der Redakteur ein sogenannter liberaler Mann, wohl ist ihm ein eigener Censor mit dem Auftrage etwas zu conniviren gesetzt werden, allein ich traue doch nicht. 1) Weil es eine deutsche Regierung, und folglich unter bundestäglichem Einfluß ist. 2) Weil ein Censor mit dabei im Spiele ist, der in der Transaction — denn etwas weiteres ist die Sache doch wohl nicht — ohngefähr die Rolle spielt, welche sonst gewöhnlich der päpstliche Legat in den Tractaten der Weltlichen hatte. 3) Weil auch in dem Charakter des Redakteur keine Garantie liegt, daß er der guten Sache länger dienen werde, als es gerade in seinen Kram paßt, und endlich 4) wegen des Benehmens, dessen man sich höchsten Orts gegen den Herausgeber der Annalen, des Herrn von Fechelde, bedient hat. Sie wissen, daß die Annalen merkwürdig und interessant waren wegen der Sachen, die nicht darin stehen durften. Man wußte hier in diesem ächt niedersächsischem Orte zufällig, daß die Annalen des Tacitus ein sehr gefährliches Buch sein; so war man gegen den Titel von vorn hinein eingenommen und empfahl das Blatt der Ungnade der Censur auf's dringendste. Gott weiß nun wie es gekommen sein mag, daß der Cerberus von Censor einmal einen Augenblick von seiner höllischen Wachsamkeit nachläßt und ermüdet — genug es erscheint etwas verdächtiges in dem Blatte und es wird — nicht die eine Nummer confiscirt, nein das Blatt auf immer verboten. Wie giebt es in einem Staate, wo dergleichen geschehen kann, eine Garantie für persönliche Sicherheit, ein Eigenthumsrecht? welche Gewähr hat so der Schriftsteller, wenn er, aus den schändenden Händen des Censors zerfleischt entlassen, erst dann der rohen Gewalt und Willkühr anheimfallen soll?

Betrachten Sie dieß, lieber Freund, als eine allgemeine Uebersicht, als eine Einführung in die Schilderung der hiesigen Verhältnisse, die Sie bald von mir zu erwarten haben. Ich werde Ihnen darin die Verfassung und Verwaltung d. h. die sogenannte des Landes auseinandersetzen und gewiß Gelegenheit haben Straffords Wort »put not your trust in pr.....« ins Gedächtniß zurückzurufen.

v. S.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Literargeschichte.

Die literarische Stellung des Protestanten zu dem Katholiken. In Absicht auf einen gültigen und schönen Gemeinzweck in Deutschland. Geschichtliches und Wissenschaftliches, betreffend das Höchste der Menschheit. Mit Zugaben über Neues im deutschen Osten und Süden. Von Dr. J. Sa-

lat. Landshut, 1831. Thomann. gr. 8. S. XVI u. S. 702.

Der, etwas zu lange und wohl nicht ganz passende, Titel führt uns in ein, zunächst für die bayersche, dann auch für die allgemein deutsche Literargeschichte äusserst merkwürdiges Buch; besonders für den interessant, der Bayern theils fern steht, theils die Chronique secrete und scandaleuse in literarischer und administrativer Hinsicht genau kennen zu lernen, nicht Gelegenheit hatte. Unendlich vieles wird dadurch klar, und der Zusammenhang mancher unerklärlicher Verhältnisse deutlich.

Der Verfasser, der als Philosoph und Schriftsteller bekannte, geistliche Rath und Professor der Philosophie an der ehemaligen Universität Landshut, ehemals Pfarrer, ein Schüler Sailers, ein Antagonist der Schellingschen Identitätslehre, ein muthiger Kämpfer gegen Obscurantismus, Mönchsthum, Mystizismus, — der erste Katholik, der gegen den Cölibat auftrat, ward bei der Versetzung der Universität Landshut nach München aus allen diesen Gründen übergangen, quiescirt, und trägt, trotz seinem 65jährigen Alter, den Verlust seiner ihm lieb gewordnen Wirksamkeit mit edlem, ungestilltem Schmerz. Zugleich hat ihn das merkwürdige Schicksal betroffen, nicht nur, weil er angeblich aufklärerische und zu rationalistische Ansichten hege, von den Ultrakatholiken und der ganzen großen in Bayern so mächtigen Finsternißparthei in Deutschland tief gehaßt und verfolgt, und auf der andren Seite, von den Freunden des Lichts, besonders von den Protestanten überall, zumal im nördlichen Deutschland, gar nicht berücksichtigt zu werden, eben weil er Katholik und ehemals Pfarrer gewesen sei. Der Inhalt seines Buches bedingt sich daher nach beiden Ergebnissen. Er legt in letzterer Beziehung im Allgemeinen die, durch seine und seiner religionsverwandten Mitcollegen lange Erfahrung bethätigte, Erscheinung dar, wie überhaupt katholische Philosophen ganz unbeachtet blieben, weil der Protestant, der nun einmal das Terrain deutscher Philosophie hauptsächlich inne hat, den Katholiken nach den gewöhnlichen, geschichtlich freilich begründeten, Vorurtheilen eben so vom Reich des Verstandes und der Philosophie ausschließe, wie der gewöhnliche Katholik den Protestanten vom Himmel; — weil er von einem Katholiken im besten Falle nichts Neues zu lernen, sondern höchstens dem Protestanten nachgekommen zu finden, befürchte. Sicher ist diese Wahrnehmung nicht zu läugnen, wenn sie der Verfasser nicht selbst auch mit andern Beispielen reichlich belegte. So arg hatten wir indeß freilich diese Unachtsamkeit nicht gehalten; wenn es uns erklärlich scheint, daß in den, fast nur von Protestanten herausgegebnen und in protestantischen Ländern herausgekommenen, endlich in protestantischen Ländern am meisten Absatz findenden, deutschen gelehrten Literaturzeitungen, die Bücher protestantischer Gelehrten hauptsächlich, und die katholischen seltner und spät recensirt werden; so überrascht uns doch, daß man letztere sogar sehr selten liest. Diese, merkwürdige Beschwerde, des Herrn Professor Salat gewinnt allerdings an Gewicht durch folgende Notiz: Blieben doch die philosophischen Schriften Sailer's, dieses berühmten und so ausgezeichneten Katholiken, selbst dem Professor Krug so unbekannt, daß er den Namen »Sailer« in sein Wörterbuch der Philosophie gar nicht aufnahm. Nicht einmal die zweite Auflage seiner Vernunftlehre, oder die neue, in zwei Bänden erschienene, Auflage seiner Ethik, ja nicht einmal die dritte Auflage seiner Pädagogik hatten die Aufmerksamkeit eines Krug auf ihn gelenkt. Erst im Supplementbande erschien sodann auch ein Artikel mit jener Aufschrift, nachdem ein ehemaliger Schüler den Herausgeber auf diese Lücke aufmerksam gemacht und selbigem einen Beitrag zugeschickt hatte.«

Mit vollkommner Ueberzeugung stimmen wir dem Verfasser darin bei, daß es grade besondre Pflicht der Protestanten sein sollte, sich philosophisch strebender und aufgeklärter katholischer Denker anzunehmen, um sie in ihrem Kampf gegen den Obscurantismus der Ultrakatholiken u. s. w. zu unterstützen, und sie, die sonst verlassen zwischen Thür und Angel stehen, zu ermuntern, und die Katholiken nicht gewissermaßen zu zwingen, an ihre obskurern Glaubensbrüder sich anzuschließen, um nur in der Welt einen Schutz zu haben. — Nur müssen wir bemerken, daß an jenem auffallenden und so schädlichen Ergebniß die süddeutsche Abgeschlossenheit gegen Norddeutschland zu, und der so wenig gesuchte literarische Verkehr Schuld ist. Auch in buchhändlerischer Hinsicht. Wir haben, diesem Uebel abzuhelfen, hauptsächlich unsre Blätter angeboten, und doch kümmern sich norddeutsche Gelehrte und Buchhandlungen weit mehr um sie, als süddeutsche, für die sie zunächst bestimmt sind. Während man uns aus Norddeutschland fortwährend Bücher zum Anzeigen zuschickt, die wir dem Plan nach gar nicht brauchen können, lassen uns süddeutsche und bayersche so in Stich, daß wir oft selbst um Material in Verlegenheit sind. —

Doch bei Weitem wichtiger noch sind die Aufklärungen, die der Verfasser in Bezug auf die Verfolgungen und Mißhandlungen gegen sich und seine gewaltsame Quiescirung giebt; als Beiträge zu einer bayerschen Literargeschichte neuer und neuester Zeit. Er gab darüber schon früher zwei Bücher heraus, »Denkwürdigkeiten über den Gang literarischer Bildung in Süddeutschland, und »Wahlverwandtschaften zwischen Supranaturalisten und Naturphilosophen,« die uns noch nicht zu Gesicht kamen, die wir aber zur Benutzung und Besprechung gern zugeschickt erhalten wünschen. Wir hegen das innigste Mitgefühl für das Schicksal des geehrten Verfassers, sind, im Gegensatz mit verschiednen seiner Freunde, der Meinung, daß er »Geschichtliches zum Frommen des Ganzen nicht genug geben könne, und sind weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf der Eitelkeit zu machen. Auch glauben wir fest, daß diese Art Oeffentlichkeit der einzige Weg sei, die neuen Lenker des Cultus in Bayern, von denen viele Hoffnungen hergeleitet werden, sich bewegen lassen müssen, ein so schreiendes Unrecht gegen den Verfasser und Andre wieder gut zu machen. Wir selbst werden aus dem vorliegenden Buche bereits Manches, zur weitern Verbreitung ausziehen, und bieten auch sonst unsre Blätter zur Aufnahme von »Beiträgen zur Geschichte der bayerschen Literatur« gern und willig an.

E.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 116.** 28. September 1831.

Ueber den Adel in Frankreich.

(Aus einem nächstens erscheinenden Reisehandbuche nach Frankreich.) (Schluß.)

Seit der Wiederherstellung der Bourbonen trat auch der alte Adel wieder in seine Rechte, von dem Napoleon sagte: er habe während der Zeit gar nichts gelernt und nichts vergessen. Daher das stolze Herabsehen der Enkelsöhne deren, welche sich durch Verdienste emporgeschwungen hatten, auf die Männer, welche den Ruhm Frankreichs in der ganzen Welt verbreiteten; als wenn sich jetzt keiner mehr auszeichnen dürfte, als der ohnehin schon Erbe eines bekannten Namens war. Daher die Stimme, welche mit Montesquieu sagte: point de Monarque, point de noblesse, point de noblesse, point de Monarque, und sich rühmte, alles für den König aufgeopfert zu haben, und die berühmten Namen aufzählte, welche seit mehreren hundert Jahren für ihre Könige in den Krieg gezogen, zum Beweise, sie wären die ersten Stützen des Thrones, nicht erwähnend der Tausende, die in denselben Schlachten geblieben waren, ohne berühmte Namen, weil sie nicht durch die Geburt zu Heerführern bestimmt gewesen waren, und nicht anrechnend die großen Gehalte und andere Annehmlichkeiten, welche der Offizier nicht minder suchte, als die Ehre für seinen König zu sterben, die viele mit ihm theilten, ohne vorher ihre Vortheile genossen zu haben. Das nannte man dem Staat seine Söhne zum Opfer bringen, wenn man für sie eine gute Anstellung suchte. Diese Spaltungen führten die neueste Revolution in Frankreich vom Jahre 1830 herbei.

Demnach ist in Frankreich die Scheidewand zwischen Adel und Bürgerstand nie so schroff gewesen, als in Norddeutschland; denn dort kam es auf den Stand der Mutter nicht an, und schon Montesquieu sagt:

> La Pratique en France est très sage, les negocians n'y sont pas nobles, mais ils peuvent le devenir.

In Norddeutschland erhält sich der Adel, der jetzt schon zur Antiquität geworden, am längsten in seiner Opposition zu dem andern Theile der Nation, weil er damit auch am meisten eine abgesonderte Kaste bildet. In Süddeutschland ist es schon seit längerer Zeit gewöhnlich geworden, alte Männer, die sich über die Maße durch irgend etwas erheben, zu adeln, oder ihnen den Eintritt in diesen Stand zu erleichtern, wenn sie es für wünschenswerth finden; und gerade deshalb erscheint dies nicht so wünschenswerth.

Die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte scheinen daher zu erfordern, daß entweder

> der Adel wie in England lediglich ein Majoratsadel werde, der stets aus dem Volke hervorgeht, und wieder dahin zurückkehrt:

oder:

> daß der Adel aufhöre, eine geschlossene Kaste zu bilden; sondern, daß jeder, der aus sich selbst etwas zu machen im Stande gewesen ist, dem Adel beigezählt werde.

Denn jetzt hört man nicht selten, besonders in Preußen folgende Fragen:

Wer hat den Vorrang, ein Graf, oder ein General?
Antwort des Grafen:
der Graf, denn sonst hätte der König den General v. Gneisenau nicht erst zum Grafen gemacht;

oder:

Was ist mehr, der adliche Copist, oder der bürgerliche R–th?
Antwort des Adels:
der Erstere, denn sonst hätte der König den bürgerlichen Oberpräsidenten nicht erst geadelt.

Die Bildung in den frühern Jesuitenschulen in Bayern.

Manche Notizen, die uns zukamen, nehmen uns nach und nach selbst die Last ab, viel über den Unterricht der Jesuiten zu schreiben. Man höre, was Professor Salat in seinem neuesten, mehrmals bereits erwähntem, Buche, S. 442 u. f. erzählt:

»Aus der Jesuitenschule zu Ellwangen an die Universität Dillingen gelangt, war ich, schon im 20sten Jahre, mit unsren guten deutschen Schriftstellern noch ganz unbekannt. Nicht einmal Rabener und Gellert waren mir zugekommen. Zwar wünschte am Gymnasium der Schüler auch deutsche Bücher zu lesen. Allein gleich wie man ihm, da er stets wieder Anderes verlangte, blos Neulateiner »aus der Gesellschaft Jesu« — und nicht einmal den Livius — geschweige den Tacitus — gab, so bekam er zu seiner Bildung im Deutschen nur die jesuitischen Asceten Schönberg, Bergmayer und Hausen, und, nachdem diese erschöpft waren, die Controverspredigten von P. März, und die »Schriften zur Steuer der Wahrheit,« eine starke Zahl von Bänden, dogmatisch-kanonistische, meist polemische Abhandlungen, von den besorgten Exjesuiten bei St. Salvator in Augsburg. Solches las der Schüler in den beiden letzten Classen des Gymnasiums. Und wie tief senkte sich dasselbe in den jugendlichen Geist, da er nichts Anderes hatte. J. M. Sailer könnte zeigen wie der angehende Kandidat der Philosophie überfloß von dem, was dergestalt den Kopf und die Phantasie eingenommen hatte, und so, bei einem lebhaften Temperamente, sich hervordrängte. — Und welche Mühe, welche Anstrengung kostete es dann in der Folge zu Dillingen und zum Theil auch später noch, den Geist von diesem ultrakatholischen Zeuge zu befreien! — Um so freundlicher fand sich der Kandidat der Philosophie durch die kleinen Gedichte und Erzählungen in Campe's — Kinderbibliothek angesprochen, die ihm manchmal die Thräne des Entzückens in die Augen trieben!« —

»Von dem unvergeßlichen Lehrer der Rhetorik, Jos. Hörmann, waren ihm mittelbar diese und andre Schriften von Protestanten, vor denen jene Frommen so oft und so herzlich warnten, zugekommen. Auch lebet noch die Erinnerung in mir, welchen Eindruck »Wielands Araspes und Panthea,« die mir ein Andrer mitgetheilt hatte, im Kontrast mit jenem alten Jesuitendeutsch machte: es war dem Jünglinge, als ob er unter Blumen wandelte, und von himmlischen Tönen umsäuselt würde. — In den Vorlesungen sodann erst, namentlich bei Sailer, hörte ich die Namen Jerusalem, Spalding, Zollikofer u. a. nächst den Namen Lavater, Claudius, Schlosser und Jacobi, und dann auch Mendelsohn, Feder, Garve u. s. w. Bald setzte mich dann Pahl mit einem evangelischen Pfarrer, der eine reiche Bibliothek hatte, und zuletzt, als angehender Pfarrer in Augsburg, mit (wieder einem) Protestanten in Verbindung, der eine große Lesegesellschaft unterhielt.«

Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser aufmerksam, daß Hörmann und Sailer, welche die Freunde der Jesuiten oft deren Angreifern als so würdige Zöglinge entgegen halten, eigentlich solche nie waren. Ersterer war allerdings in den Orden getreten, bei dessen Aufhebung aber noch nicht Priester, eben so wie Sailer, den jüngst eine münchner Zeitschrift in einem Aufsatze über die Jesuiten dazu rechnete. Und wie haben die, welche bei allen Freunden des Jesuitismus in- und ausserhalb Deutschlands für Jesuiten von dem alten ächten Schrot und Korn galten, den Professor zu Dillingen angesehen und behandelt? Sogar Jos. Weber, jetzt Domdekan und Generalvikar zu Augsburg, der nicht einmal im Noviciat der Jesuiten war, sollte dort auf dieselben einen Glanz werfen.

Früher schon erwähnt er, daß bei der Aufhebung der Orden man in Bayern mit den Bettelklöstern den Anfang gemacht, und als damals von finanzieller und rechtlicher Seite die Maaßregel als ein Gewaltstreich heftig getadelt und angegriffen wurde, man überall Aufsätze veranlaßt habe, welche die Schädlichkeit grade dieses Ordens, den man in neuester Zeit vorzugsweise wieder herstellte, darlegen mußten.

Gelegentlich haben wir auch noch über die Einwirkungen der Jesuiten auf den Unterricht und die Geistesbildung in Polen folgendes mitzutheilen. In der Tabelle der polnischen Literaturgeschichte, welche neuerdings in Paris von Chodzko und Jarry de Mancy herausgegeben wurde, bildet eine eigene Periode von 1622 bis 1760 die Zeit des Verfalls der polnischen Literatur unter den Jesuiten, und noch merkwürdiger ist die Mittheilung, daß es im Jahr 1632 in achtzig Städten des Königreichs Druckereien gab, und in Krakau deren allein funfzig; — daß aber die Jesuiten im Verlauf eines Jahrhunderts dieselben bis auf die Zahl von einer Druckerei in ganz Polen herabgebracht hatten!! — —

Wie übrigens dergleichen Anführungen grade in öffentlichen, allgemein zugänglichen Zeitschriften nothwendig seien, und wie überhaupt der Punkt über die Jesuiten in Rücksicht auf viele erst noch zu überzeugende Gemüther genaueren Erörterungen in Bayern bedürfe, beweist folgende, ebenfalls eine von Salat mitgetheilte, Notiz:

Ein Bibliothekar in Landshut, leider nicht genannt, hatte den Auftrag, Studierenden aus der Universitätsbibliothek, Bücher, die solche wünschten und ihrer Bestimmung zusagten, mitzutheilen. Nun wünschte mehr als Einer auch Buchners, des kräftigen Sprechers gegen Jesuitismus, Werke zu lesen. Allein er gab sie Keinem, ungeachtet ihm der Kandidat sagte, daß er auch für Jesuiten schon gelesen, und nun prüfen möchte. Troß dem Gesetze, das ihm solche Entscheidung nicht erlaubte, wies er den Bittenden im harten festen Tone mit den Worten ab: »Buchners Werke gebe ich Ihnen nicht; daraus lernen Sie die Jesuiten nicht kennen!« — Mit um so größerer Bereitwilligkeit gab er den Studenten dagegen den Ardinghello und den Casanova.

R.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Unterhaltungsschriften.

Der Invalide. Romantisch-historische Bilder aus der neuern und neuesten Zeit. Von C. Spindler. Stuttgart. 1831. Hallberger. 5 Theile.

Das seit lange und vielbesprochne Werk des als Erzähler so sehr geschätzten Verfassers mag manche Erwartungen getäuscht haben, wie denn schon sein »Jesuit« den Ruhm nicht zu vermehren diente, den er sich durch seinen »Juden« mit so großem Recht erworben.

Die Idee, die ganze französische Revolution und das Riesenkaiserreich Napoleons in einer Reihe romantischer Bilder vorübergehn zu lassen, ist an sich eine so schöne und so reiche, daß man denken müsse, ein Mann mit der Gewandheit Spindlers könne eines elektrischen Eindrucks nicht verfehlen. Und doch ist dem nicht so! Seine Arbeit liest sich allerdings mit großem Interesse, wie denn jedes Bild, das aus diesem großen Ganzen, vor uns hintritt, nie uns zu ergreifen verfehlen kann, sei es auch noch so fragmentarisch. Jedoch bedarf es des Ganzen sich zu bemächtigen, einer Kraft und eines Geschickes, die Spindler nicht entwickelte. Es fehlt zu viel auf der einen, und ist zu viel auf der andern Seite ausgeführt, als daß wir uns nicht zu deutlich des Strebens, und darin des mißlungenen jeden Augenblick bewußt wären, und die, in uns einmal erweckte Idee vom Ganzen alles fehlende schmerzlich vermissen ließe. Daß nämlich die Arbeit großen geschichtlichen Werth habe, verhindern einmal die großen Lücken und Ueberspringungen der wichtigsten Perioden, Ereignisse und Charaktere, — so wie der Mangel aller Berücksichtigung der Entwickelung des politisch-psychologischen Ganzes der großen Geisterumwälzung; — und daß sie nicht großen poetischen habe, verhindert wieder die Magerkeit der Intrigue, Fabel, oder, wie wir es nennen wollen, welche durch die Geschichte selbst gebt, und der sie wieder in dieser Beziehung zu viel Platz einräumt. So vermissen wir z. B. unter vielen Andern hierin eine stärkere Contrastirung der alten vieux bon tems mit ihren verderblichen Sitten, Prätensionen und Lächerlichkeiten, dem jungen frischen Leben der emporsteigenden Zeit gegenüber. Es fehlen auf der andern Seite schöne Revolutionscharaktere, welche die Tollheiten der Revolution und die Begeisterung der Massen für sie erklären; denn die eigentlichen, bei Spindler vorkommenden Koryphäen derselben sind alles Schufte; und es scheint durchaus, als ob der Dichter wirklich die Revolution von ihrer großen Seite gar nicht aufzufaßen verstanden habe und daß er sich rein an den Außenseiten derselben halte. — Der größte Tadel, den man einem solchen Werke wohl machen kann. Ihm ist Robespierre z. B. wie der Masse jetzt nur noch, ein Tieger, eine Hyäne, und die Nothwendigkeit des Terrorismus, vom höhern welthistorischen Standpunkte aufgefaßt, wie, daß Robespierre einer der idealistischesten Tugendhelden gewesen, die es je gegeben, blieb ihm ganz fremd. Wie es ferner gekommen, daß selbst Gott gestürzt, so zu sagen, und dann wieder von Robespierre das Dasein desselben dekretirt werden mußte — von dieser ganzen Seite des Revolutionslebens ist kaum hie und da ein leiser Anklang im Werke zu spüren. — Dagegen sind die Helden, mit Ausnahme Sans Regret's von denen der Verfasser wünscht, daß wir uns für sie interessiren sollen, Halblinge, die der Strom der Zeit à la Walter Scott mit fortreißt; Dammastin ist weder früher ein eigentlicher Royalist, noch nachher ein eigentlicher Republikaner, noch zuletzt ein begeisterter Bonapartist. Dies ist im Leben recht verständig; doch in der Poesie, wo die Aufgabe zumal ist, ein solch' glühendes Volksleben darzustellen, muß der Hauptheld »Parthei ergreifen in dem Krieg« — und nur dann kann er an sich die schönen Seiten und Verirrungen der Zeit stufenweis dem Leser zur Anschauung bringen.

So ist es auch mit denen Personen, welche die royalistische und Emigrantenparthei repräsentiren; sie sind viel zu matt; ja man könnte sagen, der Dichter sei für sie zu partheisch gewesen, indem er z. B. der republikanischen Carrikatur Murat's eine eben solche royalistische gegenüberzustellen ganz vergessen hat. Eben solche Lücken, und, man könnte sagen, Oberflächlichkeiten bemerken sich im Kaiserleben Napoleons; und sind hier so wenig, wie dort die Scenen geschickt ausgewählt, an ihnen das innere Leben der verschiedenen Epochen zu zeichnen.

Ein schöner, liebenswürdiger Charakter ist allerdings der Invalide selbst, ein Lafayette im niedern Kreise. In so fern er von Anfang bis zu Ende das in sich repräsentirt, was wirklich und eigentlich zu erzielen und zu erreichen war, schwebt er allerdings schön durch das Ganze, wie ein Wegweiser, oder ein Barometer, an dem jede Erscheinung und That und jeder Charakter in der Entwickelung des Ganzen sich ihren Werth mißt. Um so mehr ist aber zu bedauern, daß, was um ihn ist, mit den eben erwähnten, und wohl immer noch zu leise angedeuteten, Gebrechen behaftet erscheint.

Da obendrein bei dem Mangel spannender Intrigue die weiblichen Charaktere nichts weniger, als sehr anziehend sind, ja die Adele nicht einmal liebenswürdig, so ist wohl kaum zu erwarten, daß der Erzähler mit dieser seiner Arbeit sehr viel Glück, selbst bei der größern Lesewelt, machen werde.

Wir lernten vor Kurzem ein dreiaktisches französisches Drama, Avant, pendant et-après kennen, welches in ganz kurzen Strichen die Revolution, ihre Motive und ihr versöhnendes Ende zeichnete — und dies ergriff uns bei Weitem mehr, als vorliegende fünf Bände, trotz daß die Sprünge so groß waren, daß die Schauspieler für jeden Akt um zehn, ja zwanzig Jahre sich älter schminken mußten. E.

Geometrie.

Lehrbuch der Geometrie zum Gebrauche in gelehrten Schulen und anderen höheren Bildungsanstalten. Von J. T. Ahrens, Professor der Mathematik am Gymnasium bei St. Anna zu Augsburg, mit 11 Steindrucktafeln. Nürnberg. 1831. Bei J. L. Schrag. Pr. 3 fl.

Erst seit vier Jahren hat man es in Bayern wieder erkannt, daß die Mathematik zu den wichtigsten Mitteln gehöre, den menschlichen Verstand zum klaren und zusammenhängenden Denken zu bilden und deswegen in den gelehrten Schulen mit Anstrengung betrieben werden müsse. Im Schulplane von 1829. war für diesen Unterricht, obwohl derselbe sehr schlecht angeordnet war, die erforderliche Zeit gegeben, in den Elementen etwas Tüchtiges zu leisten; aber nach der Schulordnung von 1830 kann nur sehr wenig geschehen, theils aus Mangel an guten Lehrbüchern, theils wegen der geringen Zeit und der verworrenen Anordnung des mathematischen Unterrichtes. Den Mangel an Lehrbüchern suchte die Regierung dadurch zu heben, daß sie sämmtliche Lehrer aufforderte, solche zu verfertigen, um sie bei vorzüglicher Brauchbarkeit zur Einführung zu empfehlen. Wer aber urtheilt über diese? Sind es unbefangene Leute, welche nur das allgemeine Beste vor Augen haben? Wir bezweifeln es, und glauben, daß sie häufig die Bedürfnisse und den Stand der Gymnasien nicht kennen und hiernach kein richtiges Urtheil über etwaige Brauchbarkeit eines Lehrbuches abgeben können. Sollten dieses etwa Recensenten thun, so muß man wohl bedenken, daß dieses Geschäft der Kritik leider nur zu häufig auf einem sehr zu mißbilligenden Wege geschieht und dabei mancherlei Rücksichten obwalten: Wie viele Recensionen sind nicht erkauft, und wie viele andere entstehen nicht aus persönlichen Verhältnissen, wobei sie entweder günstig, oder ungünstig ausfallen?! In wie fern wir bei der Anzeige dieses Lehrbuches ganz unpartheiisch sind, kann nur die kurze Darstellung selbst angeben.

Für den heuristischen Unterricht in der Geometrie fand der Verfasser kein zweckmäßiges Lehrbuch, und es schien ihm für diesen Zweck entsprechender, das ganze Lehrgebäude der Geometrie so hinzustellen, daß dasselbe eine zusammenhängende Reihe geometrischer Untersuchungen bildet, deren Ergebnisse die Lehrsätze dieser Wissenschaft ausmachen. Wir sind mit dem Verfasser einverstanden für einen streng wissenschaftlichen Vortrag an Lyceen, oder Universitäten, aber nicht an Gymnasien. An letzteren muß durchaus Erklärung, Grundsatz, Lehrsatz und Folgesatz genau unterschieden werden, wenn eine gründliche Darstellung gelingen soll. Dieses befolgte auch der Verfasser, ohne es nach seiner Vorrede zu wollen, voraus hervorgeht, daß er die Beziehungen des mathematischen Unterrichtes genau kennt. In dieser Hinsicht müssen wir daher seine Arbeit eine höchst willkommene nennen, wozu wir uns um so mehr aufgefordert fühlen, als wir in dem Lehrbuche der Mathematik von Ammon, vorherigem Lehrer der Mathematik am katholischen Gymnasium in Augsburg und dem Leitfaden von Mayer höchst dürftige Machwerke erhielten, welche bei dem Auslande in Bezug auf den mathematischen Unterricht und die Lehrer dafür in Bayern eine sehr geringfügige Meinung erregen mußten. Die Arbeit von Ahrens ist gründlich und gediegen, wohl durchdacht, und trägt das Gepräge ruhiger Ueberzeugung an sich: Herrschen auch in der Darstellung selbst manche Ansichten, womit wir nicht ganz einverstanden sein können, so betreffen sie doch keine Fehler, wie man sie in Ammons Werk findet, der sogar die Druckfehler, welche sich in Magelrs Lehrbuch finden, woraus er größtentheils geschöpft hat, in seinem Lehrbuche stehen ließ.

Wir wünschen jedoch, Herr Ahrens möge bei einer zweiten Auflage die Erklärungen kürzer geben, und von den Grundsätzen und Lehrsätzen noch genauer unterscheiden, als es geschehen ist: Die Erklärungen vom Nebenwinkel, vom Kreise und den erforderlichen Linien u. s. w. sollten einfacher dargestellt sein. Auch würden wir uns noch mehr Vortheil von der Bearbeitung für die gelehrten Schulen versprechen, wenn die aus den Lehrsätzen folgenden Wahrheiten streng logisch angegeben wären, und manche nicht als Zusätze betrachtet wären, weil jene keines Beweises mehr bedürfen, wohl aber diese. Wir wählen ein Beispiel. Wenn man von der Spitze eines gleichschenklichen Dreieckes ein Loth fällt, so entstehen zwei congruente Dreiecke: Der Beweis für diese Wahrheit ist einfach, und aus ihr folgen dann die Wahrheiten: Die Winkel an der Grundlinie sind einander gleich; der Winkel an der Spitze und die Grundlinie werden halbirt; gleichen Seiten entsprechen gleiche Winkel und umgekehrt; nebst anderen Wahrheiten.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

@@@

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 117.** 30. September 1831.

Münchner Berichte.

Nr. 1. den 30. August 1831.

Vorwort.

Jedes Ding muß einen Anfang haben, folglich auch diese Berichte. Es ist aber eine eigne, gleichsam eingeborne Manie der Deutschen, viel auf einen guten Anfang zu halten, woraus ich es mir auch erkläre, daß vor zwanzig Jahren diejenigen Romane am meisten gelesen wurden, in denen der Leser nach dem Kunstausdrucke medias in res gleich auf der ersten Druckseite geschleudert wurde. Denn wer widersteht der Gigantenfeder, deren erstes Kapitel etwa so begönne: »Kreuzmohrenelement, die Konstitution, oder den Tod! schrieen einstimmig die modeneser Patriotenbataillone und liefen vielbeinig vor einer verirrten österreichischen Schildwache davon« oder etwa so: »Soll mich der *** holen, fluchte der mit seinem ganzen Gehalte auf Pension gesetzte königl. bayer. Oberlandesgerichtsprotokollisten-Accessist Bierlieb, wenn es eine miserablere Arbeit giebt, als den Gehirnkasten von dem ersten Korrespondenzberichte ohne Instrumente zu entbinden« — doch genug von diesen Proben einer Kraft und Drangperiode, die für das corpus literarum mindestens eben so dienlich war, als ein Schlammbad für das corpus humanum. Wenn man nun in neuester Zeit, besonders in modum Waltri-Scoti die strotzende Vollblütigkeit jener kurzathmigen Eingänge passend durch wahre Einöden von Prolegomenis ersetzt hat, so daß der erste Theil mit einer anmuthigen Büschingschen Topographie des betreffenden Abentheuer-Tummelplatzes glücklich ausgefüllt wird und man Gott dankt, im zweiten und dritten gleichsam die historischen Supplementbändchen zu dem statistischen Hauptwerke nachlesen zu können, so hat doch the great unknown eine alte ehrwürdige Mode wieder modernisirt, die besonders einem Berichterstatter zusagen wird, der um eine geschmackvolle und allgemeiner Anerkennung sichre Einführung in den gebildeten Zirkel des Redakteurs, der Mitarbeiter und der Leser vorliegender Blätter verlegen ist. Ich meine die Motto's. Läugnen mag ich nicht, daß mein Gedächtniß über eine Viertelstunde von mir um einen passenden klassischen Brocken requirirt wurde, aber gegen alle in Vorschlag gebrachte Pfauenfedern, oder Schminkpfläſterchen fanden sich schwer zu beseitigende Einwendungen. Zuerst dachte ich an den noch lange nicht genug ausgeplünderten Schiller. »Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen!« oder »die Thorheiten der Menschen belustigen mich lange, eh sie mich reizen« oder endlich: »Fürsten, diese mißrathenen Projekte der wollenden und nicht könnenden Natur sitzen so gern zwischen Menschheit und Gottheit nieder:« aber ein guter Freund rieth mir dringend von allen dreien ab. Erstens werde mir Niemand glauben, daß diese Gnomen Schillerschen Ursprungs seien: denn seit die sämmtlichen Werke von Cotta zur beliebigen Auswahl auf abscheulichem Löschund elegantem Velinpapier der deutschen Lesewelt aufgehängt worden, theils Schiller das bekannte Schicksal sämmtlicher sämmtlichen Werke, das heißt, im Parade-

band im Bücherschranke unbenutzt aufmarschirt zu stehen; zweitens passe es nicht für einen Anfänger, die literarische Briefbahn mit Franz Moor, Ludwig Fiesko und Compagnie zu beginnen, vielmehr ziere ein Motto aus den loyalen Schriften der Herren Schmalz, Aneillon und Konsorten besser, als jene pöbelhaften Ausfälle des verdorbnen Chirurgen (conf. Schillers Leben) auf eine ehrwürdige Geistlichkeit und den alleinseligmachenden Absolutismus. Das zweite Motto laborire an einer diogenischen lümmelhaften Selbstgefälligkeit. Also alle drei wurden verworfen. Nun wandte ich meine Mnemosyne auf den gewaltigen Koloß, der mit einem Beine auf Albion, mit dem andern in Deutschland festen Fuß gefaßt hat. Walter Scott und Lord Byron mögen verzeihen, daß ich an sie dabei gar nicht, sondern an den alten William gedacht habe, Verfasser einiger nicht übler Sonette, wie auch Drama's. Da stießen mir freilich Kernsprüche in Masse auf, mit denen man nicht nur unbedeutende Korrespondenzberichte — nein ganze fürstliche Tafelservice, Fahnen, Irrenhäuser, Konstitutionssteine, gekrönte Preisschriften wider die verschiedenartigsten Koller und Cholera und weis Gott was sonst noch — verzieren könnte, ohne diese Demantgrube im Mindesten zu erschöpfen. Mich wandelte, um meine Behauptung nicht ganz ohne Beleg zu lassen, große Lust an, mit einigen Trinksprüchen den eminentesten Köpfen unserer Zeit unter die Arme zu greifen. Zum Beispiel, den tapfern Belgiern unter Daine, welche während des Waffenstillstandes mit der Zungenspitze zu viel käsekrämerische Holländer umbrachten, um nicht nach Ausbruch der Feindseligkeiten aus christlichern Ekel vor den holländischen Bajonnetspitzen unverweilt Reißaus zu nehmen, diesen »Mißzierden des Zeitalters« empfiehlt sich Gower im 5ten Heinrich: »was ein Bart nach dem Schnitte des Generals, und ein rauher Feldanzug unter schäumenden Flaschen und witzigen Köpfen in Bier getaucht vermögen, das ist erstaunlich zu denken.« Folgende Apostrophe des Plebejers Hans Cade im zweiten Theile des 6ten Heinrich paßt beinahe wunderbar auf bekannte politische Ereignisse neuester Zeit: »O Say, du sämischer, juchtener, rindsledernér Lord! Wie kannst du dich vor meiner Majestät deshalb rechtfertigen, daß du die Normandie an Monsieur Baisemoncu den Dauphin von Frankreich abgetreten hast?« Und schwerlich findet man eine ausdrucksvollere Inschrift auf den Grabstein der sarmatischen Unabhängigkeit als die Anrede des Theseus an die Hauptakteurs: »Keinen Epilog, ich bitte euch; euer Stück bedarf keiner Entschuldigung. Entschuldigt nur nicht: wenn alle Schauspieler todt sind, braucht man keinen zu tadeln. Meiner Treu, hätte der, der es geschrieben hat, den Pyramus gespielt und sich in Thisbe's Strumpfsband aufgehängt, so wär' es eine schöne Tragödie gewesen; und das ist es auch gewesen und recht wacker agirt!«

Aber die Furcht vor den Puristen lenkte mein Auge von dem englischen Goldborne wieder auf den deutschen Helikon, und ich freute mich von ganzem Herzen über die gediegnen Schätze unserer poetischen Literatur, die es an Reichhaltigkeit dreist mit den Ausländern aufnehmen darf. Ohne langes Zögern griff ich in die schimmernde Lade des liebenswürdigen, viel zu wenig ergründeten Novalis, und erbeutete mir auf den ersten Blick ein Motto, das mir ganz wie aus der Seele geschrieben ist: »es ist kein Buch im Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs; der schlechteste Roman hat wenigstens den Freunden und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt.« Die Anwendung dieser Wahrheit empfehle ich den geneigten Lesern vorliegender Berichte; wahrlich! die liebenswürdigen Leserinnen werden eben so sehr als die gestrengen Lektoren dem Verfasser unbekannterweise Freundschaft schenken müssen, wenn sie erwägen, daß ausserdem das gehoffte Vergnügen prekair ausfallen dürfte. Ende des Vorworts.

Dem unbefangnen Beobachter, der in Norddeutschland geboren und erzogen, plötzlich nach Bayerns Hauptstadt verschlagen wird und dort die Gelegenheiten gewissenhaft aufsucht, in das innere Leben und Treiben des bayrischen Volks einzudringen, so weit dies in einer Residenz überhaupt gründlich zu erreichen ist, muß die Bemerkung bald entgegentreten, daß einige zum Theil ganz heterogene, mindestens nur schwer und langsam in ein Amalgama verschmelzbare Elemente auf das geistige Leben und Vorschreiten Bayerns wirken. Ein gesunder kräftiger Menschenschlag, Neigung zu politischer und konventioneller Ungebundenheit, orthodoxes Festhalten am feierlichen Ritus der alleinseligmachenden Kirche, eine Konstitution, eine uralte Aristokratie, dies alles muß nothwendig der physiognomischen Einheit des Volks Abbruch thun. Nicht individuelle parteiische Vorliebe, sondern nackte historische Wahrheit berechtigt mich zu

der offenkundigen Behauptung, daß wissenschaftliche Bildung seit der lutherischen Reformation ein Nationalgemeingut des norddeutschen Volkes ward, während in den katholischen Ländern erst seit der französischen Revolution dem Klerus allmählig die Laien den Zauberstab wissenschaftlicher Erkenntniß aus den Händen wanden. Daher ein löbliches und beharrliches Streben, durch die Verbesserung und Vermehrung der Unterrichtsanstalten die heranwachsenden Generationen sorgfältiger, als bisher zu bilden, und die Geister für freieres Anschauen und Erfassen empfänglicher zu machen. Daher der stets zunehmende Enthusiasmus des Volks für die konstitutionnelle Vertretung; der allgemeine Haß gegen Oesterreich, das nach andern Principien regiert wird, überdies von jeher mit diesem Nachbarstaate in gehässigen Beziehungen stand, trotz allen Verschwägerungen und Allianzen; daher das Mißtrauen gegen Ausländer, besonders Norddeutsche (denn leider nennt jetzt der Braunschweiger den Mecklenburger einen Ausländer) und gegen Preußen vor Allem, weil bei einem Staate, der in den Wehen der Aufklärung liegt, eine Menge unberufner ausländischer Marktschreier mit angeblichen Erleichterungsoperationen bei der Hand sind, und Preußen nicht nur früher durch das arrogante Betragen ungeschliffner Berliner Diamanten, sondern jetzt vornehmlich wegen der Russizismen der Regentenfamilie fast in allen Ländern dekreditirt ist. Wiewohl Bayern nicht zu den Weinländern gerechnet werden kann, so zeichnet es sich dennoch sehr zu seinem Vortheile vor den nördlichern deutschen Provinzen in einer negativen Tugend aus, in der Vermeidung des Branntweins. Wer möchte wohl bestreiten, daß die Demoralisation, welche besonders in den Seestrichen durch den eingerissnen unmäßigen Genuß spirituöser Getränke in steigender Progression eingetreten, nicht die ernsteste Aufmerksamkeit und wo möglich eher verdient, als irgend eine Epidemie, die nur den Leib tödtet, während die Leidenschaft des Trunks Leib und Seele vernichtet, ja ganze Generationen im Keime vergiftet. Freilich dankt Bayern die Reinheit von diesem Laster weder einem Abscheu des Trinkens im Allgemeinen, noch des Branntweins im Besondern, sondern der allgemeinen Verbreitung eines wohlfeilen, gesunden und kräftigen Bieres, das selbst bei unmäßigem Genusse, (an dem es freilich auch nicht gebricht) die traurigen Nachwehen nicht hat, die den Branntwein in meinen Augen zum moralischen Sublimat stempeln. Warum die Regierungen von Sachsen, Preußen u. s. w. nicht längst auf diese nachahmenswerthe Erscheinung ein sorgfältiges Augenmerk richteten, begreife ich nicht. Hoffentlich wird die Gefahr vor der Cholera, die unbestreitbar vor allen die Branntweintrinker zu Todeskandidaten designirt, sowohl diese, als deren Behörde zu Präservativmaßregeln bewegen, die gediegnern Werth haben, als Sanitätskordons und Quarantainezwang. Als mittelbare, höchst wichtige und erfreuliche Folge des verbreiteten Wohlgefallens an einem Biere, das in derselben Qualität vom Tagelöhner, wie vom Könige genossen wird, bietet sich die merkwürdige Erscheinung dar, daß man in den sogenannten Bierwirthschaften alle Stände vom Adel bis zum Bauern in einer vergnüglichen Gemeinschaft bei einander sieht, was denn aber auch, wie natürlich, nur immer mehr dazu beiträgt, die Scheidewand zwischen Patriziern und Plebejern völlig zu stürzen und die Kastenprivilegien gehässig zu machen. — Was das hiesige Sprachidiom betrifft, so zeichnet es sich sehr charakteristisch vor dem Norddeutschen aus: ob zum Vortheile, müßte ein Thüringer, oder Hesse als Medius tertius entscheiden. Versteht sich, daß es hier auch eine Menge gebildeter Leute giebt, die von Provinzialismen nur wenig, oder gar nichts hören lassen, aber die Majorität des Bürgerstandes ist im Ganzen mit unsrer klassischen Literatur ein wenig im Rückstande. Dafür kann man den Bayern aber mit gutem Bewußtsein das ehrenvolle Zeugniß ausstellen, daß sie gastfrei, bieder und natürlich sind, wenn sie einmal Zutrauen gefaßt haben, »und das ist genug gethan« schließe ich für diesmal mit Göthe.

X.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

G e o m e t r i e.

Lehrbuch der Geometrie zum Gebrauche in gelehrten Schulen und anderen höheren Bildungsanstalten. Von J. T. Ahrens rc.

(Schluß.)

Das Lehrbuch zerfällt in zwei Haupttheile, die ebene und körperliche Geometrie; eine Eintheilung, mit welcher wir nicht ganz einverstanden sind, da sie nicht genau dem Geiste der Wissenschaft entspricht; denn die Geometrie beschäftiget sich mit den Größen nach einer, oder nach zwei, oder nach drei Ausdehnungen; hiernach müssen alle Linien- und Winkelverhältnisse, dann die Flächenverhältnisse, dann die Körper-, Maaßenverhältnisse der geometrischen Größen

betrachtet werden. Die vier ersten Abschnitte der ebenen Geometrie haben unseren völligen Beifall; aber im fünften wird von Gleichheit der Figuren gesprochen, ohne daß die Elemente der Flächen genau erörtert sind. Wir machen in der Flächenlehre einen Unterschied zwischen der arithmetischen Bestimmung der Flächen, der geometrischen Vergleichung und algebraischen Darstellung der Flächen und ihrer Beziehungen; einen wesentlichen Theil der Flächenlehre macht dann die Verwandlung und Theilung der Figuren aus. Vom sechsten Abschnitte hatten wir die sämmtlichen Linien- und Winkelverhältnisse, welche den Kreis betreffen, mit der Construktion der regelmäßigen Figuren in- und um denselben als fünften Abschnitt gesetzt und dann die Flächenlehre folgen lassen. Dadurch lernt der Schüler das Wesen der geometrischen Größen genau kennen und ihre Beziehungen zu einander unterscheiden. Die Construktion algebraischer Gleichungen verdient die größte Aufmerksamkeit und macht einen würdigen Beschluß der ebenen Geometrie, welche in der Hand eines geschickten Lehrers den Schüler an gelehrten Schulen mit den Elementen der sogenannten Longimetrie und Planimetrie vertraut macht und zum gründlichen Studium der höheren Theile der Geometrie vorbereitet.

In einem ähnlichen Geiste ist der zweite Haupttheil, die körperliche Geometrie geschrieben; man vermißt keinen Satz, der in die Elementar-Stereometrie gehört, und die Anordnung der abzuhandelnden Materien stimmt ganz mit dem Wesen der Sache überein. Es wird die Lage der Linien gegen Ebenen und letzterer gegen sich, der körperliche Winkel und dann die Gleichheit, Aehnlichkeit und Ausmessung der Körper gelehrt. Besonders lehrreich ist die Darstellung der Gesetze für regelmäßige Körper, woran sich eine Menge von höchst interessanten Aufgaben schliesst. Wir können hiervon keine herausheben, aber mit Ueberzeugung sie jeder Aufmerksamkeit empfehlen. Die innere Bearbeitung ist fast durchgehends gelungen und wird jeden unbefangenen Lehrer ansprechen, wozu die vielen Tafeln und die nette und korrekte Zeichnung der Figuren sehr Vieles beitragen. Die Verlagshandlung hat nichts gespart, durch Druck und Papier das Lehrbuch seiner Bearbeitung würdig auszustatten. Möge der Verfasser seine versprochene Trigonometrie recht bald folgen lassen. Ob aber dadurch das Lehrbuch für die Gymnasien nicht zu theuer wird, ist zu befürchten. Wir wünschten, der Verfasser hätte dieselbe mit diesem Lehrbuche bei einiger Abkürzung verbunden, da sie ja doch nichts Anderes, als ein besonderer Theil der Geometrie ist.

P.

Kirchenangelegenheiten.

Ueber die Bildung eines Vereins für die kirchliche Aufhebung des Cölibates. Von einem katholischen Geistlichen in Würtemberg. Motto: »Furchtlos und treu!« Ulm. 1831. Brochure 39 S. 8. Preis 15 kr.

Diese Piece kündiget an, daß sich unter den katholischen Geistlichen Würtembergs ein Verein gebildet hat, dem auch Laien beitreten können, und dessen Absicht es ist, auf dem ordentlichen und gesetzlichen Wege die Zurücknahme des priesterlichen Eheverbots zu veranlassen. Warum setzt nun die Verlags- oder Commissionshandlung nicht ihren Namen auf das Titelblatt, da das Motto doch: »Furchtlos« an der Stirne trägt? Auf dem ordentlichen gesetzlichen Wege wollt ihr in den Ehestand treten? Arme Geistliche! Euch wird die Hoffnung in's Grab begleiten, wie viele Millionen vor euch. Ich will euch ganz kurz sagen: Auf diesem ordentlichen Wege wird nie euer Wunsch Erhörung finden. Kein Zweifel: eure Gründe sind überzeugend; allein, und aber und nochmals aber: diejenigen, von welchen ihr diese Erhörung auf dem katholisch gesetzlichen Wege erwartet, sind in der physischen Unmöglichkeit, sie euch zu gewähren. Es sind alte, betagte, dem Fleische abgefallene, abholde Männer, die von euch verlangen, ihr sollt auch über seinen Stachel siegen, wie sie es gethan zu haben, vorgeben. Ihr wisset, alte Leute haben das natürliche Altersgebrechen, hartnäckig zu sein, das seht ihr ja bei den jüngsten Ereignissen in der Romagna. Auch halten sie euch die Stelle des Evangeliums vor, die da sagt: »Selig sind, die sich um des Glaubens willen kastriren! Wer es verstehen kann, der verstehe es!« und mit einer Gegenstelle aus einem Briefe Pauli, wo es heißt: »Wer in dieser Zeit leben kann, wie ich, der thue es; doch wem es brennt, den lasse man heirathen, damit kein Aergerniß geschehe!« u. dgl. m. Da habt ihr's aus dem Evangelium, das jeder zu seinen Gunsten citiren kann. — Ihr sagt: das Cölibat sei bloses Disciplinargesetz! Weit gefehlt! Da schöße es vollkommen neben das Loch; denn dann müßte das Gesetz besser lauten, wie das Motto aus dem Briefe Pauli: »Es muß nämlich ein Bischof (Priester) unbescholten sein, Eines Weibes Mann,« ꝛc. denn dann kann die Unbescholtenheit besser bestehen. Nein! das Gesetz ist ein schlaues, politisches Gesetz, welches die Priester von der weltlichen Gewalt wegen der Kinder unabhängig und sorgenfrei machen soll. — Ihr glaubt, es mangele in Bayern an Candidaten der katholischen Theologie? Mit nichten, man hat jetzt zu viele! — Man weiß schon wofür das Gesetz ist. — Und doch habt ihr in der Hauptsache Recht. Alle Katholiken von Einsicht und Bildung wünschen, daß dieser Zwang von euch genommen werden möge. Allein, obgleich selbst Katholik, sehe ich ein und sage es mit Leidwesen heraus, Rom warnend: »Die Sache läßt sich nicht mehr aufhalten, giebst du, Rom, in diesem unwesentlichen Dinge deiner Religion nicht nach, so siehe zu, daß dein Hirtenstab nicht verwaist stehe, siehe zu, daß deine Schaafe nicht einen anderen Mann Gottes als Hirten suchen!« Kurz ich sage es, ohne ein Prophet zu sein, voraus, wenn Rom nicht freiwillig nachgiebt, so wird man es endlich nicht mehr darum fragen, »und das Schisma ist gemacht!« — Ich will nichts davon sprechen, daß gerade durch Nachgiebigkeit in diesem Puncte Rom den Stein des Anstoßes für viele ächte lutherische Christen und besonders Geistliche aus dem Wege räumen, daß es dadurch nur gewinnen könne. Ich zweifle aber aus zwei Gründen daran, daß es dies jemals freiwillig thun wird, denn die guten Herrn sind zu alt, und, uns scheint es nicht, als suche Rom seinen Felsenstand auf der hartnäckigen Beibehaltung der antiken Formen. Nein! sogar seine Breven, Edicten, Concordaten, Circulare läßt es mit den Lettern des neunten Jahrhunderts schreiben, in welchem es das Patrocinium Sancti Petri in Besitz nahm und dann mit Bannstrahlen so männiglich vertheidigte. Doch diese Blitze sind stumpf geworden, sie schlagen nur kalt ein. Ich werde wider Willen beißend. Allein soll man sich nicht über die Verstocktheit ärgern? Haben sie nicht die Erfahrung der Reformation gehabt; wollen sie eine neue mit Eigensinn herbeiführen und am Ende vergeblich unterhandeln? Ihr könnt, meine lieben Heirathslustigen, nichts anders thun, als Rom zurufen: Entweder Aufhebung des Cölibats, oder das Schisma! Nachahmer findet ihr genug. — Allein ehe ihr dies thut, versichert euch der Regierung; denn die Finanzminister haben auch ein Cartel mit der Rota Romana! Auch das gemeine Volk ist noch der falschen Meinung, daß das Cölibat zum Wesen der Geistlichen gehöre.

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 118. 3. October 1831.

Tableaux zum Besten der verwundeten Polen und der Stadtarmen, dargestellt im Rathhaus-Saale zu Nürnberg von mehreren dasigen Künstlern.

Diese Tableaux, welche mit mehreren Abänderungen dreimal, nämlich am 7., 13. u. 17. September gegeben worden sind, verdienten nicht nur wegen des edeln und wohlthätigen Zweckes, sondern auch als künstlerische Productionen alle Anerkennung. Denn die Compositionen, die Gruppirungen, die Drapperien und das Bauwerk, durch wohlberechnete Beleuchtung gehoben, zeugten von ächtem Künstlersinne. Die Bilder waren zum Theil Nachbildungen, zum Theil eigene Erfindung, und sie wurden theils aus Schillers Tell und Wallenstein, theils aus Göthes Egmont, theils aus der nürnberger Geschichte gewählt. Die Scenen aus Tell waren Nachbildungen von Folz: der Schwur der Schweitzer auf dem Rütli, der Tod des Freiherrn von Attinghausen und die Aufrichtung des Freiheitshutes. Am besten war das zweite gelungen und bei der dritten Darstellung noch mit eben so viel Beifall aufgenommen, wie bei der ersten. Die Scenen aus Wallenstein: Abschied des Max Piccolomini von Thekla und Wallensteins Lager waren eigene Compositionen. Der erstere Gegenstand kann zwar in der Gruppe von Wallenstein, Max und Thekla als gelungen bezeichnet werden, war aber im Uebrigen steif und frostig; dagegen verdient Wallensteins Lager in der ganzen Anordnung, wie in den einzelnen Gruppen, namentlich die Würfelspieler, die Marketenderin mit den zudringlichen Soldaten und der predigende Kapuziner das ungetheilteste Lob. Es gehört zu den gelungensten Bildern und ist zu beklagen, daß es erst bei der dritten Vorstellung, folglich nur einmal gegeben wurde. Aus Göthe's Egmont kamen das Volksfest dreimal, Egmonts Gefangennehmung und Egmonts Traum zweimal zur Aufführung. Egmont in beiden Bildern steif; Klärchen und Herzog Alba sehr gut gelungen; das Volksfest meisterhaft, besonders in den beiden letzten Vorstellungen, wo die Gruppen einfacher geordnet und köstlich beleuchtet waren. Aus der nürnberger Geschichte wurden folgende Gegenstände gewählt: Dürer kommt zu Wohlgemuth in die Lehre, nach den bei der dritten Gedächtnißfeier seines Todestages gefertigten Transparentgemälden; Dürer bei dem Ehrengastmal in Antwerpen, zum Theil nach ebendenselben, wie wohl weit besser und klarer gruppirt und geordnet; Dürer vor Titian, welcher über eines seiner Bilder ein Urtheil abgiebt, dann Dürer, wie er Pyrkheimer malt, und endlich eine Allegorie: Dürer, umgeben von seinen Mitbürgern und andern berühmten Zeitgenossen, wie er von einem Genius gekrönt wird, sämmtlich eigene Compositionen. Unter den Bildern aus Dürers Leben zeichnete sich das erste aus; so trefflich, wie die Composition gedacht ist, war die Ausführung gelungen. Nicht minder aber verdienen die andern alles Lob, und es stehet auch Dürer, wie er Pyrkheimer malt, so einfach das ganze aus zwei

Personen bestehende Bild immer war, doch durch die gute Ausführung würdig neben den reicheren und schon darum anziehenderen Compositionen. Auffallend war es, die Ausstellung eines Dürerschen Bildes in Venedig und die Beurtheilung desselben auf offener Strasse ausgeführt zu sehen. Uebrigens gefiel in diesem Bilde Titian durch seine kräftig schöne Gestalt und ein Schülerpaar durch seine kindliche Naivetät vorzüglich.

Die weitern Bilder aus der nürnberger Geschichte waren: Peter Vischer in der Gießhütte mit seinen fünf Söhnen; dreimal mit gleichem ungetheilten Beifall aufgenommen und das drittemal vorzüglich gelungen, da Peter Vischer nahe als Portrait sich darstellte.

Peter Vischer mit seinen Freunden, Adam Kraft und Lindenast, zur geselligen Sonntagsunterhaltung vereinigt, nach einer Erzählung von Neudörfer. Es gehört zu den gelungensten, und würde, auf Leinwand übergetragen, ein vollendetes altdeutsches Bild geben.

Hans Sachs in seiner Werkstätte, auch ein schönes Bild, zumal in der zweiten und dritten Darstellung, wo die Gruppen besser aneinander gereiht waren.

Hans Sachs in der Meistersängerschule zu Nürnberg; sehr gut gelungen und trefflich gruppirt! Schade, daß die Farben nicht besser gewählt und zu dunkel gehalten wurden! Es würde alles klarer auseinander gegangen sein und das Ganze viel gewonnen haben.

Krönung des Dichter Celtes durch Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg; ein brillantes Bild und durchaus gelungen.

Scene aus Schweppermanns Leben, wie ihm von Ludwig dem Bayern durch Darreichung der zwei Eier vor allen andern die verdiente Auszeichnung wird. Dieses Bild stand ganz würdig neben dem ersten und gehört zu den schönsten und vorzüglich gelungenen.

Allegorie auf Nürnberg. Noris ist von ihren berühmtesten Söhnen umgeben; allegorisch wird Wissenschaft, Handel und Reichthum, dann auch der wohlthätige Sinn der Bewohner Nürnbergs in alter und neuer Zeit dadurch charakterisirt, daß von einer der Stifterinnen des Waisenhauses, der bekannten Kraus, zwei Findelkinder in ihrem alten Costüme vorgeführt werden. Wenn auch die Ausführung dieses Bildes sehr gut gelungen war, so bedarf es wohl nicht erst der Versicherung, daß dasselbe schon durch seinen Vorwurf den allgemeinsten Beifall gewann.

Der Zweck der Tableaux, den verwundeten Polen eine Unterstützung zu gewähren, erheischte auch wenigstens zwei Darstellungen aus Polens Geschichte, und es wurde dazu Poniatowski's Tod und das wiedererstehende Polen, eine Allegorie, gewählt; beide künstlerisch gut gedacht, schön ausgeführt und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Möge, was die letzte Allegorie andeutete, die Zeit noch verwirklichen! Möge das Opfer, was Menschenliebe und Theilnahme durch diese Darstellungen gebracht hat, seinen Zweck noch erfüllen können! Ehre den braven Künstlern Nürnbergs! Dank seinen edeln Bewohnern!

Polens Handel.

In der frankfurter Oberpostamts-Zeitung vom 30. Aug. befinden sich einige Bemerkungen über einen in der münchner Tribune erschienenen Artikel, den Handel Deutschlands mit Polen betreffend.

Schreiber dieses hat zwar den Aufsatz in der Tribune nicht gelesen, vermuthet aber, daß ein im Juni in Deutschland verbreitetes Flugblatt, betitelt: »Wichtigkeit der Wiedergeburt Polens für Deutschlands Handel und Manufakturen,« die Veranlassung dazu gewesen ist. — Da nun die Leser der Oberpostamts-Zeitung sich verleiten lassen könnten, jene Bemerkungen für begründet anzusehen, so wurde der Redakteur jener Zeitung aufgefordert, erwähntes Flugblatt und eine Beleuchtung jener Bemerkungen aufzunehmen. Er hat dies jedoch verweigert.

Deswegen ergehet die ergebenste Bitte an Sie, der beifolgenden zweiten Edition jenes Flugblatts, und nachstehenden Widerlegung jener Bemerkungen, einen Platz in Ihrem vielgelesenen Blatt zu gönnen.

Ob die Einwohner der zu dem ehemaligen Königreich Polen, wie es vor 1772. bestand, gehörigen Provinzen, zu dieser, oder jener Religion sich bekennen, diese, oder jene Sprache reden, hat mit dem russischen Verbotsystem nichts zu thun; denn alle sammt und sonders, so wie ganz Rußland, verwünschen dieses System. Selbst die russische Regierung hätte, zur Zeit des Eintritts des Finanzminister Cancrin, gewünscht, demselben zu entsagen; allein es war zu spät.

Wie albern daher die Behauptung, daß nur ungefähr 3,000,000 Einwohner des ehemaligen Polens, sich vom russischen Prohibitivsystem, loszusagen wünschten.

Was die Anzahl der Einwohner des ehemaligen Polens betrifft, so hat Stanislaus Plater vollkommen recht; denn selbst auf dem wiener Congreß war von der Nationalität von 20,000,000 die Rede.

Der Herr Verfasser jener Bemerkungen wird daher sich diese angenommene Zahl gefallen lassen müssen. —

Jene andere Behauptung, daß, da England beinahe

alle Produkte Polens kaufen würde, — Polen dagegen englische Manufacturen an Zahlung werde nehmen müssen, ist grundfalsch.

Die Produkte eines Landes gehen dahin, wo man sie braucht, oder wo sie am besten bezahlt werden, — und jedes Land kauft seine Bedürfnisse da, wo sie am wohlfeilsten zu bekommen sind.

Gesetzt daher, Polen verkaufe alle seine Produkte an England, so folgt keineswegs daraus, daß es für den Betrag derselben englische Manufacturen, oder Waaren, werde annehmen müssen; sondern wenn Polen z. B. baumwollene Waaren in Sachsen, oder in Elberfeld wohlfeiler, oder von vorzüglicherer Qualität zu kaufen findet, so wird es diesen den Vorzug geben, wenn auch Sachsen und Preußen keine polnische Produkte beziehen.

Anders würde es sein, wenn sächsische, oder preußische Manufacturen 15 oder 20 pCt. mehr Eingangszoll in Polen bezahlen müßten, als die englischen, welches allein von Handelstraktaten abhängt.

Aus allen oft erwähnten Bemerkungen in der Postamts-Zeitung geht hervor, daß der Verfasser kein Kaufmann, sondern etwa ein auswärtiger diplomatischer Agent ist, der sich in Dinge mischt, die er nicht versteht, und sich mit Kenntnissen von Handelspolitik brüsten will, die er nicht besitzt. —

Ueber solche Angelegenheiten zu urtheilen, kommt nur praktischen, mit den fraglichen Ländern, bekannten Kaufleuten zu. Sollte von diesen einer auftreten wollen, um das Gesagte mit vernünftigen Gründen zu widerlegen, so wird man ihm sehr dankbar dafür sein; denn nur durch Auswechslung der Meinungen gelangt man zur Wahrheit.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Poesie.

Polenlieder von Ernst Ortlepp. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1831. 104 S. in 8.

Als sich die Griechen zum Kampfe für die Wiederherstellung ihres Vaterlandes erhoben, erklangen den Erstandenen durch ganz Deutschland hindurch laute Zeichen des Beifalls; ehrenwerthe Männer traten an die Spitze von Vereinen zu Wort und That, hochherzige Jünglinge zogen hinaus zum heiligen Kreuzzuge für Freiheit und Licht, gegen Tyrannei und despotische Willkühr, und geistvolle Sänger feierten in kräftigen Liedern die todesmuthigen Helden und ihre Thaten.

Ein andres Volk hat sich jetzt fast unter gleichen Verhältnissen aus der Nacht der Ketten und Banden erhoben, und schon eine lange Zeit hat der eiserne Kampf für des Vaterlandes alte Herrlichkeit gewährt; das Blut vieler Tausende ist geflossen, und alle Welt hat das Heldenvolk angestaunt, das mit unglaublicher Kraft und Ausdauer dem nordischen Riesen zu widerstehen wagt. Aber nur in wenig deutschen Städten haben sich Hülfsvereine gebildet. Von Woche zu Woche fürchteten die Freisinnigen unter den Deutschen, daß der letzte, entscheidende Schlag geschehen und die kleine Schaar der Helden zertrümmern würde; die engherzigen, deutschen Philister aber freuten sich herzinnig, daß die russische „Legitimität“ aufrecht erhalten und auch für die Zukunft als Bollwerk und Anhaltpunkt gegen „revolutionaire Schwindler“ bestehen würde. Auch meldet die Geschichte des Tages nicht eben viel von kühnen Männern und Jünglingen, die aus Deutschlands Gauen dem verlassenen Volke zu Hülfe zögen. Nur die deutschen Dichter haben den Aufschwung der Polen benutzt und in vielen Liedern das sangeswerthe (Land und) Volk gefeiert. Wir schweigen von den einzelnen, in Tagesblättern zerstreuten Gedichten, und gedenken hier nur der „Polenlieder von Ernst Ortlepp.“ Was zuerst die Polenlieder betrifft, so haben sie einen durch ganz Sachsen gefeierten Sänger zum Verfasser, dessen Name selbst in einem großen Theile von Deutschland wieder klingt, der durch seine Reformations-, Neujahrs-, Oster- und Pfingstlieder manch deutsches Herz erfreut hat, und der daher als Sänger der mannlichen Polen zu großen Hoffnungen berechtigte. Wir würden aber unsrer ersten Pflicht, der unpartheiischen Wahrheit, ungetreu werden, wenn wir es verhehlen wollten, daß diese „Polenlieder“ größtentheils unsre Erwartungen getäuscht haben. Zwar entschuldigt sich Ortlepp in seinem Nachworte (S. 103)

„Die Sache wollte Eile
Und drängte nach dem Ziel;
Drum schenket ihm die Feile,
Und richtet nicht zu viel.“

Gesetzt aber auch, wir wollten ihm diese Bitte gewähren, so müssen wir doch gestehen, daß wir wenigstens die Hälfte dieser Gedichte, ohne lange herumzufeilen, ohne weiteres „unter's alte Eisen“ geworfen hätten. Was zuerst die Form dieser Lieder betrifft, so verstoßen viele gegen die ersten Regeln der Verskunst; S. 10 zum Beispiel:

„Als hüb' in neuer Majestät der Eichenbaum,“

und S. 81

„In dem Himmel andonnernden Volksgesang.“

haben einen Fuß zuviel; Reime, wie S. 13 erretten, zertreten, S. 27 dahin, fliehn, S. 88 Wenigen, stehn, finden sich in Menge und lassen sich wohl schwerlich entschuldigen. Ungewöhnlich möchte auch wohl sein S. 14

„So haltet fest an Gotte!“

S. 36

„Für der Hellenen Neuheit“

wo der Reim auf Freiheit fehlte, und das Krachen der Hölle (S. 17 u. S. 51) klingt etwas gar zu polternd und

sagt eigentlich nichts, da wohl noch Niemand das Krachen der Hölle gehört hat. Auch dürften Constructionen wie S. 16:

»Und Jüngling fühlt, der hinket,

Der Greis, vor Lust sich, an dem Stab.«

für deutsche Ohren etwas gar zu verworren klingen.

Was nun den Geist betrifft, der sich in diesen Liedern ausspricht, so versteht sich's von selbst, und schon Ortlepps Name bürgt dafür, daß er durchgängig der Sache der Wahrheit und des Rechts das Wort spricht. Nur eins möchten wir tadeln, das Streben nach Popularität; hier möge sich Ortlepp Bürgern zum Muster nehmen, der in dieser Beziehung noch nicht übertroffen ist; in den Polenliedern finden sich nun einige, denen man es ansieht, daß sie für das Volk gedichtet sind, aber vergebens wird man nach dem Geist suchen, der in Volksliedern wehen muß, wenn sie lebendig von Mund zu Munde gehen sollen. Die Lieder auf Skrzynecki (S. 41) und Dwernicki (S. 38) haben wir mit wahrem Schmerze gelesen; denn sie scheinen in einer Fabrik gefertigt zu sein, und geben den sogenannten Bänkelsängerliedern nicht das Geringste nach. Wie war es möglich, daß Ortlepp seinen Namen zu solchen Versen hergeben konnte, wie z. B. S. 40.

»Dwernicki, tapfrer Streiter,
Du hast genug gethan;
Und konntest du nicht weiter
So freun' sich doch die Schneider,
Die Knöpfe nähend an.«

»Die kriegrische Abschneidung
Sie wird als knöpfliche
Und tägliche Erleidung
Gemeldet in der Zeitung;
Besser, als köpfliche.«

Fürwahr wir trauten unsern eignen Augen nicht, als wir solche Verse auffanden, und Jeder wird mit uns gerechtes Bedenken tragen, ob auf solche Weise Popularität zu erlangen sei.

Daß sich aber auch in diesen Polenliedern Gedichte finden, die selbst der strengste Tadler für trefflich anerkennen muß, sei hier öffentlich gerühmt. Vor allen heben wir vier heraus, für welche wir gern die übrigen insgesammt vermißt hätten; es sind die Lieder: Ostrolenka, der weiße Adler, Finis Poloniae und die Polen an die Völker. Diese vier reihen sich würdig den frühern Gedichten Ortlepps zur Seite, und wir würden gern einzelnes daraus mittheilen, wenn die Worte des Tadels nicht schon zu viel Raum weggenommen hätten, auch lassen sich nicht einzelne Verse daraus herausheben, im Allgemeinen aber verdienen sie alles Lob. Gern hätten wir dies sämmtlichen Polenliedern zugesprochen, aber wir hätten dadurch die Pflicht der Wahrheit verletzt, und im Vergleich mit den frühern Gedichten Ortlepps können wir nicht umhin, mit dem Wunsche zu schließen: möge Ortlepp in Zukunft bedächtiger arbeiten und das Mißrathene ohne Bedenken vernichten, denn Sammlungen, wie die Polenlieder, vermögen nicht, seinen Namen berühmter zu machen!

Q.

Naturwissenschaft.

Wiesbaden und seine Heilquellen, dargestellt von Dr. A. H. Peez, herz. nass. geh. Hofrathe ꝛc. 2te verbesserte Auflage. Gießen, bei G. F. Heyer Vater, (ohne Jahrzahl auf dem Titel; die Vorrede ist im Juli 1831 geschrieben.) Broch. — Vorrede, Titel und Inhaltsverz. XII. S. Text 420 S. in 8. (Mit einem Titelkupfer und einem Steindrucke.)

Es scheint nur eine überflüssige Mühe zu sein, gegenwärtiges Werk loben zu wollen, das sowohl von seiner wissenschaftlichen und belehrenden, als von seiner unterhaltenden Seite den allgemeinen Beifall erhalten hat und sogleich nach seinem Erscheinen schon in das Französische übersetzt worden ist. Für die Bewohner des westlichen Deutschlands ist Wiesbaden die göttliche Heilquelle, aus der, ohne Zuthun der Menschen, unheilbare Menschen, wie aus dem Teiche von Siloe, verjüngt hervorsteigen. Das östliche Deutschland (nicht blos das nördliche, oder vielmehr eigentlich das nordöstliche und südöstliche Deutschland) besucht die Quellen von Carlsbad, welche ähnlich wirken. Wer von unheilbarer Gicht, von hartnäckigen Rheumatismen geplagt wird, wer an Lähmungen in Folge versetzter Krankheitsstoffe, an Skropheln, Verhärtungen in den Eingeweiden des Unterleibs, besonders bei dem weiblichen Geschlechte nach schweren Geburten, Verhärtungen (nicht Krebs) der Gebärmutter, wer an alter Venerie, an offenen Geschwüren, an Verhaltung der regelmäßigen Blutabsonderungen, an Hämorrhoiden und Hypochondrie, an schlechter Verdauung leidet, wer sich nach langwierigen Krankheiten nicht recht erholen kann, wem eine verschleimte, oder verhärtete Lunge quält, wer durch vieles Reisen erschöpft ist, wird in Wiesbaden sicher sein Heil finden. Wer sich davon überzeugen will, der lese zuerst dieses Werk, reise nach Wiesbaden, frage den weltberühmten Dr. Peez um Rath, bade und trinke — und er wird genesend sich überzeugen.

Was Peez in medizinischer Hinsicht giebt, ist ausgezeichnet. Rücksichtlich des Antiquarischen folgte er mit Auswahl und zweckmäßiger Kürze den besten Gewährsmännern, die er auch namhaft macht. Das Naturhistorische läuft etwas kurz gehalten mitunter, und besonders kommt die Botanik nur sparsam zum Vorschein. Das Mineralogische ist gut skizzirt. Die Vervollkommnung des botanischen Abschnittes möge Herr Peez bei einer künftigen neuen Ausgabe den Kundigen seiner Gegend überlassen, und diese auch die Standorte angeben; denn die Fundorte von Mineralien und Pflanzen interessiren doch manchen Badegast. Von den als seltenen, angeführten Pflanzen müssen folgende ausgeschlossen werden: Sedum album, Lysimachia nemorum, Melampyrum sylvaticum (welches sehr gemein ist) Athamanta Libanotis, Betonica officinalis, Orchis militaris, Leucojum vernum, Pastinaca sativa, Balotta nigra, Bonus Henricus urbicum. (Alles im Main- und Rheingebiete nicht seltene Pflanzen.) Mehrere Pflanzen, welche der Verfasser als wahrscheinlich nur verwildert anführt, sind wahre Landeskinder, nicht aber Einwanderer, als da sind: Hieracium villosum, aurantiacum, Stipa pennata, Valeriana Phu (sehr gemein im Maingebiete,) Ligusticum Levisticum, Angelica Archangelica (beide gar nicht selten,) Galeopsis cannabina (das gemeinste verbreiteste Unkraut der Waldränder,) Centaurea phrygea (auf allen trockenen Wiesen gemein) u. a. m. Herr Peez hat sich hierin wahrscheinlich von einem weniger Kundigen irre führen lassen.

Der Druck ist fast ganz correct, das Papier ist anständig. — Der Steindruck vor der Titelvignette nimmt sich gegen diesen Kupferstich sehr matt und unverhältnißmäßig aus.

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 119.** 5. October 1831.

Köppens Versetzung von Landshut nach Erlangen.

Was bis jetzt von den so gediegnen bayer'schen Oppositionsjournalen wenig oder gar nicht berücksichtigt wurde, ist das Gelehrtenwesen, die Behandlung bayer'scher Schulmänner und Universitätsprofessoren, kurz der wichtige Theil des öffentlichen Lebens, der sich mehr auf Literarisches und Wissenschaftliches bezieht. Allerdings ist im rein Administrativ- und Justizfach, in der ökonomischen, finanziellen Lage des Volks und dahin Gehörigem so viel zu besprechen, daß oft weder Raum, noch Zeit für Jenes übrig geblieben sein kann. Wir haben um so mehr die Pflicht, diesen uns so nahe liegenden Gegenständen eine besondre Aufmerksamkeit zu schenken, und dabei auf manches Frühere, was noch zu wenig besprochen worden ist, zurückzugehen. Auch ist wohl mit dem Abtreten des Herrn von Schenk die Zeit gekommen, wo das viele schreiende Unrecht, das in dieser Beziehung unter seiner Administration begangen worden, von seinem Nachfolger wieder gut zu machen wäre.

Die Geschichte der letzten Jahre des Bestehens der Universität Landshut, ihre Auflösung und Versetzung nach München bietet vieles dar, was zu den Merkwürdigkeiten in der deutschen Literargeschichte gehört. Wir werden auf manches dahin Gehörige zurückkommen, und ziehen aus Herrn Professor Salat's neuestem Werke aus, was er über Professor Köppen und dessen Schicksal sagt, Köppen, der als geliebter Schüler Jakobi's und einer der geachtetsten deutschen Schriftsteller so viel Anspruch auf unsre Aufmerksamkeit hat, und der leider seit jener Mißhandlung ganz und gar verstummt zu sein scheint.

»Köppen war, erzählt sein ehemaliger College, ohne jedes Ansuchen, ja ohne jeden Anlaß von seiner Seite von Bremen aus nach Landshut berufen worden. Aus Jacobi's Munde könnte ich erzählen, wie es mit dieser Berufung zugegangen, so wie aus dem Munde eines Kurators, warum nicht geschah, was um dieselbe Zeit möglich war, und was von mehr als Einem betrieben wurde: die Berufung des Professors Schelling an die Universität zu Landshut. (Der Verfasser hätte hier diese Curiosa nicht verschweigen sollen.) Derselbe befand sich zu eben dieser Zeit nach seiner Wiederkehr von Würzburg in München, wo er die Besoldung von 1500 fl., die er bei seiner Anstellung dort bekam, durch die Gunst eines ganz besondren Zufalls als Pension erhalten hatte. — Das Loos, welches jetzt Köppen traf, war sehr hart. Nicht zweifelnd, daß er mit der Universität, an die er auf solche Art gerufen worden war, in die Hauptstadt kommen würde, bestellte er sich da sogleich eine Wohnung, als die Verlegung der Hochschule dahin beschlossen, aber das Personale, oder die Ausschließung mehrerer ordentlichen Professoren noch nicht bekannt war. Und so eben wollte er nach München abreisen, so eben standen die Wagen gepackt — da kam ein allerhöchster Befehl, der ihm gebot, sogleich nach Erlangen, wo durch Professor Breyers Tod eine Lehrstelle der Philosophie erledigt war, abzugehen; und

er ging auch sogleich mit »Sack und Pack — nach München ab. Da remonstrirte und protestirte er nun. Auch konnte es ihm ja an triftigen Gründen nicht fehlen: 1) die Art seiner Berufung nach Landshut, da er gewiß, wäre ihm nur die Möglichkeit seiner künftigen Entfernung von dieser Universität beigefallen, seine angenehme und einträgliche Stelle in Bremen nicht verlassen haben würde; und 2) der Thatumstand, daß er das große Vermögen, welches ihm die Gattin, Tochter eines Kaufmanns zu Lübeck, zubrachte, theils in Landshut — wo er ein schönes Haus und ein andres mit einem großen Anwesen besitzt — theils in der Umgegend angelegt hatte, die ihm folglich eine so große Entfernung, wie jene nach Erlangen (abgesehn auch von der so viel kleinern Universität!) sehr drückend, die Versetzung nach München aber, bei einem so kleinen örtlichen Abstande, viel weniger störend, und der Aufenthalt in der Hauptstadt ihm, dem Freunde und Kenner des Schönen (insbesondere der Musik) sehr angenehm sein müßte; diese Gründe von Seite der Berufung nach Landshut und der Anlegung seines Vermögens in Altbayern, auch zum Besten bayer'scher Landeskinder, wurden gewiß wohl geltend gemacht, zumal bei der schriftstellerischen Kraft, welche ihm bekanntlich besonders zu Gebote steht. Monate lang saß er, seine Vorstellung wiederholend, in München. So lebte er, ein Mann im besten Alter, hier unthätig hinsichtlich seines Berufes: er durfte nicht lesen, während Andre — und welche! — seinen Gegenstand vortrugen. Wer billig, oder menschlich denken will, setze sich in die Lage desselben: welch' ein Seelenschmerz! Wie mußte ihm und seiner würdigen Gattin zu Muthe sein! — Ein volles halbes Jahr hielt sich Köppen dergestalt zu München auf. Nachdem aber keine seiner Vorstellungen etwas gewirkt, sondern die k. Regierung als Curatel ihm erklärt hatte, er müsse entweder nach Erlangen abgehen, und die ihm zugewiesene Professur antreten, oder auf den Staatsdienst, somit auf seine Besoldung verzichten: da wurde wieder eingepackt, und man reiste nach Erlangen ab. Wie sehr dieses Schicksal insbesondere das weibliche Gemüth angegriffen habe, ist leicht denkbar. Die würdige, zu Landshut allgemein geachtete, Frau befand sich da stets wohl. Aber zu Erlangen erkrankte sie nach einiger Zeit: sie starb! Ob der Gram, ob die Nachwirkung jener schmerzlichen, gewiß tief angreifenden, Empfindungen und die Veränderung des Orts zu dem Tode beigetragen, oder ihn wenigstens bewirkt? Wenigstens starb, Joseph Müller, Regierungsrath in Schulsachen, nach solchem Schicksale, das auch ihn damals traf, am gebrochnen Herzen, in den Ruhestand zufolge einer neuen Einrichtung jüngst hin versetzt, jetzt aber trotz einer so schönen Gelegenheit in demselben gelassen.«

Herr Professor Salat deutet unverhohlen darauf hin, daß Schelling an dieser Behandlung Köppens Schuld gewesen. Nicht nur, daß er Köppen ein gleiches Talent glänzenden Vortrages zuspricht, sondern er sagt grade zu: »Wollte man aber Köppen neben Schelling, dessen Berufung an die Universität bereits beschlossen war, deshalb nicht anstellen, weil er nun einmal mit demselben in so schroffem Gegensatze war, wegen der bekannten Schrift »die Philosophie des absoluten Nichts, mit Zugaben von Jacobi« — so gab es meines Erachtens noch einen Ausweg, der sich mit der Gerechtigkeit sowohl, als mit der Menschlichkeit recht gut vertrug: er konnte quiescirt werden mit der Aussicht auf die Stelle eines Mitgliedes des protestantischen Oberconsistoriums bei der nächsten Erledigung, grade wie Schelling u. s. w. Ferner sagt er an einer andren Stelle: »Schelling weilte noch zu Erlangen, wo er noch ein Jahr bleiben wollte, und wo folglich Köppen, wenn er dahin abging, mit ihm zusammentraf. 1) Warum begab sich Schelling von München, wo er ordentlicher Akademiker und Generalsekretair der Akademie der bildenden Künste war, nach Erlangen? 2) Warum las er da seit mehr als einem Jahre nicht mehr, obwohl er stets wieder auch: »Logik und Metaphysik« angekündigt hatte? Und 3) warum wollte er da, gerufen an die Hochschule in München, noch so lange verweilen? u. s. w.

Aufklärung in Bayern.

Aus Salat's neuester Schrift »über die literarische Stellung der Katholiken zu den Protestanten« ist unter vielen andern folgende Notiz zur weitern Kenntniß zu bringen:

»Jene zwei Ungedanken unter den Worten Erbsünde und Erlösung, heißt es S. 370.« waren, in den Kreis der untern Volksklassen durch Katechismen und Katechesen, Predigten und Erbauungsbücher eingeführt, schon öfters nicht nur die Veranlassung, sondern die eigentliche Quelle gräßlicher Verirrungen, der Tödtung getaufter Kinder, denen noch keine eigentliche Sünde zugedacht wurde: und nicht etwa nur die Heuchelei, die Faulheit oder Schwachheit, die eine Schande zu verbergen hatte, schlug

diesen Weg ein; auch eine älterliche Gutmüthigkeit gerieth auf diesen schrecklichen Abweg, »um denen, welchen man das zeitige Leben gegeben hatte, auch das ewige zu verschaffen!« Solchen, denkt und sagt man, ist ja der Himmel gewiß; in dieser bösen verdorbnen Welt aber ist so viele Versuchung zur Sünde, so viele Gefahr der ewigen Verdammung.

Erst neuerlich fielen in Bayern wieder solche Tödtungen vor: in der Gegend von Landshut schlug ein sonst wackerer Familienvater zwei seiner Kinder todt, das dritte ließ er leben, weil es schon zur Vernunft gekommen, — schon so alt geworden, und der Vater besorgt war, es möchte schon eine Sünde begangen haben; und bei Dillingen gab eine Mutter, auch eine verehlichte, ihren zwei Kindern den Tod oder, wie sie sagte, das Leben. Schon vor längerer Zeit hörte eine Mutter, die vier unmündige Kinder hatte, eine Nachbarin, die eines durch den Tod verloren, sich damit trösten, »sie habe ja nun einen Engel im Himmel und einen Fürbitter.« Diese Rede ergriff sie; diese Vorstellung bemächtigte sich ihrer Phantasie, und ließ keinen Schlaf in ihr Auge kommen. Aufstehend sodann, sieht sie ihre Kinder noch schlafen, und — schlägt sie alle todt, springt dann auf die Gasse und schreit: »Jetzt habe ich auch Engel im Himmel, auch Fürbitter, und ich habe vier!«

Und dieser Unsinn sollte nun, sogar im Kleide der Wissenschaft wiederkommen, und als Weisheit auftreten dürfen? Selbst im protestantischen Deutschland kommen nun diese wahrhaft unchristlichen Lehren wieder zum Vorschein, sogar als Grundlehren des Christenthums, Man sehe, ausser Hengstenberg, die neuesten Schriften des Herrn Stadt-Pfarrers Lehmus zu Ansbach.

Auf diese Ansichten von Sünde und Erlösung soll nunmehr wie (etwa nach Fr. Schlegel) die Philosophie, so auch — die Moralphilosophie, »die allein wahre« oder »christliche« gebaut werden. Ist es denkbar, daß eine solche Verkehrtheit noch weitere Ausbreitung gewinne? — Wie aber diesen Wirren der Zeit vornehmlich, oder zunächst die Ethik (oder »eine gesunde Moral«) begegnen sollte: so kommen jetzt denselben zwei Umstände besonders zu Statten: 1) die besagte Zurückdrängung, oder vielmehr Ausschließung des Moralischen in der letzten deutschen Schule unter dem Namen Philosophie, und 2) wohl auch die Zurücksetzung der Moralphilosophie als akademischen Lehrgegenstandes auf berühmten Hochschulen, nachdem die »religio« eine Art von Mode geworden, und sonach die Religionsphilosophie an die Tagesordnung gekommen ist.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Kirchenschriften.

Merkwürdiger Angriff sieben badischer Glaubens-Insurgenten gegen den neuen badischen Katechismus. Beleuchtet und zur bevorstehenden Generalsynode vorgelegt von Karl Christian von Langsdorf. Mannheim, Schwan und Götz. 1831. gr. 8. S. 90.

Wenn ein »großherzoglich badischer geh. Hofrath und erster ordentlicher Lehrer der Mathematik zu Heidelberg« ein Buch über kirchliche und theologische Gegenstände, und zwar über die ersten Fundamente christlichen Glaubens schreibt, so können wir es wahrlich auch, als Nichttheologen, anzeigen und beurtheilen, zumal der Verfasser vor einem Geistlichen ex professo nicht oft Gnade finden dürfte.

Die Veranlassung zu der Schrift ist folgende: In diesem Jahr erschien im Februar eine Kritik des neuen badischen Katechismus unter dem Titel: »Der neue Landkatechismus der evangelischen Kirche des Großherzogthums Baden — geprüft nach der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern. — Eine Vorarbeit für die bevorstehende Generalsynode. Speyer. 1831.« — Sieben Prediger, Hennhöfer an der Spitze, regten sich da in einem förmlichen Aufstande gegen den im vorigen Jahre erschienenen Katechismus. Derselbe hatte schon 1822 vollendet vorliegen sollen; man schob es aber acht Jahre lang auf, zur Anhörung der mannigfaltigen freien Aeusserungen über den ersten Entwurf und zur Auffindung solcher Wege, die bei den zuerst hervorgegangnen Meinungsverschiedenheiten zu einer endlichen Zusammenstimmung führen konnten. Troz dieser grosen Bedachtsamkeit ward er immer noch nicht als sanktionirte Glaubensnorm ausgegeben. Noch sollte die Sanktionirung aufgeschoben bleiben und hierüber das Resultat aus einer deshalb zusammenzurufenden Generalsynode abgewartet werden. Obige Schrift nun sprach dann das Anathem aus, weil in ihm alles Christenthum völlig aufgegeben, durch ihn aller christlicher Glaube vernichtet werde.

Bei den bekannten Umtrieben im Badischen von Seiten der Mystiker, Bibelhusaren und Zeloten ist dies schon ein großes Lob für diesen Katechismus, der, so viel wir aus den Anführungen in vorliegender Schrift ersehen, sich bei Weitem mehr zur rationalistischen Seite hinneigt.

Welche Unterstützung ein solcher Katechismus bei dem Verfasser finden müsse, zeigt sein Glaubensbekenntniß in Folgendem: »Daß vormals nie Jesus als Mensch auf der Erde gewesen und gelehrt habe, ist nicht Kirchenglaube, sondern eine aus der Geschichte hervorgegangene Wahrheit. Daß seine Lebenslehren der Vollkommenheit Gottes entsprechen, ist Ausspruch der Vernunft, die von keinem Glauben abhängig ist. Nur die Annahme von Dogmen beruht auf Glauben, was aber nach der vom Ver-

stande anerkannten Fundamentallehre des Protestantismus, keine Kirche gebieten kann. Der Protestant findet also sein Christenthum nur in der Geschichte, der Vernunft und dem Verstande gegründet. Die Evangelien dienen ihm hierbei als schriftliche (historische) Urkunden."

Eine Hauptaufgabe ist dem Verfasser auch zu beweisen, daß den symbolischen Büchern um so weniger eine entscheidende Stimme in Religionssachen beizulegen sei, als die, durch sie in die Kirche eingeführten Verbesserungen an sich nichts weniger, als sehr bedeutend gewesen, so wie auf der andren Seite sie im Grunde ausserordentlich viel rein katholische, oder hierarchische, dem Urstifter der Religion ganz fremde, Dogmen gelassen, was er sehr ausführlich darthut. Er zeigt, wie das Zeitalter der Reformatoren zu diesen wirklichen Reformen sehr ungünstig gewesen, und ihr eigentliches Verdienst nur darin bestände, daß sie jenes Fundamentalprincip, der Verweigerung jeder Autorität den, nach Christus hergestellten, Satzungen gelegt, worauf ihre Nachfolger den Bau der Reformen vollenden konnten. "Der Protestant," sagt er (und das ist alleiniger wesentlicher Unterschied vom Katholizismus) "ist berechtigt, die Glaubenslehren blos aus Christi Reden abzuleiten. Und die Reformatoren folgten, der geforderten Glaubensfreiheit gemäß, dem Maße ihrer Verstandesbildung."

Hiemit ist wirklich ausgesprochen, was jeder denkende Christ mit Freuden als seine Ueberzeugung unterschreibt. Kein Theolog ex professo würde so nackt und baar dies hinstellen; und wir sind überzeugt, daß es mit den Religionssachen immer besser stehen werde, sobald immer mehr gebildete Laien sich entschließen, nicht den, oft durch einen frühern Eid in ihrer Glaubensäusserung gebundnen, Theologen und Geistlichen, also einer abgeschlossnen, oft von selbstsüchtigen Interessen geleiteten, Kaste, das Erörtern der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit und des Volks zu überlassen. Wir sind fest überzeugt, daß viele vernünftige Geistliche solche Bundesgenossen mit Freuden entstehen sehen. In dieser Beziehung ist es immer eine seltne Erscheinung, daß unser Verfasser, ein Professor der Mathematik, bereits folgende theologische Schriften verfaßte: 1) Blößen der protestantischen Theologie. 42 Bogen. 2) Versuch einer Anleitung zur — mathematischen Lehrart in der Theologie. 3) Theologische Abhandlungen, oder Zusammenstellung der vier Evangelien nach ihrem Hauptinhalte. Auch denkenden Israeliten zur Beherzigung." Der Verfasser fahre in seinen rühmlichen Bestrebungen fort; und möchten sich doch mehrere Zschocke's so wahre als kräftige Worte zum Motto nehmen:

> Ein Ochs und ein Esel heutiges Tages sind nicht einsichtsvoller, als weiland Ochsen und Esel im Paradiese waren zu Adam's und Eva's Lebzeiten. Aber der menschliche Geist wird heller und einsichtsvoller von Jahrhundert zu Jahrhundert, darum, weil er ein Geist ist. Mithin wollen diejenigen, welche das Volk immerdar fest und starr im Alten festbannen, dasselbe entweder mit dem Ochslein und Eselein im Paradiese in gleiche Reihe stellen; oder sie stehen unschuldigerweise selber in dieser Reihe, ohne es zu wissen.

R.

Mineralogie

Naturgeschichte des Mineralreiches; Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders auch in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium; unter dem besonderen Titel: Lehrbuch der Geologie und Geognosie von K. C. Ritter v. Leonhard, geheimer Rath und Professor an der Universität zu Heidelberg. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Heidelberg, bei Jos. Engelmann. 1831. gr. 8. Pr. 4 fl.

Der rege Eifer, mit welchem seit kurzer Zeit im Vergleiche gegen das frühere Betreiben des Studiums der Mineralogie, letzteres hervorgehoben wird, gab dem würdigen Verfasser des vorliegenden Lehrbuches schon früher eine Veranlassung zur Herausgabe eines Lehrbuches der Naturgeschichte des Mineralreiches und war unfehlbar eine Hauptursache, daß die erste Auflage so schnell abgesetzt wurde. Daß dasselbe für einen Unterricht in Gymnasien und Realschulen sehr vortheilhaft gebraucht werden kann, liegt außer Zweifel; leider aber haben die Gymnasien, namentlich in Bayern nicht den geistigen Aufschwung erhalten, welcher zu einem solchen Unterrichte nothwendig ist. Es ist traurig für einen Bayern, dieses sagen zu müssen; da es sogar die oberste Schulbehörde anzuerkennen scheint. Der Zustand der bayerschen gelehrten Schulen ist leider gesunken genug, wie aus seinen neuesten Organisationen zu ersehen ist. Der Verfasser beginnt mit einer kurzen Einleitung über die Begriffe Geognosie und Geologie, knüpft daran allgemeine Betrachtungen über den Ursprung der Dinge und über die Umwandelungen, welche die Erdoberfläche erlitten hat, berührt die Sage von der Welterschaffung, die älteren geologischen Hypothesen und zeigt, wie die vulkanische Hypothese im Vergleiche zur neptunischen eine größere Wahrscheinlichkeit für sich habe, stimmt, wie natürlich anzuerkennen ist, mit seinen im Reiche der Naturwissenschaften berühmten Mitarbeiter in letzteren, v. Humboldt, in den Ansichten überein. Die verschiedenen Systeme über Entstehung der Erde; die Beweise, für einen ehemals flüssigen Zustand derselben, die Thatsache für den Gang der Bildungen und Schöpfungen der organischen Welt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, wie die Meer- und Land-Ueberreste und mancherlei andere Erscheinungen zeigen, der Unterschied der Zeiten bewiesen aus dem Verkohlungsprocesse, dem Entstehen des Polareises, der Salzquellen, Versandungen und Steppen und endlich aus dem Vorkommen des Menschengeschlechtes, sind die wichtigen Gegenstände der Geologie, welche der Verfasser mit der ihm eigenen Gewandtheit darstellt, in einem leicht verständlichen Vortrage entwickelt, das relative Alter der Schichten-Aufrichtungen genau bezeichnet, und unter andern dabei nachweiset, daß der Mensch von keiner der großen Revolutionen, durch welche die Erd-Oberfläche ihre gegenwärtige Gestalt erhielt, Zeuge war.

Unter der Aufschrift, "allgemeine Verhältnisse des Erdkörpers" handelt der Verfasser kurz von der Gestalt der Erde, von der Erdwärme, von der Dichtigkeit der Erde, und giebt über Land und Wasser allgemeine Thatsachen an. Alle Angaben sind möglichst kurz, aber klar, und geben dem Lehrer, wenn er seines Lehrgegenstandes mächtig ist, Gelegenheit genug, durch weitere Erörterungen seine Zuhörer zu belehren. Besonders hat diese der akademische Lehrer, welchem das Lehrbuch als eigentlicher Leitfaden dient, um nach einem bestimmten Systeme seine Vorträge ordnen zu können. Dem Lehrer, welcher auf Gymnasien, oder Realinstituten das Buch gebraucht, reicht es vollkommen hin, den Schülern gründliche Kenntnisse zur Vorbereitung der höheren Studien in der Geologie und Geognosie beizubringen. Der ehrenhafte Verfasser hat hierin den schönen Mittelweg gehalten, und der Bestimmung seines Lehrbuches getreu nachzukommen sich bemüht.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag — Nro. 120. — 7. October 1831.

Der Haus- und Staatsminister von Nassau mit sich selbst in Fehde.

Den so betitelten Aufsatz nahm Bentzel-Sternau's Verfassungsfreund Heft 3. Band 2. auf. Da er den dirigirenden nassauischen Minister Freiherrn v. Marschall-Bieberstein heftig angriff, so erregte er eine allgemeine Aufmerksamkeit, weil ähnliche persönliche Angriffe wenigstens dazu beigetragen hatten, daß die Minister v. Berstett in Baden, v. Schenk in Bayern, v. Schminke und v. Rivalier-Meysenbug in Kassel, Graf Münster in Hannover, andere in Braunschweig u. s. w. sich vom Staatsruder entfernten, als sie zu unpopulair geworden waren, wenn sie auch erklärten, daß sie andre Ursachen dazu bestimmten, sich aus ihren hohen Aemtern zurückzuziehen.

Der Hauptgegenstand der Abhandlung sind folgende Puncte:

A. Die Trennung des Domanial- und Steuervermögens in Nassau ohne ein Gesetz, sondern durch bloße Willkühr des Ministers. Freilich legte schon der erste nassauer Landtag dagegen eine Verwahrung ein und erweiterte solche nach dringenden bittern Erfahrungen im Jahr 1831, in Folge der vielen Processe des Landesherrn mit einzelnen Privaten und Korporationen, wodurch die Verwahrung des Landesherren stets gefährdet wird. Es entstand der Verdacht der Partheilichkeit besonders der Unterrichter, welche die Verwaltung und Justizpflege in einer Person vereinigten. Manche Unterthanen gaben ihre Ansprüche wider die Domainencasse lieber auf, als daß sie sich mit dem mächtigen Gegner in Proceß einließen.

B. Nach dem Reichsdeputationsschlusse §. 77, 78 und 80 wurden die Steuerschulden der mainzer, trierer und oranischen Gemeinden den entschädigten Staaten mit der Verbindlichkeit überwiesen, »daß sie solche aus ihren Steuereinkünften, dergestalt verzinsen und abführen sollten, wie solches der geistliche Regent würde haben thun müssen.« Alle andere durch geistliche Lande entschädigte Staaten des deutschen Bundes übernahmen mit Genehmigung ihrer Stände, oder ohne solche jene Steuerschulden auf ihre Staatskassen. Dennoch handelte Nassau anders und ging sogar noch weiter. Bis zum Schlusse des Jahrs 1815 kannte man in Nassau eine ungetheilte Verwaltung des gesammten Staats- und Hausvermögens — nur eine Staatskasse. Dennoch überwies der Minister die vom Jahr 1812 bis 1816 aus der Staatscasse bezahlten Zinsen von 68,131 fl. 44 kr. den Gemeinden zur Vergütung an die Patrimonialcasse.

C. Am Schlusse des Jahrs 1815 waren die nassauischen Staatsschulden 5,649,537 Gulden, und sollten nach dem Schuldentilgungsedict vom 25. Mai 1818 von Jahr zu Jahr vermindert werden, und sind jetzt von der Regierung zu 7,217,154 Gulden angegeben.*)

*) Vermuthlich sind durch neue Schuldentheilungsregulirungen mit andern Staaten, diese neuen Schulden entstanden.

D. Die Landstände hatten der Regierung die Fortdauer einer Entschädigungsrente von 140,000 Gulden versagt, so wie einige widerrechtlich bewilligte Militairpensionen um 1400 und 600 Gulden abgekürzt. Demungeachtet ließ der Minister beide Summen aus der Steuercasse auszahlen.

E. Die rechtskräftigen Urtheile gegen die Domainenverwaltung dürfen nur mit Genehmigung des Haus- und Staatsministers in Nassau vollzogen werden.

(Bote aus Westen.)

Die Verbindung des Haus- und Staatsministers in einer Person benachtheiligt also, nach dem Verfasser, die Staatsinteressen durch diejenigen des regierenden Hauses. »Jeder gewissenhafte Staatsminister, schließt der Graf Bentzel-Sternau, würde schon lange in dem unterliegenden Falle, seinem rechtliebenden verfassungstreuen und für seine Unterthanen von Liebe entbrannter Landesfürsten gerathen haben, das bestehende mehrjährige Unrecht endlich einmal um so willfähriger aufzugeben, als es gegen die in unsern Tagen so viel vermögende moralische Kraft der gesammten Staatsbevölkerung und aller einsichtsvollen Biedermänner nicht wohl aufrecht erhalten werden kann, und in seinen Folgen sich durch den Verlust der Liebe und des Vertrauens der Staatsgenossen, auch der öffentlichen Achtung aller deutschen und europäischen Patrioten nur zu empfindlich bestrafen muß.«

Freilich sagt ein hannövrischer Schriftsteller über die Militairverfassung des deutschen Bundes, p. 100, »daß man dem Landesherren, wie jedem Unterthan einen Kreis von Rechten und Befugnissen lassen müsse, in welchem er unumschränkt Herr sein kann. Man müsse den Fürsten nicht zu einem besoldeten Administrator machen. Die Garantien gegen den möglichen Mißbrauch der factischen Macht könnten sich als sehr schwach bewähren. Man fahre fort ihm Zuschüsse zu seinen Bedürfnissen zu geben, und mache sich nicht anheischig, die Bedürfnisse eines Staats befriedigen zu wollen, den man schon theoretisch unersättlich und unbegränzt gemacht hat.«

Aber ich meine, daß wer die Gesetze mit seinen Ständen giebt, wer die ganze vollziehende Gewalt besitzt, wer alle Civil- und Militairbeamte ernennt und seine Unterthanen im Auslande vertritt, neben einer nirgends zu kärglich zugemessenen Civilliste, der darf eben nicht klagen, daß er zu wenig Einkommen und Macht besitze. —

Wenn der Landesherr keine besondre Domainenverwaltung hat, so braucht er weniger Staatsdiener. Es mag in Nassau einige Domainen geben, z. B. aus der Erbschaft der verstorbnen Herzogin Mutter, Burggräfin von Kirchberg, die ungezweifelt dem Herzog als Privaten gehören, und andere dem Herzoge angenehme Domainen, die er sich selbst vorbehalten und seine Civilliste selbst bestimmen kann. Der Herzog wird alsdann nicht weniger disponibles Einkommen, als früher genießen, und mehr Mittel besitzen, als Landesherr Wohlthäter zu sein, als in der ministeriellen Periode, welche sich so übertrieben gefiel, ihren Herzog, einen der weisesten deutschen Fürsten lieber in gutsherrlicher, als in landesherrlicher Uniform auftreten zu lassen.

Die Könige von Frankreich und Großbritannien, und die Großherzoge von Baden, Darmstadt befinden sich seit der Aussetzung einer Civilliste in einer glücklicheren Lage, als vorher, und wird das herrliche Nassau noch weit mehr aufblühen können, wenn der Herzog durch Vererbpachtung vieler Ländereien und Ablösung vieler Dienste die Mittel zur erweiterten Volksnahrung geschaffen haben wird.

Der Freiherr v. Marschall-Bieberstein war gewiß ein sehr thätiger Minister, aber seine Ministerialdirection, keinen andern Minister neben sich fungiren zu lassen, zog ihm Neider zu, welche er zu vermindern nicht verstand, oder solche zu übersehen glaubte. Seine Verwaltung hat viele schöne Seiten, aber am Ende dürften in Hannover und in Wiesbaden das landesherrliche Gemüth beider Monarchen sich in der Abtretung der Domainen an den Staat und an die landständische Mitverwaltung, neue Verdienste, und ihre treuen Unterthanen und deren Nahrung befriedigt finden. Hat nicht der König von Preußen, der an Domainen reichste Monarch, sich freiwillig längst dazu entschlossen? Auch in Sachsen wird man, bei allem persönlichen Widerwillen der Kameralverwalter, sich dazu entschließen. Gewiß hat die alte Einrichtung auch ihre guten Seiten, welche jedoch von den jetzigen Nachtheilen weit überwogen werden, und vom Grafen Münster, da sie von der Sequestrationsverwaltung einmal in Hannover abgeschafft worden war, nicht politisch weise, sogar in Hannovers neuen Erwerbungen im Jahr 1814 angewandt wurde.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Mineralogie.

Naturgeschichte des Mineralreiches, von K. C. Ritter v. Leonhard, geheimer Rath und Professor an der Universität zu Heidelberg, rc.

(Schluß.)

Der Abschnitt: »Aussenfläche unseres Planeten« beschäftiget sich mit Bergen, Gebirgen, Thälern, Ebenen und Meeresboden, d. h. mit der eigentlichen Orographie und Planographie, wobei nichts übersehen ist, was zu diesen beiden Theilen der physikalischen Geographie gehört; nur der Begriff »Vorberg« ist nicht erörtert; auch kann der Anfänger nicht genau unterscheiden, was Hochgebirge ist, und wie sich die Wasserscheiden zu den verschiedenen Gebirgszügen und Rücken verhalten; auch ist nicht ersichtlich, was Widerlage ist.

Ein andrer Abschnitt handelt von der Luft und dem Wasser, welche den Erdkörper umgeben; erstere wird mit Recht nur höchst kurz berührt, aber letzterer in Bezug auf das Weltmeer, vormaligen höheren Stand seines Niveau's, seinen Gehalt und seine Temperatur und die Ursachen, welche auf den wagrechten Stand des Meereswassers störend einwirken, und auf den Uebergang des Wassers in die Atmosphäre und dessen Rückkehr zur Erde behandelt, wobei die Quellen, Bäche, Flüsse, Ströme, Seen, Eis, Schneegränze, Lawinen und Gletscher kurz erörtert werden. Mehrere dieser Abschnitte konnten füglich hinwegbleiben, da sie in ein Lehrbuch der physikalischen Geographie gehören. Für letztere finden wir manche Gegenstände nicht deutlich und vollständig genug behandelt, um etwa diese zu ersetzen

Unter den Ursachen und Kräften, welche noch wirksam sind auf die Aenderungen der Erdoberfläche, werden besonders die Schwere, Luft, das Wasser, die Erdfälle, Höhlen, Thäler und Vulkane, welche nach v. Buchs Darstellung in Central- und Reihenvulkane eingetheilt werden, bezeichnet und in ihren verschiedenen Verhältnissen dargestellt. Mögen auch manche nähere Nachweisungen vermißt werden, so sind sie doch nicht wesentlich, und können vom aufmerksamen Lehrer besonders benützt werden, die geistige Thätigkeit des Lernenden durch Zusätze zu üben. Alle diese Darstellungen, welche wir bisher kurz bezeichnet haben, stimmen mit denen in der physikalischen Geographie von Reuter, Nürnberg bei Schrag, so genau überein, daß es letzteren sehr freuen muß, in seinen Ansichten eine so vollkommene Anerkennung stillschweigend zu erhalten, indem wir überzeugt sind, daß Herr Leonhard seine Darstellungen unabhängig dem Publikum mittheilte. Der Werth jener Geographie wird hierdurch um so mehr erhöht; in der sogenannten Oryktographie und thetischen Geographie herrschte eine eben so schöne Uebereinstimmung.

Das über die Felsarten, ihre Schichtung und Absonderung, ihre Lagerungen, Gänge und Lager, über Versteinerungen und die Fortschritte dieses Studium in der neuesten Zeit, die Art des fossilen Zustandes, Urbilder der Versteinerungen, ihre muthmaßliche Wohnstätten und geognostische Bedeutung; dann das über die mineralogische Klassification, die geognostisch-geologischen Systeme und Reihenfolge der Felsarten in zwei Abtheilungen, Gesagte gehört zu den einsichtsvollsten Darstellungen, welche wir je über ähnliche Gegenstände gelesen haben. Man findet darin Alles, was v. Humboldt in seinem klassischen Werke »über Lagerung der Erdschichten rc. übersetzt von demselben Verfasser niedergelegt hat, in gedrängter Kürze beisammen; der Lehrer erhält in den angeführten Werken, Anweisung sich speciellere Belehrung zu verschaffen. Ein Wortregister trägt zur Klarheit des Abgehandelten sehr vieles bei, und vier schwarze und zwei illuminirte Tafeln versinnlichen dasselbe, und mögen zu dem Preise von 4fl. beitragen. Druck und Papier zeichnen das Buch sehr aus, welches seiner Bestimmung ganz entspricht und wir jedem Freunde der Naturwissenschaften empfehlen können, wofür schon der Name des Verfassers spricht. V.

Epische Poesie.

Der Eid. Ein Gedicht von Mar. Löwenthal. Wien. Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben. 1831. 4. S. 42.

Der Dichter sagt in dem poetischen Vorwort, überall sei bereits vom Eid gesungen.

> Nur wir, die schüchtern stets den Kranz erstrebten,
> Wir schwiegen noch. Wohlan, du stolzer Aar
> Hispaniens, zum Ister schwebe nieder!

Was den Vorwurf selbst betrifft, so müssen wir gestehen, daß es nicht leicht für einen österreichischen Dichter, mit jenen »schüchternen« Censurschwingen (man sehe, was wir bei Gelegenheit von Enk's Tiburzio bemerkten) einen passenderen gäbe, als den Eid. Die abentheuerlich treue Loyalität der Spanier, welche troß widerstrebender Neigung und Ueberzeugung, dem Fürsten alles opfert, und die selbst schlagende Hand desselben gehorsam küßt, ist in ihrer Art poetisch schön und groß. Der Eid repräsentirt darin das ganze Volk, in dessen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten diese Loyalität ewig vorherrschte und allein zu erklären im Stande ist, wie es sich so lange geduldig treten läßt. Schon der Geschichtschreiber Moncada rühmt in seinem Feldzuge der Catalonier und Arragonesen gegen Türken und Grie-

chen mit großem Stolz diesen Charakterzug. Wir hatten manche Fürsten, sagt er, die uns mißhandelten; aber nie empörte sich unser Volk gegen einen Herrn, den Gott und die heilige Kirche über uns gesetzt.

Es ist ein Wunder, daß man sich früher in Wien (wir sagen das wirklich ohne alle Ironie; denn wir lieben die Spanier sehr) warum man sich nicht früher dort Stoffe gesucht, in denen man sich dichtend frei ergehen konnte. In neuerer Zeit scheint man, vielleicht unbewußt, darauf geführt worden zu sein. Zedlitz's Stern von Sevilla, Enks Tiburzio u. s. w. deuten darauf hin. Auch kann der Dichter dabei politisch genug werden, und Saiten der Zeit genug berühren, sei es, daß er (wie im Stern von Sevilla) schlechte Minister vom Könige entfernt, sei es, daß er ein Musterbild eines absoluten Königs aufstellt; und er ist durch die Loyalität des Ganzen für das Einzelne geschützt. — So nimmt denn auch, abweichend von den bisherigen Behandlungen, die Scene, wo Alfonso der König, sich von dem Verdacht, selbst seinen Bruder Sancho ermordet zu haben, durch einen Eid reinigen muß, um die Liebe der Castilier zu erringen, den Hauptgegenstand ein. Wir finden da folgende schöne Stelle:

Castilien aber vernimmt ihn nicht,
Es steht von dem König gewandt:
»Und hat er nicht selber den Bösewicht
»Bellido, des Bruders Mörder, gesandt?
»Den König lieben in Ehren und Treuen,
»Wohl wird es castilische Herzen erfreuen!

»Doch, wie sich spiegelt in glatter Fluth
»Der Sonne leuchtender Ball,
»So sei des Volkes gläubigem Muth
»Sein König ein fleckenloser Crystall.
»Es mag mit erhebender Lust ihn schauen,
»Wir aber verzagen, uns faßt das Grauen.«

Wiewohl wir im Gedicht manche glänzend poetische Stellen finden, so wie durchgängig eine edle Sprache, so läßt sich über des Dichters Talent doch aus dem kurzen Gedicht mit seinem meist historischen, und so oft angelegten Stoff im Allgemeinen kein bestimmtes Urtheil fällen. Der Stoff selbst wird nur bis an seinen Triumph, nicht bis an des Helden, von Herder so schön dargestellten, Tod geführt. E.

Cholera-Literatur.

Hypothese von der Natur der Cholera-Morbus. Herausgegeben von Jean Florian Greser, A(rzt) i(n) T(eutschland?) Nürnberg. Riegel u. Wießner. 1831. gr. 8. 22 S.

»Manches kann,« sagt der Verfasser in seinem kurzen lateinischen Vorwort, Vielen in diesem Erdenleben leichtsinnig, selbst lächerlich, oder gefährlich scheinen — was dennoch aber oft als höchst nützlich und als Base zu großen Ergebnissen sich ausweist, oder doch zu irgend einer Wahrheit führt.« Damit will er die von ihm aufgestellte, oder vielmehr nach Hahnemann's Beispiel angenommene, Hypothese entschuldigen:

»Daß der Cholerastoff in Myriaden kleiner Infusorien (Choleraiden; bestünde, der wie ein Heuschreckenzug strichweise sich über die Erde fortwälze, und nicht nur im Ganzen auf einzelne Gegenden niederfalle und die, dazu disponirten, ergreife, sondern auch von Einzelnen zu Andren übertragen werden könne.« —

Wir wollen ganz absehen von der Hypothese in medizinischer, naturhistorischer Hinsicht u. s. w., in welcher sie Manches für sich zu haben scheint, so wie der strichweise Gang der Cholera in einem südlichen und einem nördlichen Arme dafür sprechen könnte. Auch geben wir zu, daß sich mancher Widerspruch, manche Erscheinung durch diese Hypothese erkläre. Merkwürdig ist der Umstand, sagt der Verfasser unter Andrem, »daß Gegenden, ausser dem Bett dieses Peststromes gelegen, von selbem nicht das Geringste gelitten haben, und daß wieder andre von schwächern, oder stärkern Armen desselben, die sich gleich Bächen von ihr losgerissen hatten, gleichfalls in Krümmungen von verhältnißmäßiger Breite heimgesucht worden sind, und daß diese Nebenflüsse sich jedesmal wieder in den Hauptstrom zurück begeben haben. Aehnliche Eigenschaften bemerkt man an den Bienen, die, durch einen Schlag in ihre Mitte von ihrer Luftstelle getrennt und auseinander gerissen, durch Instinkt sich bald wieder zusammenfinden — oder auch an Heuschreckenheeren die ihren Zug nach einer Strasse gesellschaftlich fortsetzen.«

Auch finden wir das auffallend, daß diejenigen Mittel bisher am meisten anschlugen, welche zu Vertilgung schädlicher Insekten angewendet werden, wie der Campher; auch stoßen wir hier auf die Holzlauge, welche Tilesius so ausdrücklich angerathen.

Die Thierchen legen nach der Hypothese vielleicht (unendlich klein) Eierchen mit einem Klebstoffe zwischen die Textur der Kleiderzeuge und in die Felle der Hausthiere, die nach erlangter Reife auskriechen und sich so, was die Aerzte miasma nennen, ansteckend fortpflanzen. Sie können nach Umständen der Witterung sehr lange an ihrem Auskriechen verhindert werden. Am Schnellsten muß ihre Reife werden in den oft hohen Temperaturen der Wohnzimmer, und der ruhig schlafende gesunde Mensch kann da plötzlich von einem Schwarme derselben, gleich einem Bienenstocke, durch den beim Schlafen selten verschlossenen Mund bezogen werden; daher auch der erste Druck dieser schrecklichen Einquartierung in der Herzgrube und dem Halse mit jener Beängstigung fühlbar wird, die bei vergifteten allezeit wahrgenommen wird. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß diese giftigen Thierchen unter Tages ihre Ruhe halten, und sich in Kleidungen, Zeuge, Betten, Vorhänge, Wände und Getäfel hängen, Nachts aber ihren unerkennbaren Flug antreten; daher die meisten Anfälle der Krankheit bei Nachts und des Morgens.«

Wenn wir also nun auch geneigt sein sollten, dieser Hypothese viel Wahrscheinlichkeit zuzugestehen, so müssen wir uns über den Widerspruch des Verfassers wundern, wenn er meint, daß diese Pest durch vollkommne Landessperre abgehalten werden könne, und dabei eine unmögliche darin vorschlägt, daß das ganze Land mit Pallisaden umzogen werden soll. Denn setzen diese Thierchen ihren Zug durch die Luft fort — wie er denn die Choleraiden Aeronauta jejunia nennt, — so ist nicht wohl abzusehen, wie man die Luft sperren wolle; man könnte nur gegen die Ansteckung durch Einzelne in jenen abweichenden kleinen Strichen, nicht gegen das Ganze sich schützen, und der Schade für Handel durch Sperren in solchem Falle möge jenen kleinen, von den einzelnen Thierchen herrührenden, wohl auf! — Ferner scheint auch die Behauptung, daß Regen und kalte Witterung sie von einem Staate abhalte, durch den Umstand widersprochen, daß die Cholera nach Orenburg bei 30 Grad Kälte kam.

Das Hauptverwahrungsmittel, das der Verfasser seiner Hypothese nach vorschlägt, ist — Fasten; und dies ist gewiß das beste; denn Hunger ist fast noch mehr der beste Arzt, als der beste Koch. Die übrigen Mittel lese man nach; es sind aber deren so viele und umständliche, daß der welcher sie gebraucht, vor lauter Vorkehrungen krank werden könnte. R.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 121.** 10. October 1831.

Wurde Polens Aufstand im Jahr 1830 begünstigt von der russischen Regierung?

Als am 6. November 1830 eine russische kaiserliche Ukase die Bildung eines Heers von 180,000 Mann an den westlichen Gränzen des russischen Reichs verkündigte, dessen Kern die polnische Armee bilden sollte, beschuldigte man den russischen Hof, daß es sein geheimer Wunsch sei, daß die Polen insurgiren möchten, damit die größere Masse der russischen Krieger, die dem russischen Staat anstößige polnische Freiheit völlig unterdrücken, und Rußland Polen mit hoffentlicher Zustimmung der beiden mächtigen Nachbarn, Oesterreich und Preußen, ganz als eine russische Provinz nach dem Beispiele Finnlands behandeln könne. Freilich wäre das dem wahren Interesse jener beiden Nachbarmächte höchst zuwider gewesen, aber wir haben zu oft erlebt, daß transitorische Interessen über bleibende siegten. Augenblicklich schienen benachbarte freie Völker gefährlicher zu sein, als die eroberungssüchtigen Senate absoluter Monarchien. Durch eine sehr weise Provincialverwaltung konnten Preußen und Oesterreich ihre einst polnischen Staatsbürger eben so an sich ketten, als Oesterreich seine Tyroler; ungeachtet der nahen Schweitz, deren Patriciate adlicher, oder bäuerlicher Geschlechter, der Tyroler sich nicht wünschte.

Die Neckereien des freiheitssüchtigen Polens, welche sich der Großfürst Constantin und die russische Staatsverwaltung in Polen wider den klaren Sinn der polnischen Verfassung erlaubten, sind so unpolitisch, daß sie sich nur erklären lassen, wenn man annimmt, daß der russische Senat den am 29. November 1830 in Polen ausgebrochenen Aufstand mit Vergnügen erwartete, um mit einem Schlage die anstößige liberale Verfassung unter dem Fug eines rechtlichen Scheins vernichten zu können.

180,000 Mann Russen konnten freilich nach der unterdrückten Verfassung in Polen Belgiens Aufruhr dämpfen, waren aber zu schwach, um in Frankreich den Herzog von Bordeaux auf den Thron zu setzen. Bildete das polnische Heer die Vortruppen, ehe die Freiheit Polens völlig unterdrückt war, so war ein Aufruhr der polnischen Regimenter möglich in Belgien, oder in Frankreich, aber dieser Gefahr hoffte vielleicht der russische Senat zu begegnen, wenn es in Polen vorher zum Aufruhr kam und die polnische Armee vor dem Abmarsch aufgelöset und ihre Krieger unter die russischen Regimenter vertheilt wurden.

Jener Einfall des russischen Senats, 180,000 Mann an den westlichen Gränzen des Reichs zusammenziehen zu wollen, veranlaßte die ungeheuern Rüstungen Frankreichs, Oesterreichs und Preußens zum Druck aller vier Völker, und spannte die Forderungen der Belgier im Zutrauen von Frankreichs Beistand so ungeheuer hoch, daß selbst eine kostbare Bewaffnung des ganzen deutschen Staatenbundes erfolgte, weil die Diplomaten an der Newa die Diplomaten an der Seine in Furcht setzen wollten.

Diese Drohungen von der Newa veranlaßten ferner den ganzen Carbonarismusspuck in Italien, weil die dortigen Mißvergnügten auf Frankreichs nahe Hülfe rechneten und daran nicht zweifelten, obgleich wegen des Aufstandes in Polen die große Armee Rußlands nicht am Rhein erschien und selbst, da nun Polen zu unterliegen scheint, wohl keine Lorbeeren jenseits des Rheins aufsuchen wird.

Ungeachtet aller bekannten Mißbilligung der russischen Politik und Drohungen der Westarmee, trachten in den drei großen süddeutschen Staaten die Landstände ihre Verfassungen zu wahren Verbesserungen des Socialstandes und Verminderungen der Auflagen zu benutzen. Wenn aber der Absolutismus der Newa indirect jene Wünsche der Völker befehdet, so macht dies Rußlands Politik bei den constitutionellen Völkern gehässig, welche den ernsten Willen zeigen von der Themse bis zu den Quellen der Donau, die Scheinverfassungen in einen wahren Schirm der Völker zu verwandeln. Das Volk, und nicht blos die Aristokratie, soll den Segen der Verfassungen empfinden, und, von der englischen Verfassung an, scheinen alle repräsentative Verfassungen eine günstige demokratischere Modification zu erfahren, wenn nur der brittischen Aristokratie nicht ihr tiefer Plan gelingt, die Reformer in England durch einen Krieg Englands mit Frankreich zu lähmen.

Mag man von der Newa aus Asien eine Reform geben, aber der Absolutismus eines Napoleon, oder des russischen Senats ist dem civilisirten Europa gleich zuwider!

Bei einem vorsichtigeren Betragen des Haager Hofes hätte keine belgische Insurrection statt gefunden, und jener Hof vielleicht, ohne die Hoffnung kräftigen nordischen Beistandes, einen verhaßten Minister van Maanen u. s. w. nicht im Amte zu erhalten versucht.

Es ist zu bedauern, daß unter civilisirten Völkern ein einziger Fehlgriff eines großen Hofes, wenn er auch einen allgemeinen Krieg veranlaßt, dennoch vielen andern Völkern der Civilisation bleibende Wunden schlägt, und selbst dem absoluten Princip vielen Schaden zufügt. Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Polytechnik.

1. Luftheitzer von L. A. Leinberger, Mechanikus in Nürnberg. Nürnberg, bei dem Verfasser. 1831. Broch. in kl. 8. v. 32 S. u. 1 lithogr. Tafel. 30 kr.
2. Patentisirter Luftheitzer als Kochmaschine, mit Plan und lithographirter Abbildung. (Als Fortsetzung der vorigen Broch.) Von demselben Verfasser. 18 kr. Broch. v. 16 S. in kl. 8.

Leinberger hat aus den bisher bekannten Ofeneinrichtungen den möglichsten Nutzen zu ziehen gewußt. Sein Luftheitzer ist nichts weiter, als ein sogenannter Sparofen mit Cirkulation. Eine neue Erfindung können wir daran durchaus nicht erkennen. Der Vorzug, den seine Oefen gewähren, besteht einzig in der Wohlfeilheit, die aber nur auf Kosten der Dauerhaftigkeit erreicht wird; denn seine gewöhnlichen Luftheitzer bestehen aus Eisenblech. — Ob diese Luftheitzer das leisten, was Leinberger verspricht? Wir antworten: Allerdings! Wer nicht schon Luftheitzung besitzt, wird das Wohlthuende derselben bei dem Gebrauche bald inne werden. — Ist also Leinbergers Unternehmen lobenswerth? Sicher! — Wer aber etwas Dauerhaftes will, nehme sie von Gußeisen. — Daß Holz dabei erspart wird, ist gewiß.

Was haben wir an dieser, so wie an vielen andern Oefen auszusetzen? 1) daß das Feuer im Zimmer angeschürt wird, und dieses die zum Brennen nöthige Luftströmung von der Zimmerluft erhält, wodurch eine große Quantität der geheitzten Luft wieder verzehrt wird, welchem Uebelstande aber leicht abgeholfen werden kann, indem man das Schürloch verlängert und es aus dem Zimmer bringt. 2) Bei dem Luftheitzer als Kochofen (nicht Kochmaschine, denn so nennt man jeden Apparat, in welchem Flüssigkeiten in Gefäßen zum Sieden gebracht werden) tritt der Fehler ein, daß wenn im Zimmer gekocht wird, die Dämpfe die Luft erfüllen und das Zimmer feucht machen, und zwar trotz des Zugloches. Diesem Uebelstande kann durch eine kleine aus dem Kochraume nach dem Rauchrohre, oder Kamine geführte Blechröhre abgeholfen werden.

Daß übrigens der Gedanken dieser Oefen nicht neu sei, ergiebt sich daraus: 1) der Regulator ist nichts weiter, als ein kleiner Schieber, wie er seit 50 Jahren an allen guten Oefen, die im Zimmer geheizt werden, sich findet. 2) Das nämliche gilt vom Rost. 3) Die geraden, oder gebogenen Luftheitzungscanäle existiren schon seit 20 Jahren, namentlich am Rhein, und finden sich solche schon viele im Untermainkreise. 4) Die Cirkulationsröhren für das Feuer selbst, und den Rauch mit auf- und absteigenden Canälen sind den russischen Oefen entnommen, und existiren in mannigfaltigen Abänderungen schon an gußeisernen Oefen.

Diese Bemerkungen sollen übrigens der Anerkenntniß

der Unternehmung keinen Abbruch thun, der wir alles Gedeihen wünschen. C.

Rechts-Literatur.

Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprozesses, von Dr. Christoph Martin; dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe. Heidelberg. 1831. Winter. gr. 8. S. 432.

Wir zeigen die dritte Auflage dieses bereits längst als vorzüglich erkannten Lehrbuches des berühmten Verfassers darum in unsren Blättern an, weil in derselben besondere Rücksicht auf das im Jahr 1813 publizirte Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern genommen wurde. Herr Pr. Martin führt überall in den Noten die Citate aus dem bayerschen Criminalcoder an, die seine Ansichten im Text entweder bestätigen, oder von ihnen abweichen; weshalb dies Werk den bayer'schen Rechtsgelehrten vor allen übrigen besonders zum Gebrauch sich empfiehlt. E.

Mathematik.

Algebra, oder Elemente der mathematischen Analysis, von Fr. Ed. Desberger, Professor der Mathematik an der Universität und an der polytechnischen Centralschule in München. Stuttgart. 1831. Hallberger'sche, vormals Frankh'sche Verlagshandlung. 4. Pr. 2 fl. 42 kr.

Vorliegendes Werk entstand schon im Jahre 1817 konnte während 13 Jahren mit den Leistungen anderer Männer vielfach verglichen auch dem Verfasser nicht der Vorwurf zur Voreiligkeit gemacht werden. Da er das Buch schon damals geschrieben hat, aber nicht um gedruckt zu werden, sondern erst jetzt gedruckt wurde, weil es schon lange geschrieben ist. Allerdings hat der Verfasser Recht, dem Ausspruch Euklid's: „es gäbe selbst für Könige keinen besonderen Weg zur Geometrie,“ dahin zu übersetzen, daß mathematische Wissenschaften ein fest verbundenes Ganzes bilden, das nur nach den Gesetzen, die in ihm selbst liegen, gelehrt und gelernt werden kann, und daß es keine Mathematik für besondere Stände, oder besondere Schul- und Lehrpläne giebt. Allein das wird Herr Desberger doch nicht behaupten wollen, daß alle Stände von dieser Wissenschaft gleich viel zu wissen nöthig haben.

Daß die Elemente der mathematischen Analysis, wie sie Herr Desberger in seinem Buche bezeichnet, jedem jungen Manne geläufig bekannt seyn sollen, wenn er eine Universität oder eine polytechnische Schule bezieht und die Absicht hat, Mathematik zu studiren, ist eine geringe Forderung, der auch gewiß allenthalben entsprochen wird. Was Herr Desberger in seinem Buche giebt, lehren wir in einem Jahr in der ersten Gymnasialklasse, behalten also für die zweite mancherlei andere Gegenstände, besonders den praktischen Theil der Gleichungslehre übrig, welchem wir eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Aber nach den verworrenen Ansichten des Herrn Desberger würden wir es nicht vermögen; wissenschaftlich betrachtet derselbe die Sache nicht, nirgends findet man auch nur einen Anstrich von mathematischer Methode und die Erklärungen sind durchgehends so wortreich, daß man glauben sollte das Ganze sei für Kinder geschrieben, wogegen auf der andern Seite viele Darstellungen sehr dunkel, verworren und oberflächlich sind.

Das ganze Buch ist wohl in 144 Paragraphen abgetheilt; aber der Lernende findet nirgends einen Unterschied zwischen Erklärung und Grundsatz, Folgesatz und Lehrsatz, Aufgabe und Zusatz, nirgends finden sich zureichend begründete Beweise; der Vortrag geht ununterbrochen fort und ist so erschwerend und ermüdend, daß dem Lernenden durchaus alle Lust zum Studiren der Mathematik verloren gehen muß. Hält Herr Desberger hiernach für die Schüler der polytechnischen Schule in München Vorträge, so sind jene zu bedauern, da sie nur wenig Gewinn für ihre Mühe und Anstrengung erhalten können. Herr Desberger soll übrigens an der Schule selbst sehr wenig thun und seine Vorträge sollen sehr wortarm seyn, was sich um so einfacher erklären läßt, da die ganze Anstalt in einem höchst krankhaften Zustande sich befindet. Es ist unbegreiflich, wie wenig Aufmerksamkeit die Regierung dieser Anstalt, obgleich sie dem Staat jährlich über 12,000 fl. kostet, widmet; die Lehrstelle der Physik ist seit einem Jahre unbesetzt, wird gegen eine geringe Remuneration von einem Manne versehen, welchem die Physik ganz fremd ist, und welcher zu einem Lehrer durchaus nicht taugt. Und doch ist die Anstalt die Centralschule des Königreichs. Wenn man die Leistungen der polytechnischen Anstalt in Nürnberg, ja selbst des polytechnischen Privatvereines in Würzburg mit jenen der münchner Centralschule vergleicht, so findet man zu Gunsten jener in Nürnberg und Würzburg sehr viele Vorzüge. Vieles könnte der Vorstand und noch mehr die Lehrer durch ein kräftiges Zusammenwirken hervorrufen, wenn sie die Hebung der Anstalt beabsichtigten. Allein sie scheinen an der Sache alles Interesse verloren zu haben. Ein großer Theil dieses Tadels möchte vorzüglich Herrn Desberger treffen.

Sein Buch wirft kein günstiges Licht auf die mathematischen Leistungen der Anstalt; dasselbe entspricht nichts weniger, als den Forderungen, welche polytechnische Anstalten zu machen berechtiget sind. Die Bruchlehre, von welcher die Decimalbrüche getrennt und viel später vorgetragen sind, entbehrt überall einer gründlichen Behandlung. Mit diesen hohl klingenden Worten ist der Mathematik nicht geholfen.

sie will Kürze und Deutlichkeit in der Darstellung, Bestimmtheit in den Gesetzen und zureichende Begründung derselben. Eine höchst tadelhafte Lücke bietet das Buch dadurch dar, daß die Lehre von den Kettenbrüchen ganz übergangen ist. Herr Desberger sollte doch als Lehrer an einer technischen Lehranstalt wissen, daß diese Lehre für das Geschäftsleben zur Ermittelung der Verhältnisse verschiedener Größen u. s. w. von unschätzbarem Werthe ist. —

Nach der Lehre von den Wurzeln geht er zu den Logarithmen, ihrer Entstehung, ihrem Gebrauche und ihrer Berechnung, dann zu den Gleichungen, Proportionen, Progressionen und wieder zu den Gleichungen über. Wie Herrn Desberger diese schlechte Anordnung des mathematischen Stoffes und seine höchst unlogische Behandlung verantworten kann, ist nicht zu begreifen. Demselben scheint die Erfahrung, womit er in der Vorrede sich rühmt, noch wenig genützt zu haben, sonst müßte er doch selbst gefühlt haben, daß durch sein Buch der Lernende statt entwirrt, wirklich verwirrt wird.

Die Gleichungslehre gehört unfehlbar zu den interessantesten Theilen der Algebra; auf ihr beruht die Lehre von Logarithmen, vorzugsweise die der Progressionen; letztere behandelt er nach jenen, geräth daher in die Nothwendigkeit, diese nicht ausführlich abhandeln zu können, da manche Formeln zu unrein quadratischen Gleichungen führen. Die ganze Lehre von den Reihen ist ja nichts anders, als eine Anwendung der Gesetze der Gleichungen. Es kann daher nicht befremden, daß Herr Desberger oberflächlich über die Sache hinweggeht, und sie mit einer Nachlässigkeit behandelt, die den Beweis liefert, wie sehr es Herrn Desberger Noth thut, sich mit den verschiedenen Verhältnissen genauer bekannt zu machen, in welche die Mathematik zu den technischen Wissenschaften tritt.

Die Behandlung der Gleichungslehre verdient allen Tadel. Nirgends wird der Zweck der Gleichung, das Wesen ihrer Auflösung und eine deutliche Darstellung gefunden; kein Anfänger lernt z. B. die irrationalen Gleichungen auflösen, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, den Inhalt dieses Buches zu studieren. Die Auflösung mit zwei und mehr Unbekannten nach den drei bekannten Methoden ist nicht unterschieden, und die Behandlung der unrein-quadratischen Gleichungen gehört zu den am wenigsten gelungenen Theilen des ganzen Buches. Ueber die quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten wird zwar viel geredet, aber der Gegenstand nicht verständlich behandelt: Mancherlei Untersuchungen sind hereingezogen, welche ganz übergangen werden könnten.

Für den Gebrauch an einer technischen Anstalt ist das Buch völlig unbrauchbar, da ihm eines Theils klare Darstellung der Gegenstände, anderen Theils die praktische Tendenz ganz abgeht; für Gymnasien, oder Lyceen kann es noch weniger gebraucht werden, da ihm eine wissenschaftliche und logische Anordnung des Stoffes fehlt, und so müssen wir bedauern, die Zahl der mathematischen Schriften wieder mit einer neuen zu ihren etwaigen bestimmten Zwecken ganz unbrauchbaren vermehrt zu sehen, ohne daß der Wissenschaft auch nur ein wenig genützt worden wäre. P.

Pomologie.

Der Gartenbau nach den neuesten Ansichten und Bedürfnissen. Ein Taschenbuch für Gartenfreunde rc. 3tes Bändchen. Auch unter dem Titel:

Anleitung zu (der) Anlegung der Baumschulen, (einer) Obstorangerie (soll heißen: Erziehung von Obstbäumen in Töpfen) und Anlage verschiedener Obstbaumpflanzungen. Ein Taschenbuch für Gartenliebhaber, Baumschulengärtner u. s. w., verfaßt von Johann Leibitzer, Mitglied des pomologischen Vereins zu Brünn. Mit zwei(en) lith. Anlangen (soll heißen lith. Abbildungen, darstellend die Veredlung und Leitung der Baumzucht.) Pesth und Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1831. 187 S. in kl. 8.

So unrichtig der Titel dieses Werkchens geschrieben ist, so ist doch es selbst im Texte sehr gut, rein, logisch, kurz und überzeugend abgefaßt. Referent gesteht, daß das ihm durch den Titel eingeflößte Vorurtheil gegen das Werkchen bei dem Durchlesen desselben verschwunden ist. Obgleich derselbe sich in seiner kleinen pomologischen Liebhaberei sehr wohl nach dem bekannten »Katechismus der Obstbaumzucht von Seitz, Hofgärtner in München« richtete, so muß er bekennen, daß er in vorliegendem Werkchen viel Neues, Gesundes in wenigen Worten gesagt fand, und dies immer doch mit hinlänglicher Klarheit, um vollkommen verstanden zu werden. Man sieht zwar leicht, woher der Verfasser geschöpft hat, allein dies geschah mit so viel Sachkenntniß, Selbsterfahrung und Urtheil, daß man ihm allerdings die Originalität nicht absprechen kann. Wir können daher, ohne in eine detaillirte Darstellung des Inhaltes des Werkchens einzugehen, versichern, daß jeder Obstfreund darin, vorausgesetzt, daß er schon einige Kenntniß besitzt, viel Interessantes und Belehrendes finden wird. Die beiden beigegebenen Steindrucktafeln, welche die gemeinsten Veredlungsarten, dann die vorzüglichste Fortbildung der Bäume darstellen sollen, sind übrigens herzlich schlecht. Druck und Papier sind leidlich, der Preis (1 fl. 21 kr.) angemessen. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

// Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch Nro. 122. 12. October 1831.

Ueber die Unterdrückung der tübinger Petition an den Bundestag.

Große Aufmerksamkeit hat in Deutschland das Schicksal der, von Tübingen aus unmittelbar an die deutsche Bundesversammlung erlassenen Eingabe »alle ihr zu Gebot stehenden gemeinsamen Maasregeln zur Hemmung des Vertilgungskrieges gegen die Polen und zur Abwehr der durch ihn genährten Seuche schleunigst zur Anwendung zu bringen,« überall erregt.

Die Regierungspolicei des Kreises fand bekanntlich dies Beginnen ungesetzlich und sah voraus, daß nach früheren Beispielen, der Bundestag jene Vorstellung zurückweisen würde. Die, von der Petitionsannahme überzeugten »Uebelgesinnte« zu nennen, war freilich wohl kein richtiger Ausdruck; als aber den Vorstehern der Stadt und der Universität die Anweisung, das fernere Sammeln von Unterschriften zu unterlassen, zuging, hatten die Unterzeichner die Vorstellung schon nach Frankfurt befördert.

Man hat der Kreisregierung übel genommen, daß sie die Absendung zu verhindern suchte. Aehnliches ist auch anderswo geschehen. Vielleicht kann man sie nicht geradezu tadeln, daß sie ihre Bürger nicht der Unannehmlichkeit der Zurücksendung der Eingabe von Seiten des erlauchten Bundestags aussetzen wollte.

Wenn der Bundestag freilich alle Petitionen der deutschen Unterthanen zurückwiese, so könnte Herr Hofrath v. Rotteck kaum zu weit gegangen sein, als er die Behauptung aussprach, daß der Bundestag blos ein Nachhall der Stimmen aristokratischer Minister an den Höfen sei, denn der Bundestag verkündigt in seinem diplomatischen Comité die Instruktionen der Höfe, tauscht deren Ansichten gegen einander aus, und bildet aus der Mehrheit dieser abgegebenen Stimmen seine freilich sparsam gefaßten Beschlüsse. Doch sind einige Fälle vorgekommen, wo er die Klagen und Wünsche der Privaten und Korporationen in Berathung nahm, so wie, wenn einer vom Bundestage bestätigten Verfassung vom Fürsten zuwider gehandelt wurde, aber auch wohl nur, wenn der vom Bundestag anerkannte Landtag Klage führte, oder eine feudale Korporation alter Währung eine neue Octroiverfassung reclamirte, wenn ein Geheimerrath ein Privilegium wider den Nachdruck seiner Werke sollicitirte, ein Fürst eine Buchhändlerrechnung schuldig bleibt, ein wohl gelittener Professor (Krug?) sein Buch in der Bundestagsbibliothek aufzustellen bittet, ein Mediatisirter glaubt, daß seine standesherrliche Dotation gefährdet worden sei, wenn ein pensionirter Domherr seine Pension, oder ein Staatsgläubiger zerrissener Provinzen sein Kapital, oder seine Zinsen nicht richtig erhielt, um eine octroirte, oder Vertragsverfassung zu bestätigen, oder, wie die kurhessensche, zu reponiren, ohne die Weihe der Bestätigung, wenn ihm die Monarchie zu sehr beschränkt scheint, oder die souveraine Bundesversammlung das Gift einer Fürsten- und Volkssouverainetät in Opposition mit einem erklärten Bundestags-

beschlusse wittert u. s. w. In allen übrigen Dingen handelte der Bundestag nur mit den Bundesfürsten und Bundesrepubliken, auf Antrag einer einzelnen, oder mehrerer Bundesmächte. Der Bundestag stellt sich daher als das Organ der erhaltenen deutschen Dynastien und Republiken öfter dar, als das des deutschen Volks, welches seine Fürsten, oder Senate beim Bundestage repräsentiren. Die Praxis findet bisher diplomatisch unanständig, wenn deutsche Landtage von ihren Monarchen, oder Fürsten, gewisse allgemeine Maasregeln wider die Politik auswärtiger Staaten, durchs Medium des Bundestags, oder direct erbitten.

Wir wollen hier nicht in der damit in Verbindung stehenden wichtigen Frage der vollkommenen Preßfreiheit untersuchen, ob ein deutscher Bundesstaat seinen Völkern mehr Preßfreiheit geben könne, als der Bundestag in den zu Frankfurt angenommenen Beschlüssen, den Völkern eingeräumt hat. Aber die Preßbeschränkung des Bundestags ist offenbar lükkenhaft und scheint nachtheilig, weil sie die etwa ausschreitenden Minister vor der Gefahr schirmt, vom Publikum im Lande zur Verantwortung gezogen zu werden. Weil diese Beschränkung der Presse weder einen Herrn v. Berstett, noch einen Freiherrn Marschall v. Bieberstein, oder einen Grafen v. Münster vor bitterem Tadel ausserhalb des Staatsgebiets und auf den Landtagen schützte, so war doch wohl die Preßbeschränkung der carlsbader Beschlüsse etwas sehr Ueberflüssiges. Wenn das etwa erlangte Schweigen über tadelnswürdige, oder des Tadels verdächtige ministerielle Thaten, die Minister nicht vorsichtiger und das Publicum nicht stummer machte, so sollte ich denken, daß es sehr weise sei, wenn der Bundestag seine Annahme der carlsbader Beschlüsse wieder aufhöbe.

Triebe er sie aber weiter und beschwichtigte z. B. die Tribune in Bayern, so liest Deutschland nur politische Schriften, gedruckt in Aarau, Straßburg, Brüssel und Schleswig, und verbietet man auch diese, wie in Oesterreich, so ist man in Gefahr, dadurch den karbonarischen Geist der Mißvergnügten noch mehr zu reitzen. Verhinderten des Großfürsten Constantin unklare Blicke über das, was man einem Volke zumuthen kann, dem man den freien, geistigen, oder materiellen Verkehr unter sich, oder mit andern Völkern zu inhuman einengt, die jetzt freilich wieder unterdrückte Insurrection in Polen? Machten die Preßbeschränkungen, daß die Regierungen eilten, manche Mißbräuche und Uebelstände mit historischer Basis auszurotten? Wirkten sie dies nicht, unterdrückten aber wohl zudringliche Schriftsteller, die in anständiger Form die Uebelstände des langen Acquiescirens rügten, so sollte man fast denken, daß man mehr Freiheit der Presse gönnen, und sogar, unschädlich der Fürstenwürde, den Einwohnern der deutschen Bundesstaaten bewilligen könne, sich unmittelbar an die Bundesversammlung zu wenden. Ich bin sehr überzeugt, daß ein Paar große Höfe, solchen Petitionen in ihrer eigenen Verwaltung keine Aufmerksamkeit schenken werden, aber könnten eben diese Höfe nicht vielleicht durch das freigelassene Petitioniren an den Bundestag eine richtigere Kenntniß des übrigen Deutschlands als durch ihre Diplomaten erlangen?

Selbst die mächtige Aristokratie braucht die freie Presse nicht zu fürchten! In England blühete die ministerielle, die Reichthums- und die erbliche Pairsmacht, bei allem Spott der freien Presse von 1688 bis 1831, wo freilich der Anschein einer scharfen gesetzgebenden Richtung gewonnen zu sein, sich etwa vermuthen läßt.

Wenn also keine Gefahr bei der Bewilligung einer freieren Presse und des Petitionsrechts an die Bundesversammlung vorhanden ist, warum will man den sogenannten Schreiern das Schreiben verbieten, so lange man ihnen das Reden nicht verbieten kann.

Fährt aber der Bundestag fort, beides den Auffordernden zu versagen, so kann das möglicherweise nachtheilige Folgen haben. Ein Krieg des deutschen Bundes mit Frankreich ist jetzt unwahrscheinlich, und nirgends eine Concordanz, oder Verschwörung der mit manchen Ministerien Mißvergnügten mit den excentrischen Köpfen in Frankreich, als im Gehirn einiger Hallerianer, die eben so excentrisch sind, als die Ultrademagogen selbst, bemerkbar. Aber an Aufforderungen der Landtage an ihre Fürsten fehlt es nicht, die Preßbeschränkungen des Bundestages aus mannichfachen Gründen mit der Preßfreiheit zu vertauschen. Opponiren sich diesem Verlangen mehrere große Höfe auf dem Bundestage, oder diplomatisch, so laufen diese Gefahr, ohne Gewalt ihren Willen nicht durchsetzen zu können.

Nähme also der Bundestag Petitionen von jedem deutschen Staatsbürger an, und behielte er sich blos das Recht vor, Unschicklichkeiten, oder unvernünftige Wünsche nicht an seine Committenten gelangen zu las-

sen, so litte darunter das monarchische Prinzip keinesweges, wohl aber gewänne dadurch der Einfluß der Höfe, welche ihre Staaten autokratisch, oder repräsentativ vorzüglich regieren. Wollte man aber, was unglaublich ist, Monarchen- oder Ministerwillkühr durch beschränkte Presse mit den anerkannten Verwaltungsmißbräuchen permanent erhalten, in den kleineren deutschen Staaten, so entsteht dadurch in solchen, sie mögen Verfassungen haben, oder erst erwarten, eine böse Opposition, und man arbeitet den Meuterern jenseits des Rheins in die Hände, statt das Mißvergnügen zu zügeln. Wo dieses existirt, muß man nicht an das Dämpfen desselben ohne Untersuchung der Gründe, sondern an das Untersuchen denken, ob es ein gerechtes Mißvergnügen ist, und wenn es das ist, so ist wohl nichts wünschenswürdiger, als daß der Bundestag der Areopag, oder Vermittler für die Völker werde, bei den Fürsten, die selbst, oder durch ihre Günstlinge, oder ihre Minister, sich Ausschreitungen, oder einen Troß wider billige Volkswünsche erlauben und drückende Mißbräuche nicht abstellen wollen. Geschieht dies nicht, so kann gar leicht Süddeutschland sich vom Bundestage in gewissen kritischen Verhältnissen trennen, was diesem und dem übrigen Deutschland nachtheilig werden dürfte. Einig bleiben wider Frankreich, ist allgemeines deutsches Bedürfniß, die Einigkeit schafft aber nicht ein absolutes, sondern ein gerechtes zur Intervention im Volksinteresse geneigtes Benehmen, wenn irgend ein Fürst aufhört, ein gütiger Landesherr zu sein.

M.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Publizistische Schriften.

Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten, gesammelt und herausgegeben von Heinrich Karl Hofmann. 1r Bd. 1ste bis 3te Lieferung. Darmstadt. Leske. 1831. 8. S. 337.

Es sind das Stimmen aus dem Großherzogthum Hessen, die, vor der Censur in Zeitschriften flüchtend, jenen bei Gelegenheit der Scheuk'schen Preßordonnanz in Bayern erfundnen Ausweg, die Censur zu umgehen, auch nach einem andren Staat übergetragen haben, wo die Landestagscensur gilt. Sie schreiben nämlich ein Buch über zwanzig Bogen, geben es aber in einzelnen Lieferungen aus, paginiren fort, und haben dadurch das Surrogat einer preßfreien Zeitschrift. So wird doch der Deutsche endlich auch etwas schlangenlistig; denn, ehe der Bundestag zusammentritt, und ein ausdrückliches Gesetz gegen diese, wie er es gewiß nennt, Gesetzumgehung dekretirt, existirt entweder überall Censur, oder der Bundestag selber nicht mehr. Denn er wird sich hüten, überhaupt jetzt die carlsbader Beschlüsse in Anregung zu bringen, da er schwerlich auf dieselbe Stimmeneinhelligkeit selbst unter den Fürsten rechnen dürfte; er könnte befürchten, bei einer Anfrage, ob das Provisorium nicht verschärft werden sollte, das ganze Provisorium zu verlieren; und er ist froh, wenn es stillschweigend noch fort gehandhabt wird.

Der Herausgeber ist ein nicht weniger in Deutschland beliebter Mann; einer jener zahlreichen Hofmanns (nicht Hofmänner) in Darmstadt, und zwar grade der, welcher von Herrn von Kamptz, der Köpeniker Untersuchungscommission, und des „Allerdurchlauchtigsten Bundestags mainzer Untersuchungsgerichte“ weidlich gemißhandelt, beklagt, beschuldigt, inquirirt, und neulich von den ehrenhaften hessischen Gerichten vollkommen frei gesprochen worden ist, wie es allen ergangen wäre, wenn die übrigen nicht in die Hände der Herrn Krause, Falkenberg und Kamptz vergnüglichen Andenkens gefallen wären.

Erfreulich ist ferner, daß auch hier von Hessen heraus unter „vaterländischen Angelegenheiten“ nur deutsche, nicht etwa hessische verstanden werden; wie aus folgendem Inhaltsverzeichniß der ersten drei Lieferungen zu ersehen ist:

I. 1. Grundzüge der Geschichte des deutschen Volkslebens. 2. Die deutsche Volksparthei. 3. Die Sache des Volks. 4. Ein Wort über Duelliren der Studenten. 5. Die persönliche Freiheit des Staatsbürgers im Großherzogthum Hessen. 6 Russenscheu. 7. Antwort auf die luxemburger Frage. 8. Betrachtungen, veranlaßt durch die neueste französische Revolution. 9. Ueber Honoratioren. 10. Das constitutionelle Deutschland, (zwei Aufsätze) 11. Mancherlei.

II. 12. Deutschlands moralisches und politisches Interesse. 13. Die gemeinschaftliche Sache aller Stände (fünf Abtheilungen.) 14. Der neue Rheinbund. 15. Ueber Zweck und Anordnung der bewaffneten Macht im Staate. 16. Frage an Herrn Dr. Siebenpfeifer. 17. Lesefrüchte. 18. Politische Mücken.

III. 19. Deutschlands politisches und moralisches Interesse (Fortsetzung) Was uns fehlt; die Bundesgewalt. 20. Preußen und die Constitution. 21. Herr von Kamptz vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung. 22. Aphorismen von R. 23. Das constitutionelle Deutschland.

Man sieht aus diesem Inhaltsverzeichniß schon, daß die Beiträge fast Alles besprechen, was das gemeinsame Vaterland in der bewegten Zeit nur interessirt. Des Verfassers frühere Verhältnisse geben ihm vor den jüngern

publizistischen Schriftstellern vieles interessant-historische aus der Zeit vor und nach 1813 voraus, dessen wir weiter gedenken werden, so wie wir manches aus der jetzigen Zeit noch des Weitern zum Gegenstand der Besprechung nehmen.

Was die politische Farbe des Herausgebers betrifft, so haben wir von Neuem darüber zu staunen, welche Männer man in der fatalen und berüchtigten Restaurationsepoche als Revolutionnaire, Jakobiner und Demagogen verfolgt hat. Es sind grade diejenigen deutschen Publizisten, die, wie Pfizer, gegen Frankreich und für (freilich ein ideales) Preußen auftreten, und den Absolutisten, denen der Verstand in der Behandlung und Bearbeitung der bessern Volksmeinung ausgeblieben ist, zur größten Stütze dienen! Und welche Verblendung, daß sie das jetzt noch nicht erkennen, daß sie die Bücher und Schriften dieser Männer ebenso noch immer verfolgen und verbieten, als die derer, welche das unbedingte Franzosenthum predigen; daß sie dieselben noch zwingen werden, sich eben dahin z[illegible]schlagen.

Wir sind in vielen Dingen andrer Meinung, als diese deutsche (wiewohl besser gesinnte) juste milieu, aber darin reichen auch wir ihnen die Hand, womit die dritte Lieferung schließt:

»Ohne Freiheit geht das deutsche Volk zu Grunde, aber ohne Unabhängigkeit, gesichert durch inniges Zusammenhalten, ist keine Freiheit für dasselbe möglich! — Nur wer dies nicht von Herzen so meint, sei unser aller Feind; in allem übrigen seien wir duldsam!« E.

Praktische Anweisung, wie die Staatsregierung und reiche Privaten in dem sonst glücklichen (?) Bayern (sich) Hand bieten sollen, daß die ganz arme und mittlere Klasse Menschen (der Bewohner) dem Staate nützlicher werden, den allgemeinen Wohlstand befördern helfen, und wie sich dieser Glücksstern (?) auf das ganze Königreich verbreiten müßte (könnte). München, Mich. Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung. 1831. Broch. 19 S. 8.

Schon aus dem Titel ersehen die Leser, daß der Verfasser kein Mann von der Feder, sondern vom Leder ist. Wie er auch schreibt, er schreibt wirklich in der Absicht, die er auf dem Titel verkündiget. Was er ausgebreitet wissen will, ist der Seidenbau. Ihm ist das ganze Geschäft der Zucht und der Fabrication dieses dem Lande jährlich an drei Million Gulden entziehenden Luxusartikels, wie sich aus der Schrift ergiebt, genau bekannt. Er hat die kleinen, in Bayern bestehenden, Etablissements besucht und mit Staunen erkannt, daß die Ausführung des Plans im Großen keine blose Chimäre mehr ist. Dazu sollten sich, meint der Verfasser, Regierung und reiche, unternehmende Privaten die Hände reichen. Ich erlaube mir dazu folgende Bemerkungen zu machen. Daß die Sache ausführbar, kann Niemand, der nicht mit völliger Blindheit der Sinne und des Verstandes geschlagen ist, läugnen. In der Vorstadt Au bei München kann jeder sich mit Augen überzeugen, daß gewisse Seidenzeuge nicht nur aus italienischer Rohseide, sondern auch aus inländischer, vollständig gut und zu den fremden Fabrikpreisen verfertiget werden. — Die Schwierigkeiten, welche sich bisher der Verbreitung dieses vortrefflichen Industriezweiges entgegenstellten, waren bisher drei: 1) Es mangelt bisher noch an einem practischen Unterrichte, welcher den Gemeinden unentgeldlich ertheilt werden müßte. 2) Es fehlten bisher noch die Maulbeerbäume in gehöriger Anzahl, um ein lohnendes Unternehmen zu begründen. Zwar werden solche gratis und um billige Preise von dem landwirthschaftlichen Vereine vertheilt; allein bisher geschah dies an solche Gemeinden, welche an nichts weniger, als an Seidenbau dachten; daher sieht man auch die vertheilten Stämmchen verkümmern, verschwinden, und statt daß zu seiner Zeit, darauf ein Unternehmen begründet werden könnte, geht vielmehr das dazu verwendete Capital zu Grunde. Schon längst hat der Veteran Dalarmi auf diesen Mißstand aufmerksam gemacht. Allein umsonst! In Bayern wird ja alles Gute stürmisch begonnen und auf viertels Weg stehen gelassen! — Dieser erfahrne Mann wies auf Frankreich hin, in welchem der Seidenbau von dem Minister-Cardinal Mazarin mit vieler Klugheit eingeführt wurde. Die Regierung hatte anfangs auch die Sache dem Verstande von Bauern und Privaten überlassen, doch vergeblich. Da verkündete Mazarin: Jedem, der auf seinem Felde Maulbeerbäume pflanze, erhalte für dessen Unterhaltung Stamm vor Stamm jährlich eine Rente von 1 Frank (27½ Kreutzer.) Nun wurden Bäume genug gepflanzt, denn man war einer sicheren Einnahme gewärtig. Die Prämie wurde auch wirklich zwanzig Jahre lang bezahlt; denn so lange braucht der Baum, um zur Seidenzucht hinlänglich stark und unbeschadet seiner Erhaltung benutzt werden zu können. Nun lies der Minister verkünden, die Rente werde ferner nicht mehr bezahlt; wer aber Eier von Seidenraupen wolle, der könne sie gratis erhalten. Die aus denselben gewonnenen Raupen könne jeder von seinen Bäumen füttern und die erhaltenen Cocons an Regierungscommissaire gegen einen Preis verkaufen, welcher nach der Thätigkeit der Empfänger der Eier das vier bis zehnfache der bisherigen Rente übersteigen könne. Es blieb nun den Maulbeerbaumbesitzern nichts übrig, als den Vorschlag einzugehen, um doch die Revenüen ihrer Mühe zu erzielen. Die Regierung ließ die Cocons abspinnen; errichtete Seidenfabriken und betrieb das Geschäft mit solchen Erfolg, daß nun reiche Privaten mit Begierde die Uebernahme des Regierungsmonopols, suchten. Das Monopol des Alleinhandels der Regierung wurde aufgehoben. Lyon wurde der Mittelpunct eines Gewerbzweiges, der Frankreich jährlich vierzig Million Franken einträgt und der lieben Schuljugend der südlichen Departemente, welche zum Aufhaspeln der Cocons und zum Seidenspinnen angehalten wird, wenigstens einen Viertheil dieser Summe zuwendet. 3) Privaten wollten bisher mit dieser Art Unternehmen nichts riskiren, die Regierung zeigte keinen pekuniären Eifer für die Sache. Eifrigen Seidenbauern in Bayern fehlt es an Laub, und an entsprechenden Absatz für die Cocons. — Siehe da das Ende vom Anfange des Seidenbaues in Bayern! — Soll die Sache realisirt werden, so muß die Regierung in jedem Kreise eine Musteranstalt errichten; sie muß Frankreich nachahmen. In den Kreisen, in denen Wein wächst, kann der Seidenbau mit Zuversicht betrieben werden. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 123.** 14. October 1831.

Ueber Pairskammern.

(Zur Beachtung für die bayerische Kammer der Reichsräthe.)

König Ludwig XVIII. hatte während seines langen Exils mit Montesquieu und Andern die Meinung angenommen, daß ein mächtiger Adel, wie der brittische, die Stütze des Throns in einem Verfassungsstaat sein müsse.

Diesem Vorurtheil des gedachten Königs verdankt die Pairskammer in Frankreich ihre Entstehung und ihre Form in dem der Nation ertheilten Freiheitsbriefe; ihn ahmten alle Verfassungen nach, welche seit 1815 gegeben wurden, und so übte der vor Napoleon so oft fliehende, König auf die Geschicke vieler Völker und Staaten nach seinem Tode selbst einen größern Einfluß, als der Usurpator. — In dieser Beziehung ist es daher von sehr großer Wichtigkeit für ganz Europa, wie die Constituirung der neuen Pairskammer in Frankreich ausfallen wird; denn es ist zu hoffen, daß, wie das erstemal, so auch diesmal das gegebne Beispiel von eben solchem Einflusse auf die andren Staaten sein wird.

Der Reichthum der Familien der französischen Pairs wurde freilich durch die, dem gesammten Adel notirte, Milliarde Entschädigung für die, in der Revolution verlornen, Grundgüter sehr vermehrt, aber dennoch sind wenige französische Pairs durch ihr Vermögen so unabhängig, als die englischen. — Die Gegner der erblichen Pairie in Frankreich haben nun stets behauptet, daß aller angeborner Vorrang einzelner Familien in der Pairskammer eine verderbliche Einrichtung der Verfassung sei. Der Reichthum mache nicht weise, aber stolz, und eine erbliche Pairskammer wäre der Dynastie und der Nationalfreiheit gleich gefährlich.

In den funfzehn Jahren auch, in welchen die Pairskammer wirkte, hat sie zwar bisweilen die Volksrechte besser, als die Deputirtenkammer vertheidigt; als z. B. die Minister ihr leidiges Majoratsgesetz zum Vortheil der Erstgebornen nicht durchsetzen konnten; ja sie hat unter Villele sogar einmal die Freiheit der Presse gerettet; doch öfter zeigte sie die größte Servilität Ministern, welche nichts weniger, als die Volksfreiheiten aufrecht erhielten; wenn sie freilich solche Sünden gegen den Geist des Jahrhunderts und gegen die Volkswohlfahrt nicht auf sich lud, wie die bayerische Kammer der Reichsräthe seit zwölf Jahren. Diese übertrifft darin selbst das englische Oberhaus bei Weitem. —

Der neue König wünschte nun sehr die Rechte der Pairskammer zu erhalten, trotz daß diese sich vor der Julirevolution des Jahrs 1830 keineswegs patriotisch zeigte, und daher im Ganzen in Frankreich verhaßt ist.

Wenn aber die Erblichkeit der Pairs verschwindet, so braucht darum doch nicht die Pairskammer an sich, als die, die Volksrechte vertheidigende erste Kammer, aufzuhören; und es sind in Frankreich viele Vorschläge zur Bildung einer nicht erblichen Pairskammer geschehen

ken, je nachdem die Vorschlagenden die königliche Macht, die ministerielle Macht, oder die Volksfreiheiten zu steigern wünschten.

Wir sind gewiß Verehrer einer vernünftigen Stabilität, möchten aber doch die Fortdauer der erblichen Pairie überall widerrathen. Die jetzigen Pairs haben schon manchen Egoismus gezeigt, und viele derselben sind offene, oder geheime Feinde der jetzigen französischen Dynastie und Staatsverwaltung. Sie wirkten auf das Landeswohl noch nicht so nachtheilig, als das englische Oberhaus; aber alle erblichen Vorrechte arten nach und nach in Mißbrauch aus. Der Thron muß allerdings erblich bleiben, weil das herkömmlich ist, und bei der wahrscheinlich nahen constitutionnellen Erziehung unsrer Fürsten die constitutionnellen Tugenden unsrer Monarchen vermuthlich höher steigen werden, als bisher. Selbst der gemäßigte Ehrgeiz der constitutionnellen Monarchen ist kein Unglück ihrer Völker, sondern nur der ungeregelte Ehrgeiz der übermächtigen, nach Willkühr handelnden, Minister hat den Völkern so viel Trübsal veranlaßt. Der Ehrgeiz, und ich darf hinzufügen, der Geldgeiz der Bevorrechteten, und besonders der Pairs und der bischöflichen Hierarchie in Großbritannien, riß die meisten Aemter von großem Ansehen, oder Einkommen für die Nachgebornen ihrer Familien an sich. Die natürliche Folge der erblichen Pairie würde in Frankreich, wie in England, mit etwaiger Ausnahme der Minister der Justiz, werden müssen, daß die Könige stets aus den Nachgebornen der Pairsfamilien ihre Minister wählen würden.

Nur zu leicht entsteht unter den constitutionnellen Fürsten eine Art Apathie, die Minister fast allein regieren zu lassen und selten selbst zu regieren; sogar riß unter den vier Georgen von der braunschweiger Dynastie in Großbritannien der Uebelstand ein, daß der König selten die Minister selbst wählte, sondern einem Liebling unter solchen, und bisweilen auch unter den Höflingen auftrug, das Kabinet zusammen zu setzen. Jeder Minister liebt sein Amt mit hoher Macht: in Großbritannien konnte er dasselbe nur behaupten, nicht so sehr durch Verdienste um's Vaterland, als durch die Sicherheit eine Stimmenmehrheit im Oberhause zu haben, weil dieses zugleich durch seine verarmten und dennoch Parlamentsglieder und Aemter zugleich über die meisten Stimmen im Unterhause verfügte.

Der Deputirtenkammer mag, damit sie nicht zu rasch manche Neuerungen einführen wolle, ein Gegengewicht nöthig sein; aber dies giebt ihr besser eine Zahl von Veteranen aus jeder Art von Staatsdienern, die sich durch Talent und Patriotismus auszeichneten, deren Liste in jeder Jahressitzung der Kammern von der Deputirtenkammer, oder von den Wahlherrn vervollständigt wird, und woraus der König für ihre Lebenszeit die Pairs ernennt. Solche Ernannten haben den doppelten Vorzug, von dem Volke, oder dessen Repräsentanten vorgeschlagen und vom Könige erwählt zu sein, ein gewisses Alter zu besitzen, und nie ohne Zustimmung der zweiten Kammer ein Staatsamt nach ihrer Ernennung zu Pairs bekleiden zu dürfen. So dienen diese Wahlpairs dem Könige zu Gewährsmännern, daß solche Veteranen die Unterdrückung der kön. Macht nicht zugeben würden, zugleich aber auch dem Volke zu Bürgen, daß diese von den Urversammlungen der Wahlherren, oder der Deputirtenkammer erkornen Männer eben so wenig eine Beeinträchtigung der Volksfreiheiten dulden werden.

Bewahrt freilich das Alter vor Thorheiten und verschrobenen Ansichten nicht ganz, so ist es doch Regel, daß eine Zahl von Individuen im Manns- oder noch höherem Alter nicht so rasch eine Aenderung des Bestehenden zugeben wird, als eine gleiche Zahl junger Männer.

Für das Ausführen einer Revolution, wenn sie leider einmal nothwendig geworden ist, eignen sich junge Männer am besten; aber für die Erhaltung der geprüften Verfassung, die aber freilich von Zeit zu Zeit eine Revision nothwendig erfahren muß, denn eine zu lange Stabilität des Bösen schleicht sich nur zu leicht ein, taugen Männer und Greise besser, als junge Staatsmänner ohne gereifte Erfahrung und mit noch mehr Ehrgeiz, als die Greise. Wie leichtsinnig stürzte der junge Minister Pitt sein Vaterland in vermeidbare Kriege mit dem revolutionirten Frankreich, weil sein König und der erste Stand des Oberhauses die französische Revolution haßten? Beide Körper, einer durch höhere dem Staat, oder den nützlichen Wissenschaften, Gewerben und Künsten geleistete Dienste gebildeten, einzeln vom Volke ernannten, aber vom Könige auserwählten, Pairskammer und einer vom Volke selbst erwählten zweiten Kammer, auf deren Einsichten und Thätigkeit das Volk aller Klassen hoffnungsvoll Rücksicht nimmt, daß sie seine Wünsche vorzüglich beherzigen dürfte, werden sich als Patrioten leichter ver-

einigen, als eine Pairskammer mit erblichen Interessen, die in Frankreich dem Provinzialadel immer, und den Patrioten sehr häufig anstößig war.

Durch eine so gebildete Pairskammer erhält der König also einen ganz anderen Schutz, als durch eine erbliche Pairskammer, welche seine Interessen zu schützen vorgiebt, indeß sie die ihrigen verfolgt, nicht nur wie in Großbritannien und in den Cantonen der Schweitz mit den Patriziern, sondern wie es besonders in Bayern der Fall ist.

Die einzige Bedenklichkeit ist der Groll jener zum allgemeinen Adel zurückgewiesenen Familien; aber die Regierung und das Volk werden die lebenden rein patriotischen Pairs in die Kammer der Wahlpairs zurückberufen, und der König wird künftig nicht mehr die Sorge haben, seine redlichen Absichten des bürgerthümlichen Königthums durch die Anhänger des, des Throns entsetzten Hofes scheitern zu sehen.

Nicht durch Kriege, Eroberungen und durch das Aufdrängen seiner Verfassung an andre, dafür unempfängliche, Regierungen und Völker wird Frankreich glücklich auf uns wirken, sondern durch ein schönes, von Casimir Perrier gehofftes Vorbild für alle civilisirte Regierungen, ihre ungeheuern Mißstände abzuschaffen.

Diese Gefahr der Civilisation, welche leider bisher durch mangelnde wahre Kenntniß mancher Regierungen Bildung, Wohlstand und Sittlichkeit aller Klassen der Staatsbürger zu befördern unterließ, muß in allen constitutionnellen und unconstitutionnellen Verwaltungen vermieden werden, wenn nicht am Ende wie in England, alle Völker aus, um's Brod unter einander kämpfenden, Reichen und Armen bestehen sollen. So alte verkehrte Einrichtungen der Minister, die mit dem vollzogenen idealischen Rechts- und Stabilitätsprincip allein die Völker glücklich machen zu können hoffen, lassen sich nur allmählig ausreuten, aber der Anfang muß schnell gemacht werden, damit das Uebel nicht noch weiter um sich greift. M.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung zur vesteren Begründung der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft, von Dr. J. B. Graser, königl. bayer. Regierungs- und Kreisschulrath. 2ter Theil, dritte ganz frei bearbeitete Auflage. Baireuth. 1830. Im Verlag der Grau'schen Buchhandlung. 26 u. 340 gr. 8. Pr. 2 Thlr.

Aus dem Verfolgen des Ideenganges im ersten Theile, welchen wir in diesen Blättern früher angezeigt haben, drang sich uns die Ueberzeugung auf, daß derjenige, welcher ein in seinen Grundzügen vollendetes, alle Seiten des erziehenden Lebens umfassendes Bild überschauen will, in diese Darstellung einer idealen Welt des Verfassers schauen müsse; zugleich konnten wir aber auch den Gedanken nicht unterdrücken, daß es doch überall in der wirklichen Welt so sein möchte. Leider aber sind wir von diesem Ziele noch sehr weit entfernt. Deswegen soll aber der Erzieher den Muth nicht sinken lassen, sondern thätig am Werke fortzuarbeiten sich bemühen. Dieses emsige Streben nach Vervollkommnung des Erziehungs- und Unterrichtswesens beseelte den würdigen Verfasser schon über zwanzig Jahre, indem er schon im Jahre 1811 seine Ansichten zu verbreiten suchte, und den Dämon der Selbstsucht, welcher noch immer in Staat und Kirche mit seinen verderblichen Folgen umherschleicht, zu entfernen, und die Abnormitäten des inneren Menschen, welche sich in ungehindertem Laufe durch alle Alter und Stände von Geschlecht zu Geschlechte hindurchziehen, zu beseitigen suchte. Allein mancherlei ungünstige Verhältnisse störten die Erfolge dieses Strebens, und mancherlei kirchliche Beziehungen, durch welche der Verfasser früher gebunden war, wovon er sich aber lossagte, traten den Einwirkungen fast immer eindselig entgegen. Dieses war um so einfacher zu erkennen, da die Geistlichkeit sich während der fünf letzten Jahre in Bayern so viele Vortheile wegen der Hemmung der Aufklärung zu verschaffen wußten. Doch das Meiste wird gewonnen sein, und die gute Sache siegen.

Herr Graser hat es wohl erfaßt, daß die Einwirkung auf den Menschen von zweifacher Art ist; indem der Erzieher einerseits den Zögling in die Lage versetzen müsse, daß er sich selbst zur wahren Richtung des Lebens bestimmen, andererseits durch unmittelbare Erregung und Unterstützung seines Kenntnißvermögens zur klaren Einsicht seiner Bestimmung verhelfen müsse, um ihn dadurch zum wahren Leben zu bestimmen. In diesem zweiten Theile handelt er vom Unterrichte; jenem leuchtet die Hauptidee ganz hindurch. Alle Schulen, welche zum Berufe im Staate entweder vorbereiten, oder darin tüchtig zu werden anleiten sollen, der Art mit einander zu verbinden, daß sie nach Form eines organischen Ganzen auf Erweckung und allgemeine Verbreitung des divinen Lebens auf Erden in einer harmonischen Vereinigung hinwirken.

Können wir in manchen speciellen Ansichten des Ver-

fassers Meinung auch nicht theilen, so wurden wir durch das aufmerksame Lesen dieses zweiten Theiles doch vollkommen überzeugt, daß in ihm eine große Menge der gediegensten Gedanken niedergelegt ist, welche beweisen, daß der Verfasser durchgehends das Leben berücksichtigte, und das Wissenschaftliche und Künstlerische in dem Unterrichtswesen genau in seiner Gewalt hat. Er bemüht sich hier, allgemein gültige Grundsätze aufzustellen, welche seinen Darstellungen als sichere Grundlage dienen und dazu geeignet sind, auf dem Felde der Didaktik jene Einheit zwischen Natur und Kunst herbeiführen mögen, welche man zu erstreben sucht.

Nach einer kurzen Einleitung, welche das Verhältniß der Menschenerziehung und Menschenbelehrung unter Bezug auf den obersten Grundsatz: »sein Leben in Gott durch sich selbst zu führen« zum Gegenstande hat, handelt der Verfasser in zwei Abtheilungen vom Stoffe des Unterrichtes und von der Unterrichtsweise. Rücksichtlich der Lehrpläne geht er von dem Grundsatze aus; »der Unterrichtsstoff muß für alle Menschen ein und derselbe sein« die Kenntniß des Verhältnisses des Mensch[illegible] zur Natur und Gottheit sei die dem Menschen im Allgemeinen nöthige, wornach es drei Gegenstände des Unterrichtes für Menschen gebe: nämlich die Natur, die Menschen und Gott; eine Ansicht, welche Rousseau in seinem unsterblichen Emil so meisterhaft durchzuführen sich bemüht hat. Nachdem er nachgewiesen hat, in wie fern jeder dieser drei Hauptgegenstände in seinem Umfange vollständig genommen werden müsse, entwickelt er die Lehrpläne nach realer und idealer Seite, bezeichnet das Wesen der Unterrichtspläne für allgemeine Elementarschulen, für höhere Bürger- und polytechnische Schulen, für die Schulanstalten der weiblichen Jugend aus höheren Ständen, und entwickelt sehr interessante Ansichten über den Unterrichtsplan des Gymnasiums, worauf er das Verhältniß des Progymnasiums (aus zwei Klassen bestehend. welche jetzt die zwei oberen Klassen der Vorbereitungsschule bilden) zur höheren Bürgerschule einer genauen Prüfung unterwirft.

In der zweiten Abtheilung setzt er funfzehn Grundsätze über die wahre Unterrichtsweise voraus. deren Angabe wir nicht beabsichtigen können. Manche derselben verursachen wohl manchen Zweifel, dienen jedoch dazu, den Begriff der wahren Unterrichtsweise zu bezeichnen, und zu beweisen. daß diese allgemein sein und die Unterrichtsmethode mit ihr nach ihrer Bestimmung entweder für das Volk. oder für Studienschulen, ihre Eigenthümlichkeiten erhalten müsse. Stimmen wir im Allgemeinen auch mit den Ansichten des Verfassers überein, so stießen wir doch auf manche Einzelnheiten, welchen wir unsere Zustimmung versagen müssen. So halten wir namentlich eine strenge Durchführung des Satzes: »daß die Menschenbelehrung erziehend sein müsse,« in der Anwendung nicht für möglich; und bezweifeln sehr, ob die Grundidee, welche dem ganzen Systeme zur Basis dient. nämlich das divine Leben, das Urtheil einer strengen philosophischen Kritik aushalten könne. Wir können uns nicht in die nähere Nachweisung einlassen, sind aber von der Unstatthaftigkeit der Ansicht eben so überzeugt, als es vielleicht der Verfasser von der Wirklichkeit zu sein scheint.

Die Realschule ist dem Verfasser eine Unterrichtsanstalt zur Vorbereitung der ausgetretenen Elementarschulen auf die Uebernahme des zukünftigen Berufslebens. Mit den Ansichten über diese, über die höheren Bürgerschulen, polytechnischen Anstalten, und namentlich über das vom Lehrplane für Gymnasien Gesagte stimmen wir vollkommen überein, und wünschten sehr, daß eine oberste Studienbehörde das Gute desselben in's Auge fassen und in Anwendung bringen möchte. Was die Gesichtspunkte über das mathematische Studium betrifft, so scheinen sie den Verfasser nicht immer gut geleitet zu haben, und er das Wesen desselben nicht genau erfaßt zu haben. Mit vielen trefflichen Gründen erklärt er sich gegen das lateinische und vorzüglich griechische Versemachen, als eine der unnützesten, zeit- und zweckverderblichsten Uebungen; der elenden Gedächtnißkrämerei wird dadurch freilich vielfach gefröhnt; allein wir können dem Verfasser nicht Unrecht geben. Ueber die Verhältnisse der Lehrer werden allerdings beherzigenswerthe Worte gesprochen; allein sie gehen vor tauben Ohren vorüber, weil bloße Finanzmänner das Studienkollegium bilden, die das Beschwerliche des Lehrstandes nicht aus Erfahrung kennen, und sich höchstens vielleicht noch daran erinnern, wie viel sie während ihrer Studien den Lehrer ermüdet haben, aber nicht auf Vergütung denken. Auch diesen zweiten Theil, worin wir die Ansichten über Ableitung des Begriffes »Unterricht« den Unterschied zwischen Adel und Volk und manches andere Unhaltbare gefunden haben, zeichnen sehr viele Druckfehler aus, die des Verfassers Nachläßigkeit bei der Correktur beurkunden.

V.

Topographie.

Das Bad Brückenau und seine Umgebungen, geschichtlich und topographisch dargestellt und betrachtet von Dr. Schneider und Dr. Wolf. Fulda, in der C. Müller'schen Buchhandlung. 1831. 140 S. in kl. 8. (Mit einer lithographirten Ansicht des Badeortes.)

Der Herr Medicinalrath Schneider in Fulda hat dies Schriftchen mit attischem Salze und Eichsfelder Pfeffer gewürzt, und mit dem gepriesenen Wasser kurirt er und andere Leute: Rheumatismen, Gicht, Hüftweh, lahme Glieder, Nervenschwächen, Hysterie und Hypochondrie, Verhärtungen der Eingeweide, namentlich der Leber, Gekrösdrüsen im Darmkanale, Mutterverhärtungen, Fehler und Wassersucht der Eierstöcke, weißen Fluß und Ehestandsschwächen, Krämpfe aller Art, Veitstanz, Magenschwäche und chronisches Erbrechen, Neigung zur Fausse couche, Hämorrhoidalübel, Blasenkrankheiten, Stein, Gries u. dgl. m. Die Quellen sind starke Säuerlinge, mit denen man sich förmlich berauschen kann. Zu Brustkrankheiten geneigte Leute dürfen dorthin nicht gehen. Das Werkchen ist durch die versteckte Satyre Schneiders zugleich eine Art Kritik des Badeorts und seiner verschiedenartigen Einrichtungen und Badegäste geworden. Warum auch er Steine auf Vogel wirft, der die letzte Zerlegung des Wassers gemacht hat, und die etwas übertriebenen Vorwürfe Wenzel's wiederholt, sehen wir nicht ein. Auch will Schneider nichts von dem essigsauren Kali wissen, das Vogel darin gefunden hat. Sicher sind einige Stoffe, die Vogel angegeben hat, von Pickel und Mayer unbeachtet geblieben, wie z. B. die Kieselerde, das salzsaure Kali u. s. w. — Dem Ganzen fehlt es nicht an rhetorischer und poetischer, jedoch mitunter badewässeriger Einfassung. —

C.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 124.** 17. October 1831.

Was es mit dem sogenannten deutschen Bunde für eine Bewandniß gehabt.

Wir haben schon einmal unsren Lesern angedeutet, welche reiche historische Ausbeute in Betreff der merkwürdigen Zeit nach 1813 sie in den »Beiträgen zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten von Hofmann« finden, und wir versprachen einige Proben. Es ist so viel von den Bünden und Verbindungen in Deutschland gefabelt worden, die zu jener Zeit bestanden hätten, daß jeden Jüngeren, wie den damals Fernstehenden stets gelüstet, diese näher kennen zu lernen. Hören wir über einen unsren Verfasser:

Neben der damaligen französischen Partei, sagt er S. 17, hatte sich bisher im südwestlichen Deutschland eine andre im Stillen ausgebildet; es waren alle diejenigen, welche nicht zu der, durch Deutschlands Umgestaltung emporgekommenen Klasse gehörten, Männer, denen das Vaterland mehr, als ein bloser Schall gewesen und geblieben war, und welche in den Formen einer französisch zugeschnittenen Verwaltung eben so wenig Freiheit, als Bürgschaft für zeitgemäße Entwickelung des Volksgeistes erkennen mochten, sich vielmehr nach Wiederherstellung des Vaterlandes und einer wirklich freien, und den Bedürfnissen und Gewohnheiten des Volkes wahrhaft entsprechenden Verwaltung sehnten. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Männer schon von Anfang an in Widerspruch mit den französirenden Staatswirthen befangen, die in volksthümlichen Worten angekündigte Erhebung Preußens mit froher Hoffnung begrüßt hatten, doch nicht ohne Besorgniß, ob Kroaten und Kosacken wirklich treue Verbündete eines nach Aufklärung und Freiheit strebenden Staates sein können.

Während solche Zweifel diese Männer bewegten, trat der Versucher zu ihnen; begünstigt von den höchsten preußischen Staatsbeamten, hatte sich am Rhein eine Verbindung gebildet, als deren Zwecke Erhebung und Veredlung des deutschen Volkes und Vertheidigung des Vaterlandes gegen äussere Feinde ausgesprochen wurden, und deren Namen: »deutscher Bund,« auf eine Vereinigung aller Deutschen für diese Zwecke hindeutete. Dieser Bund breitete sich binnen wenigen Monaten vom Niederrhein bis nach Schwaben aus, und umfaßte Männer von allen Ständen, Altern und von ganz verschiedenartigen Ansichten und Bestrebungen; nur in dem Einen waren Alle einverstanden, daß jene Französler uns weder glücklich machen konnten, noch wollten, daß vielmehr die Formen unsres künftigen Volkslebens sich aus ihm selbst entwickeln, es deswegen vor allen Dingen von fremdartigen Einwirkungen befreit werden müßte. Dies hoffte man durch den Bund zu erreichen und zu befördern, und Jeder behielt sich vor, seine eigne Ansicht geltend zu machen, weil ja nur dadurch, daß jeder seinen Wunsch aussprach, der Gesammtwunsch erkennbar würde.

Gerade diese Ungebundenheit erwarb dem Bunde so schnell viele und mitunter bedeutende Mitglieder, und

trug also wesentlich zu seiner schnellen Verbreitung bei, aber sie veranlaßte auch seine schnelle Auflösung. Es geschah nämlich, daß jedes Bundesglied für die freie Aeusserung seiner Ueberzeugungen und Wünsche den Schutz Preußens in Anspruch nahm, und hinwieder, daß Preußen verlangte, der Bund solle die öffentliche Meinung für dasselbe bearbeiten, um es dadurch zu stärken. Dies gieng vortrefflich so lange Preußens Politik mit den Grundsätzen und Erwartungen der Deutschbündler im Einklang blieb; als aber schon während des wiener Congresses, von Seiten Preußens und seiner Verbündeten Rückschritte geschahen, als es Rußland, ja Frankreich (?) Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands gestattete, als es die Theilung Sachsens verlangte und durchsetzte, und darüber die Sicherstellung der Volksrechte versäumte — da erkannten viele Theilnehmer jener Verbindung, daß diese ihren eignen Wünschen eher hinderlich, als fördernd sei, indem sie ihnen auf der einen Seite einen lästigen Zwang auflegte, und auf der andren sie in eine zweideutige Stellung brachte. Dies veranlaßte im November 1815 die Auflösung des Bundes und die Vernichtung der Bundespapiere, kaum sechs Monate nach seiner Errichtung.

Der ausgesprochne Zweck des also aufgelösten deutschen Bundes war, wie oben bemerkt worden, Bewahrung des deutschen Vaterlandes und deutscher Art und Sitte gegen auswärtige Feinde, worunter man sich vorzugsweise und ausschließlich die Franzosen dachte. Was aber wirklich deutsche Art und dem Vaterlande wahrhaft nützlich sei? Darüber mochten, sobald man diese Fragen auf Politik bezog, nur die wenigsten Mitglieder des aufgelösten Bundes sich selbst klar sein; einig darüber mit Andren war Keiner; einig waren Alle nur in dem, was sie nicht wollten; Franzosenherrschaft, im öffentlichen, wie im Privatleben. Die Allgemeinheit dieses einzigen Eingangspunktes ließ denn zu, daß Männer von den allerverschiedenartigsten Gesinnungen sich in dem Bunde zusammen finden konnten, ja sogar solche, denen das Vaterland selbst ganz gleichgültig war, und die aus ganz andren, als patriotischen Gründen die Vertreibung der Franzosen und Abwehrung ihres Einflusses auf Deutschland gewünscht haben mochten.

Gerade diese Letzteren, welche sich über einen andren, dem Bunde fremden Zweck verstanden hatten, und jenen dafür als Mittel benutzen wollten, gerade diese mußten, weil sie allein ein nahes, erkennbares Ziel vor Augen hatten, und durch einen gemeinschaftlichen Vortheil, wenn vielleicht auch nicht auf die Dauer, doch um so fester für den Augenblick verbunden waren, — sie mußten den Bund in ihre Gewalt bekommen. Dies hatten sie wohl eingesehen, aber sie hatten eben darum zu fest darauf vertraut, und in ihrem Uebermuth das Werk zu plump und gewaltsam begonnen, als daß nicht sofort jedem Unverblendeten hätte einleuchten sollen, wo hinaus sie mit dem B[illegible]e wollten; indem sie den Bund geradezu als eine Anstalt zur Lobhudelei für Preußen behandelten, machten sie seine Mitglieder scheu und mißtrauisch, veranlaßten dadurch selbst die Auflösung und zerstörten auf diese Weise ihr eignes Werk. Einen noch größern Beweis ihrer politischen Unmündigkeit gaben sie nach Auflösung des Bundes dadurch, daß sie — und vielleicht sogar in gutem Glauben — die Sage verbreiteten: jene Auflösung sei durch einen Bund im Bunde, durch eine Parthei bewirkt worden; dieser Parthei seien sie wegen ihrer »unterwürfigen und ächt preußischen« Gesinnungen verhaßt gewesen; deswegen habe dieselbe den Bund nur scheinbar aufgehoben, um sich ihrer zu entledigen, setze ihn aber nun für staatsgefährliche Zwecke fort.

In der That, es ließ sich nicht leicht eine größere Thorheit sagen; und doch ist sie — vielleicht grade, weil es Thorheit war, so oft wiederholt worden, daß am Ende selbst besonnene Leute sich daran gewöhnten, und ihre Abgeschmacktheit übersahen.

Unmöglicher war nichts, als eine solche Vereinigung der deshalb verdächtigen Bundesglieder für irgend einen bestimmten politischen Zweck. Wäre je eine allgemeine Versammlung des Bundes zu Stande gekommen, so würde dies auffallend deutlich geworden sein, und die Auflösung des Bundes eben so schnell und so unmittelbar herbeigeführt haben durch die beschämende Erscheinung, daß diejenigen, welche es von Grund ihres Herzens mit dem Vaterlande so wohl meinten, und die deswegen glaubten, an die Spitze der öffentlichen Meinung sich stellen und ihr Volk für die Freiheit erziehen zu dürfen — daß diese selbst über die allerersten und einfachsten Fragen nicht einverstanden seien.

Denn nur dies Eine war ihnen Allen klar, daß sie sich aus Liebe zum Vaterlande zusammengefunden hatten, und nur durch die Ränke einer im Finstern schleichenden Selbstsucht aus einander gesprengt worden waren; so lernten sie erst bei Auflösung des Bundes, einer Parthei gegenüber, sich selbst als Parthei betrach-

ten, und dies erhielt eine gegenseitige Theilnahme an den Bestrebungen und Schicksalen Aller, die zu ihnen gehört hatten, oder sich nachher an Einzelne von ihnen anschlossen, eine Theilnahme, welche allerdings in einzelnen Erscheinungen dem Mährchen von einem fortgesetzten Bunde einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit geben mochte, welche aber auch das Einzige war, was sie als Parthei zusammenhält; den Haß und die Verachtung gegen ihre Verleumder theilten sie mit den Rheinbündlern, denen sie eben dadurch näher kamen.

Um jene Zeit begann im südwestlichen Deutschland das Streben nach Volksvertretung; auch hierin begegnete die Parthei des aufgelösten Bundes der Mehrzahl der Rheinbündler, und beide mußten sich nun um so mehr befreunden, da die eine, wie die andre, jenem Streben nur mit halbem Herzen zugewandt war. Die Rheinbündler nämlich waren weit entfernt, in den Verfassungen der einzelnen deutschen Bundesstaaten einen Ersatz für das untergegangne System zu finden; sie sahen darin nur ein Mittel, Rückschritten entgegen zu arbeiten, und ihre eigentlichen Gegner, die Schmalzische Parthei zu bekämpfen. Die Parthei des aufgelösten Bundes dagegen sah in den Verfassungen und Volksvertretungen der ehemaligen Rheinbundesstaaten noch keineswegs die Verwirklichung ihrer Ideale, aber doch die erste Stufe zum Besseren. Beide Partheien kamen also nicht blos in dem Streben für Einführung freierer Staatsformen, sondern auch darin überein, daß sie diese nicht als ihren letzten Zweck, sondern nur als etwas Untergeordnetes betrachteten. (Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Topographie.

Ueberlingen und seine Heilquellen. Von Joh. Ed. Herberger, Dr. der Philosophie rc. Constanz. W. Wallis. 1831. XII. S. Dedication und Vorrede. 121 S. Text in kl. 8.

Dieses Werkchen, welches ein neuer Zeuge des in den letzten Jahrzehnten erwachten rastlosen Strebens ist, die Mineralquellen bis auf den Grund kennen zu lernen, um aus dem chemischen Gehalte auf die heilende Kraft schließen zu können, zeichnet sich nicht nur durch die neuen Resultate der gründlichen Zerlegung des Ueberlinger Mineralwassers aus, sondern bildet auch für den Badegast einen angenehmen Führer durch die romantischen Gegenden des nördlichen Ufers des schönen Bodensees. Das Büchlein enthält erstens ein in blühendem Stiele geschriebenes Gemälde der Umgegend Ueberlingens; betrachtet dann die interessantesten Naturmerkwürdigkeiten derselben; führt uns zurück in die ältesten Zeiten des deutschen Reichs, in welchen schon die Ueberlinger Quelle bekannt war, und läßt uns den Zustand derselben in gegenwärtiger Zeit als einen in jeder Beziehung sich vervollkommnenden erkennen. Sodann schildert uns der Verfasser die Vergnügungen des Badeortes, an denen es ohnehin bei der Schönheit der Umgebung nicht fehlen kann. Endlich wird uns die physische, chemische und medicinische Natur des dortigen Mineralwasser gründlich aus einander gesetzt, woraus wir ersehen, daß es besonders gegen Rheumatismen und Gicht, für Unterleibs- und Blasenbeschwerden empfehlenswerth ist. Ueberdies wird es ganz besonders gegen veraltete venerische Uebel gerühmt. — Durch diese Analyse hat sich Herr Dr. Herberger neuerdings als ein gewandter junger Chemiker bewährt. C.

Unterhaltungsschriften.

Das Rosenfest am Pfingstmontage in Schwezingen. Natur- und Sittengemählde aus der Rheinpfalz. Von J. G. Rieger. Mannheim, Schwan und Götz. 8. S. 140.

Die Sitten- und Naturschilderungen in dieser kleinen Erzählung, so fade darin auch vieles sein dürfte, haben uns doch nicht unangenehm unterhalten; und dies beweist auf's Neue, wie sehr unsre Erzähler und Romantiker sich im Lichte stehen, wenn sie nur in der Vergangenheit und in der Ferne ihre Stoffe und Bühnen suchen; während Gegenwart uud Nähe sich selbst von mittelmäßigen Köpfen recht unterhaltend und ansprechend darstellen lassen. Alles scheint in diesem Büchlein treu nach der Wirklichkeit geschildert zu sein, daß, da alles, auch das Unbedeutendste nicht ausgelassen wird, um so mehr Leben erhält, und uns recht wirksam an das Leben am Main und Neckar erinnert. Nähmen sich bessere Talente dort, deren es sicher da giebt, ähnliche Stoffe, so müßten sie bei dem Reichthum und der Originalität dasiger Gegend und Lebensweise unsre Unterhaltungsliteratur mit manchem Schönen bereichern können. E.

Arithmetik und Algebra.

Praktische Anleitung zur Arithmetik und Algebra für Schulen und zum Selbstunterrichte, von F. S. Decker, Professor am Gymnasium zu Offenburg. Mainz, bei F. Kupferberg. 1831. gr. 8. Pr. 3 fl. XXII. S. 545.

Wegen der Herausgabe seines Werkes entschuldigt sich der Verfasser: er habe unter den ihm bekannt gewordenen Lehrbüchern der Arithmetik und Algebra wenige gefunden, die den Zweck gut abgefaßter Grundlehren erfüllt und zu einem selbstständigen Studium der Mathematik befähigt hätten; — keines aber, welches den Bedürfnissen seiner Schüler angemessen gewesen wäre u. s. w. Der Verfasser muß in der Literatur der neueren mathematischen Werke sehr unerfahren sein, und seine Schüler müssen auf einer sehr tiefen Stufe in der Mathematik stehen, wenn er jene Behauptung mit Ueberzeugung ausgesprochen hat.

Wir müssen gestehen, daß wir aus dem in der Vorrede Gesagten eine uns schon längs vorschwebende Idee verwirklicht zu finden glaubten, aber sehr getäuscht wurden: der Verfasser hat seinen Zweck durchaus verfehlt, und höchst oberflächlich die Lehren dargestellt, oft viele Worte gemacht und darin nichts Gründliches gesagt. Man findet in den ersten sechs Abschnitten die gewöhnliche Rechenkunst mit einem solchen Mechanismus vorgetragen, daß wir nicht begreifen können, wie der Verfasser seine Arbeit für eine Anleitung zum Selbststudium halten mag; nirgends findet man eine gründliche Darstellung und Beweisführung, nirgends ein consequentes Durchführen der Lehren. Nehmen wir z. B. die Lehre von den gemeinen- und Decimalbrüchen, so finden wir in ihrer Behandlung eine Oberflächlichkeit und leere Wortmacherei, wie sie uns noch niemals in einem ähnlichen Werke vorgekommen ist. Wie ungenügend ist z. B. nur die Multiplication der Decimalbrüche mit 10.100 rc. angegeben und wie mechanisch die ganze Bruchlehre behandelt? Der Leser findet übrigens auch das Eins zu Eins, Eins von Eins, das man an den Wandtafeln der sechsjährigen Kinder in Schulen findet! —

Noch ungenügender, mangelhafter ist die Lehre von entgegengesetzten Größen behandelt; nirgends findet man Beweise für die Behauptungen; unverzeihliche Oberflächlichkeit zeichnet die Multiplication und Division in denselben aus; kein Leser wird daraus etwas Gründliches lernen, und überzeugt werden, daß das Produkt aus zwei negativen Faktoren positiv sein muß, ein Satz, der zu den wichtigsten der ganzen Mathematik gehört, und doch gar häufig ungenügend erläutert wird. Bei der Buchstabenlehre zeigt sich zugleich das Mangelhafte der bisherigen Lehren, und der Verfasser giebt zu erkennen, daß er den Begriff „Zahl" ganz schief aufgefaßt hat und in den Geist der Mathematik durchaus nicht eingedrungen, sondern einer von jenen ist, welche in die Welt schreiben, ohne selbst richtig von dem, was sie schreiben, unterrichtet zu sein. Die Lehre von Potenzen ist unter aller Kritik schlecht behandelt und mit der Buchstabenrechnung vereinigt; wir begreifen nicht, wie ein öffentlicher Lehrer sich also an den literarischen Pranger stellen mag. Welcher Anfänger wird z. B. den Ausdruck $a^0 : a = \frac{1}{a} = a^{-1}$ verstehen?

Gleich mangelhaft ist die Lehre von Wurzelgrößen und unmöglichen Größen behandelt; dem Verfasser fiel nicht ein, Wahrheiten zu beweisen; er spricht sie aus, scheint sie aber oft selbst nicht zu verstehen. Die Division in Wurzelgrößen und imaginären Größen ist nicht zum lesen, ohne mit größtem Unwillen über ein solches Machwerk und zu bedauern, die Zeit darauf gewendet zu haben. Eben so verhält es sich mit der Lehre von den Proportionen; oberflächlich steht Alles da; nirgends ist ein wissenschaftliches Streben sichtbar. Mehr dürfte die Anwendung der Proportionslehre auf die Verhältnisse des praktischen Lebens gelungen sein, weil es in ihr auf Kunstgriffe ankömmt. Alle hierher gehörigen Rechnungen sind dem Verfasser gelungen; er scheint demnach die Mathematik nur von der praktischen Seite zu kennen, sich aber keinen Begriff von ihr als strenge Wissenschaft erworben zu haben. Alle theoretischen Theile sind ganz mißlungen und gehören zu den unzeitigsten Produkten die uns je vor die Augen gekommen sind.

Gleich unglücklich ist der Verfasser im zweiten Theile, dem algebraischen Theile, was schon die Erklärung der Gleichung beweist; es spricht wohl von einer analytischen, aber nicht von einer synthetischen Gleichung; ganz verfehlt ist die Lehre von ihrer Auflösung; mechanisch sind die drei Hauptgesetze derselben dargestellt, und ermangeln jedes zureichenden Grundes; der Verfasser scheint von dem Wahne befangen zu sein; man müsse in der Mathematik etwas so, oder anders machen, weil es der Lehrer sagt. Daß dieses für wissenschaftliche Behandlung keinen Werth hat, wird jeder Leser erkennen. Für das Einrichten, Ordnen und Reduciren der Gleichungen wird nichts gesagt, und die Hauptgesetze für das Bilden der Gleichungen aus Aufgaben werden ganz übergangen. Die Aufgaben sind das Beste des Bisherigen. Die Theorie der Gleichungen mit zwei und drei Unbekannten ist ebenfalls mißlungen und von gar keinem Werthe.

Die Lehre von den quadratischen Gleichungen verdient den herbsten Tadel; der Verfasser scheint sein Machwerk aus anderen zusammengesetzt zu haben, ohne sich um Gründlichkeit zu bekümmern; er muß einen sonderbaren Begriff von Gründlichkeit haben; auch nicht einen Satz hat er wissenschaftlich begründet, auch nicht eine Wahrheit bewiesen. Es ist uns unbegreiflich, wie er z. B. die Gleichungen vom dritten und vierten Grade in sein Buch aufnehmen konnte, da er es für Lehrer von Elementarschulen, Volksschulen, oder Gymnasien bestimmt; der muß sehr viel Anmaßung besitzen, das Publikum mit einem so elenden aus vielen Büchern zusammen geschriebenen Buche zu betrügen, und selbst einen Verleger, der dabei ein bedeutendes Kapital auf das Spiel setzt, zu hintergehen; er muß einen schlechten Begriff von den Bedürfnissen der gelehrten und Volksschulen haben. Die Verfasser, aus deren Werken er das seinige zusammengetragen hat, werden es ihm nicht besonders danken, sie so zu verunglimpfen.

Alle Theile erkennen wir als höchst mißlungen; der Verfasser glaubt, die Gleichungen des zweiten Grades würden den Beifall des Beurtheilers erhalten; nichts weniger, als dieses ist der Fall; wir haben, so viel Mühe und Ueberwindung es uns auch kostete, das Werk mit Aufmerksamkeit durchlesen, und überall unseren ausgesprochenen Tadel in demselben begründet. Noch mehr würden wir es kennen in der Lehre von den Progressionen, Logarithmen u. s. w., wenn wir wegen Beschränktheit des Raumes mehr in das Einzelne eingehen könnten. Wir glauben übrigens in dem Gesagten hinreichend dargethan zu haben, daß der Verfasser viel besser daran gethan hätte, seine unzeitige Arbeit für sich zu behalten, sich erst in gediegenen Werken gründlicher zu unterrichten, bevor er als Verfasser eines Werkes aufzutreten gewagt hätte. Wir hielten es für unsere Pflicht, das Publikum mit dem Werthe des Werkes ganz bekannt zu machen, um nicht geprellt zu werden. Druck und Papier sind sehr gut; wäre es doch auch der Inhalt, um die Kosten jenes zu decken! — P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch Nro. 125. 19. October 1831.

Was es mit dem sogenannten deutschen Bunde für eine Bewandniß gehabt.

(Schluß.)

So hatte wenige Jahre nach dem Sturze Napoleons der Franzosenhaß aufgehört, die Parteien zu scheiden, und es standen sich nun Freunde der Volksvertretung und Vertheidiger unumschränkter Gewalt gegenüber, beide gemischt aus Freunden und Feinden Frankreichs und der Franzosen.

Je offner und kühner einzelne Männer für Entwickelung constitutionneller Ideen mit Wort und That hervortraten, desto mißtrauischer wurde die große Menge der Gleichgültigen gegen sie und desto geneigter zugleich, das Mährchen von der geheimen Verbindung zu glauben, weil sie darin eine bequeme Erklärung für den Muth und Eifer der Volksfreunde, und für ihre eigne Gleichgültigkeit eine willkommne Rechtfertigung fanden. Diese Gleichgültigkeit, das größte politische Laster, der gefährlichste Feind aller Staaten, wurde dadurch zu Ehren gebracht, Gemeingeist aber verdächtig, weil man sich immer mehr gewöhnte, darin das Getriebe einer geheimen Verbindung zu argwöhnen, die unter unbekannten Obern ein gefährliches und verderbliches Spiel treibe, und deren Theilnehmer ihren Lohn nirgends hoffen könnten, als in gänzlichem Umsturz aller bestehenden Verhältnisse.

In solchen Schlüssen und Zusammenstellungen erhitzten die Feinde der Freiheit sich und die Menge immer mehr. Schmalz war es, der zuerst herausplatzte, und, die Gelegenheit vom Zaune abbrechend, alle Begeisterung für Thorheit, allen Gemeingeist für Verbrechen, Vaterlandsliebe für Unsinn und Tugend für Wahn erklärte.

Um dieselbe Zeit war der rheinische Merkur verboten, Görres in Ruhestand versetzt, im Süden Martin seines Amtes entlassen worden.

Schmalz dagegen, vor dem Publikum mit Schimpf und Schande aus dem Felde geschlagen, wurde von Preußen in Schutz genommen, und belohnt, bald darauf auch vom verstorbnen Könige von Würtemberg mit einem Orden begnadigt. Als so die beiden Fürsten, welche an der Spitze der beiden entgegengesetzten Systeme gestanden hatten, sich offenbar und entschieden dahin aussprachen, daß unterthäniger Eigennutz ihnen lieber und achtbarer sei, als ein selbstständig aufstrebender, kräftiger Geist, als Preußen die Begeisterung beschimpfen ließ, der es seine Wiedergeburt verdankte, Würtemberg den Geist des Jahrhunderts verläugnete, der es aus Nichts erschaffen hatte, als endlich aus Furcht vor der Macht, welche sich für die offenbar schlechte Sache erklärt hatte, Mancher feig die gute verließ, und wer diese und seine Ehre zu lieb hatte, doch sorgfältiger um sich herblickte, da war es natürlich, daß, bei der kleinen Zahl unerschütterlicher Volksfreunde an die Stelle der Begeisterung Zorn und Haß trat, und die diesen am schärfsten und bittersten aussprachen, leicht die wärmsten Patrioten schienen.

Jetzt bewies aber auch jeder, der sich zu ihnen bekannte, wenigstens Muth; darum fühlten sie sich einzeln und als Parthei groß und wichtig, sie wurden stolz darauf, daß sie nicht fürchteten, womit ihnen beständig gedroht wurde, und wovor so viele die Flucht ergriffen hatten. Auch ärndteten sie unmittelbar und augenscheinlich den Lohn ihrer Beharrlichkeit; denn ihre Ohnmacht, ihr gänzlicher Mangel an Gewaltmitteln, der jetzt so unverkennbar hervortrat, entfernte vor allen Dingen die Furcht und Scheu vor ihnen, und strafte die Verleumdungen der Gewaltparthei Lügen. Daß dies kleine Häuflein unbeugsamer Freiheitsfreunde auf eigne Gefahr fremdes Recht vertheidigte, gewann ihm die Theilnahme des Volkes und die Nacheiferung der deutschen Jugend, die frei von Sorgen und Vorurtheilen, den Kampf liebt, weil sie sich darin ihrer Kraft bewußt wird. So wurde die kleine Parthei durch die Verfolgungen, die sie erlitt, größer und wurzelte tief im Volke selbst.

Aber was hatte sie dem Volke, was der Jugend zu bieten? Nichts war bis zu völliger Brauchbarkeit im Leben aufgeklärt und verbreitet, nichts allgemein anerkannt, nichts auch nur allgemein verständlich. Dieselben Männer, die aller Macht der Schmalzgesellen und der Rheinbündler trotzten, und im Kampfe gegen sie so brüderlich zusammenhielten, würden, hätte ein Zauber plötzlich ihre Gegner vertilgt — im nächsten Augenblick unter sich selbst in Fehde gerathen sein. Man denke sich Görres und Rotteck, Arndt und Börne, Luden und Jahn neben einander.

In nichts waren sie einig, als in dem Abscheu gegen die Anmaßungen der Dummheit und Niedertracht; diesen theilten sie der Jugend mit; aber für die Dummheit wurde ihr keine andre Wage zu Theil, als eignes unreifes Urtheil, und für Gut und Böse kein anderes Maas, als ihre jugendlich schwärmerische Begeisterung für Tugend und Recht.

So kam in das Leben der Jugend Manches, was als Anmaßung Unrecht, als Uebertreibung widerlich und gefährlich wurde; aber daß die Jugend, und daß der größte und gebildetste und tüchtigste Theil der Jugend lieber Haß und Hohn ertragen, als einlenken, daß sie lieber auf die Freude der Gesellschaft verzichten, als den deutschen Rock ablegen, lieber der angewöhnten Weichlichkeit und Bequemlichkeit entsagen, als aufhören wollte, zu turnen, daß sie zu Fuß das Vaterland durchwanderte, um seine großen Männer und die Denkmale des alten Ruhms zu sehen, daß sie an sich selbst anfing, allen Schmutz alter Gewöhnungen (vorzüglich im akademischen Leben) abzulegen, um ein hartes Leben in Tugend und Freiheit zu führen — das alles gereicht der Jugend unsrer Zeit zur größten Ehre und unsrem Volk zum Ruhm; und wenn hier und da durch Uebertreibungen gefehlt wurde, so fällt dies weniger der Jugend zur Last, als den Alten, die zu feige, oder zu pedantisch waren, mit ihr zu gehen, um ihr den Weg zu zeigen, die statt dessen lieber durch feindseliges Entgegenstreben sie zu Kraftäusserungen herausforderten, wobei denn Ueberfülle von Muth und Kraft das Maas leichter übersprudelt, als kalte Bedachtsamkeit.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Staatswirthschaft.

Landesverschönerung und Landesverbesserung. Von Heinrich von Nagel rc. München. In Commission bei Jos. A. Finsterlin. 1831. 128 S. in 8. Preis 1 fl. 12 kr.

Der Secretär des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern liefert uns hier um einen Gulden ein Werkchen, in welches er, einer Biene gleich, alles Schöne und Nützliche, dessen er in anderen Werken über den betreffenden Gegenstand habhaft werden konnte, mit Fleiß, Umsicht und sachkundiger Auswahl zusammen getragen hat. Wir müssen zugleich dem Herrn von Nagel das Zeugniß geben, daß er auch die Lectüre seines Werkes durch gute Stylisirung angenehm zu machen gesucht hat. Unterdessen dürfen wir nicht umgehen, ihn zu fragen, warum er nicht lieber die Landesverbesserung an die Spitze gestellt hat, da er doch selbst weiß, daß zuerst die Häuser, Felder, Gärten und Anlagen zweckmäßig, nützlich und gut sein müssen, ehe es ans Verschönern und ans Exterieur geht? Oder ist das Werk nur für die bestimmt, welche blos die Bücher um des Einbandes und der Prahlerei willen kaufen? — Auf S. 78 scheint dies der Verfasser selbst gefühlt zu haben. Der Verfasser wirft den Schriftstellern im ökonomischen Fache Unkenntniß der Praxis vor; „unter zehn, sagt er, ist oft nicht einer, der je Praxis gehabt hat;“ da mag er nun vielmal Recht haben. Doch hat sich der Herr Verfasser wohl selbst erst ans Herz gefühlt, ehe er diese Worte niederschrieb? Herr von Nagel hat den Saflorbau in Bayern dringend empfohlen; hatte er damals, als er darüber schrieb, den Saflor wirklich im Großen gebaut, und das Product in den Handel gebracht? Oder hatte er blos gesehen, daß der Saflor im Garten des landwirthschaftlichen

Vereins gut gedieh und darauf seine Empfehlung gegründet? Einer der Referenten hat auf jene Schrift hin einen Viertelsmorgen guten Feldes damit bestellt; und als er den Castor in Handel zu bringen suchte, fand er keinen Absatz, so daß er bereut hat, keine Kartoffeln angepflanzt zu haben. Herr von Nagel hat auch über die Seidenzucht geschrieben. Hätten wir in Bayern erst nur Futter für die Raupen! Aus den Büchern lernt man die Seidenzucht nie! Doch damit wollen wir nicht sagen, der Herr Verfasser habe keine Kenntnisse: er hat nur zu viel, das heißt theoretische. Daß auch theoretische Vorschläge von Stubengelehrten zuweilen erfolgreich sind, ist unbezweifelt; allein ökonomische Theorien sind Lotterieloose, welche höchst selten treffen. — Wir wollen dem Herrn von Nagel darum nicht übel, wie wir schon im Eingange dieses Berichtes gezeigt haben; sondern finden vielmehr seinen Eifer lobenswerth; besonders wenn er sich, wie im vorliegenden Falle, als guter Sammler zeigt. Was der Verfasser über Ackerbau gesagt hat, scheint nur für die Altbayern berechnet zu sein, denn in Neubayern ist das Empfohlene schon seit fünfzig Jahren im Gange. Dagegen gilt das von der Architektur anbefohlene für alle Länder, obgleich man nicht immer sein Haus gegen Mittag stellen kann und darf. Auch die Vorschriften über Landstraßen, Wege und Fußsteige ꝛc. dürfen wir unterschreiben; die Schilderungen über Gartenbau sind poetisch. C.

Mathematik.

Differenzial- und Differenzen-Calcul, nebst seiner Anwendung von L. Oettinger, großherz. bad. Professor am Gymnasium zu Heidelberg. Mainz. 1831, in der S. Müller'schen Buchhandlung. gr. 4. Pr. 8 fl. 6 kr.

Die höhere Analysis wurde seit Euler's Bemühungen sehr fruchtbar bearbeitet, ihre Brauchbarkeit stets mehr hervorgehoben, und die Lehre selbst immer mehr vereinfacht. Die hierüber erschienenen französischen Werke eines Lagrange, Lacroix, und Anderer mögen viel dazu beigetragen haben, dieses fruchtbare Feld mathematischer Untersuchungen auch in Deutschland fortwährend zu bebauen, und die Vortheile derselben für die Mathematik näher zu bezeichnen. Man hat die Werke Euler's, Kästner's, le Gendre's und Anderer benutzt, und Deutlichkeit mit gehöriger Vollständigkeit und mathematischer Schärfe zu verbinden gesucht. Besonders hat sich Kästner bemüht, die ersten Gründe der Differenzialrechnung festzusetzen, worauf manche geistvolle Mathematiker sie anschaulicher zu machen suchten. So groß übrigens die Verdienste Euler's in diesem Theile der Mathematik sind, so kann doch seine Vorstellung, die Differenziale als wirkliche Nullen zu betrachten, nicht zugelassen werden, wovon wir in vorliegendem Werke manche Hinweisungen haben. Auch kann die Ansicht Langsdorfs, gemäß welcher die Theilbarkeit der Größen nur bis auf gewisse Gränzen gehe, und daher nicht unendlich sei, keine Bedeutung gewinnen.

Das vorliegende Werk verfällt in sieben Abhandlungen, denen der Verfasser nach seinen bestimmten Ansichten eine durch den Inhalt einer jeden bedingte Aufeinanderfolge gegeben hat, die von der Anordnung dieses Gegenstandes in manchen Lehrbüchern abweicht. Wir können wegen Beschränktheit des Raumes in die näheren Erörterungen, weswegen wir mit der Zusammenstellung und Reihenfolge der abgehandelten Materien nicht ganz einverstanden sind, nicht eingehen. Die in der Vorrede angegebenen Gründe des Verfassers erscheinen uns als unhaltbar und nicht aus der Sache selbst gegriffen. Er will zwar kein allgemeines Werk über Differenzial- und Differenzenrechnung bearbeitet und eine systematische Zusammenstellung derselben gegeben haben, sondern er hatte es sich zum Vorwurfe gemacht, einzelne Materien dieser Wissenschaft herauszuheben und näher zu betrachten

Billigen wir auch diesen Zweck, so können wir unter Berücksichtigung des Wesens der Differenzen und Differenzialien, nicht für zweckmäßig halten, die gewöhnliche Ordnung umgekehrt zu finden. Der Grund, welchen der Verfasser für die Richtigkeit seiner Ansicht angiebt, ist nicht haltbar. Er will belehren, und jede Belehrung muß vom Einfachen zum Zusammengesetzten, zumal in der Mathematik übergehen. Er bringt freilich nur die Bearbeitung einzelner Zweige der Wissenschaft zur Sprache, und glaubt deswegen eine Ausnahme von der bevorstehenden Ordnung machen zu dürfen, mit der besonderen Bemerkung, daß die Resultate der früheren Abhandlungen den spätern als Basis zur weitern Benutzung dienten, und also die einzelnen Abhandlungen sich von selbst in die Ordnung, worin sie hier erscheinen, einreihten. Dieses ist jedoch nicht allgemein der Fall, und wir brauchen den Verfasser nicht auf Einzelheiten aufmerksam zu machen, um ihn in mehrfacher Beziehung vom Gegentheile zu überzeugen.

Was nun die Gegenstände der Abhandlungen selbst betrifft, so sind sie im Allgemeinen nicht neu, sind fast sämmtlich schon behandelt und in manchen Theilen deutlicher und einsichtsvoller dargestellt, als es hier geschieht. Daß der Verfasser seine Quellen, woraus er schöpfte, nicht genannt hat, dient ihm nicht zur besonderen Empfehlung; er hat nicht Ursache, dieselben mit Stillschweigen zu übergehen, und sich gleichsam als den alleinigen Bearbeiter darzustellen; oder das Publikum glauben zu machen, er habe aus keinem Werke geschöpft. Neulingen in der Wissenschaft möchte es so scheinen; allein Männern, welchen die Literatur der Mathematik bekannt ist, und welche, wenn freilich mit großen Unkosten sich die vorzüglichen Werke der Mathematik ankaufen, um mit den Fortschritten dieser Wissenschaft gleich fortzuschreiten, werden die Quellen des Verfassers nicht entgehen.

Damit die Leser dieser Blätter mit dem Inhalte dieses allerdings theuren Werkes bekannt werden, geben wir den Inhalt der Einleitung und sieben Abhandlungen, in welche es zerfällt, kurz an. Die Einleitung erstreckt sich von S. 1—69, und enthält lauter solche Gegenstände, welche auf die nachfolgenden Betrachtungen Bezug haben, nicht zum Wesen der letzteren gehören, sondern in ihnen als Anmerkungen hätten mitgetheilt werden müssen. Diese Einrichtung billigen wir, indem viele Störungen und Unterbrechungen des Zusammenhangs verhindert werden. Es hätten hier noch manche Darstellungen aufgenommen, manches Einzelne mehr vervollständigt, manches andere aber kürzer aufgefaßt werden können. Sie betrifft die Versetzungen und Verbindungen (die sogenannten Variationen begreift

er darunter), die Summirung der letzteren, die Differenziale einiger Funktionen, und die Rangordnung der verschiedenen Operationen der Arithmetik. Es hat uns hier die Bestimmung der Natur der 0, wenn sie als Faktor, oder Divisor mit anderen Größen in Verbindung tritt, besonders angesprochen, da wir bei sehr vielen Mathematikern keine feste Begründung finden.

Die erste Abhandlung beschäftiget sich mit der Anwendung der Differenzialrechnung der combinatorischen Analysis, welche als besonders geeignet erscheint, um das Polynom und Binom (warum der Verfasser hier die Sache umkehrt, ist nicht abzusehen) für positive und negative Exponenten und für gebrochene Funktionen, deren Zähler und Nenner in gleiche, oder verschiedene Potenzen erhoben werden sollen, schnell und sicher zu entwickeln. Die zweite Abhandlung hat die Methode, den Werth gebrochener Funktionen unter der Form $\frac{Fo}{fo}$, welche bisher gewöhnlich mit $\frac{0}{0}$ bezeichnet wurde, zu ihrem Gegenstande; es wird der Begriff dieser Form festgesetzt, der Unterschied zwischen identischen und nicht identischen Funktionen erörtert und manches recht deutlich und klar vorgestellt.

Die dritte Abhandlung beschäftiget sich mit der Summirung einiger Reihen durch Differenzialrechnung, mit Vereinfachung und Reducirung des Summenausdruckes im Allgemeinen und mit mehreren besonderen Ausdrücken; die vierte mit den Unterschieden der Funktionen, mit allgemeinen Bestimmungen für den Differenzen-Calkul, der Bedeutung verschiedener Zeichen, ersten Unterschieden einfacher Funktionen u. s. w. Die fünfte mit den Summen einfacher Funktionen, Erklärung des Summenausdruckes summirenden Gliedes, der Constante, welche hier eine würdigere Behandlung erhält, als in vielen Werken der Differenzial- und Integralrechnung, und mit drei besonderen Summirungsmethoden, welche eine besondere Beachtung verdienen; die sechste enthält Nachweisungen über Unterschiede und Summen zusammengesetzter Funktionen, und die siebente Darstellung der Unterschiede durch Differenziale.

Die Arbeit überhaupt ist mit vielem Fleiße unternommen und durchgeführt: wir wünschten sehr in das Einzelne so eingehen zu können, wie es z. B. in den heidelberger Jahrbüchern dem Verfasser gestattet zu sein scheint, wo er oft Recensionen von vier bis fünf Druckbogen liefert, um demselben in mehreren Beziehungen unsere Ansichten, welche mit den seinigen nicht übereinstimmen, mittheilen zu können, wovon er bei einer etwaigen zweiten Auflage unfehlbar Gebrauch machen würde. Sind auch manche Druckfehler verbessert, so finden sich doch noch viele, welche öfters den Sinn besonders stören und für mathematische Formeln nachtheilig einwirken. Druck und Papier verdienen übrigens alles Lob. V.

Mineralogie.

Versuch einer geognostischen Darstellung des Kupferschiefergebirges der Wetterau und des Spessarts, von Dr. A. Klipstein. Nebst einer geognostischen Karte und einer Profiltafel. Darmstadt. Leske. 1830. III S. Vorrede und Inhaltsverz. 112 S. Text in 8. broch.

Der als Geognost rühmlichst bekannte Herr Forstmeister Klipstein in Darmstadt legt uns in gegenwärtigem Schriftchen die Resultate vieljähriger Beobachtungsreisen vor. Diese Gabe ist für den Geognosten von dem größten Interesse, denn sie liefert uns ein treues, vergleichendes Bild des Kupferschiefergebirges in Landstrichen, wo man vorher an seine Gegenwart nicht gedacht hatte. Der Verfasser behandelt nicht nur aber diese Gebirgsart, sondern alle sie umgebende, das heißt die auf- und unterliegenden Formationen, nämlich den alten Sandstein (Rothtodtliegendes), den Zechstein, den Kupferschiefer, den mittleren Sandstein (bunten Sandstein) sammt allen untergeordneten Bildungen und Lagern.

Obgleich wir über manche der hier geschilderten lokalen Bildungen nicht uninteressante Beschreibungen von Humboldt, Leonhard, Gumpenberg u. a. besitzen, so hatte noch Niemand sie mit einander in Verbindung und vergleichend untersucht, was Klipstein hier mit um so größerer Sicherheit thun konnte, als er die ähnlichen sächsischen Formationen vorher bereist hatte. —

Die ganze Schrift ist mit logischer Ordnung, klar und mit sehr vielem Geiste abgefaßt. — Ein Recensent der leipziger Literaturzeitung, welcher dem Verfasser gleichfalls Gerechtigkeit widerfahren läßt, bemerkt demselben noch, daß das unter dem Kupferschiefer (Mergelschiefer) von Bieber vorkommende Grautodtliegende nicht mit dem Mansfeldischen Rothtodtliegenden (dem alten Sandsteine) paralell gesetzt werden dürfe; wir müssen dagegen bemerken, daß dies nicht nur schon gleichfalls von Humboldt und Buch geschehen ist, sondern, daß auch Klipstein durch den Nachweis der Identität und des Zusammenhanges des Zechsteins an der Nidda und Nidder und des nämlichen zwischen der Nidder und Semenbach und des von Haingrundau, unter dem das Rothtodtliegende das Liegende ist, hinlänglich diese Ansicht von der Paralelle des Roth- und Grautodtliegenden erwiesen habe, und daß er noch ausdrücklich bemerkt, die Abweichung der Farbe und des Korns der Geschiebe müsse als von der Localität abhängig angesehen werden. — Der Zechstein der Wetterau ist, wie sich Referent durch Autopsie überzeugt hat, vollkommen derselbe des Spessarts. Wir können aber anderseits, mit den fraglichen Gegenden und ihren Gebirgsformationen genau bekannt, die Frage nicht unterdrücken, warum Herr Klipstein nicht auch den von ihm genannten Zechstein von Kahl im Grund ebenso wie die der Wetterau näher beschrieben hat. Ist er vielleicht nicht dahin gekommen? und war ihm nicht bekannt, daß ausserdem der Zechstein mit dem Stinkstein, dem Rauhkalke und dem bituminösen Mergelschiefer, die alle auf Grautodtliegendem ruhen, auch noch an drei anderen Stellen des Spessarts in der Nähe von Aschaffenburg vorkommen, nämlich bei Eichenberg, Wenighößbach, Schweinheim, Aschaffenburg und Soden? Die Verfolgung dieses Zuges wäre um so wichtiger gewesen, als er gleichsam den andern Arm des Halbringes darstellt, welchen diese große Formation von Vilbel hinter Frankfurt über die Wetterau und den Spessart gegen das Mainthal hin macht. — Sehr wünschenswerth für die Theorie dieses interessanten Gebirgszuges wäre ein genaues Nivellement der Höhe, in welchen der Zechstein an den bunten Sandstein und das Liegende stößt, da aus ihm die directe Nachweisung über den Zusammenhang des jetzt in diesen Gegenden nur als Lappen vorkommenden Zechsteins mit einiger Sicherheit gezogen werden könnte. Referent, welcher früher schon eine ähnliche Arbeit begonnen hatte, die aber durch Entfernung aus der betreffenden Gegend unterbrochen wurde, sah mit Freude diese Arbeit von Klipstein bis auf die angegebnen Punkte vollendet. Wolle er nun noch vollends das Uebrige nachtragen. Wir machen ihn zugleich auf eine, obgleich arme Salzquelle bei Soden aufmerksam, durch welche er an die Quellen des bunten Sandsteins bei Orb, Salmünster ꝛc. erinnert wird. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 126.** 21. October 1831.

Wie die Köpeniker Untersuchungen geleitet wurden.

Wir gaben schon einen Beweis, welch interessantes Licht die Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten von Hofmann auf die Geschichte der Restaurationsepoche seit 1815 warfen. Wir geben noch einen Auszug aus dem höchst wichtigen Aufsatze: „Herr von Kamptz vor der öffentlichen Meinung. Da derselbe in Folge eines bekannten Briefes dieses vielbesprochnen Staatsmannes in der münchner politischen Zeitung geschrieben, zugleich auch die deutsche Tribune speziell aufgefordert wurde, davon Notiz zu nehmen, so wird ein Theil des Publikums im Allgemeinen bereits mit dessen Inhalt vertraut sein. Doch hat jede Zeitschrift ihren eigenthümlichen Lesekreis, und Thatsachen, wie die hier aufgezählten, können nicht weit und oft genug verbreitet werden: Herr von Kamptz hatte behauptet, die berüchtigten Köpeniker Untersuchungen seien mit größter „Humanität und Milde“ geleitet gewesen; worauf Hofmann aus seiner Vertheidigungsschrift unter Andrem folgendes auszieht:

„Der Parthei, welche politische Einheit in Deutschland predigte, trat im Jahre 1816 bei dem Streite über den Tugendbund eine andre gegenüber, die aller Begeisterung für Vaterland und Freiheit selbst da, wo das Staatsoberhaupt sie anerkannt und begünstigt hatte, geradezu Hohn sprach. Diese Partei wurde, als ihre Sache vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung verloren war, vom Staate in Schutz genommen, und in der Person ihres Verfechters durch Zeichen der Huld mehrerer Monarchen belohnt. Von da an hielt jene erste Parthei sich für die unterdrückte, und kämpfte gegen die Gewalt an, die sie in den Händen ihrer Gegner sah; sie wurde dadurch feindselig gesinnt gegen die bestehenden Autoritäten, denen sie früher, im Tugendbunde und im deutschen Bunde selbst gedient hatte: der Uebermuth und Argwohn der triumphirenden Gegner reizte sie noch mehr, indeß ist nicht zu verkennen, daß diese gereizte Stimmung Beleidigungen veranlaßte, wie z. B. die Verbrennung des von Kamptz'schen Gensdarmeriecodex bei der Wartburgfeier, wodurch beide Theile sich immer mehr kränkten und erbitterten.

Die Geschichte dieses Streites, so weit er öffentlich geführt wurde, weiter zu entwickeln, kann hier nicht Zweck sein; es genügt die Bemerkung, daß gerade in dem Staate, wo die Untersuchungen im Jahre 1819 bis 1824 am Eifrigsten betrieben wurden, jene Parthei am mächtigsten war, die derjenigen gegenüber stand, zu welcher man mich rechnete. Nimmt man hinzu, daß die öffentliche Meinung jener Parthei Männer zugesellt, in deren Händen sich die Leitung der wichtigsten Geschäfte befand, und deren Einfluß auf die letzte Untersuchung insbesondre unverkennbar und zum Theil aktenmäßig erwiesen ist, so muß diese Untersuchung, zum wenigsten in ihrem Fortgang und der Art ihrer Behandlung, größtentheils als das Werk einer Parthei erscheinen, die als solche nur um so er-

bitterter wurde, je weniger ihr, bei der größten Anstrengung gelang, aller ihrer Gegner, oder nur der verhaßtesten, wieder mächtig zu werden; und sollten Männer, welche Menschenrecht, Gemeingeist und Vaterlandsliebe offen und ungescheut für Thorheiten erklärt haben, allzu gewissenhaft gewesen sein, um die ihnen vom Staate anvertraute Gewalt mehr, oder weniger zu ihrem Partheizweck zu benutzen? —

Einstweilen erlaube ich mir als Beleg dazu anzuführen, was ein preußischer Staatsdiener, der königl. Regierungsrath Schade zu Berlin, als Vertheidiger des Robert Wesselhöft, unumwunden selbst vor Gericht ausgesprochen hat: Bei den Förmlichkeiten der Untersuchung ist zu erinnern, daß derselben zum offenbaren Nachtheil der Inculpaten eine entschiedne polizeiliche Richtung gegeben worden ist,« und ferner: es ist gegen die Vorschrift des §. 5 der Criminalordnung während der Untersuchung nichts für die Ausmittelung desjenigen geschehen, was die Inculpaten zu ihrer Verheidigung angeführt haben,« was er denn sofort durch schreiende Beispiele belegt. — Als ferner Beleg für den mächtigen Einfluß, welchen Partheihaß auf die Untersuchung hatte, darf ich die vorgefaßte Meinung von dem Dasein des angezeigten Verbrechens und der Schuld der einzelnen Bezüchtigten anführen; beide machten sich mit solchem Nachdrucke geltend, daß sie sogar bei der mainzer Commission Eingang fanden, und sie veranlaßt haben, der hiesigen Staatsregierung anzumuthen, daß sie mich zur Untersuchung und Bestrafung an Preußen ausliefern möge.

Noch greller tritt diese vorgefaßte Meinung in allen Aeusserungen der königl. preuß. Behörden hervor; alle, vom Minister des Innern und der Polizei, von Schickmann bis zum Inquirenten, Regierungsrath Krause, herab waren gleich von vorn herein darüber einig, daß ein Männerbund bestehe, und daß ich Mitglied desselben sei. Dem genannten Minister war dies schon am 25. August 1824 so wenig zweifelhaft, daß er sogar versicherte, ich hätte darin eine besonders ausgezeichnete Rolle gespielt, und am 9. September desselben Jahres dem großherzogl. Minister der auswärtigen Angelegenheiten eröffnen ließ: »daß der Major von Fehrentheil die Aussage des Müllers Salomon in Ansehung ihrer beiderseitigen Theilnahme am Männerbunde, und wegen der deshalb mit den Advocaten Hofmann und Candidaten Kahl gehabten Zusammenkunft vollkommen bestätigt habe,« obgleich von Fehrentheil weder damals, noch in der ganzen Untersuchung das Dasein eines Männerbundes noch seine Theilnahme daran zugestanden, und in seiner Aussage über meine angebliche Zusammenkunft mit ihm und Salomon, diesem letztern in allem wesentlichen gradezu widersprochen hat u. s. w.

Wie sehr auch der, unmittelbar mit der Leitung der ganzen Untersuchung beauftragte, von Kamptz, in jenen — Vorurtheilen (?) befangen gewesen, hat er am Auffallendsten in dem unten zu erzählenden psychologischen Gespräche mit dem Angeschuldigten Salomon an den Tag gelegt, wo er das Dasein eines Bundes, dessen Mitglied Salomon, von Fehrentheil und ich seien, als ganz ausgemacht voraussetzte, und durch diese — auf nichts beruhende — Voraussetzung sich zu solcher Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ, daß er sich hinsichtlich meiner Person die gemeinsten Schimpfworte erlaubte, und ähnliche Verunglimpfungen sogar in einem, an den Aktuar der großherzoglichen Hofcommission gerichteten Schreiben vom 22. April 1826, ja sogar in dem Dekrete wiederholt, worin er meine Ablieferung aus preußischer Haft verfügen mußte.

Da nun dieser Person die oberste Leitung anvertraut war, und namentlich die Commission zu Köpenick unmittelbar unter ihren Befehlen stand, so mußte natürlich jenes Vorurtheil auch auf diese einwirken; wenigstens glaubt das Oberlandesgericht zu Breslau in den Entscheidungsgründen zum Urtheil gegen Salomon, das Verfahren des Inquirenten, Regierungsrath Krause, ungeachtet einer von ihm versuchten Rechtfertigung desselben, nur damit entschuldigen zu können, daß er jener vorgefaßten Meinung zu viel Einfluß verstattet habe.

»Bei Behörden nun, denen alle Ruhe und Unbefangenheit so gänzlich abging, und welche überall als politische Gegner der Angeschuldigten auftraten, mußten jene irrigen Voraussetzungen über alle Gränzen richterlicher Pflichten hinaus zu gänzlicher Verkennung der Rechte der Angeschuldigten führen. Die Akten weisen aus, wie lange die preußischen Behörden mich meinem gesetzlichen Richter willkührlich entzogen, meine vom hessischen Hofgericht verfügte Zurücklieferung geradezu verweigert, dessen Commission den Zutritt zu mir unmöglich gemacht, ja sich sogar selbst eine Cognition darüber angemaßt haben, welche Eröffnungen mir dieselbe machen dürfe; und endlich setzten sie ihrem willkührlichen Zugreifen die Krone auf, indem sie die Abwesenheit des großherzoglichen Commissairs benutzten, um mich ohne Mitwirkung und ohne den Schutz desselben, in's Verhör zu nehmen. Der Versuch mißlang bekanntlich!« —

Die schreiende Gesetzwidrigkeit in dem Verfahren der Köpeniker Commission wird durch folgende einzelne Züge noch anschaulicher werden; sie enthalten zugleich eben so viele Beweise von »Humanität.« — Was in's Besondere Salomon's Aussagen betrifft, so erkennt das schlesische Oberlandesgericht in den gedachten Entscheidungsgründen ausdrücklich an, daß solche »von Salomon lediglich zu einer Zeit abgegeben worden, während welcher er in Tiefsinn versunken war, und — weil sich Inquirent von seinem festen Entschluß, nicht länger leben zu wollen, überzeugt hatte, — unausgesetzt bewacht werden mußte.« Da ein so hoher Grad von Trübsinn nicht leicht plötzlich entsteht, und das mehrgedachte psychologische Gespräch, wenn es auch die Veranlassung zum ersten heftigen Ausbruch geben

konnte, doch auf ein völlig gesundes Gemüth eher komisch und in keinem Falle so tief erschütternd eingewirkt haben konnte, so liegt in den, von dem schlesischen Oberlandesgericht aus vollständigen Akten geschöpften Thatsachen geradezu der Beweis, daß Salomons Gemüth schon lange vor jenem Versuche der Selbstentleibung krank, und sein Zustand von der Art gewesen sei, daß er leicht sein Gedächtniß verwirren, sein Urtheil über wahr und falsch leiten, sein Rechtsgefühl blenden, oder schwächen, und ihn zu unrichtigen Angaben, auch zum Nachtheil dritter, veranlassen konnte. Dies behauptet er auch ausdrücklich bei Gelegenheit seines Widerrufs, wo er wörtlich sagt:

Zu Anfang der gerichtlichen Verhöre, wo ich durch die schreckliche und foltermäßige Behandlung abgemartert, voll Kummer um meine arme verlassene Familie, so tief niedergebeugt worden war, habe ich mich selbst mehr für einen Verbrecher gehalten, als daß ich in der That einer bin, und daher meine grell und für mich nachtheilig hingestellten Begriffe und Worte. Ja ich war in dieser Stimmung oft dem Tode nahe.

Wie aber diese Stimmung und Richtung seines Gemüthes alsdann benutzt worden, ergiebt sich aus folgenden, wörtlich aus den Akten gezogenen Depositionen desselben! In der schriftlichen Erklärung vom 4. März 1824 sagt er: Ich konnte von vorn herein nicht hoffen, daß mir würde geglaubt werden, und zwar deshalb konnte ich es nach meiner Einsicht nicht hoffen — weil mir von vorn herein oft genug von Seiten der hohen Gerichtspersonen als dem Hofrath Falkenberg und dem Regierungsrath Krause

»auf den Amtseid das gerichtliche Ehrenwort im Namen Sr. Majestät des Königs und durch den Ausdruck: es könnten schlagblickende Beweise geführt werden, versichert wurde:

»man wisse schon alles besser, als ich es nur sagen könne, ja man könnte einen Automaten hinstellen, der würde die Untersuchung abmachen können, da alles so klar und deutlich vorläge.«

Ferner heißt es in der angeführten Erklärung:

»Schon im Jahr 1824 hatte mich der, bei der Untersuchung angestellte Krause auf sein amtliches Ehrenwort (d. h. auf seinen Amtseid) versichert, es sei alles, was zur Untersuchung gehöre, klar und auf das allerumständlichste heraus, und alle Personen, mit denen ich in dieser Sache in Berührung gekommen, hätten sich ausgesprochen — ich sei der einzige und letzte, der die Untersuchung sowohl für mich, als auch für die armen Mitbetheiligten hingehalten hätte, und nannte mir namentlich den Lieutenant Busch und den Advocaten Hofmann. Einige Zeit nach dieser Versicherung auf den Amtseid wurde ich aus dem Kerker vorgeführt, und es wurde mir gesagt, der Staat setze ein vorzügliches Vertrauen in mich — ich möchte doch den Lieutenant Busch überführen, er, der Busch, wolle sich durchaus nicht aussprechen. Nach Verlauf von beinah einem Jahr nach der Versicherung auf den Amtseid des Herrn Regierungsrath Krause wurde ich aus dem Kerker vorgeführt und mir bekannt gemacht — ich sollte den Hofmann aus Darmstadt überführen!« Hier denke man sich, wie ich vor einem solchen Inquirenten zurückgescheucht wurde. Diesen Schmerz, diesen in meiner Seele, welche allein Freiheit und Recht als ihren Lebensstoff mit der heißesten Liebe anerkennt; ich sage: diesen Seelengram, mich einem solchen Manne übergeben zu wissen, unter eines solchen Mannes Behandlung, wie ich hier frei und vor Gottes Angesicht beschreibe, unter einem solchen Manne, dem ich entsetzliche Unlauterkeit, entsetzliche Unwahrheit vorwerfen muß, zu leben — diese Pein vollkommen zu schildern, dafür habe ich keine Worte!

»Dies ist der wesentlichste Inhalt einer schriftlichen Erklärung, welche der unglückliche Salomon in den Tagen vom 27. Februar bis 1. März 1826 entwarf, und an diesem letztgenannten Tage dem Aktuar der Commission übergab, nachdem er deren bitterste gegen Krause unmittelbar gerichtete, Beschuldigungen im Verhör vom 11. Februar 1826, ihm selbst in's Angesicht gesagt, in seinem Beisein zu Protokoll diktirt hatte — u. s. w.«

Wir brechen hier ab, wiewohl Hofmann noch auf dreißig Druckseiten Belege von dem Verfahren bei diesen berüchtigten Untersuchungen giebt, in denen wir die Mäßigung der Sprache eben so bewundern, als das mitgetheilte Faktische selbst. — Wir bedauern, daß Jahn noch immer sich abhalten läßt, seine, zum Druck bereits fertige, Vertheidigungsschrift in seinem Prozeß dem Publikum zu übergeben, woran nur das feste Hängen an seinem Preußenthum, das er nicht compromittiren will, Schuld ist. Wie wir schon einmal bemerkt, die damals Mißhandelten sammeln auf sehr edle Weise feurige Kohlen auf den Häuptern ihrer Verfolger.

Wir bewundern überall den Edelmuth, wo er sich zeigt; aber einer, Feinden gegenüber, die, wenn sie die Gewalt haben, den Augenblick mit allem Uebermuth benützen, und kein Mittel scheuen, — wie selbst jetzt wieder seit der Katastrophe von Warschau sich zu zeigen beginnt, und wie es noch deutlicher zu Tage kommen wird — ein solcher Edelmuth scheint uns nichts weniger als am Orte.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Forstwissenschaft.

Forstliche Berichte und Miscellen. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, von J. Ch. Hundeshagen. 1stes Heft. Tübingen, bei Heinrich Laupp. 1830. Pr. 1 fl. 45 kr.

Der Zweck dieser Zeitschrift geht nach des Verfassers in der Vorrede mitgetheilter Ansicht dahin, alle Erscheinun-

gen und Verhandlungen des Tages in der forstlichen Literatur und Praxis nach ihrem engeren Zusammenhange und ihren Resultaten geordnet, und zugleich mit eigenen Beiträgen, Bemerkungen und Kritiken begleitet, in gedrängtem Umrisse zur Uebersicht und allgemeinen Kenntniß zu bringen, folglich für die Forstwissenschaft ein Repertorium zu begründen. Wir können dieses Vorhaben eines Mannes, dem nicht allein das Theoretische, sondern auch das Praktische des Forstwesens zu Gebote steht, nur willkommen heißen, da es für eine Wissenschaft, welche in ihren Theorien noch so viel Schwankendes und Unhaltbares hat, höchst nothwendig ist, den gehaltlosen Hypothesen immer mehr zu begegnen und sie mit haltbaren zu ersetzen. Erst seitdem man anfängt, die Naturwissenschaften in das Gebiet der wissenschaftlich neu constituirten Forstwissenschaft einzuführen, gelingt es dem Bestreben aufgeklärter Forstmänner, die früheren verderblichen Wirthschaftsmethoden, wahre Schleichwirthschaften, deren nachtheilige Wirkungen nur allmählig beseitigt werden können, mehr und mehr zu verdrängen und zureichender begründete an ihre Stelle zu bringen.

Herr Hundeshagen, von dem wir in diesen Blättern schon eine gehaltvolle Schrift angezeigt haben, *) gehört zu denjenigen würdigen Forstmännern, welche die Anwendung der Naturwissenschaften auf das Forstwesen immer mehr vervollkommnen, und namentlich die eigentliche Naturkunde in letzteres einführen. Derselbe hat dieses schon in mehreren Werken beurkundet, manche falsch begründete Theorien in ihrer Blöße dargestellt, das forstliche Publikum auf richtigere Ansichten gebracht und dadurch sehr viel genützt; aber auch durch seinen Egoismus zu sehr vielen Streitigkeiten Veranlassung gegeben, wodurch der guten Sache oft mehr geschadet, als genützt wird. Wir glaubten in diesem Hefte, worin sehr viele bestrittene Gegenstände vorkommen, dergleichen Heftigkeiten und absprechende Ansichten desselben zu finden, ersahen aber zu unserer großen Freude, daß Herr Hundeshagen jene Polemik vermeidet und stets bei der Sache bleibt. Spricht er auch über manche Gegenstände und Ansichten von ihnen sich mißbilligend aus, so geschieht es mit der erforderlichen Ruhe und Bescheidenheit.

Der erste Gegenstand, den er in vorliegendem Hefte behandelt, betrifft den Boden, das Klima und die Lage in wechselseitiger Wirkung auf die Vegetation, womit man sich in neuester Zeit mit sichtbarem Nutzen beschäftiget habe. Er drückt dabei den Wunsch aus, daß man den einen der Gegenstände nicht ganz getrennt vom anderen, sondern alle nach ihren engsten Wechselbeziehungen betrachten und behandeln möchte, wodurch Einseitigkeiten vermieden, und dem einen, oder anderen der Einflüsse auf die Vegetation nicht Wirkungen und Werthe beigelegt würden, welche derselbe in dem Maaße nicht besitze. Diesen Gegenstand haben wir in eben diesem Sinne schon seit mehreren Jahren verfolgt, wovon Herr Hundeshagen im Laufe seiner Nachweisungen des wechselseitigen Wirkungsverhältnisses zwischen Boden, Klima und Lage auf die Vegetation vielfache Erwähnung thut. Die Faktoren des Pflanzenproduktes sind ihm Boden und atmosphärische Meteore. Er betrachtet daher das Klima überhaupt, die Wirkung des Humus, den Einfluß der Erdstoffe, die eigentlich mineralische Kraft der Erdarten gleichsam als dynamische Wirkung ansehend und sich auf den Ausspruch Okens stützend, „die Pflanze ist das lebendig gewordene Erdreich,“ die Wirkung der Meteore; den Einfluß des Wassers, dem er, nicht nach unserer Ansicht, eine materielle Wirkung zuschreibt, die Wirkung der Wärme des Lichtes und der Luft, und leitet daraus die Abhängigkeit des Begriffes „Fruchtbarkeit“ ab.

*) Nr. 81.

Als Anhang giebt er noch eine tabellarische Uebersicht des wechselseitigen Zusammenwirkens und Verhaltens der einzelnen Bodenbestandtheile gegen einander in mechanischer, chemischer, elektrischer und dynamischer Beziehung und des Ernährungsverhaltens.

Diese Gegenstände gehören zu den wichtigsten des Forstwesens, ziehen uns sehr an und wurden von uns in zwei besonderen Aufsätzen: der Boden nach seinem ganzen Umfange, und die atmosphärische Luft nach ihren möglichen Beziehungen auf die Vegetation überhaupt genau betrachtet. Können wir in mehreren Ansichten mit Herrn Hundeshagen auch nicht übereinstimmen, so sind die Differenzen doch nicht zu groß. Unsere Ansichten zu beleuchten, gestattet der Raum dieser Blätter nicht.

Eine interessante Zusammenstellung von Thatsachen betrifft die Frage: Nehmen die geselligen Holzpflanzen auf den Gränzen ihrer Zonen und Regionen den Charakter der vereinzelten Gewächse an, womit noch zwei andere Abschnitte des Heftes in Verbindung treten, nämlich Zusammenstellung der Thatsachen über die natürliche Umwandlung der Wälder, oder die sogenannte Wanderung der Pflanzen, und das Akklimatisiren der Forstgewächse. Er sucht besonders die Nothwendigkeit und den Nutzen des sogenannten Wechselsystems in dem Waldbaue zu widerlegen, und beabsichtigt vorzugsweise, eine Anzahl ihm länger schon vorgelegener Thatsachen mitzutheilen, woraus ersichtlich werden dürfte, daß die Nothwendigkeit eines solchen Wechselsystems in der Forstwirthschaft sich nur in der Idee erhalten habe. Als das Hauptergebniß aller Nachweisungen scheint uns mit dem Verfasser hervorzugehen, daß die bisher bekannt gewordenen Umwandlungen des Holzbestandes der Wälder auf sehr einfachen und klaren Gründen beruhen, welche theils in dem Boden, theils in der Lage, theils in den klimatischen Verhältnissen, theils in den besonderen Eigenheiten der Holzpflanzen selbst gesucht werden müssen, und daß die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit des forstlichen Wechselsystems auf diese Umwandlungen durchaus nicht begründet werden können. Hierzu konnten den Verfasser blos seine naturwissenschaftliche Kenntnisse führen, ein Beweis, wie nothwendig ihr Studium für den Forstmann ist.

Ueber die Verbreitungsgränze des Torfes, die chemische Zusammensetzung des Holzkörpers und seines Gehaltes an fester Kohle, über das Neueste im Betriebe der Holzzucht und dem Forstkulturwesen, über das forstliche Gewerbswesen, den zeitlichen Stand der forstlichen Statik, über das Forstabschätzungswesen und die Staatsforstverwaltung werden in mehrfacher Beziehung sehr gehaltvolle Mittheilungen gemacht, welche dem wissenschaftlich gebildeten Forstmanne, an den man in unsrren Tagen sehr ausgedehnte Forderungen macht, sehr willkommen sind. Stimmt er auch mit dem Verfasser in manchen Ansichten nicht überein, so hat er doch in den Angaben eine sehr interessante Gelegenheit, die seinigen mit jenen zu vergleichen und sich stets gediegenere Kenntnisse zu erwerben.

Einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt der Verfasser den Humus und die von Sprengel mitgetheilten Untersuchungen. Er berührt die Thaerische Schule in Bezug auf die Landwirthschaft, da jene durch Einhofs und Crome's schätzbare Arbeiten sich große Verdienste erwarb, und giebt in gedrängter Kürze die bisher genommenen Begriffe und Ansichten, wodurch namentlich dem Forstwesen in Betreff des sogenannten Waldhumus und der Humussäure auf die verschiedenen Erden und die Vegetation eine wesentliche Unterstützung geleistet wird. Möge der Verfasser recht bald ein Heft folgen lassen, und darin sich noch mehr bemühen, von Egoismus und schriftstellerischen Streitigkeiten sich entfernt zu halten. P.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag. Nro. 127. 24. October 1831.

Ueber die Katastrophe in Polen und deren Bedeutung.

Durch den nunmehr bewerkstelligten Uebertritt des Rybinski'schen Corps und der edelsten Polen auf das Preußische, wie Rosycki's und der andren Leiter der Angelegenheiten während des Revolutionskrieges auf das österreichische Gebiet, ist die polnische Sache für diesmal als beendet anzusehen. — Diplomatische Vorspiegelungen, durch sie veranlaßte dreimonatliche, Unthätigkeit, welche bei solcher Aufregung der Gemüther nothwendig zu Streitereien und zur Uneinigkeit führen mußten, — und nur durch das Zögern vom 1. Juni bis 7. September, nicht durch Waffengewalt, hat Paskiewicz die Polen besiegt — veranlaßten den dritten Fall von Polen. — Doch die erste Ursache ist Preußens Benehmen. Nie hatte Diebitsch gewagt, was er gleich anfangs gekonnt hätte, in die Wojewodschaft Plozk zu dringen, und unterhalb Warschau's über die Weichsel zu gehen; ausdrücklich sagte noch Anfangs März selbst der preußische Oberstlieutenant von Willisen in seiner bekannten Kritik des Feldzugs bis zur Schlacht von Grochow: nie würde der russische Feldherr bei der ausgesprochenen Neutralität Preußens dorthin gehen können, weil er dann alle Verbindung mit Rußland, den Magazinen und den Depot's verlöre. Er that es auch nicht; — Beweis, daß, so lange er lebte, auf die Verpflegung der russischen Armee von Seiten Preußens nicht gezählt werden konnte. Darum war Skrzynecki's Plan auf Tycocin so groß, weil er den russischen General in die gefährliche Stellung lockte; das ahnete Niemand, daß Preußens Benehmen dieselbe Stellung zur vortheilhaftesten für seinen Nachfolger umwandeln werde. Aber eben durch den Zug nach Tycocin erschreckt und einen glücklichen Ausgang für die Polen befürchtend, änderte Preußen seine Stellung seit der Schlacht von Ostrolenka, ermuthigt zugleich durch die immer mehr hervortretende, Schüchternheit und Schwäche des französischen Cabinets; und hier liegt der wesentliche Punkt des Vorwurfs, den die Polen selbst und die französischen Polenfreunde den Ministern machen können; sie versuchten nicht einmal eine energische Demonstration nach dem Rheine zu, um Preußen von dieser Unterstützung der Russen abzubringen. Die Gewißheit dagegen, auf Oesterreichs Unterstützung nicht rechnen zu können, veranlaßte selbst das lange Zögern in des Diebitsch Operationen, als er nach der Schlacht bei Grochow oberhalb Warschau's übergehen wollte; denn daß die Weichsel zu passiren war, bewiesen Dwernicki und Sierawski im März zweimal.

Die Schuld der letzten Katastrophe indeß trägt allein der General Krukowiezki; wir wollen, wie jetzt so viele Polen thun, ihn so wenig, als früher den General Chlopicki der Verrätherei beschuldigen; aber auch er verlor, wie so viele Charaktere in der neuesten Zeit, die Energie, die ihn bisher in untergeordneten Posten ausgezeichnet, als er zu der Stelle gelangt war, nach

welcher sein Ehrgeitz vielleicht zu sehr gestrebt. Jenes unselige juste milieu, das — nicht, wie die Menge meint, die Clubbisten — immer in der polnischen Sache so viel Unheil anrichtete, hieß ihn von den drei, im letzten Kriegsrath vorgeschlagnen Plänen, den mittelsten, d. h. den schlechtesten wählen; und es sprachen für die andren doch die allergewichtigsten Autoritäten, die Krukowiecki hätte beobachten sollen. Der geschickteste praktische General Rybinski rieth mit Einigen zur Schlacht; ihr größter Ingenieur und Stratege Böhm zum Aufgeben Warschau's. Krukowiecki wählte die richtige Mitte, von beiden die Hälfte; halb Warschau zu behaupten, halb es zu verlassen; detachirte 20,000 Mann unter Romarino und Lubienski — und so fiel Alles. Ewig denkwürdig bleiben darum Rübigers Worte in der bekannten Zusammenkunft in Ilza mit Rosycki's Generalstabe: Si le corps du General Romarino était la, ç'aurait été le tombeau de l'Empire Russe. — Daß unter solchen Umständen nach der Katastrophe von Warschau an ein Zusammenwirken nicht mehr zu denken war, liegt am Tage. Wenn aber auch der polnische Kampf mit keinem solchen Knalleffekte endete, als man in Europa vermuthete, so endete er nichts desto weniger für die Nationalitäts- und Vaterlandsbegeisterung der Polen glorreich, und äusserst bedeutungsvoll in völker- und staatsrechtlicher Beziehung. Weder die Regierung, noch der Reichstag, noch die Armee, noch eine höhere Staatsbehörde, noch ein commandirender General hat sich unterworfen, oder die Autorität und das Recht der Russen anerkannt. Das Absetzungsdekret, die Erklärung der Wiedervereinigung des alten Polen, wie es 1772 gewesen, ist nicht zurückgenommen. Ausdrücklich erklärten der Generalissimus Malachowski und die Regierung von Modlin aus an den General Rosycki, der General Krukowiezki, der sich unterworfen, bekleide kein Amt mehr im Lande. Wie früher das Dwernizkische und das Gielgud'sche Corps, traten jetzt 35,000 Polen mit der Regierung, den Generalen und Edlen auf fremdes Gebiet, fliehend vor ihren Feinden, die mit Waffengewalt ihr Vaterland unterdrückt. Wer kann sagen, eine Demonstration, die 46,000 Männer — denn so viel polnische Truppen befinden sich jetzt auf fremdem Gebiet. *) — Nach einem achtmonatlichen Kampfe, der vielleicht eben so viel hingerafft, aus einer Bevölkerung von 4 Millionen Einwohnern im Angesicht Europa's thun, sei nicht eine nationelle, sei nur das Ergebniß einer aristokratischen Parthei? — Wer kann sagen, der Muth sei nicht größer, der Vaterland, Familie, Ehrenstellen, Vermögen, Eigenthum freiwillig verläßt, um unstätt auf der Erde die besondre Existenz des Volkes und Landes zu repräsentiren, als der Muth, welcher in einer letzten unnützen Verzweiflungsschlacht den, über alle Seelenleiden hinweghebenden, Tod gesucht hätte?

Wir wiederholen es: das Ende des polnischen Kampfes ist so bedeutungsvoll und folgenreich für die Zukunft, daß die Parthei, welche über den Fall Warschau's jubelnd, auf lange Zeit hinaus sich so gewaltig dünkt, um zu neuen Mißhandlungen des Geistes unsres Jahrhunderts zu rathen, sich die Sache mehr bedenken sollte. Die Völker haben in dem polnischen Kampfe das Walten der Vorsehung so deutlich zu erkennen glauben gelernt — daß sie selbst die, gegen alle Hoffnung, eingetretene Katastrophe, für einen Theil des Planes derselben halten, von der sie überzeugt sind, daß sie das Menschengeschlecht endlich zum Licht und zur Freiheit, und dann zum ungestörten Genuß derselben durch mancherlei Prüfungen führen wolle und werde.

Wir meinen, die Ultraparthei, die jetzt in ihrem Uebermuth wieder verwegner zu Werke geht, soll sich ihr Grab in der öffentlichen Meinung erst sicherer und tiefer graben, damit selbst überall das laue juste milieu von ihr abfalle — die Befürchtung von der, der Civilisation und Freiheit des Welttheils drohenden, Gefahr von Seiten Rußlands, an welche viele immer noch nicht glauben gewollt, soll erst allgemein und tiefer gefühlt werden, gefühlt soll werden, daß Polen wirklich die Schutzmauer Europa's ist, damit ihm die Völker kräftiger und mit der That, statt mit bloßem Wort,

*) Am 28. April trat nach Gallizien Dwernicki mit 5000 M.

	Transport	5000 M.
Am 20. Juni trat Gielgud auf preußisches Gebiet mit		2800 M.
Am 11. Juni trat Roland auf preußisches Gebiet mit		3200 M.
Am 17. September trat Romarino nach Gallizien mit		15,000 M.
Am 8. Oktober trat Rybinski nach Preußen mit		16,000 M.
Am 9. Oktober Rosycki nach Gallizien mit		4000 M.
	Summa	46,000 Mann.

zu seiner Wiedergeburt verhelfen, die es allein einmal gegen Rußland, Preußen und Oesterreich nicht erringen kann.

Seien wir mit der Ausbeute dieses Kampfes drum vorläufig immerhin zufrieden: es ist die, daß Polen wieder lebt im Herzen und in der Seele aller europäischer Völker, und daß, wenn einst nicht mehr die Fürsten allein das Schicksal des Welttheils bestimmen, es sicher eingesetzt werden wird auch körperlich; — daß der erste freie Reichstag des polnischen Volkes seit 1791 einstimmig den Russen jeden Schein von Recht auf irgend einen Winkel von Polen für immer entrissen; und es ist nur die Frage, ob nach dem Staats- und Völkerrecht des 19ten Jahrhunderts das Eroberungsrecht durch Waffengewalt, blos als solches, einen gültigen Besitztitel gegen die Stimme eines ganzen großen Volkes gewähren soll; — und daß endlich die jetzt aufkeimende Generation in Polen Erinnerungen in das Mannesalter hinübernimmt, wie die Geschichte noch keines Volks die Herzen der Söhne und Enkel mit so heiligem Enthusiasmus entflammen konnte. —

Spazier.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Forstwissenschaft.

Die Versumpfung der Wälder mit und ohne Torfmoorbildung und die Mittel zur Wiederbestockung derselben, mit besonderer Hinsicht auf den Schwarzwald, von Bühler, königl. würtemberg. Förster. Tübingen, bei Heinrich Laupp 1831. gr. 8. Pr. 1 fl. 12 kr.

Der Gegenstand dieser Schrift gehört für die meisten Staaten Deutschlands, namentlich für Würtemberg und Bayern zu den wichtigsten der Waldwirthschaft, indem darin eine Aufgabe zu lösen versucht wird, welche ihrem Wesen nach als eine Sache von höchster praktischer Wichtigkeit und dem vielseitigsten Interesse ist. Der Verfasser betrachtet die Sache von einem Gesichtspunkte, der nur als der allein richtige anzusehen ist; er begründet sie in der Natur, in den physischen und chemischen Beziehungen des Bodens, seiner Bestandtheile, Beschaffenheit und dem Einflusse der atmosphärischen Luft mit ihren wässerigen Bestandtheilen.

Er giebt einen allgemeinen Begriff der Versumpfung und der Bedingungen, unter welchen sie statt finden kann, deutet die Verhältnisse an, unter welchen die Versäurung und Vermoorung des Bodens vor sich geht, und wie aus diesen die große Verschiedenheit der Versumpfungen selbst hervorgeht, indem er die ersten Anfänge der Versaurung und die allmählige Bildung der Torfmoore genau bezeichnet, und aus physisch-chemischen Grundsätzen sachkundig nachweiset, wie selbst ohne Versaurung und Moorbildung Versumpfungen entstehen können. Ueberall hält er die geognostischen Verhältnisse der Erde und hauptsächlich ihre chemische Seite im Auge, und belegt seine Behauptungen mit Thatsachen und zureichenden Gründen aus der Naturwissenschaft.

Für die Verhältnisse der Versaurung und Vermoorung des Bodens und ihrer Verschiedenheit deutet er auf zwei von einander wesentlich verschiedene, sich entgegen stehende Reihen, die Kiesel- und Kalkreihe hin, die in verschiedenen weit aus einander gezogenen Zeitperioden ihrer Entstehung mehr, oder weniger deutlich hervorgerufen werden, und in den Gebirgsformationen der Ur- und Flötzzeit sich wiederholend nachweisen lassen, wie sich diese zwei Reihen durch alle Gebirgsformationen und ihre Perioden wieder finden und noch jetzt in der Bildung der Torfmoore, der Süßwasserkalke und der Korallenriffe als letzte und jüngste Glieder der Gebilde, hervortreten und wie sich namentlich ihre chemische Differenz am Mächtigsten im Contakte mit dem säuernden Principe ausdrückt. Der Verfasser spricht hier als Basis für sämmtliche Nachweisungen, welche er zur Lösung der Aufgabe zu geben für nothwendig hält, die Erfahrungssätze aus: daß die Kalkerde, während die Kieselerde als Repräsentant der Kieselreihe in den Säuren unauflöslich besteht, als Grundlage der Kalkreihe mit den Säuren in innigste Verbindung tritt und diese neutralisirt; daß wir die Torfmoore immer auf Sand- oder Thonlagen als Bestandtheile der Kieselreihe und nie unmittelbar auf Kalk finden, und daß endlich die Bildung der Torfmoore auf Gebirgslagen der Kalkreihe nichts anderes hindert und unmöglich macht, als das kaustische Princip, das in der Kalkreihe so mächtig hervortritt.

So sehr uns im Ganzen die Darstellung gefallen und angesprochen hat, so vermissen wir doch eine nähere Entwickelung obiger physisch-chemischer Wahrheiten, welche vorzüglich darin bestehen durfte, daß die verschiedenen Einwirkungen der Säuren auf die Kiesel- und Kalkerde gehörig hervorgehoben wurden. Die Kieselerde, als wesentlicher Bestandtheil aller, besonders der grasartigen Gewächse, ist wohl im Wasser schwer auflöslich, trägt aber doch zum Gedeihen der Pflanzen viel bei, und letztere nehmen sie im aufgelösten Zustande auf; sie macht den Hauptbestandtheil der meisten Bodenarten aus, und ist in Thontheilen gewöhnlich überwiegend enthalten. Hier hätte der Verfasser genauer nachweisen sollen, wie die Kieselerde in jenen Theilen als entweder chemisch rein, oder chemisch mit Wasser vereinigt, oder aufgelöst, in welchem sie sich am Leichtesten

mit der vorhandenen kohlensauren Talk- und Kalkerde verbindet, wobei Kohlensäure Gasgestalt annimmt. vorkommt und wie die Humussäure den Kieselkalk und Talk versetzt, woraus der im Wasser lösliche, pflanzennährende humussaure Kalk und Talk entsteht. Wir vermissen hier, wie in den nachfolgenden Erörterungen, besonders im zweiten Theile der Schrift, welche über die Mittel der Wiederbestockung versumpfter Wälder mit und ohne Torfbildung handelt, eine genaue Würdigung der Haupteigenschaften jener braunen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehenden Substanz, die Humussäure, welche für die Vegetation überhaupt, namentlich aber für die Waldvegetation, eine höchst wichtige Rolle spielt, und sich besonders dann, aus dem Humus, oder dem Pflanzenwesen bildet, wenn die atmosphärische Luft freien Zutritt hat.

Die Angaben der klimatischen, geognostischen und der Bodenverhältnisse, über die Waldvegetation die Beschreibung versauerter, vermoorter und versumpfter Flächen des Schwarzwaldes sind zwar local gehalten, haben aber doch ihre ausgedehnte Anwendung auf sehr viele Gegenden Bayerns, dessen Forstmännern wir diese Schrift nicht genug empfehlen können. Wir können unbedingt die Ueberzeugung aussprechen, daß keiner derselben, der es mit der Bewirthschaftung der Waldungen zu thun hat, dieselbe, ohne vielseitige Belehrung gefunden zu haben, lesen wird; dieser Gewinn wird besonders aus dem zweiten Theile der Schrift geschöpft.

Nachdem er mit großer Gewandtheit in der Behandlung des Gegenstandes die Möglichkeit des Gelingens angewendeter gewöhnlicher Mittel zur Wiederbestockung versumpfter Wälder nachgewiesen hat, erörtert er die dringende Nothwendigkeit und die zweckmäßigsten Mittel zur Einschränkung der stets wachsenden Verbreitung solcher versumpfter Flächen; zeigt, wie durch Entwässerung der in einem niederen Grade vermoorten und versumpften Waldflächen geholfen werden könne, wie der Boden zubereitet, die Holzarten zur Bestockung ausgewählt, die Ansaat und Verpflanzung vorgenommen werden müßten, und wirft dann einige Blicke auf die früher gemachten Culturen. Im letzten Abschnitte handelt er von den Vorsichtsmaaßregeln zur Verhinderung der Entstehung von Versaurungen und Versumpfungen, und von den Erhaltungsmitteln der getroffenen Maaßregeln gegen deren Verbreitung.

Bei den Nachweisungen über Versaurungen vermissen wir eine nähere Würdigung des kohlenartigen Humus, der sich besonders an der Oberfläche der Sandgegenden findet, des Erdharz- und Wachs enthaltenden, welcher sich in denjenigen Oberflächentheilen findet, der durch die Verwesung der Heiden, Erica vulgaris und Erica tetralis, entstanden ist, und besonders des sauren Humus, welcher sich gewöhnlich an solchen Orten findet, wo sich der Humus in großen Massen angehäuft hat, in Sümpfen und Mooren. Diese letztere Humusart, welche in Sandgegenden sehr häufig vorkömmt, indem ihnen die zur Neutralisation der Humussäure erforderlichen Basen, besonders die Kalk- und Talkerde, fehlen, hätte Herr Bühler vorzüglich im Auge halten, und ihre physische und chemische Beziehung mehrfacher beleuchten sollen, wodurch seine Schrift an überzeugenden Gründen noch weit mehr gewonnen haben würde. Uebrigens enthält sie eine sehr vielseitige Erörterung eines uns sehr interessirenden Gegenstandes, worüber wir schon manche Ansichten entwickelt haben.

V.

Cholera-Literatur.

Auch einige Worte über die ostindische Cholera und die sichersten, bis jetzt noch unbekannten Präservativ- und Heilmittel gegen dieselbe, nach den in Ostindien gemachten Erfahrungen des verstorbenen Schweizerarztes Ludwig Braun. Mitgetheilt von dem Freunde desselben Dr. Oesterlen, fürstl. hohenlohe-öhringenschen Leibmedicus. Stuttgart, in Commission der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1831. Broch. v. 36 S. Pr. 30 kr.

Voranstehende Mittheilung rührt dem Wesen nach von dem verstorbenen Dr. Braun her, welcher die Choleraepidemie in Malacca und Siam beobachtet hat. Wenn dieselbe von Dr. Oesterlen getreu gegeben wurde, so müssen wir sein Gedächtniß bewundern, welches eine so starke mündliche Mittheilung bis in's kleinste Detail wieder geben konnte. Im Wesentlichen besteht Braun's Methode der Behandlung in einem gleich anfänglich gereichten starken Brechmittel aus schwefelsaurem Zink, um die schädlichen Secreta in dem Magen zu entfernen, und dann aus starken, jedoch verhältnißmäßig seltenen Gaben von einer Digestion der Quassia mit Zinkvitriol und etwas aromatischer Tinctur. Als Getränke reicht er aromatische Aufgüsse, welche nur in kleinen Portionen lauwarm verabfolgt werden. Trinkern wird etwas süßer reiner Wein zugesetzt. Calomel verwirft er, nur dem Moschus läßt er sonst noch einige Kraft zukommen, aber in starken Gaben.

T.

Miscelle aus der bayer'schen Literargeschichte.

Zimmer, Lehrer der Philosophie in Landshut sammelt Bursche auf seiner Stube zum Politisiren, preist öffentlich, daß Ferdinand VII. die Inquisition wieder eingeführt, und fährt einen Widersprechenden wüthend an. (Salat über Stellung u. s. w. S. 530.) Der berühmte Bischof Sailer nennt darauf diesen Mann „einen tiefen Denker“ und versucht ihn wie einen der ersten Philosophen Deutschlands darzustellen.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner] und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch Nro. 128. 26. October 1831.

Ueber Rudhart's Rede vom Gewerbwesen in Bayern.

In allen geistigen, wie materiellen Angelegenheiten stehen sich in unsrer Zeit zwei Partheien heftig streitend gegenüber, die sich überall, und aus denselben Gründen begegnen, der Kampf des Absolutismus gegen den Liberalismus, oder besser des Aristokratismus gegen das Volksprinzip, des Privilegiensystems gegen das der natürlichen Freiheit — kurz dieselbe Sache unter den verschiedenartigsten Gestalten und Benennungen. Der Kampf greift in alle Zweige des öffentlichen, wissenschaftlichen, häuslichen, religiösen Lebens ein, und ist darum um so allgemeiner, und ist darum ein so unendbarer, und jeder Theil desselben hängt so an den andren gekettet, kann sein Schicksal nur zugleich mit dem der andren bestimmt erhalten, daß kein Vergleich, keine Pacification, kein Sieg auf der einen Seite ohne auf allen — daß nur der vollständige Sieg des einen, oder des andren Prinzips in allen Angelegenheiten dem Streit ein Ende machen kann. Er dauert zwar schon seit den Zeiten, wo das Feudalsystem auf seinen höchsten Gipfel gekommen, hie und da angegriffen ward, d. h. schon seit dem 14ten Jahrhundert — aber durch jene Jahrhunderte hindurch von der Freiheitsseite so vereinzelt und mit so ungleich schwachen Mitteln, daß das Streben auf dieser Seite fast nur mit dem Winden und Krümmen des getretnen Wurms vergleichbar ist. Erst mit der ersten französischen Revolution ward es ein geregelter gleicher Kampf, der mit jedem Jahre heftiger wird; jetzt erlitt das aristokratische Prinzip wenigstens hie und da eben so vollständige Niederlagen, als das gegentheilige; heut, nach 50 Jahren, ist der Kampf so allgemein geworden, daß man sich unsren Welttheil nur denken kann mit einer Bevölkerung, die mit geballten Fäusten in zwei Schaaren sich gegenüber steht; hier sich schlägt, dort sich rüstet, überall sich droht, wechselweis sich verfolgt, wieder weicht u. s. w. Doch scheint es fast, als sei die Parthei der Freiheit an Masse den Gegnern schon furchtbar über den Kopf gewachsen, wiewohl sich diese durch besseres Zusammenhalten, durch Benutzung der alten festen Burgen der Gewohnheit, des Vorurtheils, Aberglaubens noch gar hartnäckig wehrt, nur Zoll für Zoll den Feinden das Terrain einräumt, und immer wachsam, die Unvorsichtigen, oder Uneinigen von Zeit zu Zeit mit Vortheil überfällt und tödtlich verwundet. Und wunderbar genug sind es nicht immer dieselben Kämpfer, die in jeder Schlacht streiten, ja oft schlagen sich die hier einander in's Gesicht, die dort neben einander einen gemeinsamen Feind bekämpfen. Heut steht derselbe Mann zu den Bekämpfern des Adelsaristokratismus, der Morgen unter den Reihen der Handels- oder Gewerbsaristokraten gegen dasselbe Prinzip unter dieser Gestalt kämpft, das er gestern unter einer andren vertheidigt: und umgekehrt. Und grade diese Verwirrung der angeblichen Interessen, der Mangel an klarer Ueberzeugung, daß dasselbe Prinzip überall sich vorfindet, und

überall dieselbe eine Macht ist, die, wenn sie unter dieser Gestalt siegt, die Frucht des Sieges auf alle andre Gestalten überträgt, und, wenn sie hier unterliegt, auch dort einen Stoß bekömmt, und die also, wenn man sie auch nur an einer Stelle fördert, nirgends zu vertilgen ist — diese Verwirrung der Begriffe macht den Kampf eben so endlos.

Was die materiellen Interessen betrifft, so haben wir schon die Handelsaristokraten und Privilegien- und Mauthanhänger mit den Handelsvolkstribunen und Demagogen sich schlagen sehen; heut haben wir es mit den Partheien in der Industrie zu thun. Hier können wir die Verwaltung noch auffallender bemerken, indem selbst rein absolute Staaten, die sonst Aristokratismus überall pflegen und schützen, in gewerblicher Hinsicht der unbeschränktesten Demagogie huldigen, wie Preußen.

Der Gegenstand mußte besonders in der bayerschen Ständeversammlung zur Sprache kommen, und auch hier nimmt Rudhart, der sonst nichts weniger, als unbedingter Anhänger der Volksparthei ist, die vollkommenste Gewerbsfreiheit in Anspruch und das natürliche Recht. Wie überall, sage man was man will, Vernunft wie Erfahrung für die Sache der Freiheit spricht, so mußte es dem Redner leicht werden, bei seinen Kenntnissen zumal siegreich die Sache zu führen. Zu wünschen wäre nur gewesen, er hätte auf die Einwürfe der Gegner, die sich doch eben auch in Preußen selbst vernehmen lassen, mehr Rücksicht genommen.

Er entwickelt zuerst historisch die verschiednen Systeme, die bisher im Gewerbswesen festgehalten worden sind, mit ihren Motiven. Drei Systeme, sagt er, giebt es, nach welchen man die Gewerbe behandelt. Sie sind sämmtlich nicht von Staatsmännern, oder gar von Stubengelehrten erfunden worden, sondern sie hängen zusammen mit den öffentlichen und staatsbürgerlichen Einrichtungen der europäischen Staaten; daher sie denn alle drei verschiednen Zeiten angehören. Das erste System ist das der Zünfte. Es beruht auf der ursprünglichen Theilung der Arbeit, auf der ursprünglichen Spaltung der ganzen Nation in Gewerbtreibende und Ackerbauende; — in Stadt und Land. Die Blüthezeit dieses Systems — hervorgerufen durch besondere Umstände, fällt in eine Zeit, wo die Staatsgewalt noch nicht bis in's Einzelne der bürgerlichen Verhältnisse herabstieg, wo überhaupt die Aristokratien aller Art stärker hervortraten, wo die Einzelnen selbst zusammentraten, in Vereinen sich schützten und gemeinsame Maasregeln nahmen. — Das aristokratische Prinzip der Gewerbtreibenden verschwand, als die fürstliche Macht in Europa höher stieg, und, wie ehedem der Grundsatz geltend gemacht wurde, daß nur derjenige ein Gewerbe treiben kann, welcher von den Gewerbsvereinen zugelassen worden ist, so stellte nun der Fürst des Landes sich als den Beschützer der Freiheit dar, indem er die fürstliche Bewilligung gab, ein Gewerb zu treiben. Dieses System ist das Concessionssystem; hier übernahm es also die fürstliche Gewalt, indem sie unter dieser Form in der That eine Macht übte, die Freiheit der Gewerbe zu beschützen, und allmählig wurde es Grundsatz: „nur derjenige, der eine fürstliche, oder obrigkeitliche Erlaubniß nachweisen kann, hat das Recht, ein Gewerb zu treiben. — Schon vor der ersten Revolution fand man, daß die natürliche Freiheit des Menschen sowohl, als das Interesse der Industrie insbesondere erfordere, daß Jedermann, der ein gutes Sittenzeugniß für sich hat, ermächtigt sei, das Gewerbe zu ergreifen, wozu ihn Neigung und Verhältnisse antreiben, in so fern es nur der bürgerlichen Gesellschaft nicht schädlich ist. Es wurde daher als ein natürliches Recht ausgerufen, ein Gewerbe unter dieser Voraussetzung nach Belieben zu treiben, so, daß man dazu keine Concession, weder von Seite der Zunftberechtigten, noch von Seite der Regierung bedarf. — Dies System, das sogenannte Patentsystem, oder das System der Gewerbsfreiheit ist in allen Staaten herrschend geworden, wo die staatsbürgerliche Freiheit, mit welcher die natürliche eng verbunden ist, Wurzel im festen Grunde gefunden hat.

Das System der bayerschen Gesetzgebung gehört keinem von diesen drei Systemen rein an. Es ist zwar ein Conzessionensystem, jedoch mit der Erweiterung, daß 1) jedem, der die gesetzlichen Bedingungen, nämlich die Befähigungen zum Gewerbe und die Sicherung des Nahrungsstandes nachweisen kann, die Conzession nicht verweigert werden darf, und 2) daß viele Beschäftigungen, die zwar nicht in älterer Zeit, wohl aber in der neueren von einer Conzession abhängig gemacht wurden, als ganz freie Erwerbsart erklärt worden sind.

Der Redner erwähnt dann, wie laut und weit Klagen gegen die erweiterte Gewerbsfreiheit gehört worden sind, wie die Verarmung der Städte, Ueberfüllung u. s. w. ihr zur Last gelegt worden sind. Er

weist aber nach, daß, was an diesen Klagen wahr sei, den allgemeinen Zeitumständen, der, bei jedem neuen Gesetze unausbleiblichen, Folgen der Uebergangsperiode aus dem ältern in den neuern Zustand, endlich und besonders der äusserst mangelhaften Vollzugsinstruktion des Gesetzes, welche viele nothwendige Bedingungen desselben umgehe, zuzuschreiben sind. Hauptgegenstand seiner Rede ist sodann, seine Behauptung: vollkommne Gewerbsfreiheit gewähre den vollkommensten Zustand der Industrie, daß folglich jedes Gesetz, je mehr es sich diesem Ideale nähere, je ersprießlichere Folgen es auch habe, dadurch zu beweisen, daß durch das bayersche Gesetz, so viel Beschränkungen es auch noch habe, die bayersche Industrie gegen früher selbst in der bisherigen Uebergangsperiode einen großen Aufschwung erhalten habe; daß somit nichts verderblicher sei, als die gegebne Freiheit von Neuem zu beschränken; man müsse die segensreichen Folgen des Gesetzes, die jetzt nun erst vollständig eintreten würden, abwarten; und man werde, prophezeiht er, troß alles Gegenstrebens der vollkommenen Gewerbsfreiheit später, oder früher »nicht entgehen.«

Der interessanteste Theil der Rede ist nun die Nachweisung von dem Aufschwunge der Industrie in Bayern, ihren Leistungen und Etablissements seit dem Jahre 1825; Thatsachen, denen nicht zu widersprechen ist, die wir aber allen Statistikern und Vaterlandsfreunden empfehlen, da wir sie noch einmal hier aufzuführen, nicht Raum haben.

Ist die Cholera ansteckend, oder nicht?

Das ist jetzt die große Frage, welche alle Köpfe und Herzen quält, und die Jedermann mit Bestimmtheit und mit Beweisen überzeugend beantwortet wissen möchte. Denn das ärztliche Publikum ist jetzt in dieser Beziehung in einem solchen Widerspruche mit sich selbst, daß man zu der bedignirenden Vermuthung gelangt, der Aerzte bischen Wissen sei in die Luft gebaut, oder die Herrn hätten vor lauter Praxis ihre Principien verlernt. Man sollte glauben, das sei die erste Krankheit, welche sie zu beobachten hätten, und als buchstabirten sie noch an den Worten Epidemie, Miasma und Contagium. Da sollte einem fast das Vertrauen zu ihrer Kunst vergehen, und man versucht sein zu glauben, die Medicin sei nur eine Taschenspielerkunst, bei welcher, wie bei dieser, das nicht vom Spieler geschieht, was man als wirklich geschehend zu sehn glaubt, und wobei das Merkwürdigste das ist, daß uns am Ende das Geld aus der Tasche gespielt wird, aber nicht zum Scheine, sondern dies im Ernste.

Es ist fast unglaublich, daß die wiener und berliner Aerzte behaupten können, die Cholera sei keine ansteckende Krankheit, und sie lasse sich nicht durch Kordone, Absperrungen rc. abhalten. Daß sich selbst ein Hufeland für die Nicht-Contagiosität ausspricht, das sollte einigen Schein haben; allein man muß unter berliner Aerzten gewesen sein, um zu wissen, welcher Werth auf die Meinung dieses guten, uralten Mannes gelegt wird. Dagegen liegen die Glieder des obersten Medizinal-Collegiums einander in den Haaren; unter ihnen vertheidiget aber der scharfsinnige Rust die Contagiosität hartnäckig. In Wien war Stift, Leibarzt des Kaisers, von der entgegengesetzten Ansicht, und man muß wissen, daß Stift der medizinische Metternich in den kaiserl. königl. Staaten ist, der den medizinischen Glauben befiehlt.

Betrachten wir aber den strittigen Gegenstand beim offenen Lichte und ohne Brille, blos aus den Principien der Erfahrungsmedicin, und aus dem Zuge der Krankheit selbst. Zuerst zur Frage: welche Krankheit epidemisch zu nennen sei?

Epidemisch heißt eine Krankheit, welche einen bestimmten Landesstrich von gleicher physischen und atmosphärischen Beschaffenheit überzieht, oder in bestimmten Jahreszeiten regelmäßig erscheint. Letztere heißen Jahresepidemien und sind niemals ansteckend, sondern haben ihren Ursprung in Witterung, Feuchtigkeit, oder Trockenheit des Bodens, in Lebensart der Bewohner rc.; erstere kann ansteckend sein, oder auch blos miasmatisch. Eine in einer Gegend häufig und zu gleicher Zeit an vielen Orten und an verschiedenen Personen eines gewissen Alters erscheinende fieberhafte Krankheit von gleichem Hauptcharacter heißt miasmatisch, wenn sie ihren Ursprung in den durch die Witterung im Boden und der Erdoberfläche erzeugten Ausdünstungen hernimmt. Diese Ausdünstungsstoffe entstehen als krankheiterzeugend besonders nach nassen und nach sehr trockenen Jahren, denn beide haben eine eigenthümliche Gährung der überall über die Erdoberfläche abgesetzten vegetabilischen und animalischen Stoffe zur Folge, deren eigenthümliche Produkte sich in die Luft erheben, unsere Speisen berühren und von uns eingeathmet werden. Diese Stoffe sind es, die man luftartige Krankheitsstoffe (Miasmata) nennt. Die miasmatischen Krankheiten bleiben aber an dem Orte, wo sie erzeugt worden sind, wenn sie nicht im menschlichen Körper durch schädliche äussere Einflüsse und Verhältnisse einen neuen Stoff erzeugen, welcher als lebendiger Krankheitssaame (Contagium) sich über die Gränzen des miasmatischen Krankheitsherdes fortpflanzt. So entstand z. B. im Jahre 1826 nach dem heißen Jahre 1825 in den Marschländern von Holland und Friesland,

durch die eingeleitete Gährung der dortigen Moräste ein Faulfieber als epidemisch, welches die Gränzen dieser Länder nicht überscheitt; so zeigte sich der Frieselausschlag in dem bergumschlossenen Würzburg in dem Jahre 1821, und wurde als Epidemie, die sich jedoch nur zu anderen Krankheiten gesellte, durch vier Jahre stehend (stationär.) Doch wurden beide Krankheiten nicht ansteckend, weil keine ungünstigen Umstände zur Erzeugung des Ansteckungsstoffes vorhanden waren. Wären Krieg, Hunger, Ueberschwemmung ꝛc. hinzugekommen, so würde letzter sicher erzeugt worden sein, wie wir dies im Jahre 1813 und 1814 in den Gegenden sahen, wo die geschlagene französische Armee allen Entbehrungen, und dazu noch einer feuchten kalten Witterung ausgesetzt, ihre an Nervenfieber leidende Soldaten zurück ließ, und diese in elende Baraken, oder Hospitäler zusammengepreßt den ansteckenden Typhus erzeugten und verbreiteten. Die Pest wird in dem, regelmäßigen Ueberschwemmungen und darauf folgender Hitze ausgesetzten Nilthale Egyptens erzeugt, und pflanzt sich von da durch Ansteckung fort. Die Cholera wird an den niederen, sumpfigen Ufern des Ganges in Indien erzeugt; sie ist die indische, jene die egyptische Pest. (Forts. f.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Cholera-Literatur.

Die indische Cholera einzig und allein durch kaltes Wasser vertilgbar. Allen Regierungen, Aerzten und Nichtärzten zur Beherzigung. Vom Professor Dr. Oertel in Ansbach. Zweite verbesserte Auflage. Nürnberg, Druck und Verlag von Friedrich Campe. 1831. Broch. v. 20 S. in 4.

Ich kenne Herrn Professor Oertel nicht persönlich, will aber bei demselben den besten Eifer für das Wohl und Glück der Menschen voraussetzen, und mich nur an der Sache halten. — Man betrachte S. 1 folgenden Schluß des Verfassers: »die indische Cholera rückt heran. Die Aerzte sehen die Krankheit, sind ihr aber nicht Meister geworden. Der Dichter Euripides sagt: das Wasser schwemme alle Uebel von dem Menschen weg, und Pindaros sagt: das Beste ist das Wasser. Ich glaube demnach, daß man diese indische Cholera einzig und allein durch kaltes, frisches Wasser von der Menschheit wegschwemmen und im Wasser völlig ersäufen kann.« Wer diese Schlußfolge mit Herrn Oertel aus obigen Vordersätzen herausbringt, ist mir ein logischer Herenmeister. — Der Verfasser fährt fort: die von ihm wissenschaftlich ausgebildete Hydropathie (?) bewährt in seinen: alleeneuesten Wasserkuren, bestimmten ihn zu diesem Glauben. Nun aber ist Glaube nichts weiter, als Ueberzeugung aus subjectiven, also nicht aus der Sacherfahrung hervorgehenden, Gründen; nichts desto weniger folgert Herr Oertel neuerdings S. 2 pos. 7. Wenn demnach die Herrn Kunstärzte, nach Fehlschlagung aller Kunstmittel, nur noch guten Willen haben und sich des gemeinen Wassees nicht schämen; so kann ihnen, Keiner, gehörig mit frischem Wasser behandelt, an der Cholera sterben, wenn nicht etwa sonst ein organischer Fehler obwaltet. — Wer diese Folgeerung, diese kategorische Folgerung aus hypothetischen Prämissen klar einsieht, der kläre mich und meine Logik auf. Denn etwas anderes ist offenbare Erfahrung und Meinung, Muthmaßung. p. 8. Wer sagt Herrn Professor Oertel, die Cholera, die indische Cholera, und sei es auch nur die sporadische, europäische rühre von scharf gewordener Galle her? Alle Berichte der Augenzeugen stimmen überein, daß unter hundert Fällen kaum neun galliger Natur sind. Weiß denn Herr Oertel allein, was gallig ist? und wer berechtiget ihn zu behaupten, die Galle habe sich unter die anderen Säfte verkrochen? Caelius Aurelianus? Doch wer wird noch auf die Theorie der Alten gehen, die weder Anatomie, noch Physiologie kannten? S. 17 pos. 77. Gesteht der für das Wasser über Gebühr eingenommene Verfasser, daß bis jetzt noch keine Erfahrung über die Wirkung des kalten Wassers als Heilmittel bei der Cholera gemacht worden sei. Wie blind man im Vorurtheile sein kann, beweist Oertels Verwunderung darüber, daß die Municipalität von Warschau das Baden in der Weichsel während des Herrschens der Cholera verboten hat; sicher hat sie dies aus Gründen einer traurigen Erfahrung gethan. Endlich wodurch kamen die Bauern in Rußland, Gallizien, Ungarn, Preußen ꝛc. auf den Gedanken, die Brunnen seien vergiftet worden anders, als weil gemeinlich die Symptome der Cholera bei Angesteckten auf das Trinken frischen Wassers augenblicklich ausbrachen. So sagten die armen Leute in Preußen: Warum denn werden nur wir Wassertrinker vorzüglich krank, und ihr Vornehmen, die ihr Wein trinkt, werdet verschont? — Ich muß daher 1) wegen der hundertjährigen Erfahrung, daß bei jeder Art Durchfall das Trinken von kaltem Wasser das Uebel verschlimmert; 2) Weil die Curart des Herrn Oertel einerseits noch gar nicht erprobt und anderseits die Stimme aller erfahrner (mit der Cholera bekannter) Aerzte gegen das Wesen derselben ist, alle Menschen warnen, ohne die Billigung eines Arztes und ohne des Letzteren Verantwortung die Wasserkur gegen die Cholera nicht zu unternehmen. Endlich bin ich im Voraus überzeugt, daß die Regierungen auf den Aufruf des hier berufenen Herrn Verfassers (den wir aber wahrlich nicht dadurch zu kränken beabsichtigen) nicht hören werden. — In dem Zusatze, am Ende der Schrift, wird Hahn's Werk citiet und gesagt, das kalt Waschen befördere die Ausdünstung, weil man ja das kalt gewaschene Haupt, die Arme, oder Schenkel rauchen sehe; das ist ein physikalischer Schnitzer; denn 1) sieht man nur diesen feinen Wasserdampf bei einer Temperatur, die unter + 10° Reaum. steht und am stärksten unter 0° R.; 2) rührt derselbe nicht von vermehrter Ausdünstung her, sondern, weil das kalte Wasser (das Quellwasser hat in unseren Gegenden meist eine Temperatur von + 4° bis + 8° Reaum.) dem menschlichen Körper, der von + 28° bis + 30° R. warm ist, seine Wärme entzieht, und bei einer ihm inwohnenden Temperatur von + 20° R. schon dampft, wenn die Temperatur der Luft unter + 10° R. ist. Das kalte Wasser kann nach den unumstößlichen Gesetzen der Natur dem Körper keine Wärme ertheilen, sondern sie ihm nur entziehen.

Wir danken übrigens Herrn Professor Oertel für seinen menschenfreundlichen Eifer, und bitten ihn inständig mit seinen Wasserkuren nicht so hitzig zu sein; weil sonst auch einen einfallen könnte, die Erfahrungen zu sammeln, in welchen das kalte Wassee Unheil angerichtet hat, und so einen Anti-Oertel zu schreiben, was gar nichts Schweres wäre, je mehrere öffentliche Blätter schon Beiträge geliefert haben. — Druck und Papier der Schrift sind, wie sich von der Campe'schen Officin erwarten läßt, sehr schön, rein und korrekt. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 129.** 28. October 1831.

Die Furcht vor neuen, oder gereinigten Verfassungen.

Diese zeigen alle Staaten, deren Ministerien eine blinde Verehrung vor dem monarchischen Princip und vor der Stabilität mancher antisocialer Satzungen durch Gesetze, oder Herkommen zur Schau legen.

Der Deutsche hängt in der Regel am Gewohnten, ist voll Respect für seine Dynastie und seinen Adel, wenn beide Mäßigkeit in der Ausübung ihrer gesetzlichen Vorrechte zeigen; er denkt nicht daran, Beiden wesentlichen Abbruch ihrer Befugnisse anzumuthen, aber er möchte gerne mehr Thätigkeit für's Allgemeine und weniger für speciale Interessen den Ministerien seiner Monarchen und den Staaten seiner Republiken einimpfen. So bescheiden sind die Wünsche des deutschen Publikum im Allgemeinen.

An französische excentrische und übertriebene Freiheit denkt nur hie und da ein einzelner Kopf, der die stolzen Anmaaßungen mancher, aus dem Bürgerstande erhobener, Minister nicht kennt, von denen so Wenige wegen einseitiger Handlungsweise die Volksliebe erwarben. Die Ausnahmen waren nur sehr selten.

Manche Minister, welchen Neues in der Politik zu lernen ein Abscheu ist, haben freilich sehr Recht, die Verfassungen und die Landstände zu fürchten, die ihre Willkühr zähmen, und ihre Ehrfurcht vor dem idealischen historischen Recht bisweilen lächerlich finden werden. Menschen, die sie tief unter sich gestellt glaubten, kaum fähig hielten, ihre Schreiber zu werden, documentiren nun Ministern, daß sie von der Noth und den Bedürfnissen der Länder gar unklare Begriffe hatten, und am Ende langer Laufbahn sich an Uebelstände erinnern lassen müssen, die sie in ihrer Unwissenheit eben so wenig ahneten, als die oft leichten Mittel, einen verfallenen Nationalwohlstand zu heben. Vor nichts haben sie aber mehr Scheu, als vor einer freien Presse; kein einziges wahrhaft liberales politisches Blatt kann bisher in ganz Norddeutschland aufkommen, und selbst wenige politische Blätter Süddeutschlands haben eine tüchtige Haltung in Beleuchtung bestehender Staatsfehler. Betrachten wir mit freier Kritik die neuesten, im Unisono der Feudalstände mit den Regierungen geborenen, Verfassungen, z. B. die hannövrische und noch eine, oder andere, die sich der Leser beliebig hinzu denken mag; wie reich sind sie an Mängeln der älteren, d. h. seit 1815 gegebenen, Verfassungen, und wie sparsam nahmen sie daraus das Gute auf? Ein jeder, der Welt- und Geschäftskenntnisse hat, weiß, daß jede neue Verfassung eine radicale Umformung im Personal der ungelenkigen Beamten und der älteren unsocialen Gesetze bedarf; und dennoch jagt man selbst im ersten und zweiten Verfassungsjahr die Landstände, wie die Böcke aus der Merinos-Schaafheerde, nachdem sie ihren Sprung verrichtet haben, und wie wenig konnten sie in der kurzen Sitzzeit vollbringen, weil man Angst hat, daß sie von den vielen Gesetzen alter Ministerialweisheit gar wenig stehen lassen

und die Minister mit schärferer Lauge, als die unterthänigen Beamten beitzen werden? — Darum spricht man so viel vom Segen der Stabilität, da doch der verhunzte jetzige Socialzustand mit wenig Reichen und vielen Armen doch wohl eine andere Abgaben- und Rechtsdotation bedarf, jetzt, da jeder Bürger männlichen Geschlechts vier, oder sechs Jahre Soldat sein muß.

Wie zögern die Minister mit den Preßgesetzen, die freilich anders klingen müssen, als die Volks- und Schriftstellerschmähungen in den carlsbader Beschlüssen, oder in den Vernichtungsdecreten der damaligen Zeitblätter, die etwa die verderbliche, mit der Familie Rothschild beredeten, Finanzanleihen, und manche Hinterlist in den damaligen Verfassungen mit mehr Anstand und Wahrheit rügten, als jetzt das straßburger constitutionnelle Deutschland sich erlaubt. Wer hat dagegen etwas dawider, daß jeder Lügner bestraft wird, daß jeder Aufsatz einen angegebenen Verfasser, oder, im Redacteur, einen Vertreter haben muß! Welcher Deutsche von einiger Ehre und Bildung wird menschliche Schwächen der Monarchen und Minister ohne sonderlichen Einfluß auf's Volkswohl mit der hämischen Natur eines Figaro an den Pranger stellen, wie das constitutionnelle Deutschland, und würde es so häufig gelesen werden, wenn ein Pölitz und andre sogenannte Politiker ihre Schriften nicht so höchst mager ausstatteten und mit historischen, oft ungediegenen Rückblicken einiger Partheimänner ausfüllten? Indem man die inländische Publicität anfeindet, wächst die äussere, welche weit impertinenter ist! In unsern Tagen ist das Verbieten ungezogener Schriften eine Thorheit. Das Publikum wittert bald die Leidenschaftlichkeit und scheidet sie von der Gradheit aus. (Schluß folgt.)

Ist die Cholera ansteckend, oder nicht?

(Fortsetzung.)

Kein Arzt zweifelt, daß die egyptische Pest ansteckend sei; und doch verhält sich es mit dieser, wie mit der Cholera. Wäre die Pest von der Art, daß sie alle Menschen ergriffe und tödtete, die sich einem Pestkranken nähern, so wäre Egypten, Smyrna, Constantinopel längst ausgestorben Allein wer keine Disposition zu einer bestimmten ansteckenden Krankheit hat, bekommt sie nicht; so ist es mit der Pest, so mit dem Typhus, so mit der Cholera und allen ansteckenden Krankheiten, selbst sogar mit der Lustseuche, welche nicht fieberhaft ist. Es ist bekannt, daß Napoleon, als seine Armee in Egypten von der Pest befallen wurde, selbst das Hospital besuchte und Pestbeulen berührte, um seiner Armee die Furcht zu benehmen. Er hatte keine Disposition dazu; auch die meisten Aerzte dieser Expedition blieben trotz des beständigen Aufenthalts in den Lazarethen verschont. — Genug: seit wir die Schiffe aus Egypten in unseren Häfen in Quarantaine setzen, ist das christliche Europa von der Pest verschont. Noch mehr, diese gehet von Aleppo, wohin sie aus Egypten gebracht wird, nicht nach Persien, weil während des Zuges der Caravanen durch die arabische Wüste, die Angesteckten entweder erkrankend zurückbleiben, oder der Ansteckungsstoff dort vertilgt wird. So kam gleichfalls die Cholera aus Persien nicht auf direktem Wege nach Kleinasien und Constantinopel, sondern an letzteren Ort erst über Rußland, an erstern über das südliche Arabien vom persischen Meeresbusen her, und über Mekka mittelst der großen Pilgercaravanen — Wäre die Cholera epidemisch, läge sie in der Beschaffenheit der Luft, so hätte sie von Warschau in den ersten vier Wochen nach Breslau kommen müssen. Der preußische Cordon gegen Polen hatte die Cholera so lange aufgehalten, als Diebitsch noch bei Minsk stand und direkt nach Praga operirte; als aber Preußen mit der russischen Armee selbst in Berührung kam, da übersprang die Krankheit mit Leichtigkeit die Gränze, und zwar gerade an den Punkten, wo die Preußen mit den Russen in offenen Verkehr traten. In Oesterreich brach die Krankheit, in wenigen Tagen nach dem Eintritte des Dwernizkischen Corps aus. Daß ein Cordon in Oesterreich selbst die Krankheit aufhalten könne, kann kein Mensch glauben, der die Käuflichkeit von Zugeständnissen in diesem Lande kennt. Der Hauptbeweis für die Ansteckung liegt in dem Zuge der Krankheit. Wäre die Luft Ursache derselben, so müßten wir schon längst die Krankheit in ganz Deutschland haben; denn wir haben sechs Wochen lang den Wind aus den angesteckten Ländern gehabt, ohne daß die Krankheit auch nur ein wenig dadurch schneller vorwärts getrieben worden wäre. Es ist offenbar lächerlich, die Krankheit als epidemisch, oder rein miasmatisch zu betrachten, wie es die Wiener thun; denn, mehrere Wochen war die Krankheit in der Stadt, ehe sie in die Vorstädte kam, und von da brauchte sie wieder vierzehn Tage, um in die nächsten Dörfer zu kommen. Wäre die Luft Ursache, so müßte sie überall dort zugleich ausgebrochen sein: das ist aber nicht der Fall. — Der Zug der Cholera, das heißt die Fortpflanzung und Uebertragung derselben von einem Orte zum andern folgt offenbar den Handels-, Heer- und Hauptstrassen. So gelangte sie in der neuesten Zeit von Berlin auf der großen Strasse nach dem Westen nach Magdeburg, so auf der Handelsstrasse nach Hamburg. Man werfe nur einen Blick auf die Charte von Deutschland, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. — Hat sich nicht österreichisch Schlesien bis jetzt von der Krankheit

durch einen Cordon frei gehalten? Trat die Krankheit nicht zuerst in Thorn und Danzig auf? Brachten sie nicht die russischen und preußischen Officiere von Polen nach Posen? Reiste sie nicht auf der direkten Heerstraſse von da nach Frankfurt an der Oder? Wie schön zog sie zugleich auf der Land- und Wasserstrasse (der Spree mittelst des Canals) nach Berlin! — Nein, das heißt man der Sonne das Licht abläugnen wollen, wenn man behauptet, die Wahrheit, diese offenbare Wahrheit der Verbreitung durch Ansteckung, sei Unwahrheit. Freilich, da einmal Wien und Berlin befallen sind, so will man doch dem übrigen Deutschlande auch noch das traurige Vergnügen gönnen, die Bekanntschaft mit der Cholera zu machen. Die guten Wiener und Berliner wollen uns beruhigen und uns weiß machen, die Krankheit sei nicht ansteckend, und man könne sie nicht abhalten. Leider sind die Träume von der Milderung der Krankheit in ihrem westlichen Zuge, die Vorspiegelung der Wiener, daß sie in München eine ganz gewöhnliche Krankheit sein werde rc. falsch, denn obgleich München auf einer Höhe von 1445 Fuß über dem Meere liegt, so wird sie doch eintreffen, da sie schon Höhen von 6000 Fuß überstiegen hat. Der kommende Winter wird sie sicher etwas mäßigen, besonders wenn er trocken kalt werden sollte; allein vernichten wird er sie nicht, wie er es weder in Rußland, noch in Polen vermochte. Im Gegentheile das feuchte Frühjahr ist im Stande, die Krankheit neuerdings zu stärken.

Doch, wird man mir entgegenrufen, du jagst uns wieder die Furcht ein, die wir kaum erst voll guter Hoffnung fahren gelassen hatten. Ich erwiedere: höret mich ganz! — Entweder ihr glaubt, die Cholera sei nicht ansteckend und überlasset euch dann dem Schicksale, oder ihr glaubt sie sei ansteckend, und bauet alsdann der Ansteckung vor. Im ersten Falle ist aller Cordon überflüßig. Ich habe aber gezeigt, daß die Cholera ansteckend sei, und ihr habt nun die Wahl sie zu wollen, oder vollkommen abzuschneiden. Ich höre aber sogleich mehrere Einwürfe mir entgegenstellen, die ich erst noch zu widerlegen habe, ehe ich weiter schreite.

Man sagt, die Cholera überspringt Cordone. Ich antworte: Allerdings! — Sie überspringt aber die Cordone nur dann, 1) wenn diese unzweckmäßig angelegt sind, 2) wenn sie ferner ihrer inneren Moralität nach nichts taugen. — Wie ist dies zu verstehen? Einfach so: Sie sind unzweckmäßig angelegt, wenn sie nicht eine natürliche Gränze, ein Gebirg, einen Fluß, See, Wald rc. zur Stütze haben und die Ortschaften der gegenseitigen Gränze nicht wenigstens zwei Stunden aus einander liegen, denn es ist eine Erfahrungswahrheit, daß, wenn einmal in einer Stadt, in einem Orte eine fieberhafte ansteckende Krankheit ausgebrochen ist, das Sperren der Häuser nichts mehr nutzt, und daß die Luft alsdann, jedoch nur im Umkreise einer Stunde bei feuchter Luft und niedrigem, und im Umkreise einer halben Stunde, bei hohem Barometerstande und trockener Luft, selbst Träger des Ansteckungsstoffes wird; darüber hinaus aber so mit reiner Luft vermischt und der Stoff so verdünnt wird, daß sie weiter nicht mehr schaden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Formenlehre.

Die Anfangsgründe der Formenlehre für den wissenschaftlichen und Elementarunterricht, für Lehrer an Volksschulen, bearbeitet v. W. Hesse. Zwei Theile mit zehn Steintafeln. Mainz, bei Florian Kupferberg. 1831. Pr. 3 fl.

Der Unterricht in der Formenlehre an Volksschulen gehört unfehlbar zu den wichtigsten, und für die geistige Bildung einflußreichsten Lehrgegenständen, wenn derselbe mit erforderlicher Gewandtheit populär gegeben wird. Der Verfasser scheint von dieser Wichtigkeit vollkommen überzeugt zu sein und die Anwendung für das bürgerliche Leben zu kennen. Es scheint ihn bei Bearbeitung dieser Anfangsgründe vorzüglich der Gedanke geleitet zu haben, daß der pädagogische Gesichtspunkt, unter welchem die Formenlehre betrachtet und gelehrt werden soll, von dem rein wissenschaftlichen zu unterscheiden sei; ersterer müsse den Zögling in seinen verschiedenen geistigen Entwickelungsperioden stets vor Augen haben; letzterer betreffe mehr den Lehrer, der den zu behandelnden Gegenstand von seiner wissenschaftlichen Seite klar aufgefaßt haben müßte. Der Verfasser sucht in vorliegendem Werke beide Gesichtspunkte zu vereinigen, und folgte bei der Darstellung der wissenschaftlichen Anfangsgründe der Formenlehre der Methode von Professor Schweins in Heidelberg. Er hat sich aber sehr geirrt in dem Glauben, daß die Behandlung der Geometrie durch Schweins den Anforderungen, welche die Pädagogik an diese Wissenschaft zu machen berechtiget ist, am meisten entspreche, und scheint hierdurch beweisen zu haben, daß ihm das mathematische, namentlich geometrische, Gebiet und seine Literatur ziemlich fremd ist. Schweins hat weder den Anforderungen der Pädagogik, noch denen der Wissenschaft entsprochen, worüber wir jedoch mit Hesse hier nicht rechten können.

Herr Hesse geht von der sogenannten Anschauung geometrischer Größen aus, und glaubt mit Recht, daß ein Lehrer, welchem dieser Unterrichtsgegenstand noch völlig unbekannt sei, zuerst die Formanschauung und dann die Formenlehre studieren müsse. Das Werk zerfällt in zwei Theile, deren erster, in zwei Abtheilungen, die Anfangsgründe der

ebenen und körperlichen Geometrie, und zugleich deren Anwendung auf den Elementarunterricht in Volksschulen, und der zweite eine Sammlung von Aufgaben über die Verwandlung und Theilung der Figuren, die Anfangsgründe der Feldmeßkunst und des Nivellirens enthält.

Weder in pädagogischer, noch wissenschaftlicher Beziehung hat der Verfasser seinen Zweck erreicht und etwas geliefert, was die Aufmerksamkeit des lernenden und lehrenden Publikums verdiente. Was ihn z. B. bewogen haben kann, mit den wissenschaftlichen Untersuchungen anzufangen und die Anschauung der geometrischen Größen nach ihnen folgen zu lassen, ist gar nicht abzusehen. Diese Umkehrung ist ein grober pädagogischer Fehler, da auf einer richtigen Anschauung der Größen ein großer Theil der Lehren und Wahrheiten beruht. Nehmen wir nur die Lehre von den Parallellinien, von der Congruenz der Dreiecke ꝛc., so finden wir, wie wichtig die Anschauung ist. Dann beruht die graphische Darstellung der Figuren fast allein auf einer richtigen Anschauung, ohne welche die wissenschaftliche Seite der Geometrie für Volksschulen durchaus nicht zu betreiben ist. In wissenschaftlicher Beziehung vermißt man, wie bei Schweins System der Geometrie, die eigentlich mathematische Methode, welche aus genauen und bestimmten Erklärungen Grundsätze ableitet, Lehrsätze beweist und aus diesen Folgerungen zieht; durch eine genaue Befolgung derselben kann erst die Mathematik wissenschaftlich behandelt werden; ohne sie geht der Vortrag in eine leere Wortmacherei über.

Die Lehre von den Parallelen ist höchst dürftig und unzureichend behandelt, wodurch weder ein Volksschullehrer, noch weniger ein Schüler desselben einen richtigen Ueberblick von der Sache erhält. Daß man für das rechtwinkelige Dreieck nicht Hypothenuse, sondern Hypotenuse schreibt, sollte Herr Hesse doch wissen; freilich schreibt auch sein Geleitsmann, Herr Schweins also. Die Wahrheiten vom Dreiecke, seinen Linien und Winkeln sind sehr verworren vorgetragen; der Uebergang vom Einfachen zum Zusammengesetzten, eine der wichtigsten Forderungen der Pädagogik, wird überall vermißt. Schädlich und nachtheilig für ein leichtes Begreifen der Wahrheiten wirkt eine äusserst unlogische Anordnung des Gegenstandes. Ganz mißlungen ist die Darstellung von der Congruenz der Dreiecke und ihrer Aehnlichkeit; letztere ermangelt des zureichenden Grundes, ohne welchen dem Lernenden die Sache stets unverständlich bleibt.

Nicht zu entschuldigen ist der Verfasser darin, daß er die eigentlichen Linien- und Winkelverhältnisse der geometrischen Größen nicht von den Flächenverhältnissen trennt, Alles chaotisch unter einander wirft und dadurch sehr grob gegen die Pädagogik verstößt. Die Vergleichung der Flächen geometrischer Größen beruht doch allerdings auf einer genauen Kenntniß aller longimetrischen und planimetrischen Beziehungen, und doch wird von Gleichheit der Flächen gesprochen, ohne daß der Lernende die Elemente derselben und ihre Darstellung kennt. Versündigt hat sich aber der Verfasser an der Volksschule und dem Volksschullehrer, indem er beiden zumuthet, oft sehr verwickelte planimetrische Wahrheiten lesen zu müssen, die sie nie verstehen werden. Derselbe beweist hierdurch, daß er die Bedürfnisse der Volksschulen, auch in ihrem höchsten Aufschwunge, gar nicht kennt.

Nachdem er in einem wahren Flickwerke geometrische Wahrheiten dargestellt, d. h. aus Schweins System diese abgeschrieben hatte, kömmt er auf eine Darstellung derselben in der Anwendung auf Volksschulen. Wie sehr auch besonders die Geometrie geeignet ist, den Verstand und das Nachdenken im Knabenalter zu üben und zu schärfen, wenn sie zweckmäßig betrieben wird, so ist von einer Behandlung in der Art, wie es hier geschieht, durchaus nichts zu erwarten. Hätte der Verfasser die Formen- und Raumlehre für Volksschulen von Muhl, Friedleben und Anderen berücksichtigt, so würde er nicht zum Entschlusse gekommen sein, seine Arbeit dem Drucke zu übergeben; er würde sie ganz umgearbeitet und vielleicht mehr Verdienst sich erworben haben. Die Flächenlehre, worauf die Körperlehre beruht, ist sehr dürftig behandelt, und doch kommen in Bezug auf letztere viele Aufgaben vor, welche nur derjenige auflösen kann, der die Elemente der Mathematik genau kennt. Dahin gehören mehrere den abgekürzten Kegel, die Kugel und regelmäßigen Körper betreffenden Aufgaben.

Der Verfasser wollte, wie es scheint, ein Lehrbuch der Geometrie und eine geometrische Anschauungslehre schreiben, hat aber bewiesen, daß er des zu behandelnden Stoffes nicht mächtig ist. Abschreiben ist eine leichte Sache; dieses that der Verfasser im wissenschaftlichen Theile seines Werkes; aber eine geistige Verarbeitung und populäre Darstellung für Volksschulen, ist eine schwere Aufgabe, welche er nicht zu lösen vermochte, und deswegen er weder in pädagogischer, noch wissenschaftlicher Hinsicht sich einiges Verdienst erwarb. Druck und Papier sind sehr gut. Niemand aber wird eine so unbedeutende Arbeit um so hohen Preis kaufen.

P.

Poesie.

Napoleons Bildsäule; Jahresfeier des fünften Mai, von Barthélemy. Metrisch übersetzt und mit einem Anhange begleitet, von August Schäfer. Mit dem französischen Originale zur Seite. Stuttgart. Friedr. Henne. 1831. Broch. von 31 S. in 8. Pr. 30 kr.

Wir finden hier eine gute Uebersetzung einer schlechten, auf die deutschen „Barbaren“ schimpfend sich richtenden Dichtung des beliebten französischen Volksdichters Barthélemy. Er speit giftige Verse auf die Deutschen, welche als Sieger in Paris das Standbild Napoleons, seines Abgottes von der erzenen Vandôme-Säule herabgerissen haben. — Der Anhang von Schäfer sagt dem Herrn Barthélemy, er möge sein Talent auf einen edleren Stoff, als auf das Lob des Despoten wenden. — Warum hat denn Herr Schäfer sein Talent nicht auch auf etwas edleres, etwas Deutsches verwendet?

T.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 130. 31. October 1831.

Die Furcht vor neuen, oder gereinigten Verfassungen.

(Schluß.)

In keinem Staate feindet die freie Presse einen Monarchen so an, als in den Freistaaten Nordamerikas den Präsidenten der Republik, und die Kandidaten zu dieser und zu der Statthalterwürde in den einzelnen Staaten. Geht aber darum der Staat unter? und wählte man nicht eben daher bisher noch niemals einen Pinsel zum Präsidenten, oder Statthalter; wenn man später eine Portion Leidenschaftlichkeit wahrnahm, so wählte man einen solchen Herren nicht wieder, und wie volksthümlich verwendet diese Regierung ihre Steuern, ohne Spende für Aesthetik, oder Philologie, that aber desto mehr für Elementarschulen und nützliche Wissenschaften?

Keine Verfassung bindet den thätigen Fürsten im Guten, was er vollbringen will, als wenn in den Landständen noch zu viel feudales Gift eingeschmuggelt blieb. Vieles aus dem Mittelalter trägt die Spuren der Willkühr, des Aberglaubens und der Menschenunterdrückung in den untern Klassen.

Ich weiß sehr wohl, daß ein Zeitalter alle diese Sünden nicht auszutilgen vermag, aber die absichtliche Einstreuung mancher Reste in den neuen Verfassungen selbst, als Leiter zum Glücke der Völker, diese sollte nicht mehr vorkommen, und jeder Politiker sich des Hallerianismus schämen, daß keine Regierung ihr Volk glücklich machen könne. Sie vermag dies gewiß nicht alleine, aber sehr Vieles vermag sie. Seitdem in Norddeutschland die Purificationssucht der Verfassungen erwachte, wird gewiß in S—n, in B—g u. s. w. von den Oberbeamten sehr viel besser verwaltet, und die Sehnsucht nach Purification schweigt bei jeder Anstrengung sichtbarer Landesväterlichkeit, besonders in den kleinen deutschen Staaten, welche freilich durch nachläßige Verwaltungen viel mehr, als die größern leiden, und fähige Beamte mit redlichem Willen für's Volk zu wirken, werden sich dort selten zum Abdanken entschließen, oder Absetzungen erfahren. Dieses Wirken für's Volk kann sehr häufig mit dem fiskalischen Kameraleinkommen und dessen Steigen durch Vererbpachtung und Frohndauflösung und allmähliger Vermehrung der kleinen Landstellen verbunden werden, wie die Figur in mehreren preußischen Regierungsbezirken, und noch mehr im mecklenburg-schwerinschen zeigt, wo der Inländer kaum davon redet, aber der Ausländer bei Vergleichung mit andern Rentekammern und deren Praxis, den Herren der Kammern in Schwerin und Strelitz die Palme ausgezeichneter Talente in Verknüpfung des fiskalischen und des Volksinteresses darreichen muß. Hoffentlich wird auch bald in Hannover ein gleicher Geist wehen. Freilich mag auch theoretisch in Mecklenburg die Verfassung großer Verbesserungen bedürfen, aber die Ministerien betragen sich so weise, daß man zweifeln darf, ob im Ganzen nach den gedachten Verbesserungen das

Volk besser daran wäre, als heute. Das Geheimniß liegt darin, daß sie nicht blos durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Frohnden u. s. w., die eine Last für die Kammern und Gutsherren geworden war, für den Guts- und Landesherren gewinnen, sondern auch den Nationalwohlstand verbessern wollten. Dies Letztere haben sie gethan ohne Aufforderung der Landstände.

In jedem Verfassungsstaat behält der beschränkteste Monarch:

A. seine Domaine, oder eine gewiß hinreichende Civilliste,
B. die Ernennung aller Civil-, Militair- und fast aller Kirchen- und Schul-Staatsbeamten,
C. die Gesetzvollziehung,
D. die Vertretung des Volks im Auslande, wenn auch mit weniger Kosten, als bisher,
E. das Recht, daß ohne seine Einwilligung kein altes Gesetz abgeschafft, oder ein neues gegeben werden kann,
F. das Recht, eine widerspenstig scheinende Kammer aufzulösen.

Das alles sollte dem irgend genügsamen Monarchen zur Sphäre seiner und seiner Minister Thätigkeit nicht genügen, bei der großen Sicherheit, nicht so oft Leben und Thron bei Revolutionen gefährdet zu sehen, als in Autokratien? Rüder.

Ist die Cholera ansteckend, oder nicht?

(Fortsetzung.)

Es müssen also alle Gränzorte, welche den gegenseitigen zu nahe liegen, ausserhalb des Cordons fallen. Liegen Gränzorte an den Ufern eines Flusses einander gerade gegenüber, so müssen auch diese ausserhalb der Cordonlinien fallen. Breite Seen und Wälder zersetzen im Sommer besonders, und zum Theile auch im Winter die Ansteckungsstoffe in der Luft. Die Contumaz-, Reinigungs- und übrigen Quarantaineanstalten müssen wenigstens eine Stunde von dem ersten Gränzorte innerhalb der Linie, oder an dem ersten Gränzorte ausserhalb der Linie liegen, sonst werden sie selbst der giftigste Ansteckungsherd. Der Cordon muß an Punkten, an welchen nicht eine vollkommene Linie gezogen werden kann, lieber weiter rückwärts verlegt werden. Ferner muß er so dicht sein, daß ein Einschleichen, oder gewaltsames Eindringen, und so gewissenhaft streng, daß eine Bestechung desselben unmöglich ist. Ohne Alles dieses ist ein Cordon eine nutzlose und dann drückende Ausgabe. Ein dagegen zweckmäßig errichteter Cordon ist so sichernd, daß ich meinen Kopf zum Pfande setzen wollte, daß eine Stadt, welche zweckmäßig gesperrt ist, von der Cholera frei bliebe. Man sage mir nichts von Rußland; dort haben sich die Cordone bewährt, ja sogar lange bewährt, wie z. B. bei Odessa. Das Schwierige ist nur das Einschleichen, oder Herausschleichen von Personen, denen ohnehin wenig am Leben liegt.

Bayern ist freilich äusserst schwer von einem Cordone zu umziehen, dazu reicht die kleine effective Armee nicht den vierten Theil hin, und das bischen Geld, das die Landstände bewilliget haben, ist gerade in den Wind geworfen. Ohne Mitwirkung von Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt ist damit nur eine kurze Verzögerung des Einzugs der Krankheit zu erwarten. Allein die einzelnen Städte und Dörfer können sich, wenn die Krankheit gegen sie rückt, verwahren, und zwar auf dieselbe Art; die Cordone können in enge Linien genommen werden. Angesteckte Orte können cernirt werden.

Eine andere Frage ist, ob ein solches Sperrungssystem im Innern des Landes räthlich sei? Ich bin aus Gründen der Erfahrung nicht für die Absperrung der Häuser, Strassen, Orte, obgleich ich von einer vollkommenen Absperrung Sicherung vollständig erwarte, weil diese vollkommene Absperrung aus tausend Gründen in unseren volkreichen Gegenden nicht nur unmöglich, sondern auch wegen der Lebensbedürfnisse und Handelsgeschäfte ausserordenlich schädlich für die Gesunden und Kranken ist. Unterdessen bin ich nichts desto weniger für die allmählige Zurückziehung der Cordone von einem Kreise auf den andern, weil die Krankheit dadurch jedenfalls aufgehalten und besser kennen gelernt wird.

Ist die Krankheit eine bloße Epidemie, so werden wir sie keinen Falls bekommen. Ist sie ansteckend, so werden wir sie jedenfalls bekommen, weil wir keinen vollständigen Cordon ziehen können. Ohne Cordon erhalten wir sie schnell, mit Cordon langsamer.

Welches ist der wahrscheinliche Zug der Ansteckung? Von Wien geht sie über Linz nach Passau, Regensburg, Nürnberg, Würzburg. Nach München kommt sie über Linz, Braunau, Salzburg, oder über Regensburg, Landshut, auf beiden Wegen in gleicher Zeit, obgleich der Weg über Salzburg näher liegt, weil auf diesem Wege die Ortschaften weit aus einander liegen. Augsburg bekommt sie von München, und dann wandert sie nach Ulm, Stuttgart, das Nekkarthal hinunter nach Mannheim. Von Berlin wandert sie über Magdeburg nach Cassel und Braunschweig, Hannover, über Hamburg nach Bremen und beide Häfen werden versuchen, sie der See mitzutheilen. Hamburg bekam sie sicher durch Waaren von Ber-

lin. Sobald Wittenberg ergriffen ist, muß Leipzig daran; dann Dresden über Luckau und Bautzen zu gleicher Zeit. Leipzig spedirt sie nach allen vier Weltenden: den Frankfurtern auf der leipziger Handelsstrasse über Weimar, Gotha, Eisenach, Fulda, Hanau; den Nürnbergern über Hof, Baireuth. Wo sie nicht gerade auf der breiten Strasse über die Gränzen kann, macht sie einen kleinen Umweg und kommt von hinten auf die umgangene Station.

Daß die Krankheit auf den Heerstrassen Sprünge macht, liegt in der Natur unserer Postanstalten, der Fuhrwerke und besonders der Krankheit. Der Ansteckungsstoff entzündet die Krankheit augenblicklich, wenn die Disposition groß, und der Ansteckungsstoff intensiv ist. Ist er sehr verdünnt, so erfolgt der eklatante Ausbruch der Krankheit erst nach zwei, vier, sieben, neun, eilf, vierzehn Tagen. Ein und zwanzig Tage sind daher als Contumazzeit nöthig. Dieses Verhältniß findet sich auch bei den von der Pest, dem Typhus, den Blattern, der Lustseuche Angesteckten. Reiset Jemand in Berlin angesteckt ab, so kann er noch mehrere Tage, ja zwei Wochen reisen, ehe er von dem characterischen Brechen und dem damit verbundenen bösartigen kalten Fieber ergriffen wird, das im Frostanfalle tödtet. So könnte einer in Berlin mit Extrapost bis nach Nürnberg scheinbar gesund gelangen, und würde dort nach ein paar Tagen an der Cholera sterben. Doch das ist der seltnere Fall; oft ist das Reisen, und gewöhnlich Bewegung in freier Luft, ein gutes Mittel gegen die Ansteckung.

(Schluß folgt)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Landwirthschaft.

Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse, in so ferne sie auf Bewirthschaftung des Grundes und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Handbuch für practische Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft. Verfaßt von Rudolph Andre. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von Augustin Rieger. Prag. 1831. J. G. Calve'sche Buchhandlung. XVI. S. Tit. Vorrede, Inhaltsverzeichniß u. Einleitung. 172 S. Text in gr. 8.

Es wäre überflüssig, ein Buch loben zu wollen, das seine Anerkenntniß schon bei den Landwirthen Deutschlands gefunden hat. Es ist nur die Frage, was das Werk in der vorliegenden dritten Auflage gewonnen hat. In einem Lehrfache, welches so vielerlei Ansichten erlaubt, und nach Verschiedenheit des Clima's, Bodens, der Hülfs- und Absatzmittel auch diese vollkommenen Gegensätze begründet, kann es nicht fehlen, daß Irrthümer, einseitige Beweisgründe, Mangel der Kenntniß der erschienenen Gegengründe vorkommen. Kein Menschenwerk ist fehlerfrei. Der, welcher nachkommt, die Sache zu verbessern, verschlechtert sie häufig. Uebersehene Fehler, auf die man aufmerksam gemacht wird, zu verbessern, ist klug; sie anzuzeigen ohne Eigendünkel nach seiner Einsicht ist Pflicht des Berichterstatters.

Gleich in der ersten Abtheilung S. 1 vom Wiesenbau nimmt Andre an, wenn man das Ganze des Jahrwiesenwuchs auf 700 Theile anschlage, 135 davon auf März, April und Mai fallen, 200 aber auf Juni; der neue Herausgeber glaubt aber bis Ende Mai (25 Thle. auf März und April) 225 Thle. rechnen zu müssen, weil dann die Gräser schon in Aehren, die Futterkräuter in Blüthenknospen stünden. Herr Rieger hat übersehen, daß im Mai die Futterkräuter und Gräser noch nicht in ihren vielen Aesten und Wurzeltrieben, die im Juni sich erheben, noch weit zurück sind, und nur der Mitteltrieb in den wärmeren, feuchten Lagen sich schon hoch erhoben hat; er gebe recht Acht, und er wird Andre Recht geben müssen. Man muß dabei nicht vergessen, daß hier ein Mittel genommen ist, und dreimähdige Wiesen hier nichts entscheiden, so wenig als einmähdige, deren Kraftbestand erst im Juli kommt. S. 2 in der Anmerkung meint Rieger, man könne Schaafe eher auf die Wiesen gehen lassen, als Rindvieh! Weiß er denn nicht, daß die Schaafe die Herzen der Pflanzen auffressen, die Pferde und das Rindvieh aber nur die Blätter? daß also Schaafe nie auf Wiesen gelassen werden sollten.

S. 5 zieht Rieger dem von Andre empfohlenen Streuen von Asche auf nasse Wiesen den Kalk vor; dann sage ich Gyps ist noch besser, wenn man die Wahl hat; wo es an letzteren fehlt, ist erstere am wohlfeilsten, am schnellsten wirkend. Letztere wirken langsamer. In der zweiten Anmerkung S. 5 sagt Rieger, die Steinkohlenasche sei der Holzasche vorzuziehen, auch sei sie wohlfeiler! (wohlfeiler? ja wo es welche giebt und man nicht weiß, wohin damit!) Aber hoffentlich nicht auf feuchte Wiesen, denn da wäre die Steinkohlenasche viel weniger am Orte, als Holzasche; die Steinkohlenasche aus Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd bestehend, gehört vielmehr auf magere Wiesen; auf sauere aber gehört Holzasche, um die Humus- und Essigsäure zu sättigen. — Anm. 3. Um die nassen Wiesen zu entwässern, soll der Landwirth nivelliren! — Er ziehe nur Gräben, das Wasser wird ihm schon durch seinen Lauf zeigen, wohin es abgeführt werden soll. S. 6. Herr Rieger irrt abermals, indem er Andre corrigiren will, und scheint die Sache gar nicht zu kennen, wenn er in Zweifel zieht, daß eine Person täglich fünf Fuhren Heu auf dem Boden schlichten könne, weil sie nur 60 Centner Heu binden könne! — Das auf den Boden bringen rechnet Andre zum Abladen, das Schlichten aber überläßt er der einen Person, die nur dasselbe in Scheunen, oder auf dem Boden festzusetzen hat, mit der Gabel, während der Binder mit den Händen und fest arbeiten muß. S. 7 setzt

Rieger zu Andre's: »der rothe Klee erträgt keinen zu magern und zu nassen Boden« auch nicht zu trocknen! Da doch ein magerer Boden sicher als trockener zu verstehen ist, denn ein trockener (nicht nasser) Thon- oder Mergelboden ist sicher kein magerer! S. 8 Das Aufhängen des gemähten Klee's auf Hüffeln, welches Andre empfiehlt, bestreitet Rieger mit Unrecht! Denn wenn man auch sein Heu öfters unberegnet heimbringt, in zehn Jahren passirt es doch wenigstens dreimal, daß es naß, kraftlos, selbst faul wird! und dann? sind dem der Hüffeln hat, nicht dieselben und die Mühe, das heißt, die Kosten über und über gelohnt; in Hüffeln kann man für den Klee vollkommen in Ruhe schlafen, nicht für den auf Haufen; in Hüffeln bleibt der Klee bei vier Wochen langem Regen gut, auf Haufen fault er. Herr Krieger! thun Sie die Augen besser auf! In Gebirgsgegenden, wo es so oft regnet, ist dieses Verfahren unentbehrlich, und in Altbayern, wo man sonst alle Neuerungen eigensinnig von sich weiset, kann man es allgemein sehen. S. 15 widerspricht Rieger Herrn Andre wegen des Anbaues der Esparsette auf trockenem, steinigem Boden, weil das Eryngium campestre nur auf Thon vorkomme. Das ist falsch, die Esparsette geräth wirklich auf Sandboden, wenn er nicht reiner Quarz ist, so wie die Mannstreu (Eryngium) auf dem grellsten Sande fortkommt. Daß die Esparsette auf Mergel vortrefflich wird, bezweifle ich nicht, denn auf diesem Boden geräth fast alles; aber Kalkboden ist keineswegs unerläßlich, wie ich viele Orte der Rheingegend aufweisen kann, wo kein Kalk zu sehen ist, jedoch herrliche Esparsette. S. 34. Ueber die Arakatscha hätte sich Herr Rieger besser belehren sollen; Nachrichten darüber finden sich in der Bibliotheque universelle T. XL. p. 72. 1829. Dann in den Annalen der Botanik 1830. IV. B. p. 81. Dann auch in den Abhandlungen der Gesellschaft für Gartenbaukunde zu Berlin. Diese Pflanze rührt nicht von Heracleum tuberosum, sondern von einer Art Cicuta her, deren Wurzeln wie die des Selleri aussehen, und schwerlich mehr als diese leisten werden. Falsch ist die Nachricht, daß die Arakatscha in Würzburg und Bamberg angebaut werde. Spaßig ist die Geschichte der Frauendorfer, welche diese bamberger Arakatscha kommen ließen, und mit Verwundern sahen, daß es Kartoffel seien, was wir auch herzlich gern glauben; denn selbst in England finden sich nur ein paar Pflanzen in dem Garten der Horticulturgesellschaft, aus deren Beobachtung eben kein sehr merkwürdiges Resultat hervorgeht. Vielleicht haben die Berliner ein Exemplar davon erhalten. —

Schon aus dem voranstehenden ersieht man, daß der neue Herausgeber das Werk nicht verbessert hat, ja wohl besser gethan hätte, gar keine Bemerkungen dazu zu machen. Eine Menge Futter- und Gemüßpflanzen fehlen, z. B. die Feigbohne, der Hopfenklee, der kleinste Klee (Medicago minima) der Honigklee (Melilotus officinalis) u. u. Die fremden noch nicht bewährten hätte er in seinen Anmerkungen als zweifelhaft aufführen können, die erprobten, durch glaubwürdige Berichte aber empfohlenen hätten vollständig nach Herrn Andre's Weise abgehandelt werden müssen. Wir müßten selbst ein kleines Buch schreiben, um in alle beanstandbare Gegenstände einzugehen; die oben angeführten genügen für den Beweis der Möglichkeit. — Der Verleger suche sich einen anderen Mann zur Bearbeitung, der im gesunden Geiste des seligen Andre arbeitet. C.

Poesie.

Rosabianka. Das hohe Lied des friesischen Sängers, (Harro Harrings) im Exil. Gedichtet auf der Louisenburg bei Wunsiedel. Hof. 1831. Grau. 8. S. 15.

Der Titel dieses neuesten Gedichtes des bekannten Dichters ist etwas Unerklärliches, sowohl der: Rosabianka, der auf irgend eine irrdische Schöne deuten möchte, während damit »das ewig Reine« im Sinnbild einer weißen Rose gemeint ist, das der Dichter »entsagend umfaßt.« Auch der Ausdruck: »Hohes Lied« ist etwas pretiös, in so fern damit eine Anrede bezeichnet wird, die der Dichter an sich hält, und in welcher er sich ermahnt und verpflichtet, ferner nur für »die Völker-Trias« Wahrheit, Freiheit und Recht zu sprechen und zu leben. Der [illegible] friesische Sänger ist ebenfalls eine von Harrings Eigenthümlichkeiten, die wir ihm jedoch abzulegen recht freundschaftlich rathen, indem servile Spötter leicht dadurch einen Anhaltspunkt bekommen, sich über ihn vor der Masse lustig zu machen, wie es denn hie und da bereits auch geschah. Das thut uns weh; denn sein Streben ist ein so redliches und ehrenwerthes, daß wir gern wünschen, es möchte Allen so erscheinen.

Die Entstehungsart eines Gedichtes dieser Art, die zu den Seltenheiten in unsrer Literatur gehört, ist übrigens vielleicht Niemanden erklärlicher, als uns, die wir den Eindruck des Verweilens auf der Louisenburg in dem ernsten Fichtelgebirg einst nicht weniger lebhaft empfanden. Die melancholisch-einsame, und doch so großartige, Umgebung zwingt uns leicht, uns mit unsrer Seele zu unterhalten, und die Felsenburgen geben dem Geiste jene sichre trotzige Kühnheit, mit der er drohend gern in das niedre und eigensüchtige Leben hinabsehen und hinabsprechen mag:

Ja Tugend ist's, das Schändliche zu hassen;
Den Hochverrath am Volk, der Willkühr Schmach,
Den Fürstenfrevel, der durch Söldnermassen
Das Recht und das Gesetz der Völker brach;
Und kräft'ger noch werd' ich den Zorn umfassen,
Wird auch mein wundes Herz zur Liebe wach!
Und keine Seele könnt' ich jemals lieben,
Die nicht in solchem Haß sich treu geblieben.

Und:

Es wird ein furchtbar blut'ger Morgen tagen,
Der eis'gen Willkühr sichrer Untergang;
Verzweifelnd wird der Völker Muth sich schlagen,
Wenn den Gewaltigen der Sieg gelang.
Die Menschheit wird das Allerkühnste wagen,
Sich frei entreißend dem Tyrannenzwang;
Und alle — — — die sich noch gesichert dünken,
Sie werden in der Schranzen Blut ertrinken.

Miscelle.

Victor Hugo's Hernani, nach der Bearbeitung des Dr. Hermes, welche ihres Schicksals auf der münchner Bühne willen vielfältig von uns besprochen worden, ist jetzt in Leipzig in der Dyk'schen Buchhandlung in einer äusserst anständigen Ausstattung im Druck erschienen. Wir machen alle Freunde der dramatischen Kunst und alle Bühnenvorstände darauf aufmerksam; denn, wenn auch der deutsche Bearbeiter sich die münchner Vorfälle durch seine Persönlichkeit, oder sonstige Schuld mit zugezogen haben könnte, darf ein Werk, das zu den vorzüglichsten der neuesten Zeit gehört, und eine Bearbeitung darunter nicht leiden, die dem Originale eben so, wie unsren Bühnenerfordernissen angemessen ist.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 131.** 2. November 1831.

Was wollte der polnische Adel durch seine Insurrectionen?

Der Menschen Meinung bestimmt sich stets nach dem Ausgange. Diese alte Lehre giebt sich auf eine neue betrübende Weise seit der Einnahme von Warschau kund. Nicht etwa die, welche aus Interesse, oder Unwissenheit der polnischen Insurrection den Namen einer nationellen und geistigen von Anfang bis durch alle Wechselfälle des so eben beendeten Heroenkrieges verweigern, zeigen triumphirend hin, und rufen: seht, es waren nur Aristokraten — sondern eine Menge Leute, die indifferent waren, selbst solche, die sich lebhaft für Polen interessirten, zucken die Achseln und meinen: ja Aristokrat bleibt Aristokrat; das Volk hatte keinen Theil daran, jene allklugen Leute nicht zu rechnen, die, wie der Professor Krug in einem neuen, noch des Weiteren gebührend zu würdigenden, Schriftchen, die Finger, nachdem die Sache theilweis mißglückt, weise an die Nase legen, und denen Helden, die in Kampf und Noth gestanden, exponiren, sie hätten doch eigentlich nicht thun sollen, was sie thaten, und das unter russischem Schutz vom Katheder aus, das, so lange es noch zweifelhaft war, wer siegen würde, verstummte. Doch es eckelt uns, mit diesen Trivialitäten die kurze Schilderung des Bestrebens, des Zweckes und der Leiden der polnischen Aristokratenjünglinge einzuleiten, die auf der Universität Wilna unter des: »Jakobiners« Lelewel Leitung zehn Jahre vor dem 29. November 1831. die Wiedergeburt Polens systematisch vorzubereiten begannen. — 50 Jahre lang haben mit Erfolg die feilen Schriftsteller der, Polen zerreißenden Mächte Polens Adel verunglimpfen dürfen, so daß die Vorurtheile gegen ihn unausrottbar scheinen. Vielleicht hilft es, wenn wir wieder 50 Jahre lang schreien: Zeigt uns in Europa einen Aristokraten, der, wie Graf Czacki, ausser einem Lyceum auf seine Kosten 120 Schulen gestiftet, um das Volk zu bilden?« — Vielleicht hilft es nach einem halben Jahrhundert! — Doch zur Sache:

Trotz des Zusammentreffens der beklagenswerthen Ereignisse seit dem Jahre 1812, welche die Vereinigung aller Theile Polens hinderten, hatte die litthauische Jugend nicht jede Hoffnung auf die Wiedergeburt des Vaterlandes verloren. In Wilna vereinigt dachte diese glanzvolle Elite der polnischen Nation nur an Mittel, den ohne Aufhören sich erneuenden Bemühungen der russischen Regierung, allen Nationalgeist zu ersticken, entgegen zu wirken. Bald erhob sich aus ihrer Mitte, um sie in dieser schwierigen und gefährlichen Bahn zu leiten, ein Mann von festem Charakter, kühnem Unternehmungsgeist, dessen Name mit Dankbarkeit und Bewunderung in den polnischen Annalen eingeschrieben werden wird Thomas Zan, der im Jahr 1815 auf die Universität Wilna kam, machte sich bald unter seinen Collegen als Dichter bemerklich, und wußte durch die Anmuth seines Charakters sich die Liebe beinah aller Studenten zu erwerben. Um

die Jugend, die sich aus ganz Litthauen, Samogitien, Weiß-Rußland, Wolhynien, Podolien und der Ukraine in Wilna versammelte, sich einander zu nähern; endlich um die polnische Sprache und Nationalität in all' ihrer Stärke zu erhalten, faßte Zan die Idee einer philantropischen Gesellschaft, erhielt 1820 eine Lorbeerkrone in der Versammlung auf dem Maifelde (Maïowski) bei Wilna, und ward einstimmig zum Präsidenten dieser Gesellschaft ausgerufen. Im Allgemeinen bemerkte man bei den jungen Litthauern wenig Eifer für ernste und angewandte Studien. Befürchtend daher, daß der Nationalgeist nicht aus Mangel an Nahrung erlösche, und die Vaterlandsliebe einem Egoismus Platz mache, um so gefährlicher, als derselbe sich nicht auf alle Studenten erstreckte, die sich in Masse zu der Universität Wilna drängen, faßte Zan den Plan einer Moralreform, die er mit seltenem Glück in Ausführung zu bringen begann.

Bei einem Zusammenfluß so vieler junger Leute mußten sich Reiche und Arme finden, und diese letztern kamen im Fleiß den ersteren stets zuvor. Man mußte daher die Kenntnisse der Aermern zum Nutzen der Reichern, und den Reichthum dieser zur Erleichterung jener verwenden; man mußte sie einander nähern, jede Art von Aristokratismus vernichten, eine mögliche Gleichheit herstellen, jede andre Auszeichnung, als die durch Talent und Verdienst erworbne, abschaffen; die Mittel, jene geltend zu machen, vermehren, die Liebe zu dem Vaterlande und den Wissenschaften wieder erwecken; mit einem Wort eine wahrhafte Revolution unter den jungen Leuten bewirken, die eines Tages die ersten Stellen der Gesellschaft einnehmen sollten.

Der Wunsch, einen seinem Vaterlande so nützlichen Plan auszuführen, veranlaßte Zan, seinen bescheidnen Rang als Student niemals aufzugeben, und sich damit zu begnügen, in der Mitte seiner Gefährten zu bleiben, die ihn wie ihren Aeltesten und ihr Muster betrachteten. Zan richtete auch sein Augenmerk nach Deutschland; er sah auf den dortigen Universitäten eine enge Verbindung; doch, abgeschreckt von den Uebertreibungen, denen sich die meisten Mitglieder dieser Gesellschaft ergaben, entschloß er sich, um den Zweck zu erreichen, einen andren Weg einzuschlagen. In seinen Plan nahm er alle die Vorzüge auf, welche Deutschland dereinst von seinen Universitätsverbindungen hofft, und ersetzt durch, eines wahren Philosophen würdige, Institutionen die Uebertreibungen, die man jenen mit Recht vorwerfen konnte. Moral, Nationalgeist, allgemeine und tiefe Bildung, dies waren die Keime, die er sich seinem Vaterlande einzuimpfen und zu nähren beschloß. Um dies große weite Vorhaben durchzuführen, gründete er zuerst im Jahr 1820 die Gesellschaft der strahlenden Brüder (Promienisty), deren Statuten von Simon Malewski, Staatsrath und Rektor der Universität, und von dem Bischof Kundzicz gebilligt; ja sie wurden selbst gedruckt und sehr weit verbreitet. Alles ging in bewundernswürdiger Ordnung vor sich, bis ein so heilsames Werk Mißvergnügte zu bilden begann, und eine traurige Reihe von Verfolgungen in Litthauen herbeiführte. Es bildete sich erst eine Gesellschaft von Gegen-Strahlenden, die sich der Ausschweifung und zügellosem Leben ergaben. *) Ohne Macht und Mittel, die gesetzliche Gesellschaft der Strahlenden aufzulösen, verklagten sie verleumderisch deren Mitglieder vor dem Bischof Kundzicz, in ihren Schriften und Gesängen die Religion gelästert zu haben. Diese Klage kam zur Kenntniß des Generalgouverneurs Rimskoi-Korsakoff, der von dem Rektor Malewski Aufklärung forderte, und dieser ließ Zan und einige andre Mitglieder zu sich kommen, und forderte sie auf, die Gesellschaft aufzulösen. Eine solche Maasregel vernichtete alle Hoffnungen dieser entstehenden Gesellschaft; doch, wiewohl ihre Theilnehmer nicht öffentlich mehr handeln durften, verpflichteten sie sich dennoch, ihr Werk heimlich fortzusetzen. In dessen Folge gründeten sie eine andre geheime Gesellschaft, die Gesellschaft der Philareten (Tugendfreunde) genannt, deren Statuten mit einigen Modificationen fast dieselben waren, wie die der Gesellschaft der Promienisty. Die Theilnehmer trennten sich in sieben Sektionen, oder Classen (grono), nach den sieben Farben des physischen Lichtes, und jede Sektion bestand aus Studenten von derselben Fakultät. Die Veilchenfarbe war die der Philologen, Orange die der Juristen, Gelb die der Historiker, Himmelblau die der Belletristen, Grün die der Mathematiker, Blau die der Physiker und Naturhistoriker, und Roth endlich das Zeichen der Mediziner. Hierauf ernannte man die verschiednen Häupter der Gesellschaft, welche an Mitgliedern eine unbeschränkte Zahl aufnehmen konnte. Jede Sektion hatte zu be-

*) Die deutschen Landsmannschaften, der Burschenschaft gegenüber.

stimmten Zeiten ihre Zusammenkünfte, in denen man sich Abhandlungen, oder Gedichte vorlas, um die polnische Sprache zu bilden und sich genaue Rechenschaft von den Wissenschaften, denen sich die Studenten jeder Fakultät widmeten, zu geben. Wiewohl alle Mitglieder zu dem Charakter und der Thätigkeit des unermüdlichen Zan das unbedingteste Zutrauen hatten, so hielt er es dennoch für nothwendig, einen besondern Comité von zwanzig Mitgliedern zu bilden, um an die wirksamste Ausführung des Gesellschaftsplans die letzte Hand zu legen. Diese zwanzig Mitglieder bildeten die Gesellschaft der Philomaten, unabhängig von den Philareten, aber über die letztern eine unsichtbare Leitung übend.

(Schluß folgt.)

Ist die Cholera ansteckend, oder nicht?

(Schluß.)

Aus dem, was ich gesagt habe, ergiebt sich von selbst die Antwort auf die Einrede, die Krankheit überspringe Häuser; wohl, auch die Pest thut dies; darum ist sie doch ansteckend, obgleich nicht alle Menschen angesteckt werden. Das Kindbettfieber ist ansteckend, aber natürlich nur für die, welche im Kindbette liegen. Die Masern sind ansteckend, aber nur für Kinder und kindische Personen. Die Cholera ist ansteckend, aber nur für die, welche sich erkälten, welche lüderlich leben, entnervt sind, saufen, übermäßig essen, für die Furchtsamen; denn auch die Wasserscheu kann man aus Einbildung kriegen und daran sterben, und so auch die Cholera. Die Cholera ist eine Nervenkrankheit; ich glaube bei mehreren Curarten kann man glücklich sein, nur muß man wie ein Homöopath festes Vertrauen auf die Unfehlbarkeit einzuflößen wissen; ein Präservativ wird schützen, wenn der dasselbe Gebrauchende diät lebt, seinen Geschäften emsig nachgeht, sich um die Cholera gar nichts kümmert und volles Vertrauen auf die Schutzkraft seines Amulettes hat. Ich getraue mir die guten, stockkatholischen Altbayern durch Amulette, Heiligenbeine, auf die sie großes Vertrauen setzen zu schützen. Die Furcht ist das ärgste Gift zur Verbreitung der Krankheit, denn sie disponirt vor allem dazu. Schon das Sehen eines Kranken ist zuweilen hinreichend, dieselbe Krankheit durch Wirkung der Einbildungskraft, oder der Sympathie hervorzurufen. Bei Leuten hingegen, die nicht apprehensiv sind, die sich nicht ekeln, die oft mit Kranken umgehen, oder umgegangen sind, findet der Ansteckungsstoff kein Quartier, oder wird bald wieder ausgestoßen.

Ich bin übrigens der Ueberzeugung, daß nach dem gegenwärtigen Verhältnisse der Sterblichkeit an den befallenen Orten, die Krankheit bei weitem nicht so tödtlich ist, als der Typhus, den wir gesehen haben. Aergerlich ist es aber, daß die Menschen, welche von Natur aus schwächlich sind, oder denen durch Erziehung, oder Empfindlichkeit der Eckel unwillkührlich kommt, in das Gras beißen, daß, im Falle die Krankheit kommt, unter tausend Menschen nothwendig drei bis vier wenigstens des Todes sterben sollen, also in Bayern im Ganzen 13,500 Menschen zum wenigsten während wenn die Krankheit abgehalten würde, Niemand dem Tode verschrieben wäre, als diejenigen, welche dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach doch gestorben wären.

Endlich werfe ich mir selbst noch die Frage vor: Wie lange braucht die Krankheit, um von Wien auf directem Wege an die bayrische Gränze zu kommen? In Deutschland machte im Durchschnitte die Seuche offen, oder heimlich täglich eine Stunde Weges, jedoch nur auf Landstrassen. Dabei rechnet man von der dritten Woche des Ausbruches am Orte des Zugpunktes; dieselbe muß demnach etliche funfzig Tage bis nach Schärding am Thurm brauchen; da wird sie wegen des schlechten Cordons sich etwas aufhalten, aber nach vierzehn Tagen dann in Passau sein. Bis Nürnberg hat sie dann anderthalb Monate nöthig. Sie wird nach aller Wahrscheinlichkeit also in Nürnberg mit dem Christkindlein kommen. Nach München kommt sie etwas früher, da sie über Salzburg und Braunau am ersten und fast gleichzeitig eintreffen, und sich etwas später selbst auf dem Wege nach Regensburg begegnen wird. — Dadurch, daß die Krankheit im Winter bei uns eintrifft, wird sich ihre Ansteckungsfähigkeit in die Ferne vermindern, und wird selbst mehr in der Form einer Brustkrankheit, oder doch mit einer solchen Complication auftreten. Daß sie im Winter bei uns einkehrt, wäre im Ganzen in Bezug auf Verminderung der Ansteckungsfähigkeit und Milderung der Unterleibszufälle eine günstige Wendung zu nennen, wäre auf der anderen Seite nicht die leichte Erkältung der Füße in dieser Jahreszeit gegeben.

Sehr rathsam wäre es, die Armen bei Annäherung der Krankheit gut bekleiden zu lassen. Besonders dringend muß ich die Fabrikherrn in Nürnberg, Schwabach &c. ersuchen, ja nicht ihre Arbeiter zu verabschieden, sondern sie ihre gewohnte Verrichtungen fort versehen zu lassen. Die meisten beschäftigen sich mit Dingen, welche durch ihre Ausdünstungen die Krankheit abhalten, z. B. die Tabacksfabriken, die Färbereien, und alle, die in Werkstätten mit offenem Feuer arbeiten. Der Müssiggang, die Nahrungssorgen, welche einen Boden für den Krankheitssamen abgeben, werden dadurch abgeschnitten. Wie ich schon sagte, wenn alle Vorkehrungen zu einer schnellen Behandlung der Krankheit getroffen sind, so soll man mit ungewöhnlichem Fleiße seinem Geschäfte nachgehen, und wer nichts zu thun hat, gehe fleißig in freier Luft spazieren, dort wird er sicher weniger angesteckt, als in den Zimmern.

Ueber Präservative und Behandlung der Kranken sage

ich nichts Näheres, da es schon hundertfach gedruckt ist, was man essen und nicht essen, brauchen und nicht brauchen soll. Nur das sei mir erlaubt zu bemerken; als Gemüße esse man nur Wurzelgemüße, und besonders Kartoffeln; in der Suppe Haferkörner, Gerste, besonders aber Reis und Sago, und reibe etwas Muskatnuß darauf. Für die beste Behandlungsart der Krankheit halte ich die, welche durch die Erfahrung bewährt ist. Ein Brechmittel bei dem ersten Uebelbefinden: denn dieses schneidet die Krankheit ab und mildert sie; dann die schweißtreibende Methode. Alles was darüber ist, ist vom Argen. Hier kann und darf nur die Erfahrung entscheiden; da von Versuchen Menschenleben abhängen, so sind diese sträflich.

Endlich warne ich die Herrn Aerzte vor dem Gebrauche des Wismuths in großen Dosen, so wie vor dem Gebrauche der salpetrigen Säure; erster ist jetzt vielfach verfälscht, letztere erregt bei dem unkundigen Volke die Meinung der Vergiftung. *) T.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Gnomonik.

Gnomonik, oder Anleitung zur Verfertigung aller Arten von Sonnenuhren. Von J. J. Littrow, Director der Sternwarte und Professor der Astronomie in Wien ꝛc. Mit einer lithographirten Tafel. Wien, bei Carl Gerold. 1831. Broch. v. 58 S. gr. 8. Preis 36 kr.

Es giebt Männer der einzelnen Wissenschaften, welche viel Neues anfangen und nie etwas Neues herausbringen; und wiederum giebt es Männer, die wenig unternehmen und nach langjährigen Arbeiten und skrupulösen Untersuchungen die Wissenschaft mit einer für ewige Zeiten feststehenden Entdeckung, oder mit einem soliden Lehrsatze bereichern; und endlich giebt es noch eine Art Gelehrter, welche viel, viel anfangen, und davon sehr viel beendigen und zu Tage fördern, was aber theils nicht neu, oder nur halbneu, nur etwas verbessernd, oder auch nur verändernd, oder von einer anderen Seite betrachtend erscheint. Diese Leute machen gewöhnlich das größte Aufsehen, weil sie sich löblicher Weise bemühen, die einzelnen in den großen Werken der Genien vergrabenen Entdeckungen den Halbgelehrten und Scheingelehrten zugängig und genießbar zu machen. Solcher Notablen besitzt die Physik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie, Medicin, Baukunde ꝛc. Sie ziehen gewöhnlich den meisten pecuniären Nutzen von den Entdeckungen anderer. Zu dieser letzten Klasse der Gelehrten in der Astronomie gehöret auch Littrow in Wien. Jedes Jahr liefert er seine ein, oder zwei in die Astronomie einschlagende Werke. Er ist ein gewandter Rechner, und weiß, die schweren Aufgaben seiner Wissenschaft zu vereinfachen und zugängiger zu machen. Sollten wir gegen solche Männer nicht dankbar sein?

In vorliegendem Werkchen giebt Littrow auf die bezeichnete Art eine einfache, aber gründliche Theorie zur Errichtung und Verzeichnung der Sonnenuhren, und zwar der Aequinoktialuhr, der Horizontaluhr, vertikalen Mittagsuhr, schiefen Vertikaluhr, Morgen- und Abenduhren. Zur Erleichterung für diejenigen, welche mit der Analyse weniger vertraut sind, hat er am Schlusse des Werkchens ein einfaches technisches Verfahren zur Verzeichnung und Errichtung von horizontalen Sonnenuhren gegeben. Eine angehängte Tabelle, welche nach den Breitegraden des Beobachtungsortes berechnet ist, bestimmt, um wie viele Tausendtheile der horizontalen Länge des Schattenstiftes jede Viertelstunde entfernt ist. — Da Geistliche, Schullehrer, Beamte, Jäger ꝛc. auf dem Lande oft aller Hülfsmittel entblößt sind, um ihre unrichtig gehende Uhren zu reguliren, so können sie sich mit Hülfe dieses Werkchens, nachdem sie die Breite ihres Wohnortes auf guten Landkarten gefunden haben, leicht eine Sonnenuhr construiren, mittelst welcher sie von Zeit zu Zeit ihre andern Uhren genau zu reguliren im Stande sind.

C.

Unterhaltungsschriften.

Die letzten Zapolya. Von Franziska von Stengel. Heidelberg. Karl Groos. 1831. Zwei broch. Bände v. 250 u. 205 S. in kl. 8. 3 fl.

Eins der besten Producte neuerer Zeit im Gebiete der Romantik, sich hinziehend an historischen Thatsachen in dem Geiste eines Van der Velde. Ein Sprößling des ungarischen Hauses Bathori, der letzte Zapolya, dessen Tochter und Sohn, dann Maria Theresia, unter deren Regierung die Handlung vor sich geht und sich mit dem siebenjährigen Kriege verflicht, sind die Hauptpersonen. Wir haben schon genug zum Lobe des Werkes gesagt. Es sollte uns freuen, wenn wir in der Verfasserin eine Sprosse des Hauses Stengel begrüßen dürften, deren Glieder immer als würdige Staatsdiener Bayerns erschienen, und deren einem Zschocke in seiner Geschichte dieses Landes ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Die äussere Ausstattung des Werkes ist sehr lobenswerth, der Druck sehr rein und correct, der Preis mäßig. C.

*) Dieser Aufsatz war schon geschrieben ehe die Cholera in Wels ausbrach.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 132.** 4. November 1831.

Was wollte der polnische Adel durch seine Insurrectionen?

(Schluß.)

Nun erhielt die Verbindung eine ungeheure Ausdehnung; ein edler Wetteifer beseelte alle Mitglieder; die Unterrichtscourse wurden mit größerm Fleiß benutzt, und die besonderen Zusammenkünfte beschleunigten die Fortschritte. Damit aber die Jugend ihr Land genau kennen lerne, als unumgängliche Bedingung für jeden, der ihm dienen will, gab Thomas Zan jedem Mitgliede, welches die Ferien auf dem Lande zubringen wollte, ein Exemplar mehrerer gedruckten synoptischen Tabellen, um sie mit statistischen, historischen, geographischen und geologischen Uebersichten über die benachbarten Distrikte, oder Gemeinden eines Jeden auszufüllen. Nach Vollendung der Aufgabe übergab jeder an Zan seine Bemerkungen, und dieser benützte sie zu großem Nutzen für das allgemeine Wohl. Die Fähigsten unter den Mitgliedern dienten den andren als Corepetitoren, und alle Jünglinge schienen wie eine Familie mitsammen zu leben. So bildete sich auch durch den Einfluß der Philareten eine, von der Regierung autorisirte, Gesellschaft, die es sich zum Zweck gesetzt, hundert armen Studenten Mittel zur Nahrung, zum Logis und zum Ankauf der nöthigen Bücher zu schaffen. Eine andre Gesellschaft, die typographische genannt, befaßte sich mit dem Wiederabdruck der polnischen Classiker, um sie allgemeiner zu verbreiten.

Unter solchen Umständen dauerte es nicht lange, daß die Fortschritte und die Reform an der Universität Wilna, nicht den Verdacht der russischen Agenten erweckt haben sollten. Sie denunzirten ihrer Regierung das Dasein dieser Gesellschaft. Der Fürst Czartoryski, damals noch Curator der Universität, mußte dem Minister des öffentlichen Unterrichts darüber Bericht erstatten. Ueberzeugt von der Reinheit und Unschuld der Absichten der Jünglinge, machte er einen sehr vortheilhaften Bericht; aber die Mitglieder der Gesellschaft hielten es selbst für passend, sich wenigstens für eine Zeit lang aufzulösen. Sie überlieferten ihre Archive den Flammen, und Alles schien vergessen, als aus bloßem Zufall ein Schüler des Gymnasiums zu Wilna *) am Jahrestage des dritten Mai von 1791 an die Mauern eines der Universitätssaales die Worte: „Es lebe die Constitution vom dritten Mai" niederschrieb. Rußlands Interesse ergebene Leute und solche, die bei der Polizei angestellt waren, ergriffen diese Gelegenheit, um ihrem Herrn neue Beweise von ihrer Niedrigkeit und Ergebung zu verschaffen. Mehrere junge Leute wurden verhaftet, und unter ihnen auch Zan, der jener feindseligen Bezeichnung ganz fremd geblieben war. Am Ende des Jahres 1823 wurden die Verhaftungen zahlreicher, die Gefängnisse wurden überfüllt; und es begann nun jener schändliche Prozeß, welcher die mit Schmach bedeckte, die ihn zu beginnen

*) Ein Knabe von 12 Jahren, Sohn des Graf Plater, und einer Tochter Kosciusko's.

und aufrecht zu erhalten wagten. In einer höchst strengen Untersuchung läugneten alle Gefangne mit überraschender Einstimmigkeit die Existenz irgend einer Gesellschaft. Nach dieser Inquirirung wurden alle von Neuem in Ketten geworfen; sechs Monate waren schon verflossen, als Zan erschrocken über die ungeheure Liste der Opfer, alle Verantwortung auf sich zu nehmen, alle seine Gefährten ihres Eides zu entbinden und sie aus einer so peinlichen Gefangenschaft zu befreien beschloß. Den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld nehmend, und begierig, die Gesetzmäßigkeit des Zweckes der Philareten zu beweisen, machte er in einer langen Schrift ein vollständiges und aufrichtiges Geständniß, und rief die Rache der Regierung allein auf sich, wenn er schuldig befunden werden sollte. Auf diese Erklärung folgte eine neue Untersuchung, und die Gefangnen läugneten wieder mit gewöhnlicher Hartnäckigkeit; doch, endlich von Zan's Schritte unterrichtet, traten sie demselben freiwillig bei und bestätigten seine Geständnisse. Die Richter, die Ankläger, von dem erhabnen Zwecke der Gesellschaft, von den moralischen Wirkungen, die sie schon während ihres kurzen Daseins hervorgebracht, so wie von dem Eifer, den sie den Studien eingeflößt, betroffen, konnten nicht anders, als die meisten Gefangnen unter der Bürgschaft der Edlen von Wilna in Freiheit setzen. Indessen da man an den Kaiser Alexander und den Großfürsten Constantin einen Bericht über den Ausgang dieses unbegreiflichen Prozesses machen mußte, so errötheten die Feinde Polens nicht, aus Furcht mit sich selbst in Widerspruch zu stehen, wenn sie die Hauptanklage von einer revolutionnairen Verschwörung fallen ließen, in Folge eines Gewebes von Lügen und Verleumdungen, einige Opfer zu bezeichnen. *) Ihre Rache fiel auf eilf Philomaten und neun Philareten, so wie auch auf vier Professoren der Universität, unter denen sich der berühmte Joachim Lelewel, das Ideal und die Liebe der Litthauer, befand.

Der Kaiser Alexander, dessen Zutrauen bei dieser Gelegenheit so verwegen getäuscht wurde, unterzeichnete den 4. September 1824 einen Ukas, der alle die zur Verbannung verurtheilte, welche sich des Verbrechens schuldig gemacht, *die unsinnige polnische Nationalität in den russisch-polnischen Provinzen verbreiten zu wollen.* So verachtete derselbe Herrscher, welcher der polnischen Nation in seinen Eröffnungsreden auf den Reichstagen von Warschau, die Erhaltung des Nationalgeistes feierlich zusicherte, in Wilna mit einem einzigen Federstrich dieselben Gesinnungen, die er dort ermunterte, und stürzte im Jahr 1824 dieselben Institute, die er 1803 der Universität Wilna so großmüthig gewährt.

Dies Dekret wurde für zwanzig der bezeichneten Individuen vollführt; unter ihnen befand sich Mickiewicz, der größte Dichter, den Polen vielleicht hervorgebracht. Zan aber wurde gegen den Inhalt des Ukas in die Festung Orenburg gebracht, *) und eine große Menge Studenten, die unter den Opfern gar nicht einmal mit aufgeführt worden, warf man als gemeine Soldaten in die russischen Regimenter, ohne Zweifel, um die Besorgnisse der Spione des Autokraten zu beruhigen. Mehrere dieser jungen Patrioten, fanden fern von ihrer Familie und ihren Freunden, den Tod unter den Mauern von Silistria, Braillow und Varna! Kaum schien eine so lange Reihe von Leiden nachzulassen, als Rußland ein neues Verfolgungswerk gegen die litthauischen Mitglieder der *polnischen patriotischen Gesellschaft* begann. Ohne irgend eine gesetzliche Form wurden die Einen nach den sibirischen Eisfeldern geschickt, und die Andren in die petersburger Staatsgefängnisse geworfen.

*) Eine Brochure: »Ueber die polnische Frage,« die nach den Angaben eines vertrauten Hauslehrers des Fürsten Adam Czartoryski geschrieben wurde, berichtet darüber Folgendes:

Selbst Novosilzof wurde von seinen Vertrauten betrogen, wie von dem im Jahre 1829 zu Wilna verstorbnen Baikow. Dieser hatte Novosilzof eine Summe von 100.000 Rubeln geliehen, und statt der Zinsen durch seine Vermittelung eine Anstellung im Gouvernement Wilna erhalten. Ihm übertrug Novosilzof mit dem Professor der Chirurgie, gegenwärtigem Rector und Staatsrath Pelikan, die Untersuchung. Bei dem Tode Baikow's fand sich unter seinem Nachlaß ein sorgfältig geführtes Tagebuch in nicht weniger als zwanzig Bänden in Quart, welches Novosilzof zugesandt, und von diesem, unter andren geheimen Papieren, in seiner Bibliothek in Warschau aufbewahrt wurde. Ein ausführlicher Bericht über die Wilnaer Unruhen stellte diese im grellsten Lichte dar. »Novosilzof, hieß es wiederholt, sei auf die lustigste Weise hintergangen worden. Mit seiner Liebe zu der Fürstin Zubow beschäftigt, habe er sich um nichts bekümmert, und alle Uebertreibungen, die man ihm aufheftete, um die Sache recht wichtig zu machen, ohne Prüfung dem Kaiser vorgetragen.«

*) Hier fand ihn Alexander von Humboldt, und machte ihm bei seiner Abreise seine astronomischen Instrumente zum Geschenk.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Kunstgeschichte.

Monogrammen-Lexicon, enthaltend, die bekannten, zweifelhaften und unbekannten Zeichen, so wie die Abkürzungen der Namen der Zeichner, Maler, Formschneider, Kupferstecher, Lithographen ꝛc., mit kurzen Nachrichten über dieselben. 2 Thle. 1831. Bamberg, bei Sickmüller. 8. Preis 5 fl. 24 kr.

Christs Monogrammen-Lexicon war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der einzige Nothanker aller Kunstfreunde in der Enträthselung unbekannter Zeichen. So unvollständig es war, so leistete es doch sehr wichtige Dienste, und wurde deswegen bei Antiquaren und Auctionen immer noch gesucht. Der Sehnsucht nach einem bessern Handbuche entsprach vor zwölf Jahren Brulliot's Werk, dessen Werth der Verfasser dieser Anzeige in der halle'schen Literaturzeitung, Isis und andern Zeitschriften vor zehn Jahren nach Verdienst aus einander gesetzt hat. Ungeachtet dessen Unvollendung und hohen Ladenpreises von 14½ Thaler hat dieses sich vergriffen, und wurde deswegen in Auctionen manchmal um den doppelten Preis gestrichen, weil man nicht hoffen konnte, daß der Verfasser bald eine neue, von den vielen Fehlern und Mängeln gereinigte Ausgabe veranstalten würde. Aus demselben Grunde fand das Stellwagische Monogrammenbuch, welches zu Frankfurt erschien, guten Eingang bei dem kunstliebenden Publikum, um so mehr, als es 1998 Nummern liefern sollte, von welchen die Hälfte bis zum J auch bereits in den Händern des Publikums ist, während Brulliot's Sammlung nur 1342 lieferte. Beide Werke sind jedoch sehr unzweckmäßig geordnet, indem der Text und die Zeichen in gesonderten Büchern sind. Bei Brulliot ist einem Uneingeweihten ganz unmöglich, irgend ein gewünschtes Monogramm zu finden; selbst dem geübten Kunstfreunde ist das Aufsuchen der Zeichen und der dazu gehörigen Belehrung sehr schwer und zeitraubend. Beide Schriften haben die sonderbare Unterabtheilung der Zeichen in bekannte, unbekannte und zweifelhafte. Wenn man also nicht vorher schon weiß, ob ein Monogramm bekannt ist, so muß man vorerst die drei Abtheilungen durchlaufen, nach glücklichem Funde den Text aufschlagen; und dann steht man doch oft, wie der Ochs am Berg! Auch haben alle drei Werke den längst anerkannten Hauptmangel, daß sie keine Belehrung über die abgekürzten Namen ertheilen.

Das vorliegende Werk vom Kunstforscher Heller liefert eine Entzifferung von mehr als 5000 Monogrammen; es ist also vollständiger als Christ's, Brulliot's und Stellwag's Werk. Es hat keine Unterabtheilungen, ist nur alphabetisch, und enthält auch die abgekürzten Namen; daher kann jedes Zeichen sogleich mit der nothwendigsten Belehrung gefunden werden. Die beigefügten kurzen Nachrichten über die Künstler geben dem anfangenden Sammler eine Anweisung zur Anordnung nach Schulen, Meistern, oder der Zeitrechnung.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er schon lange vor der Erscheinung von Brulliot's und Stellwag's Werken sich vorgenommen hatte, ein solches Werk herauszugeben. Von seiner großen Sammlung der Monogrammen, wovon er einen Theil mit großen Kosten in Holz schneiden ließ, gab er bereits in mehreren Werken Beweise, besonders in jenem über die Holzschneidekunst. Obschon die höchste Vollständigkeit, so lange nicht alle Zeichen der Bildhauer, Steinmetzen, Medailleurs, Münzmeister, Stein- und Siegelschneider, Kunstgießer, Goldschmiede ꝛc. bekannt sind, ganz unmöglich ist; so bemühte er sich doch, derselben durch Uebertreffung seiner Vorgänger sich zu nähern. Er fügte jedem Monogramme den Namen, die Lebenszeit, das Vaterland und das Fach des Künstlers ganz kurz bei. Waren diese Umstände nicht auszumitteln, so ist wenigstens gesagt, welche Künstler nach ihnen, oder nach welchen sie selbst arbeiteten. Er wollte nur ein kurzes Taschenbuch zur Unterstützung des Gedächtnisses der Kunstfreunde liefern, mit welchem sie jede Kunstsammlung besuchen können, ohne über irgend ein Zeichen in Verlegenheit zu kommen. Dieses Werk hat noch vor jenem des Brulliot den Vorzug der deutschen Sprache, indem viele Kunstfreunde der französischen nicht mächtig sind; und den noch weit größeren des äusserst wohlfeilen Preises. Eine Literärgeschichte der Monogrammenkunde geht voraus.

Die Schmidtische Druckerei hat sich durch dieses Werk in ihrem guten Rufe erhöht; das geleimte Schreibpapier ist auch gut. Rechnet man das Werk von 27 Bogen mit mehr als 5000 Holzschnitten, die der Verfasser größten Theiles neu schneiden ließ, einem Register, Literärgeschichte der Monogrammenurkunden, und berücksichtigt die ungewöhnlichen und bedeutenden Kosten einer solchen Verlagsunternehmung, in unserer dem Buchhandel so ungünstigen Zeit, so wird man den Ladenpreis von 5 fl. 24 kr. sehr gering finden, und überzeugt sein, daß bei diesem Unternehmen der Verfasser und Verleger, mehr die Beförderung der Kunstforschung, als Gewinn im Auge halten. K.

Jurisprudenz.

Die Ebenbürtigkeits-Forderung für die Erbfolge im Stammgut; abgehandelt auf Veranlassung der gegenwärtig eröffneten Succession in die Familiengüter der Freiherrn von Liebenstein, von Ludwig

Müller, k. würtemb. Ober-Tribunal-Procurator. Stuttgart. 1831. Gebrüder Mäntler. gr. 8. S. 102.

Bei Gelegenheit eines besondren Falles, eines Streites zwischen dem Freiherrn von Schütz-Pflummern und dessen Gegnern wegen der Erbfolge in oben erwähnte Stammgüter, bei welchem der Genannte das Recht der Ebenbürtigkeit gegen seine Mitprätendenten in Anspruch nimmt, und bei welchem er sich den Verfasser zum Anwalt genommen, werden die Grundsätze dieser Rechtsfrage näher erörtert und bestimmt. Das, was für das Publikum dabei am Interessantesten ist, sind die Erörterungen der streitigen Begriffe von Ebenbürtigkeit, Mißheirath und der Verträge, welche die civilrechtlichen Folgen der Ehe betreffen. Der Streit liegt darin, daß das deutsche Gewohnheitsrecht von den frühern Rechtslehrern nach dem römischen Rechte modificirt, erklärt und mit demselben vermischt wurde, mit einem Rechte, das natürlich nur subsidiarisch beständig in Deutschland gelten konnte, und darum natürlich da gar nicht in Anwendung kommen kann, wo in Deutschland Verhältnisse waren, welche das römische Volk nicht kannte; alle jene besonders, die aus dem germanischen Feudalwesen entstanden. Die Anhänger des römischen Rechts wollen keine Mißheirath, als nur zwischen Freien und Unfreien, wie bei den Römern anerkennen; und der Adel des Mittelalters, im Gegensatz zu dem Bürger, war natürlich etwas wesentlich Verschiednes. — Der große merkwürdige Unterschied des deutschen Rechtes von dem römischen hinsichtlich der Erbfolge ist nun der, daß nach dem deutschen Rechte ohne Unterschied bei einer unebenbürtigen Ehe die Kinder des Standes werden, dessen die unebenbürtige Ehehälfte war, das Kind folgt der ärgern Hand," — nach dem Römischen aber allemal der Stand der Mutter über den Stand der Kinder entschied: partus sequitur ventrem. Der Unterschied liegt tief begründet in den eigenthümlichen Verhältnissen. Sklave, oder Unfreier konnte durch Zufall bei den Römern der Edelste werden, so daß der Gesetzgeber sehr weise war, als er bestimmte, daß der Unfreie, der sich eine Freie zur Gattin erschwang, freie Kinder erzeugte; andern Theils war der Sklave etwas so Unedles, daß der freie Mann, der sich zu einer Sklavin herabließ, auch nur unfreie Kinder mit ihr erzeugte. So war zu gleicher Zeit ein schöner Wetteifer, eines Theils sich und seine Nachkommenschaft emporzuarbeiten, andren Theils sich nicht zu erniedrigen, begründet. Auch mochten die physischen Begriffe der Römer von der Ernährung des Kindes durch mütterliches Blut darauf führen. Bei den Germanen dagegen heischte das Feudalsystem die Reinhaltung der Familien, die den Römern ganz unbekannt war, so wie die Idee von einer besondren Erbfolge nach Standesgeburt und Stammgütern, welche sie ebenfalls nicht kannten. — Die Frau galt bei den Germanen nun gar nicht. Denn der Sachsenspiegel sagt ausdrücklich: nach des Mannes Tod ist die Frau ledig von allen seinen Rechten. Somit ist natürlich leicht der abzuweisen, welcher den Grundsatz des deutschen Rechts: »ärgere Hand« mit Freien, oder Unfreien blos erklärt haben will. Den Begriff der Ebenbürtigkeit, welchen der Sachsenspiegel ausdrücklich gebraucht, kennt das römische Recht nicht.

Der Verfasser erörtert nun die Begriffe: Mißheirath, und berührt den Irrthum der frühern Rechtslehren, welche im Allgemeinen jede Standes ungleiche Ehe für eine Mißheirath ausgeben; und beweist dann, daß der Begriff der Mißheirath immer nur durch Anwendung bestimmter Ebenbürtigkeitsforderungen auf bestimmte Ehestandsverhältnisse herausstelle; damit ist erklärt, warum eben nie der Begriff: »Mißheirath« trotz des ausdrücklichen kaiserlichen Versprechens vom Jahre 1724, ein bestimmtes Regulativ festzustellen, nie aufgestellt wurde, weil er, der ungeheuer verschiednen Fälle wegen gar nicht aufgestellt werden konnte.

Im Allgemeinen, und wo nicht besondre Verträge andrer Bestimmung, gilt aber nach dem deutschen Rechte der Grundsatz: der dem Erblasser ebenbürtige Erbe schließt den nicht ebenbürtigen aus; und: Ebenbürtigkeit wird nur begründet, durch gleichen Geburtstand der Eltern und der Eltern Väter und Mütter, d. h. vier Ahnen; im Stammgut folgt von selbst die Erbfolge nach Ebenbürtigkeit, ohne daß die letztere in den Verträgen besonders erwähnt zu werden braucht.

Man sehe die Ausführung in dem Buche weiter, das sich vielen unsrer Rechtsgelehrten empfehlen wird. R.

Miscelle.

Abu Kara; Oper von Bechstein und Dorn.

Das Erscheinen eines neuen deutschen Kunstwerkes muß Gegenstand gemeinschaftlicher Aufmerksamkeit für alle Theile des Vaterlandes sein. Besonders gilt dies für die dramatische Musik, in welcher wir in neuester Zeit mehr, als je dem Auslande verfallen und unterthan sind. Entfernt sich ein Componist von dem gewöhnlichen Wege und sucht sich, nach den wirklich großen vaterländischen Meistern gebildet, eine eigenthümliche Bahn, mit Verachtung der Effektmittel, welche grade an der Mode- und Tagesordnung sind, so ist es um so mehr Pflicht, vor der großen Masse des Publikums das Urtheil über seine Leistung nicht allein bestimmen zu lassen, und ihr der Theilnahme aller wahrhaft Gebildeten zu empfehlen. Dies ist der Fall mit dem Musikdirector Heinrich Dorn, der dieser Tage seine neue, von Bechstein gedichtete, Oper Abu Kara in Leipzig zur Aufführung brachte. Gebildet an den Meistern Gluck und, später, Spontini, nähert sich der Componist diesen großen Componisten, dem ersten in der Einfachheit des Gesanges und der Verständigkeit der Auffassung, wie jenem, im gigantesken Gebrauche der Instrumentalmittel, in der Gewaltigkeit der Chöre, dem er kühne Tonmalerei und frappante Harmonie und Tongänge hinzufügt. Seinen fernern Compositionen ist nur, somit — und des Publikums halber, politischere Benutzung der Gesangsmittel und der Ausführung der reichen und schönen Melodien, die jetzt, zu seinem Schaden, verschwendet und zu wenig benützt erscheinen, zu wünschen, so wie, daß er sich Sujets und Texte wählen möge, an denen eine größere Mannigfaltigkeit des Charakters, und größerer Wechsel der Tongattungen zu entwickeln wären. Viele Sachen sind so kunstreich und genial gearbeitet, daß das Werk zu vielen Studium sowohl für die Künstler, als die Gebildeten auffordern muß.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 133.** 7. November 1831.

Kurhessens Zustand.

Den Stiftern des deutschen Staatenbundes, welcher den deutschen Reichsverband ersetzen sollte, war vor allem darum zu thun, der Souverainetät der deutschen Fürsten die möglichste Ausdehnung zu geben, nach dem Vorbilde der Verwaltungsorganisation in Oesterreich und Preußen. Mehrere der an Macht mittleren und mit feudalen Verfassungen ihrer Stände bekannten Bundesfürsten, oder ihre Minister, wie der hannövrische Staatsminister Graf Münster fühlten für die ältern feudalen landständischen Verfassungen eine Sympathie, weil ihre Geschlechter bei der Repartition der Abgaben und Bildung neuer Gesetzgebungen sich gar wohl befanden und etwas übertrieben darin eine Garantie der Freiheiten der Stämme Deutschlands im Allgemeinen fanden. Wie wenig aber diese feudalen Stände im Stande waren, die Neigung einiger Bundesfürsten zum Absolutismus zu mäßigen, lehrten uns selbst nach der erfahrnen Milderung der Verfassung in Braunschweig die dortigen Vorgänge unter Herzog Karl. Die meisten ersten Repräsentativ-Verfassungen waren ein Spielball selbst derjenigen Minister, welche ihnen eine sehr willkührliche Form gegeben hatten. Selbst die einzige repräsentative ältere Verfassung, die würtemberger, vermochte nicht die schreiendsten Vernachlässigungen der landesherrlichen Pflichten des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg zu verhüten und noch weniger solche zu heilen. Unter Kreditcommissionen war vom Reichshofrath unter den deutschen Kaisern mancher kleine Reichsfürst gestellt worden, der sonst sein armes Land ganz verzehrt haben würde. Verletzte ein Fürst die Verfassungsrechte unter Kaiser und Reich zu arg, so wurde er, wie Herzog Leopold von Mecklenburg im achtzehnten Jahrhundert von der Regierung vom Kaiser suspendirt; heirathete er nicht ebenbürtig, so ließ man seine Kinder nicht zum Fürstenthron, und machte ein Fürst es seinen Unterthanen zu schlimm, so machten auch wohl die Landstände, wie beim vorletzten Fürsten von Ostfriesland 1718 in Emden, ihrem Fürsten in einer Haft begreiflich, daß er anders regieren müsse, oder sonst Selbsthülfe statt finden werde, wenn so eine Camarilla zwischen Fürsten und Volk sich eindrängte.

So milde auch die deutschen Kaiser den zu despotisch regierenden Fürsten die Gewalt, welche sie mißbrauchten, lähmten, so suchten doch die, die Wahlkapitulationen entwerfenden Kurfürsten die kaiserliche oberstrichterliche Gewalt auch hierin immer enger zu beschränken.

Es hat regierende Fürsten gegeben, welche an Verstandesschwäche, Starrkrampf u. s. w. litten. Wenn sie gute Minister hatten, die keine Camarilla störte, so gab sich das ruhige Volk deutscher Nation gerne zufrieden. So bald die Tyrannei, oder Schwäche zu drückend wurde, so war doch eine Hülfe der Kaiser möglich, die den bösen Geist der Camarillen im Stade der Kammerdiener, Oberjägermeister, Maitressen zügelte u. s. w. Erscheinen einmal die Staatengeschichten der noch erhaltenen 35 Bundesstaaten, und besonders der kleineren geistlichen und weltlichen Souveraine, die der Rhein-

bund und der Entschädigungscomité des Jahrs 1803 abdankte, im Geiste eines Professors Moll in Tübingen, so wird man erfahren, welche Leiden in manchen deutschen Staaten herrschten.

In Kurhessen hat kein Demagog im Jahr 1830 das Volk zum Mißvergnügen und zu Thätlichkeiten aufgehetzt. Es hatte in zwei Jahrhunderten gar vieles ertragen durch Aushebung der Recruten des fast immer im fremden Sold kämpfenden Militairs, das aber dessen Fürsten bei aller Vergeudung für oft sehr kleinliche Sammlungs- und ästhetische Zwecke, dennoch bereicherte. Den nicht reichen Landesadel ernährten die Hof-, Civil- und Militairämter.

Als Landgraf Friedrich II. nach seines Vaters Wilhelm VIII. Tode den Thron 1760 bestieg, jedoch in Hanau seinem Sohne Wilhelm überlassen mußte, verminderte er keineswegs die Steuern, oder die Zinsen und Frohnden seiner Rentekammer, obgleich der siebenjährige Krieg die hessen-casselschen Lande verarmt hatte, und gab nicht so reichliche Unterstützungen und Vorschüsse, als Friedrich der Große, König von Preußen, um den verlornen Wohlstand wieder herzustellen.

Seit der Regierung des jetzigen Kurfürsten von Hessen, die im Jahr 1821 Febr. 27. anfing, klagte das Volk weder über das, über die Vorschriften des Bundestags hinaus organisirte Militair, noch über die landesherrliche Zögerung, dem Lande eine billige Verfassung zu geben; aber es trauerte über die Mißverhältnisse des Kurfürsten mit seiner Gemalin und seinem Sohne, über den wachsenden Einfluß einer Camarilla unter dem Schutze der Gräfin von Reichenbach und Entfernung würdiger Staatsbeamten, welche des Kurfürsten Zutrauen verloren hatten.

Der nahe Bundestag konnte die Klage, den Stand der Dinge, ihre Verwicklung, die daraus dem beliebten Legitimitätsprincip drohende Gefahr kennen, und schwieg, weil er nicht angerufen wurde, wie er zu schweigen, oder abzuweisen pflegt, wenn seine enge diplomatische Macht keine Hülfe gewähren kann.

Als aber in Frankreich die Männer der Julius-tage, einem der geistlichen und weltlichen Camarilla preis gegebenen Fürsten den Gehorsam aufkündigten und einen volljährigen Agenten auf den Thron setzten, so waren es weder französische, noch deutsche demagogische Umtriebe, sondern das pariser Beispiel und der unbändige Muth der sich gedrückt fühlenden Braunschweiger, der das hessische Volk bewog, den unregelmäßigen Schritt zu wagen, eine das Volk mehr schützende Verfassung von der Majestät erst sehr dringend zu erbitten.

Eine für den Thronerben wirkende Parthei schien eine neue Unregelmäßigkeit, die Regentschaft desselben, die man gerne durch das Volk erlangt hätte, vorzubereiten, aber die redlichen Leiter des hessischen Volks wollten darein nicht eingehen.

Man wußte, wie sehr der Kurfürst geneigt, etwa übereilte Schritte landesväterlich wieder gut zu machen; aber oft soll der Camarilla gelungen sein, die Folgen der persönlichen Gutmüthigkeit des Kurfürsten zu stören; deswegen wünschte das Volk manche Entfernung aus der Umgebung des Landesherren weg, hörte aber auf aufrührerisch zu sein, als der Kurfürst die Verfassung aussprach.

Mag bei der Vorbereitung zu jener Verfassung manche Form in der Täuschung nothwendiger Selbsthülfe verletzt worden sein; die Verfassung wurde unterschrieben, aber bei der Vollziehung und in den Debatten des ersten Landtages, änderte sich die Einfluß habende Umgebung des Kurfürsten nicht so, wie man gehofft hatte, wenn auch das Volk seine Verachtung manchen Personen auf's Lauteste bewies.

Es folgte die Verlegung des kurfürstlichen Aufenthalts nach Hanau. Auch in Hanau war die Nähe der Gräfin Reichenbach und ihrer Anhänger um den, dem Volke theuern Landesvater, der öffentlichen, gewiß nicht demagogischen Meinung anstößig. Der Kurfürst machte wohl Hoffnungen zur Rückkehr nach Kassel, hatte aber freilich dort unangenehme Erinnerungen an eine Nachgiebigkeit, die wenigstens seine Umgebung bereuete. Seiner individuellen Meinung nach hatte das stürmische Volk seine Landesväterlichkeit bitter verletzt.

Auch die öffentlichen Verhältnisse des Kurprinzen und der Frau von Schaumburg scheinen in Kurhessen zu mißfallen.

In dieser Lage entschloß sich der Kurfürst, den Kurprinzen zum Mitregenten und zum Alter Ego mit völliger Genehmigung seiner Beschlüsse im Fall der Abwesenheit des Kurfürsten ausserhalb Landes zu ernennen, welches der Landesvater seinen Unterthanen bekannt machte, und wollte schnell Gehorsam gelobt haben.

Nun ist nicht mehr von Verlegung der Residenz aus Kassel die Rede, welches ohne Handel, Fabriken, einen schiffbaren Strom und reiche Renteniers, nur vom Hofe, der Civildienerschaft und dem starken Mili-

tale seine 26,000 Einwohner ernährt. Die meisten Staatspensionisten leben in dem wohlfelleren Fulda, Hanau u. s. w. Die sogenannten kasseler Messen sind ungeachtet der großen Frachtstrasse von Hamburg, Bremen und Lübeck durch Kassel nach Frankfurt am Main nichts als Jahrmärkte. Selbst das nahe Karlshafen an der Weser konnte ungeachtet der schönen Kunststrasse nach Kassel nie einen Schatten des Verkehrs von Münden bilden, obgleich bisher ;:der die Felsen der Werra oberhalb der mündener Brücke ausgesprengt, noch der Oberwerra die nöthige Vertiefung gegeben worden ist, woran es der Ober- und Niederfulda weniger fehlt.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Poesie.

Gedichte von Dr. Jos. Heinr. Wolf. 1r Band. — München, in Commission der Weber'schen Buchhandlung. 1830.

Unter diesem Titel liegen 16 gedruckte Bogen vor dem Referent über die er einige Bemerkungen machen zu müssen glaubt, weil er sie wirklich als eine der merkwürdigsten Erscheinungen am poetischen Himmel betrachtet. — Da das Eigenthumsrecht uns erlaubt, unser Besitzthum unbeschadet Anderer, zu verändern, so haben wir an unserem Exemplare das stolze Motto von Balde ausgestrichen, und dafür hingesetzt: »Und das Gewässer nahm überhand« 1. Mos. 7, 19. Ebenso haben wir den Titel umgewandelt in den passenderen: »Receptirbüchlein gegen die Dichtkunst.« Die Theorie der Polarität ist von Medicinern und Naturforschern heut zu Tage so ausgebildet, daß sie in unserem electrisirten Zeitalter überall ihre Anwendung findet, darum wird sich Niemand darüber wundern, wenn wir sagen: Wie Göthe sammt seinen genialen Geistesverwandten den positiven Pol bildet, so der Verfasser vorliegender Gedichte, etwa mit Raphael Hanno, Theodor B. v. Sydow und vielen Anderen, den negativen. Zwar berühren sich alle Extreme, aber Extreme, wie diese, gewiß nur mit der Spitze des Schweifes, wie die Affen und Seeungeheuer auf den Titelverzierungen des 16ten Jahrhunderts. Wie fast jede Dichtung Göthes eine schöne Blume ist oder ein ganzes Bouquet, das er, nach dem Ausdrucke Schillers, nur so aus dem Aermel schüttelt, so ist jedes, sage jedes einzelne Stück vorliegender Sammlung eine stereotype Grimmasse unter den heftigsten Convulsionen zum Vorschein gebracht. Zwar muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Rhetorik wohl studirt hat, und in seinen Gedichten sehr wohl anzubringen weiß, besonders gewisse Redefiguren, wie z. B. die Klimax die sich wohl in jedem Gedichte findet, denn die Steigerung ist von Vers zu Vers, von Strophe zu Strophe immer folgende: 1. Selten Sinn, 2. Oft Unsinn. 3. Meist Wahnsinn. 4. Eitel Tollsinn u. s. w. bis zur letzten Sprosse dieser Leiter.

Der Referent kennt den Dichter Wolf durchaus nicht, sein Urtheil ist, wenn es auch etwas hart klingen sollte, unpartheiisch, und ganz seine innerste Ueberzeugung; darum spricht er es geradezu aus, daß in den 16 Bogen kaum ein einziger neuer oder nur im mindesten ansprechender Gedanke zu finden ist. Er würde dies Urtheil vielleicht in etwas mildern, wenn er gefunden hätte, daß es Funken einer lebhaften aber ungeregelten Phantasie seien; aber er kann es nicht, da er überzeugt ist, daß hier gar keine Phantasie, oder doch nur ein ganz geringes Quantum derselben im Spiele ist, daß vielmehr ein gewaltsames Hinaufschrauben gewisser Alltagsgefühle diese Produkte hervorgebracht hat, welches für das junge Genie verderblich ist, den Unbegabten aber ad absurdum führt, sicut exempla demonstraut.

Referent hat diesen ersten Band mit vieler Ueberwindung Wort für Wort durchgelesen, und muß deswegen erklären, daß, wenn auch der Raum es gestattete, er es dennoch für vergebliche Mühe erachten müßte, bei der Beurtheilung in's Einzelne einzugehen, denn er müßte das ganze Buch hier abdrucken lassen, wollte er die Schattenseite desselben zeigen. Doch kann er sich nicht enthalten, wenigstens einiges anzuführen, um den Leser nicht in Zweifel zu lassen über das, was er oben gesagt. Er braucht hiezu nur einige Ausdrücke anzuführen, die den Leser gewiß wie eitel Poesie anwehen werden. — — So sind schon die beiden Weihungen matt und voll unedler Ausdrücke, noch mehr aber der Monolog: die Losung, wo das Schicksal die Menschen wie Bären tanzen läßt. Die Entthronung bezeichnet er folgendermaßen:

> Bis der Thron den Sturz beginnt
> Und der Tod ein Haupt gewinnt,
> Das so schwer im Leben wohnt.

Die Schlacht nennt er das schlachtende Wetter. — Das wurmige Auge. — Das Gedicht, Homer S. 47 gibt freilich schöner den Inhalt des Ilias und Odyssee an, als die Anfänge jener Epopöen selbst. — Das Frühlingslied S. 48 will uns bedünken, als ob ein betrunkener Fiedler ohne Takt auf seiner Geige bald vor, bald hinter dem Stege phantasirte. —

Das Blümchen an der Quelle hätte ein recht artiges Gedichtchen werden können, ist aber auch wieder in Form und Ausdruck verfehlt. — Von dem König von Bayern sagt er S. 94: Dein Licht hat kühn durch schwarze Nacht

gestochen, und macht ihm noch ein schönes Compliment mit den Worten:

Denn kühn zu einem Ziele drang dein Geist
Der Bayern zu des Glückes Zukunft weißt!!

Der fürchterlichste Unsinn ist aber wohl der Fluch S. 98. S. 101 spricht er von verstümmelten Morden, und sagt dann: »Was es lebendig gemacht, mordet zum Mord das Gesetz«!! Er spricht von einer tiegernden Wuth, heißt die Menschheit die furchtbar entrissene Masse des Chaos, und endet mit Menschenfressern. — S. 111. Ich entjuble den Geschaffenen mein Glück. — Die Sonne entneigt sich den Himmlischen. — Das non plus ultra aber ist das 54 Seilen lange Gedicht Alexander, das der Verfassrr wahrscheinlich geschrieben, um jenen Helden zu beruhigen, der es einst beklagte, daß er keinen Homer habe. — S. 122. ein helmzertheilter Führer. — S. 130. die aschdurchbrannte Stätte und das pfortende Gaza. S. 156:

Bist du von Kummer hart gedrückt,
Dein Haupt nur schwarze Schwermuth nickt.

Die Täuschung S. 166 ist bisher das einzige passable Gedicht, doch auch voll unpassender Ausdrücke. Auch den Schwank: der Himmel, konnten wir ohne Eckel lesen, und S. 174 hat uns die Bemerkung über Israel und England wohl gefallen. Den größten Fehler aber hat das Gedicht, indem eine Anmerkung die fürchterliche Wahrscheinlichkeit zeigt, daß noch mehr als ein Band, vielleicht deren gar 7, dem ersten folgen sollen. — Verhüt' es, o Himmel! — Gleich darauf S. 194 folgt ein Muster eines Gelegenheitsgedichtes an Fanny Sch., welches mit den Worten schließt: »Es rauscht der Saiten Kunstgeklang.«

Referent muß übrigens noch einige neue Reime beifügen, die bei Verbesserung eines Reimlexikons nicht übersehen werden dürfen, z. B. Ziele, Wille, Fülle — Beten, verketten — Thränen, nennen. — Wart, harrt — Sonnen, thronen u. a.

Ueber das fünfaktige Trauerspiel Reschid kann Referent schon deswegen nichts sagen, weil in dem vorliegenden Bande nur zwei Akte enthalten sind, und die drei übrigen im folgenden nachkommen. Der Verfasser scheint die Erwartung spannen zu wollen, weil er abbricht, wo es in's Gefängniß geht!! — Doch können wir versichern, daß bis dahin dieses Trauerspiel den übrigen traurigen Produkten vollkommen entspricht. — Junge Dichter mögen an diesem Werkchen ein Exempel nehmen. G. F. B.

Flugschriften.

Eine mahnende Stimme des deutschen Vaterlands an seine Bewohner. Augsburg. 1831. Rieger'sche Buchhandlung. gr. 8. S. 14.

Es mag immer als charakteristisch erscheinen, daß in dem, zum Bücherkauf eben nicht vorzüglich aufgelegten, Bayern eine Schrift sobald eine zweite Auflage erlebte, aus der wir folgende Hauptstelle herausnehmen:

»Es genügt aber nicht, den feindlichen Waffen den Eingang in die friedlichen Gränzen unsres Vaterlands zu verwehren, sondern es ist auch zugleich dringend nothwendig, daß gleichsam eine Sperre gegen die anarchischen, alle gesellschaftlichen Bande der persönlichen Sicherheit und des Eigenthums zerstörenden, in Frankreich täglich erzeugten und verbreitelen Grundsätze eingehalten werde, damit dieser feindliche Same auf deutschem Boden keine Wurzel schlage, und der Friede, das Glück und der Wohlstand des guten deutschen Volkes nicht gestört werde. Denn die französischen Grundsätze und Politik — im Verein mit den geheimen — durch — Voltaire und andre — Atheisten gestifteten Clubbs und Gesellschaften, haben, wie schon erwähnt worden ist, im Jahre 1792 die Thore der Stadt und Festung Mainz geöffnet; diese Politik hat 1806, im Einverständnisse mit den geheimen Orden, durch Verrätherei das — tapfre preußische Heer bei Jena dem Napoleon in die Hände geliefert; diese Politik und französischen Grundsätze sind es auch, die seit dem Monat Juli 1830 nicht nur in Paris einen Aufruhr hervorriefen; sondern auch durch Emissaire in mehreren deutschen Ländern Volksaufstände und Empörungen veranlaßten.«

Wenn man dabei erfährt, daß der Verfasser die französischen Kriege gegen Deutschland von Franz I. und Carl V. an bis auf unsre Zeiten als dieselbe Ausgeburt darstellt, so muß man sich billig wundern, wie ein solcher historischer noch mehr, als politischer und religiöser Unsinn — denn der Atheismus spielt eine Hauptrolle — eine solche Verbreitung finden kann. Unredlichkeit und Unwissenheit gehen zwar in allen neuen servilen Schriften Hand in Hand; doch in solchem Grade selten.

Die Herren Wirth und Eisenmann — denn auf diese ist es doch eigentlich gemünzt — mögen in sich gehen, wenn sie folgendes lesen:

»Diese Menschen predigen fortwährend Volkssouverainetät, Mündigkeit des Volkes, Freiheit, und rühmen als absolut nothwendiges Mittel dazu, die, alle gesetzliche Schranken höhnende Preßfreiheit an; — allein — das ist alles Lug und Trug; sie beabsichtigen nichts andres, als dadurch allenthalben Mißvergnügen gegen die rechtmäßige Obrigkeit, gegen die bestehenden Gesetze und Verfassungen, gegen das Ansehen und die Majestät der Fürsten und Könige zu erregen, die Throne wankend zu machen und umzustürzen, alle Volksklassen zu Sansculotten umzubilden, und dann den größten Schatz, die christliche Religion und Offenbarung zu entreißen.«

»Brav, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag' uns dein Sprüchlein, und theil's uns mit!«

E.

Miscelle aus der bayer'schen Literargeschichte.

Ob Schelling — noch Schellingianer sei, ob er seinem Identitätssysteme noch treu geblieben, oder jetzt nach Fr. Schlegel's Prophezeihung ein ganz andres Realprinzip habe, das ist, liest er nunmehr gleich schon im vierten Jahre zu München, noch — unentschieden! Unter den Zuhörern selbst ist sicherem Vernehmen nach, hierüber noch Streit! —

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 134.** 9. November 1831.

Kurhessens Zustand.

(Schluß.)

Die casseler Camarilla und einige hohe Staatsbeamte, die im Verdacht waren, die Volkswünsche beim Monarchen nicht unterstützt zu haben, werden nun wohl von den weisen alten Ministern des Mitregenten entfernt, und das constitutionelle Leben wird hoffentlich dort, wie in Baden und in Bayern, indem man alle alte materielle und persönliche Hindernisse wegräumt, eine Wahrheit werden.

Bisher hatte Kurhessen reiche Wälder und Domainen; aber weder einen reichen Adel, noch einen reichen Bürger- oder Bauernstand, eine in der unterbliebenen Beieinanderlegung der Felder noch wenig rationelle Landwirthschaft, wenige Terrassirungen der Basalt- und Kalkgebirge, aber hie und da üppige Alpenweiden, doch wenig Anbau in den Gebirgen selbst, viel Gemeinheiten, wenig Kanäle, gar keine Eisenbahnen, einen durch schwere Meiergefälle mit Einschluß der französischen Koloniedörfer erdrückten Bauernstand, aber schon häufig einen nach nassauer Art in Ueberrieselungen und Entwässerungen nachahmenswürdigen Wiesenbau, eine thätige Land- und Gartenwirthschaftsgesellschaft, etwas Mineraliengewinnung, doch nützlicher für den Kurfürsten, als für sein Land, eine als Gesetz angenommene These, daß Land und Sand nur in städtischen Korporationen reines Eigenthum und sonst dem Landes- oder einem Gutsherren hörig sei, die Waldnutzung und der Fischfang in den Naturteichen, wo sich am Fuße der Gebirge in tiefen Thalstellen das Gebirgswasser bleibend sammelte, eine schmähligе Gerichtsbarkeitsnutzung, hohe Zinsen an die kurfürstliche Kammer, oder an die Gutsherren, schwere Laudemien beim Gütertransport im Wege des Erbganges, der Täusche und Verkäufe, besonders in den einst reichsritterschaftlichen Gebieten. Welche Umbildungen sind einem solchen, mit zerstreuetem Gebiet versehenen Staat unumgänglich nöthig, dessen Regierung bisher kameralistisch und gutsherrlich das Land und die Unterthanen auf's Höchste genützt, und seit dem dreißigjährigen Kriege durch Subsidien von kriegführenden Staaten, besonders aber Venedig und England, sich bereichert und viele Tausende seiner Unterthanen geopfert!

Dort werden einige der edelsten Männer Deutschlands, der Minister Schenk von Schweinsberg, ein Professor Jordan, welcher die Verfassung entwarf, einst an Berühmtheit einem Franklin nichts nachgeben; die kurhessische Verfassung hat keine, jedem ministeriellen Winde lenkbare Elemente, wie die meisten andern neuen Verfassungen, welche den Völkern viel zu geben schienen, aber weder ihr drückendes Steuerwesen, noch die Socialverhältnisse sonderlich verbesserten. Dort sah man in den kritischen Tagen einen musterhaften Bürgermeister, der im Augenblick drohender Tumulte sich selbst nicht schonte, und durch seine Dazwischenkunft das Blutvergießen, mit der Gefahr, seine Popularität, oder die Fürstengunst zu verlieren, abzuwenden verstand,

und weder das Zutrauen der erhitzten Bürger, noch des sich tief gekränkt glaubenden Landesherren verlor, als er erlangte, daß die Camarilla sich leidend verhalten mußte.

Männer der Schreibstube, oder der gebieterischen Diplomatie mit nichts, als ihrer Ichheit beschäftigt, und voll Eigennutz, partheiische Plane verfolgend, sah man in Brüssel wirken, aber nicht in Kassel. Daher darf man von der Mitregentschaft in Kassel die besten Folgen hoffen.

Der junge Mitregent wird Sachsens Beispiel folgend, sich mit weisen Räthen umgeben und deren Erfahrung vertrauen, um das hessische Volk glücklich zu machen.

Im jetzigen Kampfe der Meinungen ist auch für die Legitimität nichts gefährlicher, als das ultraartige zu weit Treiben starrer Rechtsgrundsätze, wenn diese Strenge irgend umgangen werden kann.

Nimmt man zu den immer mißlichen historischen Basen der Vergangenheit seine Zuflucht, so sind doch die neuen und alten Vorgänge niemals einerlei. Landgraf Friedrich wurde 1720 König in Schweden, und 1730 regierender Landgraf von Hessen-Cassel. Ohne eheliche Kinder überlies er die Regentschaft dem Bruder, Landgrafen Maximilian, der 1751 sein Nachfolger wurde, und durch die vermeidliche Allianz und den Subsidientractat mit England sein Land in alle Leiden des siebenjährigen Krieges stürzte und das Ende nicht erlebte.

Wie wünschenswerth wäre gewesen, wenn auch auf dem Bundestage das deutsche Volk Repräsentanten in den Personen etwa der mediatisirten Standesherren, oder direct, gefunden hätte? Der Bundestag zeigte sich in der Einigkeit, oder in der Mehrheit in der braunschweiger Sache, zu der die kurhessische Frage einen Nachtrag liefert, bisher weise und gerecht.

Nicht blos eine Austrägalinstanz, sondern auch ein liberales Fürstenrecht bedarf unser souverainer Staatenbund, wenn er nicht der Krankheit des nordamerikanischen und helvetischen Staatenbundes über die nicht strenge geschiedenen Rechte der allgemeinen Direction und der einzelnen souverainen Staaten leiden soll.

Es gebührt hier sowohl der Legitimität, als dem Wohl der Unterthanen aller Klassen eine genaue Rücksicht, deren Vermittlung man wieder, wie in der braunschweiger Sache, der thätigen preußischen Vermittlung verdanken dürfte. Das monarchische Princip muß zu walten fortfahren; aber es muß durch seine Monarchen und deren Minister so durchgeführt werden, daß leidenschaftliche, oder die Zeit nicht kennende, durch Hinhalten verschrobener Socialzustände eine salamonische Weisheit sich anmaaßende, egoistische Minister, das nur zu reizbare Volk nicht auf's Aeusserste treiben durch Mißbrauch der gegebenen Amtsgewalt. Im Frieden konnte ein anarchischer Zustand, wie derjenige des 1806 aufgelöseten Reichsverbandes, sich lange hinhalten; sollte aber einst ein Feind des deutschen Bundes so herrschsüchtig, als Frankreich und Rußland nach dem luneviller Frieden in die Vertheilung der Säcularisations- und Mediatisationsmasse sich mischen; so ist allerdings eine Gefahr der Auflösung des deutschen Bundes gedenkbar.

In Frankreich hatte das demagogische Princip Unheil angerichtet. Die Monarchencongresse und die karlsbader Beschlüsse sahen Gefahr wegen des Beifalls, den einige deutsche Publicisten fanden, welche weit entfernt, Aufruhr anzurathen, bescheiden anriethen, das monarchische Princip nicht zu weit zu treiben. Ich schrieb damals das Oppositionsblatt, tadelte manche jetzt die Völker in Zinsen und Kapitalzahlungen hart bedrückende Kapitalanleihen der Familie Rothschild und einige Fehler der damals ins Leben eingeführten, aber plötzlich sistirten Verfassungen. Das Oppositionsblatt und einige andere freimüthige politische Blätter giengen ein, worüber nächstens einiges mitgetheilt werden soll. Nun las das gebildete Publikum desto eifriger die oft sehr schiefen Ansichten eines, unsern innern Frieden so gerne störenden Bignon, de Pradt u. s. w. Die Sprache des Bundestages und mancher, die Verfassungen hassenden Minister machte manchem Willkühr liebenden Minister es leicht, die innern Verfassungen als ihre Instrumente zu mißbrauchen, die Verantwortlichkeit und die alten, oder neuen schweren Auflagen, die Beibehaltung mancher verkehrter innerer Landeseinrichtungen unter das Palladium des Zweikammersystems und einer von den Ministern beherrschten Repräsentantenwahl, wie in Baden, den Landständen zuzuschieben und in der größten Extravaganz der Staatssteuergebung den Pensionsetat höher, als den der dienstleistenden Dienerschaft zu treiben.

Die Folgen sind nun da. Gesetzt es käme zum Kriege Frankreichs mit Preußen, so gewiß es auch ist, daß der berliner Hof ihn sehr gerne vermeiden will, so zweifle ich nicht, daß der langsame Bundestag die deut-

schen Contingente aufbietet; aber werden sie wirklich gestellt werden, wenn Frankreichs Heere, deren Sieg bei der Tapferkeit der preußischen Landwehr voller Veteranen und der eingeübten Linientruppen gewiß nicht gewiß ist, den Rhein überschreiten sollten? Können dann nicht Neutralitäten erfolgen, wie Preußen solche im baseler Frieden schuf? Wie schwankend ist noch heute in der Praxis das juristische Verhältniß des Bundesvereins zu den einzelnen Bundesstaaten. Die Publicisten von der ministeriellen Bank werden zwar behaupten, daß die Landstände schuldig seien, alles zu genehmigen, was der Bundescongreß der deutschen Souveraine in seiner Mehrheit beschließt. Der baseler Frieden des Jahres 1795 und Norddeutschlands Neutralität waren damals gewiß anticonstitutionnel, fanden aber dennoch statt und hatten große Folgen.

In Deutschland schmeichelte sie stets der Landeshoheit der deutschen Fürsten, in der Schweitz der Aristokratie der Patricier und der die Landvoigteistellen verkaufenden Hirtenkantone; in Italien begründete sie zwei französische Nebendynastien spanischen Blutes, die weder in Unter-, noch in Oberitalien auf dem reichsten Boden diesem und dem Geiste ihrer Unterthanen Freiheit gaben. Jeder bourbonische Scepter bis zu Ludwig XVI. sah die Vorstandschaft des Ritterthums und die Einheit der Gottesverehrung als ein Palladium der Volksruhe an, und gab in seinen Sitten, oder in seiner Schwäche, sich durch unfähige Minister beherrschen zu lassen, dem Volke Aergerniß, das jetzt mächtiger ist, als jemals.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Rechtskunde.

Die Abschaffung der Todesstrafe, aus rechtlichen, politischen und religiösen Gründen gerechtfertiget mit besonderer Rücksicht auf die neueste Schrift des Verfassers des Geistes der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands »die Todesstrafe, Nürnberg 1831« von Konrad Samhaber, kön. bayer. Kreis- und Stadtgerichtsassessor zu Aschaffenburg. Augsburg. 1831 Carl Kollmann. (Jos. Wolffsche Buchh.) Broch. v. 30 S. gr. 8. Preis 12 kr.

Der Verfasser gegenwärtiger Brochüre tritt gegen den ehrwürdigen Grafen v. Soden auf, der in dem oben citirten Werkchen seine Stimme, zum letztenmale in seinem Leben, in einem der wichtigsten der neuern Rechtsprincipstreite erhob. Wenn wir auch nicht in alle Gründe des edlen Soden einstimmen können, so sind wir dennoch in der Hauptsache mit ihm einverstanden und zwar aus rechtlichen, moralischen, religiösen und staatswirthschaftlichen (nicht, wie der Verfasser obiger Brochüre sagt, politischen) Gründen. Wir sind nicht gesonnen den Advokaten Sodens zu machen, obgleich er nicht selbst mehr sein Wort vertheidigen kann; denn sein Gewicht ist hinreichend, um den Gegner zu entwaffnen. Nur der Sache willen müssen wir einiges wider letzteren umkehren. Dabei begeben wir uns aber aller Tiraden, Floskeln und philosophisch-gemüthlicher und süßlicher Deklamationen, indem wir nicht wieder selbst eine Recensionsbrochüre gegen Herrn Samhaber schreiben wollen, wie er es gegen Soden gethan. Wenn wir unsere Gründe und Gegengründe nicht näher ausführen, so möge man die genannte Absicht und den Zweck gegenwärtiger Blätter berücksichtigen.

§. 2. Samhaber läugnet, daß mit der Civilisation und geistigen Bildung die Mehrung der Leidenschaften und Verbrechen nicht im geraden Verhältnisse stehe. — Paris, London beweisen das Gegentheil; Tyrol, die Rhön, der Spessart beweisen für uns. Man vergleiche dagegen den Rheinkreis! — Das Strafsystem ist jetzt nur zu mild! Sonst hing man um einen Diebstahl von 20 fl. auf; jetzt schickt man sie in Versorgungsanstalten, aus denen sie oft nicht mehr heraus wollen. Die sentimentale Justiz!

§. 3. Wenn es in Staaten besser stand ohne Todesstrafe, warum wurde sie denn bald wieder eingeführt? — — Warum wollten die französischen Deputirten nichts von Abschaffung derselben wissen? die weisen, erleuchteten Franzosen? —

Die §. 1. und 4. sind Deklamation.

§. 5. und 6. Petitio principii! »Das Menschenleben ist ein Geschenk Gottes von solcher Größe, das der Staat (überhaupt kein Mensch) ein Aequivalent zu bieten vermag, und dennoch sollte der Mensch dem Staate diese unschätzbare Gabe aufopfern wollen, dürfen, um sich der hinfälligen Früchte der gesellschaftlichen Verbindung zu erfreuen?« Der letzte Satz ist eine Satyre Herrn Samhabers auf die Idee des Staates und auf die Justiz, deren Glied er ist; wir wollen denselben nicht beleuchten, um den Juristen zu schonen. Der Vordersatz spricht für uns. Denn so, gerade so, lassen wir den Gemordeten für den Mörder sprechen; und Alles kehrt sich um. Was Herr Samhaber vom göttlichen Rechte berrupft, mag er mit seinen Franzosen ausmachen. Das sind reine Floskeln. Wenn Ihr Finger brandig ist, Herr Samhaber, und dieser droht Ihrem Lebensprincip den Rest, wenn Sie ihn nicht ablösen lassen, werden Sie dann

auch sagen, das göttliche Recht erlaube Ihnen nicht, den Finger abnehmen zu lassen, weil er nicht Ihnen, sondern dem lieben Herrn Gott gehöre, der ihn gemacht habe. Ist der Staat nicht ein lebendiger Leib? — Wir müssen gestehen, es macht uns etwas Eckel, so seichte Folgerungen mit einem Scheuerthorwink zurück weisen zu müssen. — Der Selbstmord ist nicht dem Rechte nach, sondern der moralischen Pflicht nach unerlaubt; daher von ihm nicht auf das Strafrecht geschlossen werden kann. — §. 7. Von der ewigen Gefängnißstrafe auf die der Rechlichkeit der Todesstrafe direkt schließen zu wollen, können wir auch nicht zugestehen; allein darum fällt weder die Rechtlichkeit der einen, noch der anderen Strafe. — §. 8. »Volenti non fit injuria« soll widerlegt, und der Staatsgemeinde das Recht geläugnet werden, gegen sich selbst die Todesstrafe auf Capitalverbrechen zu dictiren. Dieß geschieht einzig dadurch, nach dem Verfasser, daß die Aufstellung eines solchen Gesetzes moralisch unerlaubt sei. Dies ist wieder eine Petitio principii. Der Grundsatz des Herrn Samhaber und Consorten wird von der Geschichte, von der Uebereinstimmung der religiösen und Rechtslehren verworfen, und ist oben schon beleuchtet worden. §. 9. »Der Mord eines Staatsgliedes sei kein Angriff auf das Leben des Staates« widerspricht dem Grundprincipe einer wahren Staatsverbindung, in welcher jeder für Alle und Alle für jeden stehen müssen, widrigenfalls das Ganze sich auflöst. Die Gleichgültigkeit und Frechheit mit der, nach Herrn Samhaber, die meisten Verbrecher auf dem Schaffotte sterben sollen, spricht für die Unverbesserlichkeit derselben. Solche Krebsschaden des Staates müssen ausgerottet werden, wenn nicht der ganze Staatsleib von dem verderblichen Gifte hinsterben soll.

Die im §. 11. angeführte Frage Soden's steht unangetastet. Die Städtlein, welche die Todesstrafe abgeschafft hatten, haben dieselbe aus handgreiflichen Gründen wieder aufgenommen. Die Geschichte, die für Herrn Samhaber beweisen soll, beweist gegen ihn, da sie den Rechtsirrthum, der kurze Zeit bestanden, wieder aufhob. — Dieser §. ist voller Trugschüsse. §. 12. »In der Idee des Todes liege nichts Fürchterliches.« — Doch, der Wurm sogar hängt an diesem Leben. Nur der Gerechte, nur der Schuldlose kann mit klarem Blicke dem Tode entgegen sehen; der Verbrecher sucht nur mit Gewalt seine Lage zu verbergen. Wer so schlecht schon ist, das Schaffott mit Hohn zu besteigen, für den ist das Schwert zu gut! Die Erfahrung lehrt, daß solche Menschen zur Freiheit gelangt, die erste geschenkte Strafe dann 10fach verdienen. §. 13. Hier wird die eben angeführte Erfahrung nicht widerlegt, sondern nur Ausflucht genommen, worauf keine Rücksicht zu nehmen ist. §. 14. und 15. sind ohne entscheidenden Einfluß. — §. 16. Der finanzielle Grundsatz wegen Ueberfüllung der Gefängnisse soll allerdings der letzte seyn. Wir weisen auch hier auf eine bekannte Erfahrung hin. Der seelige König Max hatte sich vorgenommen von seinem Regierungsantritte an, alle Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß zu verwandeln. Die Folge davon war, daß alle Gefängnisse so überfüllt wurden, daß er sich gezwungen sah, von seinem Vorhaben abzugehen, und in eklatanten, offenbar boshaften Mord- und Raubmord-Fällen die vom Gesetze verhängte Todesstrafe zu bestätigen. — Eine andere Frage scheint uns die zu sein, welche Art und Form der Todesstrafe als die Zweckmäßigste erscheine. Hier muß ich bekennen, daß die Oeffentlichkeit der Todesstrafe zum wenigsten in der gegenwärtig gängigen Form nicht mehr paßt. Ich schließe mich gerne hier an Tiedemann an, welcher in seiner Zeitschrift für Physiologie gezeigt hat, welche Schärfung die Todesstrafe oft durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters in Handhabung des Schwertes erleide; daher nur die Guillotine geduldet werden sollte. Gerne würde ich dafür stimmen, daß die Hinrichtung nicht öffentlich statt finden sollte, forderte es nicht das Prinzip der öffentlichen Gerechtigkeit, daß der Strafact selbst durch die Controlle des Publikums gesichert sei. § 13. Wenn Herr Samhaber dem sehr gegründeten Einwurfe Soden's, daß die Gefängnißstrafe für den gemeinen Verbrecher gar nichts Fürchterliches habe, dadurch zu begegnen glaubt, daß er sagt: »der Staat solle Sorge tragen, daß seine Bürger (besser Inwohner) den Werth der Freiheit kennen lernen, und sie in den Stand versetzen, worin ihnen dieselbe werth ist 2c, so bekennt er selbst die Unmöglichkeit der Hebung dieses Einwurfs, und tritt völlig aus der Frage heraus. — §. 14. Wiederholung des früher Gesagten und Deklamation, wobei Samhaber die Nichtfurcht des Todes bei Männern, die in Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten für Vaterland, Recht und Glauben muthig der Gefahr des Todes entgegen gehen in Parallele mit der schändlichen Fühllosigkeit eines Verbrechers setzt! — §. 15. Eben so wenig ist die Behauptung des Verfassers, daß die Regenten selten die Todesstrafe, vermöge ihres Begnadigungsrechtes, mildern, als bestätigen; er sehe auf Bayern und Preußen hin! In letzterem Staate wird vom milden Sinne Friedrichs nur zu viel von diesem Rechte Gebrauch gemacht. — §. 16. Der finanzielle Grund, der schon sehr alt ist, wurde oben schon berührt. Fälschlich ruft der Verfasser gegen Soden aus: »der Staat soll morden dürfen, weil Gefängnißstrafe eine Last für ihn ist.« Dieser Grund steht nicht als Hauptgrund für die Gerechtigkeit der Todesstrafe, sondern nur als ein Einwurf gegen das sentimentale Einsperrungssystem der Gegner. — Es giebt nur zwei wesentliche Gründe für die Gerechtigkeit der Todesstrafe, einen strafrechtlichen und einen christlichen. Erster beruht auf dem Rechtsgrundsatze, daß die Strafe gleich sei der Größe des Verbrechens; zweiter beruhte auf dem Lehrsatze: »Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden.« Gegen diese zwei Grundsätze läßt sich viel deklamiren; aber nur weniges Erhebliche sagen. —

(Schluß folgt.)

Miscelle aus der bayer'schen Literargeschichte.

In Bayern gab es nach Salat's Zeugniß akademische Lehrer, die sich auf das Heftigste gegen die Griechen in ihrer Noth aussprachen — weil sie von der katholischen Kirche abgefallen, und die ihnen »so lange kein Glück prophezeihten, bis sie zur katholischen Kirche zurückkehrten.« —

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 135.** 11. November 1831.

Rudhart über die Civilliste.

Es konnte nicht fehlen, daß der Beschluß der bayerschen Kammer der Abgeordneten eine bedeutende Summe an der Civilliste für die nächste Finanzperiode zu streichen, überall großes Aufsehn machte; so viel wir wissen, ist es bisher in Europa das einzige Beispiel der Art; und kann es übrigens auch nur sein, da keine andre, noch so freisinnige Constitution den Ständen das Recht verleiht, demselben Fürsten bald mehr, bald weniger Einkünfte zu bewilligen. — Man kann, oder muß vielmehr annehmen, daß ein, in den Händen der Stände so bedeutend werdendes, Vorrecht nicht zufällig grade in die eine Verfassungsurkunde gekommen sei; denn dieselbe ist wahrlich weder, etwa wie die deutsche Bundesakte, Hals über Kopf hingeschrieben worden, noch trägt sie sonst die Spuren, daß irgend ein andrer Paragraph nicht von allen Seiten in seinen möglichen Folgen berechnet worden sei. So redlich der Wille des Gebers dabei war, so findet sich hier und da etwas, was die Franzosen sehr bezeichnend arrière pensée nannten; wir dürfen nur auf das Preßedikt und mehrere andere Punkte verweisen, welche so viel verschiedne Deutungen und Anwendungen erfahren.

Allerdings ist dadurch den Ständen eine sehr große Waffe gegen etwaigen Mißbrauch königlicher Autorität und Macht von Seiten falscher Rathgeber verliehen, daß sie befugt sind, nach sechs Jahren von Neuem zu überdenken, ob sie dem Regenten jene heut zu Tage so große Hebel zu Handlungen — seine Geldmacht — verringern, oder vermehren wollen. Allerdings faßt Rudhart den Begriff der Civilliste sehr richtig damit auf, daß er sagt, es sei nicht etwa eine Besoldung, sondern es sei »eine Dispositionssumme, über welche der König verfügt für die Bedürfnisse seiner Person und seiner Familie, aber auch für die Bedürfnisse des Volks.« Die Civilliste ist eine, seinen Händen »anvertraute« Summe, über die er den Ständen keine Rechenschaft abzulegen braucht.

Der sonst so scharfsinnige Redner hat diesmal nicht bemerkt, daß er durch die so richtige Festsetzung dieser Begriffe grade gegen sich stritt, und die Argumente umstieß, die er mit so vieler Kenntniß aus der Geschichte der bayer'schen Domainen und des frühern königlichen Privatguts, aus der Vergleichung der Civillisten andrer Staaten, und namentlich aus den Aeusserungen derselben jetzigen liberalen Deputirten in den Jahren 1819 und 1825 hernahm, um die Kammer zu veranlassen, die Streichung nicht vorzunehmen.

Die Civilliste ist also eine Summe, die Jemanden anvertraut wird, damit er an denen Orten und in den Beziehungen Gutes und Großes dadurch herstellen könne, wo das ökonomische Finanzgesetz des Staates nicht speziell vorsehen konnte. Sie ist aber im Gegentheil wiederum eine Summe, mit der, wie es z. B. augenscheinlich bei den Bourbonen geschah, nicht blos jenes Gute unterlassen, sondern auch positiv viel Unheil angerichtet werden kann. Wer im Besitz so großer Geldkräfte ist, kann Beamte, kann Deputirte z. B. bestechen, gegen

ihre Pflicht und gegen das Wohl des Volkes zu handeln, kann Schriftsteller bezahlen, um absolutistische, Freiheit und Licht verfinsternde Grundsätze zu predigen, um unrechtmäßige Handlungen der Behörden mit sophistischer Dialektik zu vertheidigen, Ehrenmännern das Leben sauer zu machen, sie in Verachtung zu bringen u. s. w. — Die Größe der zu verleihenden Civilliste wird sich also rein auf eben das »Vertrauen« stützen müssen, in welchem die Stände des Reichs dem Staatsoberhaupt jene Dispositionssumme »anvertrauen« wollen; die Verleihung wird also immer auf subjektiven, nie auf objektiven Motiven beruhen.

Dasjenige Staatsgrundgesetz nun, welches den Ständen die höchst wichtige Befugniß einräumt, nicht lebenslänglich, sondern nur auf eine gewisse Zeit diese Dispositionssumme zu bewilligen, nimmt die Möglichkeit an, daß die Gesinnungen eines Regenten, weil er ein Mensch ist, sich ändern können; daß er entweder nach sechs Jahren weniger geneigt sein könne, ausschließlich das Glück des Volkes und die gewissenhafte redliche Beobachtung des Gesetzes im Auge zu haben, oder daß, wenn er solche Gesinnungen früher offenbart, er bei reiferer Erfahrung und Ueberlegung binnen andrer sechs Jahre genugsame Beweise seiner nunmehrigen ausschließlich rechtlichen und großherzigen Gesinnung gegeben haben könne, um die Stände zu bestimmen, ihm mehr anzuvertrauen. Der großmüthige Geber einer Verfassung, die einen solchen Paragraphen enthält, wollte dadurch nicht nur seinem Volke eine Garantie mehr gewähren, indem Niemand für seine Nachkommen stehen kann bei Verleihung eines Gesetzes, das für die Dauer von Jahrhunderten gegeben ist — sondern er wollte ihnen dadurch auch ein wirksames Mittel in die Hand legen, auf das, sonst aller Verantwortlichkeit entnommene und mit so großer Heiligkeit umgebne Oberhaupt des Staates einzuwirken.

Das den bayer'schen Ständen verliehene Recht, einer allsechsjährigen Revision der Civilliste ist daher nicht, wie Rudhart es darstellen will, eine, zufällig so im allzugroßen Vertrauen auf die Bereitwilligkeit der Stände aller Zeiten in die Verfassungsurkunde eingeschlichne, Abnormität, sondern ein theures, großes Vorrecht, welches mit heißem Dank das Volk gegen den Urheber der Verfassung, der für sich wohl, nicht aber für Andre bürgen wollte, erfüllen muß.

Es ist nun auf der andren Seite keine Frage, daß in speziellen Fällen von den Ständen dieses Vorrecht eben so unbillig ausgeübt werden kann, wenn Leidenschaft, Erbitterung, Intrigue u. s. w. auf die Versammlung einwirken, als der König, oder seine Diener die Civilliste mißbrauchen können. Immer aber ist die Verleihung ein Akt des Vertrauens, der Gesinnung, über den eben gar nicht zu streiten ist, sondern welcher rein der Ueberzeugung und dem Gewissen der Abgeordneten lediglich überlassen bleiben muß. —

Auf keinen Fall darf in speziellen Fällen die Presse sich anders in den Streit mischen, als in so fern sie die Art und Weise der sechsjährigen Regierungsperiode mit ihren Vorzügen, oder Mängeln und deren Motive zusammenfaßt, und nun dem Volk und den Abgeordneten die Beurtheilung überläßt, in wie fern die Größe der, dem Regenten anvertrauten, Geldmittel eingewirkt haben könnte, oder nicht. So kann sie auch Herrn Rudhart auf den, von ihm gewählten Kampfplatz nicht folgen. Es muß ihr genügen, das Recht der Stände dazu und dessen Bedeutung festzuhalten, die, nicht im Wesen desselben liegenden, Einwürfe desselben als diese Frage gar nicht bestimmend, endlich die Angriffe auf die Consequenz von Deputirten zurück zu weisen, die eben durch die Ausdrücke in ihren votis bewiesen, daß sie aus subjektiven Gründen, die nur auf den damals gegebnen Fall paßten, so stimmten; und die daher nicht nothwendig in einem andren gegebnen Falle, wo es sich von andren Zeiten und andren Personen handelt, wieder eben so stimmen müssen. Denn die mögliche Veränderung der Gesinnung und des Vertrauens ist eben von dem Gesetz selbst vorgesehen, der Grund, oder Ungrund dieser Veränderung der subjektiven Ueberzeugung und dem Gewissen jedes Abgeordneten anheim gestellt, und die Erörterung derselben ungehörig. Man kann daher wohl über diese Veränderung trauren, darf aber, daß sie nicht eintreten möge, nicht deshalb fordern, weil früher gegen Andre eine andre statt gefunden hat.

Uebrigens empfehlen wir die, in der Riegel und Wießner'schen Buchhandlung dieser Tage besonders erschienene Rede Rudharts, schon wegen der reichhaltigen historischen und publizistischen Notizen, die sich in allen Arbeiten dieses geistreichen Mannes finden, unsren Lesern angelegentlich.

Aus Leipzig.

Die Mißhandlungen, welche jetzt bereits die Polen erfahren, die im letzten Ukas gewissermaßen schon bestimmt ausgesprochne Einverleibung des Königreichs Polen als russische Provinz; die Verleihung des Annenordens an den ehemaligen Chef der geheimen Polizei in Warschau, den verstümmelten Lubowidzki, die Verbannung des Romarino'schen Corps, dessen Offiziere das eben so kluge, als edle Oesterreich, nicht, wie Preußen die des Rybinski'schen Corps, ausliefert — alle diese Handlungen des »großmüthigen und menschenfreundlichen« Kaisers machen auch hier großen Eindruck, erfüllen die Einen mit Schrecken, die Andren mit Hoffnung wegen der Zukunft. Die letzten meinen: »nur zu! Dies ist der beste Weg, den erwarteten Ereignissen zum Frühjahr vorzuarbeiten. Es fördert die gute Sache nichts mehr, als wenn der Absolutismus im Uebermuth rasend wird!« —

Unterdeß ist in literarischer Hinsicht eine Prophezeihung sehr richtig eingetroffen. Als die polnische Sache noch schwankte, fragten mehrere erstaunt, ob denn der Professor Krug, der stets mit kleinen Brochuren recht schnell zur Hand, mit keiner über Polen aufwarten würde. »Geduld, rief mancher; — wenn die Sache entschieden ist, kommt sie schon. Siegen dann die Polen, so ist sie ihnen hold; siegen die Russen, so werden die Polen schlimm fortkommen. Dies ist denn auch geschehen. Herr Professor Krug hat über Polen eine Brochure von Stapel gelassen, unter dem Titel: »Polens Schicksal, ein Wahrzeichen für alle Völker,« die jedoch selbst diejenigen seiner Verehrer, welche ihm seit vorigem Jahre geblieben, in nicht geringe Verlegenheit setzt. Der Verfasser sagt darin den Polen nicht nur, daß sie gar nichts besondres Großes etwa gethan hatten, sondern daß sie auch ganz und gar unrecht gehabt, aufzustehen, daß sie später sowohl militairisch, als diplomatisch ganz dumm gewesen wären. Napoleon habe schon eingesehn, daß sie gar nicht mehr zu einem Volke taugten, und Rußland wäre der einzige Staat, der sie glücklich machen könne. Nicht blos die erschrecklichen historischen Schnitzer, von denen die Schrift wimmelt, sondern besonders die Gesinnung und der Ton, der darin herrscht, erregt allgemeines Kopfschütteln, wo nicht Indignation. Dazu kommt, daß der Herr Professor kleinlich genug, hie und da persönliche Invektiven gegen einzelne politische deutsche Schriftsteller mit einfließen ließ, deren Namen zwar nicht genannt, aber von jedem mit Händen zu greifen sind, so daß die ganze Schrift das Ansehn gewinnt, als sei sie blos geschrieben, um dem Ingrimm gegen einige Tadler Luft zu machen.

Es kann nicht fehlen, daß man dem Herrn Professor manches Demüthigende erwiedern wird. Von einer Schrift aber, sagt man sich; daß, als sie der leipziger Censur übergeben worden, der Censor das Imprimatur von der Erlaubniß Herrn Krugs habe abhängig machen wollen. Bis jetzt ist es noch nicht erfolgt. — Wir wissen zwar davon nichts, müssen aber gestehen, daß der Edelmuth des Herrn Professors nicht eben sehr groß wäre, wenn er seine allerhöchste Zustimmung gäbe, wenn überhaupt ein Censor sich so weit vergessen haben könnte, nicht nach seiner Ueberzeugung und seinen Instruktionen, sondern nach dem Willen eines Dritten zu handeln. Denn Herr Krug weiß sehr wohl, daß dieses Schriftstellers Arbeiten der leipziger Censur zum Druck nicht bedürfen, und daß er dieselbe nur ausnahmsweise incommodirt haben kann. Endlich wird er wohl klug genug sein, einzusehen, welchen Stoß sein Ruf erlitte, wenn er wirklich mittel- oder unmittelbar zur Unterdrückung einer Schrift gegen ihn beigetragen hätte.

Man ist hier neugierig, was die Censur hierüber noch beschließen wird.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Rechtskunde.

Die Abschaffung der Todesstrafe, aus rechtlichen, politischen und religiösen Gründen gerechtfertiget mit besonderer Rücksicht auf die neueste Schrift des Verfassers des Geistes der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands »die Todesstrafe, Nürnberg 1831« von Konrad Samhaber, kön. bayer. Kreis- und Stadtgerichtsassessor zu Aschaffenburg. rc.

(Schluß.)

§. 17. Nochmalige Untersuchung des Grundes der Nothwehr des Staates, die §. 9. beleuchtet ist. Es ist mir leid, sagen zu müssen, daß Herr Samhaber den Begriff des Staates als Organismus ganz und gar zu mißkennen scheint. Ist der absichtliche Angriff eines Individuums auf das Leben des andern nicht ein Angriff auf das Herz des Lebens selbst, auf das Heiligste, was der Staat zu vertheidigen übernommen hat? — Greift nicht, wer im Leben absichtlich angreift, mit Hohn aller Leben an? Und, wenn denn der Angegriffene, nach dem zugestandenen Rechte der Nothwehr, das Recht hat den Angreifer seines Lebens, bevor er erliegt, zu tödten, muß dieses Recht nicht um so mehr gelten auf das Leben des Angreifers, wenn Letzterer wirklich den Angegriffenen, wie es gewöhnlich geschieht, durch viele Wunden langsam unter gräßlichen Schmerzen gemordet hat? Soll der Staat, welcher hier am Leben angegriffen ist, nicht das Recht haben, den Angreifenden zu vernichten, ja sogar auf eine weniger schmerzliche Art zu vernichten? — Wie heißt es in der Schrift: »Das Blut des Bruders Abel schreit um

Rache zu mir!« Und Kain selbst erkennt: »So wird mirs geben, daß mich todt schlage, wer mich findet.« — ?

§. 18. Wenn Soden sagt »ein allgemeines geheimes Gefühl scheint uns des Mörders Vertilgung zu verlangen«, so schreit Sambaber dagegen: »Wie kann eine Empfindung, ein Gefühl in der wichtigsten Sache der Menschheit, in welcher nur das Recht entscheiden darf, eine Stimme erhalten?« — Wahrhaftig eine seichte Frage! Wer leitet denn den einfältigsten Menschen, wie den Gesetzgeber des Rechtes, als das uns, als Menschen, angeborne Gefühl des Rechts und der Gerechtigkeit? Ist die Stimme des Gewissens etwas anderes, als ein gewaltiges Gefühl? — Wenn Sambader sagt: »Das Strafrecht des Staates ruhe auf unsicherem Fundamente, nur Gott kenne das Gesetz, dessen Geber er sei, nur er wisse Jeden nach den Werken zu belohnen und zu bestrafen,« so müssen wir vor seiner Jurisprudenz verstummen; denn dann dürfen wir auf Erden keinen Verbrecher mehr strafen, sondern müssen alle laufen lassen, bis sie Gott straft! — Hier steht ein Unkraut im Waitzen. Gott hat es hin gesäet. Der Mensch hat nicht das Recht es zu vertilgen! Du Mensch hast dem Unkraut das Leben nicht gegeben, du darfst es ihm nicht nehmen. Gebet heim ihr Metzger, ihr seid fürchterliche Mörder! Ihr habt die Ochsen, die Schweine, die Schafe und Böcke nicht gemacht, darum habt ihr auch kein Recht sie zu schlachten! So muß Herr Sambader euch zurufen, wenn er konsequent seyn will. — Der ganze §. ist so seicht, daß ich mich wundern muß, wie dem Verfasser eine Inquisition anvertraut werden kann, da er Assessor an einem Kreisgerichte in Bayern ist. Man sollte nicht glauben, daß er Jurist sei! — §. 19. Gibt Herr Sambaber eine hypothetische Strafleiter nach seinem französischen Schriftsteller. Nach dieser würde der boshafteste Mörder nur 25 Jahre im Gefängnisse zu verbleiben haben, und dann wieder frei vor den Augen derjenigen umherwandeln, deren Gatten, Vater, Bruder, Schwester oder Wohlthäter er schändlich ermordet hatte. Darüber schweige ich, froh, daß nicht solche strafrechtliche Theorienmacher Gesetzgeber sind und werden. Was endlich der Verfasser nach §. 20. 21. 22 bis 24 aus religiösen, d. h. christlichen Beziehungen zu Gunsten seiner Meinung sagt, abgesehen davon, daß man gewöhnlich die Anführung der Schrift in Rechtssachen nicht annehmen will und auch im Allgemeinen nicht darf, schlägt ihn selbst: denn in der Bibel will ich dem Herrn Verfasser hundert Stellen für die Todesstrafe aufweisen, bis er mir eine deutliche dagegen nachweisen kann. Gerade sie fordert die Todesstrafe unbedingt, und wurde auch diese von den ältesten Zeiten der christlichen Kirche in allen christlichen Staaten festgehalten. Schließlich dürfen wir gerade in letzter Beziehung, nämlich daß Herr Sambaber sich von der Lehre der katholischen Kirche darin entfernt, unsere Verwunderung nicht verbergen, da er doch als ein streng orthodoxer Katholik in der Benker'schen katholischen würzburger Zeitschrift mehrfach aufgetreten ist. C.

Bierbraukunde.

Vollständige Braukunde oder wissenschaftlich = praktische Darstellung der Bierbrauerei in ihrem ganzen Umfange und nach den neuesten Verbesserungen. Mit Angabe der Verfahrungsarten aller Länder, und besonderer Rücksicht auf die bayerischen, belgischen und englischen Biere. Nebst Beschreibung der Einrichtung der Brauhäuser, der Braugeräthe und Werkzeuge. Von Joh. Leuchs, ordentl. Mitglied der k. k. Ackerbaugesellschaft in Klagenfurt, rc. Mit 54 Holzschnitten. Nürnberg 1831. Verlag von C. Leuchs u. Comp. XIV. S. Tit., Vorbericht und Inhaltsverz. 644 S. Text und Register. Pr. 5 fl. 15 kr.

Es genüge, von diesem großen umfassenden Werke zu sagen, daß es eine Monographie der Bierbräukunde ist, die alle bisher erschienenen hinter sich und wenig mehr zu wünschen übrig läßt. Obgleich das Ganze eine Zusammentragung aus sehr vielen Werken ist, besonders in Bezug auf den praktischen Theil, so ist doch der theoretische rein wissenschaftlich bearbeitet und durch viele Originalbeobachtungen und Versuche bereichert, so daß der Gelehrte, wie der Praktiker durch dasselbe befriediget wird. — Bei der Gährung ist das Bilden von Salpeteräther in den schweren niederländischen Bieren (nach der Beobachtung vom Moos) vergessen. Das sogenannte Salvator- oder Gottvater-, so wie das Heiliggeistbier, welche ihre eignen Rezepte haben und mit großer Begierde zu gewissen Jahreszeiten in München getrunken werden, ist auch nicht erwähnt. Unter den bayrischen Bieren ist das Tölzer berühmt, unter den fränkischen das Rotbenburger. Die Verfälschungen des Biers sind etwas zu mager behandelt; es hätten doch wenigstens die schädlichen Zusätze, die dem Biere eine stark berauschende Eigenschaft mittheilen, und denen man auf die Spur gekommen, angegeben werden sollen, so wie auch die Folgen auf die Gesundheit der es trinkenden Menschen. Darüber kann sich Leuchs, wenn ihm keine Literatur bekannt ist, in den Schriften über medizinische Polizei Raths erholen. Hoffentlich wird es durch wiederholt aufgestellte Preisfragen endlich der Chemie gelingen, solchen Unfug zu erkennen und die Urheber der verdienten Strafe ausliefern. Im Fränkischen namentlich ist diese Verfälschung an der Tagesordnung, und obgleich man es weiß, so trinken gemeine Leute doch solche Biere, um sich die Seeligkeit eines Rausches mit wenigen Kreutzern verschaffen, nicht gedenkend der Untergrabung ihrer Gesundheit. T.

Publizistische Schriften.

Grundgesetze des deutschen Bundes. Mit geschichtlichen Einleitungen, so wie mit speziellen Inhalts-Anzeigen versehen. Darmstadt 1831. Leske gr. 8. S. 160.

Das Wesentlichste, wodurch sich vorliegende Sammlung von den bereits vorhandnen neueren unterscheidet, ist die Vorausschickung der wichtigen Reichsdeputationsakte von 1803, welche die Verhältnisse Deutschlands nach Abtretung des linken Rheinufers im lüneviller Frieden 1801, und in welcher die Säcularisationen der geistlichen Herrschaften u. s. w. verfügt wurden, regulirt. Allerdings hat diese Akte auf die neuesten Territorialverhältnisse Deutschlands einen so großen Einfluß geübt, daß wir dem Herausgeber für diesen neuen Abdruck dankbar sein müssen. Es folgt die Thronentsagungsakte des Kaisers Franz vom 6. August 1806; dann die Rheinbundakte vom 12. Juli desselben Jahres; eben so dankenswerthe Zugaben; dann erst folgen die wiener Congreßakte 1815, und die Schlußakte von 1820. Die geschichtlichen Einleitungen sind unbedeutend. Uebrigens können wir nicht umhin, den Herausgeber zu fragen, warum er nicht die Gesetze des deutschen Bundes vervollständigt hat: er macht den Klüber so nicht entbehrlich, weshalb man beide Bücher haben, und die Congreß- und Bundesakte mehrmals bezahlen muß, woran einem Deutschen aus begreiflichen Gründen nicht allzuviel liegt. E.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag — Nro. 136. — 14. November 1831.

Die Schicksale des bayer'schen Preßgesetz-Entwurfes.

Niemand hat es sich verhehlen können, daß, als jener Entschluß der bayer'schen Kammer der Abgeordneten, der Regierung nur noch sechs Monate lang irgend eine Censur im Lande zu gestatten, überall in Deutschland Jubel erregte, und die Majorität dieser Kammer sich ungeheuchelten Dank aller deutschen Patrioten erndtete — Niemand, sage ich, konnte es sich schon damals verhehlen, daß der Ausführung dieses Beschlusses sich die mannigfachsten Schwierigkeiten in den Weg stellen würden, nicht blos etwa von Seiten der Regierung, sondern ganz besonders von Seiten der ersten Kammer, in einem Lande, wo die Aristokratie bei Weitem mächtiger, zahlreicher und begüterter ist, als in irgend einem andren deutschen Staate, Böhmen etwa ausgenommen.

Man konnte indeß nach den damaligen politischen Aussichten wenigstens die Möglichkeit hoffen, den Widerstand der Reichsräthe, die sich gleich anfangs als die Gegengewichte gegen zu rasches Fortschreiten des constitutionellen Lebens angekündigt, so wie die Abgeneigtheit der Regierung, sogleich ganz sich der Presse Preis zu geben, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung in ganz Europa besiegt zu sehen; in so fern gleichzeitige Eroberungen auf der Freiheitsarena auf mehreren Stellen des Welttheils sowohl diese öffentliche Meinung ermuthigen, als den Widerstrebenden jeden Vorwand äußerer Gewalt nehmen mußten. Unter diesen Aussichten war es allerdings bei Weitem zweckgemäßer, auf dem kräftigen Beschlusse durchaus zu beharren, das, sonst immer große Vortheile gewährende, neue Gesetz lieber fallen zu lassen, und die Presse gewissermaßen in ihrem natürlichen Zustande, als sie irgendwie gesetzlich beschränken zu lassen; in der Ueberzeugung, daß die Widerstrebenden, unter der Controlle der *starken* öffentlichen Meinung in allen, und der Beispiele in andren Staaten, würden *dulden* müssen, was sie gesetzlich zu sanktioniren sich nicht hatten entschließen wollen. In dieser Ueberzeugung, riethen auch wir zur Verwerfung des Gesetzentwurfs, wenn die wichtigen Modificationen nicht durchgesetzt werden konnten.

Doch, wie haben sich seit der Zeit die Sachen verändert! Schon der seltsame Parademarsch des Prinzen von Oranien bis an die Thore von Brüssel, und das Zusehen der französischen Armee, als der letzte Stein, den die Belgier bei der großen Menge in Europa hatten, der Ruf ihrer im September vorigen Jahres bewiesenen, *Tapferkeit* zertrümmert wurde, aus Verrätherei ihrer Führer, mußte entdecken, wie das französische Ministerium, statt die Freiheit der Völker zu unterstützen, schon damals lieber der heiligen Allianze einige Regimenter geliehen hätte, um sie zu erdrücken. Der Donnerschlag von der Einnahme von Warschau, die nicht nur das Königreich Polen, sondern auch den Freistaat Krakau unter die russische Zuchtruthe strenger, als vor den Julitagen brachte, und die edelsten

und kräftigsten Vorkämpfer der Freiheit über ganz Europa unstätt hin und her jagt; — der den Sturz der Reformbill in England nach sich zog, den Pabst in Italien kühner machte, in Sachsen und sonst in Deutschland wieder inquisitorische Maasregeln veranlaßte; die neuen 24 holländischen Artikel, die Aussicht für die Dauer des französischen Geld- und Kaufmanns-Ministerii; Alles das hat die öffentliche Meinung so eingeschüchtert, so viele ihrer Träger und Verkündiger haben sich in ihre Winkel zurückgezogen, daß auf diese Stütze vor der Hand nicht zu rechnen ist, und sie jezt das Aergste an vielen Orten ganz still hinnehmen würde.

Abzutrotzen ist unter solchen Umständen einer nichtswilligen Aristokratie und Regierung nichts. Denn allerdings sind wir zwar fest überzeugt — und die Regierung ist es gewiß auch mit uns — daß die Gewalt äusserer Einflüsse troß dem nicht gegen sie zu fürchten wäre, wenn sie wirklich die Preßfreiheit im ganzen Umfange gewährte. Das wagt weder ein großer Staat, noch der deutsche Bund, gegen ein Land von vier Millionen Einwohnern die Execution zu erkennen, weil es den Unterthanen wohlthätig sein will. So stark ist die öffentliche Meinung immer, dergleichen furchtbar zu rächen; da sie nur wieder schlafen gegangen ist, so daß jeder unzuberechnende Zufall schon, geschweige ein solcher Gewaltschritt sie wieder erwecken kann. Wir meinen nur, dazu ist sie jezt nicht stark genug, um eine Unterlassungssünde einer Regierung und das zu strafen, daß sie wohl Einiges, aber nicht Alles geben will.

Wir sehen darum es weder für eine Handlung der Feigheit, noch als eine der Unklugheit an, wenn man für einen provisorischen politischen Zustand — denn daß der jetzige ein solcher sei, ein Palliativ für die Ultra's, das noch eine Henkerszeit bewilligt, werden jene selbst zugestehen — sich ein provisorisches Gesetz gefallen läßt, welches für die Gegenwart mehreres Vortheilhafte gewährt, für die Zukunft dem Bessern kein Hinderniß in den Weg legt, und keinen Mangel verewigt. Entweder wird es nach den, von Seuffert vorgeschlagnen, drei Jahren noch schlimmer — nun, da würde die Gewalt die großen Lücken der bisherigen Gesetzgebung nur noch mehr für sich benutzen — oder es wird besser, dann ist dieselbe Kammer, welche den ersten kräftigen Beschluß faßte, immer da und sogar gesetzlich befugt, unter besseren Auspizien dessen Durchsetzung zu verlangen.

Man wird uns fragen, warum man in Baden auf dem ersten Wege beharre; man wird uns sagen, grade dadurch wird die gute Sache so verderbt, daß ein Staat sich isolirt vom andren betrachtet, und jeder seinen Weg geht, nicht einer mit dem andren; und wie das Beispiel von Polen die große Lehre gegeben habe, daß kein Volk allein, sondern nur alle zusammen sich erheben können; man solle daher in Bayern mit Baden durchaus gemeinschaftliche Sache machen, und dessen Glück, wie Unglück theilen wollen. Hier entgegne ich, daß in beiden Staaten ganz andre Verhältnisse obwalten. Dort sind beide Kammern einig, sogar mit der Regierung; man tritt also dort mit dreifach stärkern Kräften auf, so viel kleiner auch das Land ist; man hat also dort eigentlich mit nichts zu kämpfen, da die äussere Gewalt blos Vorwand ist. Die bayer'sche Kammer der Abgeordneten aber kann allein das Gute nicht durchsetzen, allein nur dasselbe finden. Darum muß es ihr Pflicht werden, das wirklich Gute, welches der neue Gesetzentwurf bietet, nicht von der Nation zu stoßen, zumal sie dem Verderblichen ihre Zustimmung nicht giebt, sondern nur dessen Bestehen darum auf einige Jahre duldet, weil sie bei der Adelskammer, wie bei der Regierung den Willen sieht, jezt dasselbe nicht abzuschaffen.

Daß aber der neue Gesetzentwurf nichts Besseres bringe, als die frühere Gesetzgebung, wird im Ernst Niemand behaupten können. Am Allerwenigsten sollten sich die politischen eigentlichen Zeitungen, wie neulich eine zu unsrem Erstaunen that, darüber beschweren, daß sie mit einer Caution von 2000 fl. die Censurfreiheit einer Menge Artikel zu theuer erkaufen, die sie früher alle censiren lassen mußten. Artikel, die in so weit verbreiteten und so viel gelesenen Blättern, wenn dieselben anders mit nur einigem Geschick redigirt, oder geschrieben sind, eine große Wirkung nicht verfehlen können. —

Wir aber meinen, das Gesetz sei eine große Wohlthat, auch wenn weiter nichts damit gewonnen wäre, als daß die Polizei nichts mehr mit der Literatur zu thun hat. Jeder Schriftsteller von nur einigem Ehrgefühl wird mit Freuden schon mit einer Caution erkaufen, daß ihn die Polizei nicht mehr, wie einen Trunkenbold, oder andren Verbrecher vor sich bescheiden, einstecken und bestrafen darf; mit einem Wort, daß der Literat in Bayern jezt die bürgerliche Achtung bei al-

ler Freimüthigkeit sich aufrecht erhalten kann, die man ihm sonst in jedem civilisirten Staate zollt.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Cholera-Literatur.

1. Dr. Sam. Hahnemanns Heilung der asiatischen Cholera und Schützung vor derselben. Zweite ganz umgearbeitete, viel vermehrte und mit interessanten Zusätzen und authentischen Berichten bereicherte Auflage. Herausgegeben vom ***. Cöthen, den 16. September 1831. Nürnberg, 1831. Johann Adam Stein. 16 S. kl. 8.
2. Victoria (!) Kaltwasser hat die Cholera besiegt. Ein thatsächlicher Bericht von Professor Dr. Oertel in Ansbach. Nürnberg, Druck und Verlag von Friedrich Campe. 1831. 23 S. gr. 12.

Unwillkührlich müssen wir diese beiden Schriften gegen unsere Gewohnheit zugleich anzeigen, weil sie sich einander indirect in derselben Sache entgegenstehen. Hahnemann will die Krankheit mit Camphor, Oertel mit Wasser vernichten. Erster empfiehlt Feuer, der Zweite Wasser. Beide sind die Häupter exotischer therapeutischer Lehrmeinungen; beide wollen von der übrigen medicinischen Welt nichts wissen. Beide singen: Victoria wir haben die Cholera curiret! Hier sind Thatsachen! — Damit ihr aber nicht allein gegen einander steht, ihr lieben Feuer- und Wassermänner, so nehmet noch die Juden von Gallizien und Ungarn in eure Mitte, damit das Kleeblatt vollendet werde. Nach den Oertelschen Thatsachen sind von 100, die mit kaltem Wasser behandelt wurden, 95 davon gekommen; nach Hahnemann'schen Thatsachen wurden alle, die noch im ersten Zeitraum der Krankheit mit Camphor behandelt wurden, gerettet, und eine ungarische Edelfrau hat sogar einen schon an der Cholera Verstorbenen mit Camphor wieder zum Leben erweckt. Den Juden ist aber auch keiner gestorben: namentlich in Gallizien. Sie setzen den Erkrankten in eine Schwitzkammer, bis er naß geschwitzt ist, wie eine Maus, die aus dem Wasser kommt, stecken ihn dann in's Bett, und geben ihm starken Kaffee mit Arrak und dergleichen. Andere Curarten von Pfarrern und Nichtpfarrern, welche allesammt schweißtreibend sind, wollen wir als bekannt nicht mehr anführen.

Dazu kommen nun noch eine Menge Aerzte, die ebenfalls eine Menge Thatsachen aus ihrer Praxis anführen. Hier ist Dr. Leo mit dem Wismuth; der macht sogar in den Zeitungen bekannt, man möge ihm nur einen einzigen unglücklichen Fall aus seiner Praxis aufweisen, er wolle sich dann einen Schurken nennen lassen; dort schreit ein englischer Arzt das Cajeputöl als infallibel aus, und hinter ihm steht ein Landsmann mit einem Glase Schnaps, in welchem eine tüchtige Gabe Opium aufgelöst ist; wieder ein anderer läßt tüchtig Ader; Kochsalz, das wohlfeile Kochsalz! Victoria! das Salzwasser hat gerettet! — Nein ein Millionstheilchen Phosphor! — Nein doch ein Theelöffel mit Eis Alles weit gefehlt: Kupfer! — Ihr seid alle Pfuscher! Lasset brechen, führet ab, das ist das wahre Heilverfahren.

Wo retten wir uns hin vor That- und Unthatsachen, vor Eingeweihten und Laien, vor Doktoren und Pfuschern, vor Meinungen und Mitteln? Wo fliehen wir hin, um uns vor lauter Errettern zu retten? — He! hat der Orkus sonst keinen Arzt mehr ausgespieen, der uns ohne Feuer, ohne Wasser, ohne Eis, ohne Camphor, ohne Aderlaß und Blutegel, ohne Opium, ohne Laxanz und Purganz, ohne Dampf und ohne Bürsten sterben lassen mag? — Hör' Liebster, du scheinst mir einer aus der Familie der Aeskulapiden zu sein, der noch keines der Gifte drohend in der Hand hält, du riechst weder nach Camphor, noch nach fuseligem Kartoffelarrak, ich sehe keine Clistierspritze voll kalten Wassers aus deiner Rocktasche blitzen, auch scheinst du keine Sündfluth mit eiskaltem Wasser im Rückhalte zu haben, um uns sammt der Cholera zu ersäufen: sag' an o zehnmal Willkommener, kannst du uns nicht angenehm sterben lassen, gern sollst du das Recht haben, nach unserem Tode von den schönsten Thatsachen zu sprechen, zu schreiben und zu schreien, wir werden dir nicht widersprechen. Liebster! empfehle uns lieber guten Rheinwein, den Elemente vertretenden Punsch, den segenspendenden Bischof, oder wenn du ein Reformer bist, zur Noth auch einen reformirten Thee: bist du katholisch, so lasse uns in den Armen eines ambraduftenden Cardinals seelig verscheiden, wenn doch geschieden sein muß. — —

Hunderte von Mitteln, und überall stirbt über die Hälfte der Erkrankten. Ei ihr Lebenserhalter, wenn ihr eurer Sache gewiß seid; geschwind schickt Couriere in alle choleraleidende Weltgegenden, damit dem Tode die gewisse Beute entriffen werde.

Alle Aerzte, die von Moskau bis Petersburg, von Warschau bis Berlin, von Lemberg bis nach Pest, von Ofen bis nach Wien, die Cholera mit eigenen Augen gesehen und mit eigener Weisheit behandelt haben, sind gar bescheiden geworden. Sie sprechen von keinen spezifischen Mitteln mehr, sondern nur von den Graden der Krankheit. Mit keinem einzigen Mittel machten sie ihr Glück. Ausser den Dr. Leo, ließ alle andere das Wismuth sitzen; der Camphor leistete nichts, sagt der Dr. Prchal in Gallizien, Opium brachte um; die berühmten Einreibungen des Choleraessigs

sind in Wien und Berlin ausser Credit gekommen, warmes Wasser mag kein Mensch mehr. — Wenn es wahr wäre, unbedingt wahr wäre, daß das Trinken von kaltem Wasser in großer Menge, wie Oertel will, in über- und durchschwemmender Menge, so vielen in Wien geholfen, würden die wiener Zeitungen nicht auch Victoria! singen, und Herrn Oertel die wohlverdiente Bürgerkrone zuschicken? O möchte doch nur das Wasser wirklich dies Spezifikum sein! Wie bald würde die Dezimation des Menschenlebens ihr Ende finden!

Leider aber haben wir bis jetzt noch keine officiellen, öffentlichen Mittheilungen über die Wunderkraft des kalten Wassers in der angepriesenen Quantität; dagegen mehrere von der österreichischen Regierung selbst verbreitete Anleitungen dringen auf die alte schweißtreibende Methode. — Wie gerne wollte ich Oertel preißen, wenn er Recht, dreimal Recht bekäme. — Im wiener Militärspitale werden die Soldaten, welche von der Cholera ergriffen sind, mit kaltem Wasser übergossen, sodann aber in warme Betten gesteckt. Das ist Oertels Curart nicht. Allein es stirbt auch ein Drittheil der so, und zugleich mit Brechmitteln behandelten. — Ein homöopathischer Arzt in Wien läßt Eiswasser in kleinen Gaben nehmen, aber er vergißt die Millionstheilchen anderer Gifte dabei nicht. Das ist nicht Oertel's Curart!

Doch betrachten wir die von Letzterem angeführten Thatsachen näher, um ihre Authenticität und entscheidende Kraft zu prüfen; denn die Hahnemannischen Fakta sind der Widerlegung nicht werth, um so mehr, als seine Anhänger in dieser Sache sich eben so leicht von ihm entfernen, als er in der Verordnung großer Dosen Camphors sich von sich selbst entfernt hat.

Der erste Fall aus Hufeland's Journal beweist nichts für Oertel, da ein Clystier von kaltem Wasser, bei sonstigem Gebrauche von Baldrian und Opium, warmen Bädern, Einreibungen rc. hier nicht die Heilung für sich allein in Anspruch nehmen kann. Eben so verhält es sich mit dem zweiten Falle, wo keine Clystiere gegeben wurden, wohl aber dem Kranken erlaubt wurde, von Zeit zu Zeit einen Schluck frischen Wassers zu nehmen, dabei er aber, wohl bemerkt, starke Gaben von Opium erhielt. Ueberdies waren warme Ueberschläge gemacht worden. Die dritte Thatsache ist blos die, daß ein gesunder Mann während des Ausbruchs der Cholera in Lemberg war, der gesund wieder abreisete. Er wusch sich täglich am ganzen Leibe mit frischem Wasser, trank um zehn Uhr Morgens ein gutes Glas Wein, ließ sich's sonst recht schmecken, und hatte vor Geschäften gar keine Zeit, an die Cholera zu denken; was er ein prächtiges Gegenmittel nennt. Die vierte Thatsache von Hörensagen ist kurz folgende. Im ersten Grade der Krankheit gab ein dortiger Arzt die Auflösung der schleimigen Salepwurzel, oder von Gummi arabicum, oder von Reis, und davon wurden viele gesund. In dem zweiten heftigeren Grade suchte der Arzt die Kranken in Schweiß zu bringen (d. h. durch schweißtreibende Mittel), war dieser bekanntlich rettende Schweiß glücklicherweise eingetreten, so brauchte er gar kein Mittel mehr, sondern gestattete den Leuten selbst kaltes Wasser zu trinken, und der Erfolg war gut, (aber nicht allgemein, ohne Ausnahme glücklich.) — Dagegen giebt derselbe Berichterstatter aus Lemberg die Schwitzkur der Juden als vortrefflich und fast unfehlbar aus. — Die fünfte Thatsache ist gleichsam keine: Dr. Gravier, ein französischer Arzt à la Broussais will in Ostindien die Cholera mit frischem Wasser und 30 bis 40 Blutegeln auf den Magen kurirt haben. Diese Angabe hat so vielen Werth, als die über das Wismuth von Dr. Leo. Die sechste Thatsache ist die bekannte Zeitungsnachricht von Dr. Ockel, welcher gar kein kaltes Wasser applizirt hat, also hierher nicht gehört. — Doch ich will diese Explicationen übergehen, und die anderen Thatsachen vor Augen nehmen. — Siebente Thatsache: In Wien ist die Oertel'sche Methode, nach einem Briefe des Dr. Strehler, vielfach mit Glück angewandt worden — (also nicht immer. —) Doch hätte diese Aussage einigen Werth, wenn sie spezieller motivirt wäre; denn wenn sich nach dieser Methode auch nur drei Viertheile der Kranken retten ließen, so wollte ich der Menschheit Glück wünschen, besonders um der sonst verlassenen Landleute willen. — Achte Thatsache: Briefliche Mittheilung aus dritter Hand, wonach ein Arzt in Wien unter 100 Kranken 95! durch Kaltwasser nicht angegeben, wie es angewandt wurde) gerettet habe. Warum lesen wir von so erfreulichen Resultaten nichts in den wiener Zeitungen? — Neunte Thatsache: Dr. Jäger und Dr. Müller wurden durch kalte Waschungen und Hallers Sauer gerettet. Diese Methode soll jetzt (!) mit Vortheil (warum nicht mit völligem Glücke?) angewandt werden. Zehnte Thatsache: Auszug aus dem Werkchen von Dr. Brown. Dieser Arzt wurde selbst durch das russische Schwitzbad, durch Aderlassen und Trinken von kaltem Wasser (also durch dreierlei ziemlich Differentes geheilt.) Elfte Thatsache: Nach der Erzählung des Dr. Cziegler in Lemberg, sollen sich Bauern aus Furcht vor der gewöhnlichen Behandlung verkrochen und mit kaltem Wasser kurirt haben. Sind aber auch alle die Bauern, die sich verkrochen hatten, wieder aus ihrem Verstecke hervorgekrochen? Zwölfte Thatsache: Die Perser begießen ihre Kranken mit Waßer (nicht mit kaltem — sondern mit von der Sonne tagelang erwärmten!) und lassen sie dann im Bette warmen Thee trinken. (Ob alle genesen sind?) —

So sehr ich nun wünschte, unter diesen Thatsachen eine offizielle, direkte und entscheidende gefunden zu haben, so muß ich doch bedauern, dies verneinen zu müssen, sondern bestehe offen noch auf der allgemeineren, durch die Regierung anempfohlenen Schwitzmethode. So lange noch keine der übrigen ein erfreuliches Resultat gewährt, muß ich dabei stehen bleiben. Denn hören wir jeden Partheimann allein an, so hat immer er Recht. Jeder hat alles geheilt. Allein die Bestättigung fehlt. — Eine so einfache Methode als die von Oertel läßt sich überall leicht anwenden. Warum macht sie kein furore? — Möchten doch die wiener und berliner Aerzte, möchte man in dem unglücklichen Magdeburg und Hamburg in verzweifelten Fällen zu diesem Mittel schreiten, um endlich doch darüber es ins Reine zu bringen. Möchte doch Herr Professor Oertel nach Wels reisen und dort seine aller- und allerneuesten Wasserkuren mit Glück vollführen, der Segen der Menschheit würde ihn überströmen, und er sicher auf edle Unterstützer rechnen können. Bis er das gethan, erlaube er mir Thomas zu bleiben. — C.

Miscelle aus der bayer'schen Literargeschichte.

Den für das Jahr 1831 zum Rektor an der Universität München Gewählten beschreibt Salat als einem „Verbündeten der Ligorianer, Sprecher für die Jesuiten und den Religionskrieg, oder Glaubenskampf. Feind der Griechen und Freund der Türken, und Vertheidiger Carls X.“

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

// Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch | Nro. 137. | 16. November 1831.

Rußlands Stärke und Rußlands Schwäche.

Wir finden jetzt in Schriften und andren Aufsätzen, die sich selbst bis in elegante Zeitungen verbreiten, Aeusserungen von Seiten serviler, oder indifferenter, oder kurzsichtiger Leute, die da meinen in den Ansichten der Liberalen über den russisch-polnischen Krieg große Widersprüche gefunden zu haben. Das einemal, heißt es, sagen diese Liberalen, die Polen müßten siegen, so gering sie wären, weil Rußland eigentlich ein ganz schwacher Staat sei, und sie dies ausführlich zu beweisen streben; — das andremal suchen sie Schrecken zu verbreiten, wie der Civilisation Europa's von Seiten des ungeheuren Colosses die größte Gefahr drohe.

Die guten Leute, die sich über diesen angeblichen Widerspruch wundern, beweisen, wie in allen ähnlichen Fällen, eine Blindheit, die übrigens nur den in Erstaunen setzen kann, der da erfahren hat, welche kindliche Naivetät in politischer Hinsicht in Deutschland unter sonst ganz gescheuten Leuten noch immer vorherrsche. Sie bedenken nicht, daß in beiden Fällen von zwei ganz verschiednen Rußlands die Rede ist; im ersten von dem Rußland, das mit dem besten und kernhaftesten Theile seiner Länder, und gegen eine ungeheure moralische Kraft Krieg führt, von dem eigentlichen Moskowitenstaate mit dessen Dependenzen am Ural und an der Ostsee — und im zweiten von dem Rußland, das im unbeschränkten Besitz des ganzen Polen, eines Landes von 14,000 Quadratmeilen, und durch dasselbe Schiedsrichter über Preußen und Europa ist. Sie bedenken nicht, daß Rußland ein furchtbarer Coloß nur deshalb war von 1815 bis 1830, weil die heilige Allianz ihm die ganzen Kräfte des großen Polenreiches sicher garantirt hielt, daß es derselbe wieder wurde, als die preußische Politik ihm dieses Land wieder in die Hände spielte, — daß es hingegen nothwendig erbärmlich schwach war, als es nicht nur nicht dessen Kräfte benutzen konnte, sondern seine übrigen zur Bewältigung derselben verwenden mußte.

Dies Geheimniß von der resp. Schwäche und Stärke des Colosses, welches den, mit dem russischen Reiche näher Vertrauten, lange bekannt war, kam durch den russisch-polnischen Krieg weit klarer, als seit irgend einer Zeit, seit welcher das übrige Europa mit Rußland in Berührung gerieth, zu Tage. Denn wohl hatten 1807 und 1812 die Franzosen, so wirkungreich durch die Aufstände der Polen unterstützt, den wunden Fleck dieses Reiches entdeckt. Aber, da die Polen hier nur den Fremden halfen, und von einer zahlreichen Armee unter dem größten Feldherrn des Jahrhunderts unterstützt wurden, konnte dies ganze Verhältniß nicht so offenkundig vorliegen, als im Jahr 1831, wo, unter für Rußland weit günstigeren, für Polen hundertfach ungünstigeren Verhältnissen ein kleiner Theil des Polenlandes, von aller Welt abgeschnitten, ohne Munition und Waffen, neun Monate lang dem Moskowitenreiche heldenkräftig widerstand, und des letztern Kräfte unfehlbar sich ganz aufgerieben hätten, wenn das kleine

Königreich Polen nur noch mehrere Monate den Kampf aushalten konnte.

So hatten die verständigen Freiheitsfreunde in Europa also vollkommen Recht, den Regierungen, die jenes »öffentliche Geheimniß« mißachten wollten, von der einen Seite zu zeigen, wie leicht es jetzt sei, den Coloß über den Haufen zu werfen, und ihnen den günstigsten Erfolg von jeder kleinen Bewegung zur Unterstützung der Polen zu versprechen; — von der andren, sie um so mehr zu warnen und vor den Folgen in Schrecken zu setzen, wenn sie Polen in Stich, dasselbe Rußland überließen, und dadurch den Coloß nicht blos unverwundbar, sondern über ganz Europa hereinragen machen. Beide Ansichten standen somit sich wechselseitig bedingend im engsten Zusammenklange.

Der Welttheil wird fühlen, welche ungeheure Versündigung an seiner Ruhe, Wohlfahrt und Civilisation begangen wurde, als man Polen wieder fallen, und dem russischen Beile Spielraum ließ, die polnischen Edlen im Lande, oder in Sibirien, wie Strelitzen und Janitscharen zu vernichten. — Wir wollen hier nur z. B. andeuten, wie jetzt das ganz schutzlose Preußen, das im allerschlimmsten Falle dem selbstständigen Polen einen kleinen Landtheil abgetreten, aber an ihm dann eine unverwüstliche Schutzmauer gefunden hätte, jetzt als unmittelbarer Nachbar der russischen Heere, kein freier und selbstständiger Staat mehr ist. Zu sehr hat Rußland fühlen müssen, wie es Polen nur zu erhalten vermöge, wenn es durch die Häfen von Danzig und Elbing seine dortigen Heere auf der Weichsel aus seinen Staaten her verpflegen, unterhalten und verstärken könne, ja wie ihm dazu das ganze Litorale der Ostsee bis dahin unentbehrlich sei. Für diesmal hat es verblendeter Gefälligkeit die Erlaubniß dazu verdankt; doch dies war ein Zufall, auf den nie wieder zu rechnen ist. — Auf der andren Seite haben auch die Polen eingesehn, daß sie nur frei werden können, wenn sie es nur mit einem, nicht mit drei Staaten zu thun haben; kommen alle Theile ihres Reiches unter russische Herrschaft, wird nothwendig Kampf und Insurrektion immer leichter. Je schwächer das benachbarte Preußen, desto eher gelangen sie zum Ziel; hätte Danzig und Elbing ferner Rußland bereits gehört, so hätten auch die Polen gleich Anfangs den Aufstand bis dahin ausdehnen, oder gleich die ersten erfolgreichen Angriffe dahin richten können; denn auch sie vermögen ohne diese Häfen nichts auszurichten. So erbittert daher die Polen auch gegen Rußland sein mögen, so bin ich doch fest überzeugt, daß in dem Augenblick, wo jenes einen Krieg gegen Preußen führen wollte, um die Ostseeprovinzen an sich zu reißen, die Polen mit all' ihrer Kraft und Treue russische Soldaten zu diesem Endzweck würden, weil sie durch Vernichtung Preußens ihre eigne Unabhängigkeit begründe:n, um so mehr als dieser Staat, sobald er seine polnischen Provinzen an Rußland verloren, kein Interesse mehr haben wird, einem polnischen Aufstande hinderlich zu sein.

Wir halten uns nun nicht für klüger, als das russische Cabinet, und sind fest überzeugt, daß die russischen Diplomaten diese Resultate voraussehen; wir glauben auch, daß sie recht gut wissen, wie sie durch ein mächtiges Preußen sich Polen vor der Hand weit besser erhalten, als wenn sie selbst es besäßen. Sie werden daher eine solche Art Krieg so lange als möglich zu vermeiden, indessen Alles zu thun versuchen, um Preußen zu einer russischen Statthalterschaft zu machen, doch, wenn dasselbe dagegen sich sträubte, im Nothfall doch lieber den Krieg und dessen Folgen wagen. In beiden Fällen ist Preußen wie Deutschland, ist Freiheit wie Civilisation gleich gefährdet.

Am Ende kommt es sicher zu allen diesen Erfolgen, und am Ziel dieser Leiden winkt immer die Unabhängigkeit Polens; — aber in einer lang hinausgeschobnen Periode, nachdem Generationen noch unter Druck und Despotismus seufzten — und den Fluch eben dieser Generationen werden diejenigen zu tragen haben, die so unverantwortlich die Gelegenheit im Jahre 1831 versäumten, all dieses Unglück für immer zu ersparen. Sp.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Joh. Mich. Sailer's sämmtliche Werke, unter Anleitung des Verfassers herausgegeben von Joseph Widmer, Domkapitular und Professor der Theologie in Luzern. Philosophische Abtheilung. 3. 5ter Theil mit dem besonderen Titel: Ueber Erziehung, für Erzieher 1ster Bd. Das Allgemeine; neue, durchaus revidirte und vermehrte Auflage mit vielen Privilegien. Sulzbach, in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung. 1831. Pr. 1 Thlr. gr. 8.

Die Pädagogik des Herrn Bischof Sailer, eines der würdigsten Schriftsteller in Bayern, war früher in einem Bande erschienen; wegen mehrerer Zulagen erscheint sie in dieser Auflage in 2 Bänden, deren erster uns vorliegender das Allgemeine in der Erziehungslehre enthält, der zweite aber sich mit dem Besonderen befassen soll. Dieser erste Band enthält die eigentliche Philosophie der Erziehungslehre, und ist nicht selten durch sehr interessante Bemerkungen aus dem Gebiete der philosophischen Literatur, namentlich aus Dr. Heinroths anthropologischen und pädagogischen Schriften, welche dem Herausgeber als die besten erscheinen, weil sie das Grundwesentliche in der Erziehung bei steter Hinsicht auf ältere und neuere Systeme der Philosophen so entschieden von den Principien des Christenthums aus behandeln, weswegen die Ansichten desselben in näherer und innerer Beziehung und Verwandtschaft mit vorliegender Erziehungslehre, als Ansichten und Ideen Anderer stehen, bereichert, welche besonders dazu dienen, manche nur allgemein angegebene Beziehungen mehr zu verständlichen und sie brauchbarer zu machen.

Dieser Band besteht aus zwei besonderen Theilen, deren ersterer die Principien jeder vernünftigen und christlichen Erziehung aufstellt und von der Bestimmung des Menschen-Geschlechtes, von den Anlagen der menschlichen Natur, vom Verhältnisse der Beziehung zu beiden, von der Entwicklung der in der menschlichen Natur vorhandenen Anlagen und endlich von der aus ächter Entwicklung und Erziehung entspringenden wahren Selbstständigkeit des Menschen als der zuverläßigsten Probe der vernünftigen und christlichen Pädagogie; der zweite enthält aber die im ersten aufgestellten allgemeinen und unveränderlichen Grundsätze auf die physische und psychische und in letzterer Hinsicht auf die intellektuelle, die moralische und religiöse Entwickelung und Bildung des Menschen. Dann werden in Besonderem als Anwendung dieser Grundsätze die unerläßlichen Bedingungen in möglichster Bestimmtheit und Vollständigkeit herausgehoben, von welchen die Verwirklichung der ewigen und unveränderlichen Idee der Erziehung im Gebiete der Zeit und Veränderlichkeit auf negative und positive Weise schlechthin abhängt. Aus diesen wenigen Angaben erkennt der Leser den Inhalt, die Einheit und Vollständigkeit dieser allgemeinen Erziehungslehre.

In der Vorrede verbreitet sich der Verfasser über das Schicksal der Erziehung und die daraus entspringende Aufforderung und weiset aus den Umständen und Verhältnissen der Zeit darauf hin, daß Erziehung ein Looswort unendlicher Für und Wider; ein Handlungszweig in Erziehungsschriften, Journalen, Bibliotheken und Anstalten ꝛc. wurde, und daß sie wohl auch eine verlegene Waare werden wird. Wir befinden uns jetzt noch in der Epoche des Wechsels, was uns die verschiedenen Extreme, unter welchen man abwechselte, beweisen. Früher hielt man sich an das Alte; bald ward das Erziehungsfach ein Gedächtnißwerk; bald sollte der Knabe selbst denken, selbst urtheilen lernen, bevor er stehen konnte u. s. w. Früher herrschte willkührliche Strenge, später, wie es jetzt häufig der Fall ist, man erinnere sich nur an Stephanis Grundsätze und mancherlei Hirngespinnste und Spielereien desselben, völlige Anarchie; bald machte man dem Lernenden die Aufgabe recht schwer, bald suchte man sie ihm möglichst zu erleichtern und nur spielend ihn zu lehren.

Dieser Wechsel in den Grundsätzen und Handgriffen der Erziehung gibt sich recht deutlich an den Studienplänen zu erkennen, mit welchen namentlich in Bayern seit 30 Jahren zum Nachtheile jeder guten Erziehung und Bildung, gewechselt wurde. Man hat Organisation, Reorganisation u. s. w., bedachte aber dabei nicht, mit wie viel untauglichen Subjekten oft die Schulen besetzt wurden. Manche Unerzogene und Ungezogene wurden Erzieher und verzogen im ächten Sinne des Wortes die Jugend. Bei diesen Verhältnissen sieht der Verfasser die Aufforderung an sich gemacht, die eine große Frage: »Was soll Erziehung aus dem Menschen machen, und wie kann sie aus dem Menschen das machen, was er durch Erziehung werden soll,« so gründlich und klar zu beantworten, daß (der Verfasser spricht zu seinen Zuhörern) wir in der wichtigsten Sache, wo nicht vor allen, doch vor den bedeutendsten Irrgriffen bewahret, nicht nur Andere, nach dem Ideale der besten Erziehung heranbilden, sondern auch die Fehler, welche die Erziehung etwa an uns gemacht haben möchte, wo möglich noch verbessern können.

In der Einleitung erörtert er die Begriffe: Erzieher, Erziehung im weiteren und engeren Sinne, Erziehungslehre, und bezeichnet den Inhalt und die Haupttheile derselben: der erste Theil soll im Besonderen die Idee des Erziehers in fünf Hauptstücken betrachten, welche handeln: von der Menschheit in ihrer Vollendung hienieden; von der Kindheit; von der Entwickelung der Kindheit zur vollendeten Menschheit; von der Führung der Kindheit zur entwickelten Menschheit, und endlich von der Führung der Kindheit bis zum Momente der eintretenden Selbstführung. Im zweiten Theile stellt er die Idee des Erziehers in der Wirklichkeit dar. Nachdem er im ersten Hauptstücke den Unterschied zwischen Philosophie und Sophistik, die Unterschiede, welche die menschliche Reflexion in der Idee der Menschheit macht, bezeichnet hat, kömmt er auf die Hauptaufgabe der Erziehung, wornach es nicht genug ist, daß der Mensch disciplinirt, kultivirt, civilisirt und moralisirt wird, sondern er muß auch divinisirt, d. h. zum göttlichen Leben gebildet werden, wenn ihm anders das höchste Leben, das eigentliche Leben im Menschenleben nicht fehlen soll.

Diese Hauptaufgabe sucht der Verfasser auf sittlich-reli

giösem Wege zu lösen, indem er nachweiset, worin die Bestimmung der Menschheit nicht bestehen könne, und worin sie bestehe, und diese Wahrheiten durch einen Blick auf die Geschichte beleuchtet; indem er den Menschen als Individuum überhaupt betrachtet, das allgemeine Gesetz der Erziehung in Hinsicht auf die verschiedenen Anlagen des Menschen-Individuums, die Regeln für die Erzieher, die Hauptaufgabe aller Erziehung in Bezug auf den Egoismus, die Hauptmittel zur Lösung derselben, die hieraus entspringenden Imperative für alle Erzieher bezeichnet und Anwendung davon auf unsere Zeit macht.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die besonderen Inhalte jedes Hauptabschnittes, ihren inneren Zusammenhang und ihren eigenthümlichen Werth näher bezeichnen wollten. Wir begnügen uns nur mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Ansichten des Verfassers stets aus religiös-moralischen Grundsätzen herstammen, und eben deswegen zu den allgemein gültigsten im Erziehungsfache gehören. Nirgends bemerkt man egoistische Ansichten; überall wird das Verdienst anderer Pädagogen, namentlich das von Schwarz in Heidelberg, welcher besonders schön die Eintheilung des jungen Alters nach drei Linien wieder in's Auge faßte und näher bestimmte, gehörig gewürdigt. In den beigefügten Bemerkungen des Herausgebers erhalten übrigens diejenigen, welche Heinroth's Anthropologie nicht besitzen, recht schätzbare Zugaben, welche den Besitzern früherer Ausgaben dieser Erziehungslehre abgehen; in so fern dürfte es keinen Erzieher reuen, sich diese neue Ausgabe anzukaufen. Papier und Druck sind sehr gut, und der Preis zu 1 fl. 45 kr. ist nicht sehr hoch. P.

B o · t a n i k.

Handbuch der botanischen Terminologie und Systemkunde, von Dr. Gottlieb Wilhelm Bischoff, Privatdocenten der Botanik in Heidelberg ꝛc. Zweite nach einem völlig veränderten und erweiterten Plane umgearbeitete Ausgabe der botanischen Kunstsprache in Umrissen. Nürnberg, Verlag von Joh. Leonh. Schrag. 1ste Hälfte 1830. Tit. Vorrede und Inhaltsverz. XII. S. Text 260 S. 21 Tafeln mit 8 S. Erklärung. — 2te Hälfte, erste Lieferung. 1831. S. 261 bis 414, und Taf. 22 bis 35, nebst S. 9 bis 24 Erklärung d. Taf. in 4.

Wir können uns nicht enthalten, schon jetzt, noch vor Vollendung des ganzen Werkes, unsere Freude über die Verjüngung dieses in seiner Art unerreichten Produktes laut werden zu lassen. Wir sagen unerreichten, weil wir bis jetzt in der botanischen Literatur noch kein ähnliches Werk besitzen, das Vollständigkeit mit den unvergleichlichsten Abbildungen zur Veranschaulichung der botanischen Begriffsbestimmungen vereiniget. Es ist aber auch nur ein Botaniker wie Bischoff im Stande, letztere mit ersterer zu liefern; denn nur wenn der Botaniker zugleich ein ausgezeichneter Pflanzenzeichner ist, kann ein solches Unternehmen ausgeführt werden. Bischoff hat uns aber durch seine Zeichnungen belehrt, bis zu welchem Grade der Natürlichkeit, Präcision und zugleich der lieblichsten Schönheit die Pflanzendarstellung selbst in merklich verjüngtem Maaßstabe gesteigert werden kann. Wir glauben uns keine Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen, wenn wir sagen, daß nicht nur der wissenschaftliche Botaniker, sondern auch der unkundige Mensch von diesen Abbildungen entzückt werden muß, und daß ein Gleiches nicht geleistet worden ist. — Bewunderungswürdig ist es aber auch, wenn man hört, daß diese Tafeln Steindruck sind. Bis jetzt sind uns ähnliche Arbeiten auf Stein noch nicht vorgekommen! Dieselben wetteifern mit den besten Kupferstichen. München ist in Lithographirung von Pflanzen noch nicht erreicht, obgleich ihm Paris in den lebenden Scenen von Landschaften und menschlich-gesellschaftlicher Bewegung, und Berlin in dem Stiche der Landkarten den ersten Rang streitig zu machen sucht. Den eminenten Vorrang in Abbildung von naturhistorischen Gegenständen verdankt aber München einerseits der guten Schule von Cornelius, und anderseits der langjährigen Uebung junger talentvoller Künstler in diesem Genre unter Anleitung von Martius.

Was den Gehalt des Textes angeht, so können wir die Ueberzeugung aussprechen, daß nicht nur der Anfänger durch diese Schrift ein systematisches Lexikon zum Verständnisse der jetzt zu einer enormen Zahl angewachsenen Kunstausdrücke der Botanik nach Linné und allen folgenden botanischen Schriftstellern von einiger Bedeutung bis auf den heutigen Tag erhält, sondern daß auch selbst der strengste Kritiker nichts Wesentliches daran auszusetzen haben kann, wenn er nicht in grober Einseitigkeit und Persönlichkeit, von böslicher Absicht befangen ist. Auf eine Sylbenstecherei wollen auch wir uns nicht einlassen. Dagegen dürfen wir zum Lobe des Werkes nicht unerwähnt lassen, daß, obgleich in einer Terminologie nur die Zusammenstellung der Begriffe, wie sie von den Autoren gegeben worden sind, verlangt werden können, demnach Bischoff, mit gesunder Kritik und reich an vergleichenden Beobachtungen, die verschiedenen Ausdrücke nach reiner Naturanschauung berichtiget, und mit Scharfblick nicht nur die Mängel angedeutet, sondern den Weg zu ihrer Verbesserung bezeichnet hat. Wenn auch der neuen Schule in der Botanik zugethan, verachtet er nicht die Alten; vielmehr läßt er dem Vater der heutigen Botanik Linné alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Ein Werk, wie das gegenwärtige, welches alle Meinungen neben einander stellt, bietet dem schaffenden Meister in der Botanik die Mittel dar, durch Vergleichung der Differenzen, den richtigeren Weg zu erkennen und ihn sonach zu betreten. —

Möchte es dem Verfasser gefallen, uns in der letzten Lieferung der zweiten Hälfte des Werkes genaue Analysen der Repräsentanten der Familien und Zünfte der Pflanzen zu liefern, an welchen es uns in Deutschland zur Demonstration bei dem Lehrvortrage, oder zum Gebrauche bei dem Selbststudium noch gebricht. Auch wäre dem Herrn Verleger, der nichts gespart hat, um das Werk würdig auszustatten, zu rathen, von der zu liefernden Systemkunde sammt den Tafeln einen besondern Abdruck und Abzug zu veranstalten, damit die Besitzer der früheren Auflage des Werks sich diesen unentbehrlichen Theil der zweiten Auflage anschaffen können. T.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 138.** 18. November 1831.

Münchner Berichte.

2.

Münchens Natur und Kunst tragen fast durchgehends den Stempel des Janus. Während von der nördlichen Seite Sandflächen und dürftige Kieferngehölze dem umherschweifenden Auge nirgend ein Plätzchen darbieten, auf dem es mit Interesse verweilen könnte, zeichnet sich der Süden des Horizonts durch malerische Reize aus. Wiewohl die tyroler und salzburger Gebirge über funfzehn Stunden entfernt liegen, so treten sie, vorzugsweise bei bevorstehenden Wetterveränderungen, in dem herrlichsten Blau und scharf bestimmten Formen so nahe vor die Blicke, daß man die einzelnen Bergkämme, die Schneefelder und die dunkeln Waldungen deutlich wahrnehmen kann. Es ist etwas Wunderbares um die Vorliebe des Menschen für die grandiose Schroffheit der Felsketten, dieses Knochensystems der mütterlichen Erde. Daß für den gebildeten Geist, oder für den unverbildeten Natursohn aus der Betrachtung ungeheurer, aller politischen und ökonomischen Metamorphosirung spottender Massen leicht eine Neigung entsteht, diese ewigen Giganten zu allegorischen Aposteln geistigen Hochsinnes zu erheben: daß besonders der Eingeborne, dem ein freundliches Schicksal so romantische Thäler zur Wiege und so majestätische Bergriesen zu Taufpathen gab, mit kindlicher Verehrung daran hängt, deren er sich häufig erst alsdann klar bewußt wird, wenn er die geliebte Heimath mit der Fremde vertauschte: — Dies erklärt sich von selbst. Aber die unverfälschte Zuneigung, die sich unverkennbar selbst in den durchaus prosaischen Gemüthern etlicher Münchner, denen anscheinend jeder Hochtrieb abging, dann aussprach, wenn die violetten Kuppen der Zugspitze, oder des Wendsteins unversehens vor ihre Blicke traten, zeugt mir dafür, das das leidige Einmaleins der Prosa, die nur lebt, um zu essen, in den erpichtesten Vulgoseelen gewisse poetische Krampfzuckungen nicht total unterdrücken kann.

Wenn nun die Alpen als imposanter Rahmen Münchens pittoresken Süden umschließen, so verdienen als Mittel- und Vorgrund nicht weniger Beachtung die Seen bei Staremberg und Andechs, umgeben von waldigen Höhen, alten Schlössern, geschmackvollen Landhäusern und reichen Saatfeldern: das überaus liebliche Dörfchen Ebenhausen mit dem Bade Scheftlarn: die schattigen Buchen von Hesellohe: Harlachingen mit dem interessanten Wege dahin längs der eiligen Isar, die nicht nur durch ihre fortwährende Veränderung des Flußbettes, sondern auch (wenige Sommerwochen abgerechnet) durch ihr freundliches Meergrün auch sehr angesprochen hat, — Nymphenburgs herrlicher Schloßgarten, bei dessen Anlage und Ausschmückung französischer und englischer Geschmack in eine drollige, aber gefällige Kollision gekommen sind, ferner das Schwarztannenhölzchen, genannt Hirschgarten, bevölkert mit gezähmten Rothwild, und endlich der für die Bewohner Münchens wahrlich unschätzbare englische Garten, der sich im Umfange einer Quadratstunde von dem

königlichen Schlosse ab längs der Isar hinzieht, und mit Kaskatellen, Lusthäusern, Seen, uralten Bäumen, dichten Pflanzungen und vielen andern Zierden so geschmackvoll begabt ist, daß man den schönen Münchnerinnen — in der That giebt es in M. eine sehr große Zahl hübscher Lockenköpfchen — das fleißige Spazierengehen in diesem Gottespark nicht verdenken darf.

Wer sollte wohl glauben, daß solche Umgebungen, wie die erwähnten für ärmlich und traurig ausgegeben würden? Und dennoch ist es mir gar häufig begegnet, daß eingeborne Münchner über die miserable Lage der Stadt klagten; wiewohl es vielleicht wenige Veduten giebt, die an Mannigfaltigkeit diejenige übertreffen, welche man vom Gasteigberge aus über das im Thalgrunde sich weit ausbreitende München genießt.

Was die eigentliche Physiognomie der Stadt selbst betrifft, so findet man in dem ältesten Theile derselben noch einzelne Häuser nach dem ehrwürdigen Schnitte des Mittelalters; so wie auch noch einige Thore und verschiedene Stellen der alten Stadtmauer dem Liebhaber jener kernbürgerlichen Zeit als charakteristische Denkmäler derselben gelten werden. Alles spätere Bauwerk sieht ziemlich abscheulich aus. Erst dem jetzigen Könige war es vorbehalten, (durch Bauten im edelsten Geschmacke und durch seine Bemühungen, München zu einem Centralpunkte deutscher Kunst und Wissenschaft zu erheben) auch die Bürger zu bedeutenden Erweiterungen und Neubauten anzuspornen, deren schöne, ja sogar nicht selten prachtvolle Verhältnisse München, namentlich die westlichen Vorstädte zu einem wahren Pallastort umgeschaffen haben, den man nicht wieder erkennt, wenn man ihn zuletzt noch unter König Max in alter Gestalt gesehen. Verschwunden ist das weiland Schwabingerthor. Eine imposante Reihe grandioser Gebäude, worunter der Pallast Wrede, das Odeon, die Palläste Leuchtenberg und Max, der Bazar, und die noch unvollendete Ludwigskirche bilden jetzt die Ludwigsstrasse, in deren Mitte binnen Kurzem ein 90 Fuß hoher Obelisk aus eroberten Kanonen zum Andenken der im Freiheitskampfe Gefallenen errichtet wird. Das Hoftheater, die neue Residenz, die Schloßkapelle, die Glyptothek, die Pinakothek, lauter Meisterwerke der Architektur, deren Kunstwerth durch einzelne, wenn auch begründete Ausstellungen unmöglich wegzuläugnen ist.

Als etwas, das den Statistiker eben so sehr ärgert, als es mich freut, sehe ich den Umstand an, im Innern von München eine gegen andre Städte unverhältnißmäßige Menge unbebauter Orte, Holzplätze, Gärten und Wiesen anzutreffen, durch welche wenigstens mir die luxuriöse Hypereleganz der Residenz einen moralischen ländlichen Beigeschmack bekommt. Nicht zu vergessen der zahlreichen Kanäle, welche oberhalb der Stadt aus der Isar durch wohl angelegte Schleusen und Leitungen den größten Theil des Weichbildes durchschneiden und dadurch eine der Gesundheit sehr ersprießliche Reinlichkeit der Gassen möglich machen, indem sie zu gleicher Zeit dem Auge durch ihre belebende Eilfertigkeit wohl thun.

3.

Was das Janusartige der Kunst in München betrifft, so wird sich das freilich weder so überzeugend, noch so harmlos nachweisen lassen, als dies Referent im vorigen Berichte hinsichtlich der von Vielen verunglimpften münchner Natur beabsichtigt hat. Indessen wäre es unbillig und unverzeihlich, diesen Punkt nicht vorzugsweise ausführlich zu behandeln, da München in vieler Beziehung einem ächten Freunde der Kunst nur Veranlassung zu reiner Zufriedenheit geben muß. Um so unverschleierter will Referent von der Leber weg sagen, was ihm theils auffallend, theils mißfällig war.

Warum die sogenannten Tonangeber in Bezug auf Aesthetik in München nach der Meinung des Berichterstatters mehr Schaden anrichten, als anderswo, ließe sich vielleicht erklären. Wie bereits oben angedeutet, bestrebte sich der jetzt regierende König, vorzugsweise bei dem Beginne seiner Regierung, durch eifrige Beförderung der Kunst München zu einem artistischen Centralpunkte für Deutschland zu machen, eine Idee, deren Ausführung um so verdienstlicher war, als die geographische Lage der Stadt sie von Natur zur Vermittlerin deutscher, französischer und italienischer Leistungen im Gebiete des Schönen bestimmt zu haben scheint. Wie auf einen Zauberschlag ward die Kunst zur Axe, um welche sich alles Erheblichere in München zu drehen begann. Architektur und in ihrem Gefolge Malerei und Bildhauerei hielten ihren glänzenden Einzug. Was war natürlicher, als daß durch diese Hebel der Sinn des Publikums vorzugsweise für das Gebiet der neuen Ankömmlinge in Anspruch genommen wurde.

Wie es aber überall zu gehen pflegt — Gott besser's — daß die Henne durch das Ei recensirt wird, so auch in diesem Falle. Gewiß ist es, daß man ein rechtschaffner und durchaus achtbarer Mann sein kann, ohne die griechischen Klassiker und das Charakteristische

byzantinischen Baugeschmacks u. s. w. zu kennen: gleichwohl zeigt sich in diesem Punkte gewöhnlich bei besagten achtbaren Leuten eine verwundbare Stelle, weil sie, und wohl nicht mit Unrecht, glauben, daß zu einem gebildeten Geist ein gewisses solides Maaß von historischem Kunstwissen gehöre, und weil sie eben um alles sich nicht durch freies Eingeständniß für artistische Nichtwisser ausgeben mögen, was sie denn freilich durch ästhetischen Unsinn viel schlagender nachweisen.

Kaum begannen die von allen Seiten im Vertrauen auf den königlichen Mäcen herbeiströmenden Künstler ihre Wirksamkeit zu äussern, als auch sofort in den ungeeignetsten Seelen der Samen der Kritik zu keimen begann und lustig emporwuchs. Bayern hat, wie alle kleine Königreiche, einen unverhältnißmäßig zahlreichen Hofstaat und Adel, der besonders unter dem Könige Max sehr auf Kosten des Nationalwohlstands mit Sinekuren bedacht war, so daß auch unter der jezzigen ökonomischern Regierung noch eine Legion pensionirter A—Z Räthe, Schlüsselträger rc. ihr müßiges Unwesen in der Hauptstadt treibt. Dazu das mehr kopf- als sinnreiche Heer der Gardeoffiziere — ich spreche von der Majorität — also nichts natürlicher, als eine aus solchen Elementen keck und dominirend aufschießende kritisch-ästhetische Coterie. Mit dem unausgesetzten Gebrauche artistischer Ausdrücke, namentlich neuerer Mode, verbinden sich endlich auch bei dem Hartköpfigsten gewisse Ahnungen dessen, was zum Grunde liegt; auf Kosten einiger gelegentlichen Albernheiten erwirbt er sich die Fähigkeit, in »einer großen Menge Nichts« sich über beliebige Objekte der Kunst zu äussern — und der Kunstkenner ist fix und fertig. Wie gewaltig auf solche schwach fundamentirte Kritiker die verwerflichsten Rücksichten persönlicher, oder gar politischer Art einwirken, läßt sich ermessen. Dazu tritt leider der Umstand, daß in München, wie anderwärts, die Mehrzahl der lebenden Künstler von kleinlicher Verkleinerungssucht der mitlebenden Nebenbuhler nicht frei ist, und so begreift es sich ohne Schwierigkeit, wie das große Publikum, das sich wie billig gern an die Beurtheilung der Berufenen anlehnt, nicht eben auf's Beste berathen ist. Entscheidende Beispiele würde Referent sehr gerne zum Belege anführen, wenn es sub rosa geschehen könnte.

Wessen Irrthum ist erwünschter, der der Madame Cholera, oder der des Verfassers des früheren Artikels über dieselbe?

Was meine Prophezeihung über den Fortzug der Cholera anbelangt, so gestehe ich, daß Irren menschlich ist. Wenn sie nicht so schnell kommt, als ich sagte, so liegt dies zum Theil in der sehr verminderten Communikation zwischen den oberösterreichischen Provinzen, und noch mehr, in der Annäherung des Winters, welcher allerdings, wie ich dies auch aussprach, den Lauf derselben zu hemmen, ja wenn er trokken kalt seyn wird, selbst scheinbar zu unterdrücken vermag. Was Wels anbelangt, so ist die Krankheit offenbar verschleppt worden. Noch weiß man nicht mit Gewißheit, wo der Soldat herkam. Auch ist die Krankheit in der Gegend von Wels noch keineswegs erloschen. Kein Mensch wagt sich selbst in Oesterreich in die angesteckten Orte, und so wird die Krankheit durch freiwillige Absperrung in ihrem Laufe gehemmt. Ein Ende muß die Krankheit irgendwo auf ihrem Zuge nehmen. Aber wo? — Das ist nur der Vorsehung bekannt. Seit der Zeit meiner Sendung sind wieder mehrere Choleraschriften erschienen, und unter andern auch von einem dresdener Arzte, welcher in Polen selbst die Seuche beobachtet und ihrer Verbreitung nachgespürt hat. Dieser erklärt sie offen für eine contagiöse Krankheit. Ich muß auch wiederrufen, was ich Hufeland nachgesagt habe, dieser Veteran nimmt eine miasmatische und eine contagiöse Verbreitung der Cholera an, und darin stimme ich ihm gerne bei. Viele sind gegen die Contagiosität. Ich werde es auch seyn, sobald die Krankheit da ist. Denn würde ich und alle Aerzte für die Contagiosität dann noch stimmen, so müßte die Regierung das Contumaz-Gesetz streng einhalten; was, ich gestehe es gerne, ein größeres Uebel wäre, als die Cholera selbst.

Wäre aber wirklich die Krankheit rein epidemisch-miasmatisch, warum werden nicht gleichzeitig alle Orte einer bestimmten Gegend davon ergriffen, da sie gleichen Boden, gleiche Luft und gleiche Lebensart haben? — Ich lebe gegenwärtig, wie wenn die Cholera in Ostindien wäre, ich esse, trinke, was mir schmeckt, erhitze mich, erkälte mich, und setze mir nicht die geringste Schranke, — und das thun viele Tausende in Bayern mit mir, und — wir thun dies alle ungestraft, denn wir sind in Bayern, und die Krankheit ist nicht in unserer nächsten Umgebung. Gesetzt die Krankheit wäre schon in Rosenheim, 14 Poststunden von München, so könnten wir in München noch vollauf leben, und dies ohne alle Gefahr. Warum? Weil noch keine Ansteckung möglich wäre. Ich habe schon gesagt die Cholera war 14 Tage in Wiens Altstadt, ehe sie in die Vorstädte kam. Wie? haben allenfalls die Vorstädte Wiens einen anderen Boden, eine andere Luft, anderes Brod, Fleisch, Wasser rc? Nein, läugne einer das Handgreifliche! Man wird mich nicht bekehren. — Der Typhus grassirte 1814 in meiner Vaterstadt sehr stark. Alle Aerzte erklären ihn für contagiös, und doch wurde die eine Hälfte der Stadt, welche von dem Typhus-

Spitale entfernt lag und mit den Zügen der gefangenen Franzosen nicht in Berührung kam, völlig verschont. Auch starb kein einziger der sehr thätigen Aerzte. Ueberall, wohin in Bayern die unglücklichen Gefangenen transportirt wurden, brach der Typhus mit Heftigkeit aus. Wie wüthete er in Ingolstadt, dem letzten Etappenorte dieser Verpesteten! Und dennoch kam diese ansteckende Krankheit nicht einmal nach München. — Wer wird angesteckt? Nur der, welcher die Empfänglichkeit dafür hat. Wer hat diese? Das predigen ja alle Zeitungen und Hunderte von Cholerabrochürchen. Man lese eins und man hat mit wenigen Ausnahmen alle gelesen, da sie nur die Hauptwerke ausschreiben.

Ich komme nochmals auf meine Prophezeihung, die übrigens nur eine einfache Voraussage ist, zurück. Meine Vermuthung gründet sich bloß auf den früheren Verlauf der Krankheit, und setzt voraus, daß ihr keine strengen, wirksamen Cordone entgegen stehen. Daß sie jetzt langsamer ziehen wird, kann aus, im Eingange angegebenen Gründen möglich seyn. Uebrigens ist ein anderer Theil meiner Vermuthung bald eingetroffen, nämlich die Verbreitung der Seuche von Hamburg aus auf der See gegen Bremen hin. — Wird von Sachsen gegen Preußen hin der Cordon streng gehandhabt, was ich früher nicht erwartete, so haben wir an ihm eine treffliche Vormauer. — Gegen Länder, welche selbst Cordone gegen die Angesteckten gezogen haben, ist es so lange nicht notdwendig eine strenge Sperre zu handhaben, als die Krankheit den jenseitigen Cordon noch nicht überschritten hat. Deshalb ist auch ein solcher gegen Sachsen und die beiden hessischen Länder völlig überflüssig, um so mehr, als die Contumaz- und Desinfections-Häuser und Anstalten noch in gar schlechten Stande sind und die Regierung sich der Schadloshaltung für die dem Winde und Wetter Preis gegebenen Kaufmannsgüter schuldig macht.

Schließlich will ich recht herzlich über meine angebliche Prophezeihung mit jedem Lachenden mitlachen, wenn sie nicht in Erfüllung geht. Mit Freuden will ich meinen Irrthum eingestehen und mir und allen gratuliren, weil ich ein Wetterprophet gewesen seyn werde. Geht es übrigens dem Irren im Narrenhause zu Dömling und einer angeblichen Prophezeihung einer schwäbischen Somnambule nach, so werden wir die Cholera nicht sehen, und so dann dieser beiden Wort eintrifft, will ich selbst sagen: „Die Gescheuten sind an der Cholera zu Narren, und die Narren zu Propheten geworden.“! —

Wer übrigens gescheuter ist, als ich, über diesen Gegenstand, der belehre mich mit Gründen, und ich will recht gerne des Weisen Schüler seyn. T.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Geschichte.

Kurzgefaßte Erzählungen eines Großvaters aus der bayerischen Geschichte, als Preisbuch und Leitfaden beim Elementarunterricht der vaterländischen Jugend. Herausgegeben von Adolph von Schaden. Erster Band. Mit einem Titelkupfer. München. 1831. Mich. Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung ꝛc. 168 S. in kl. 8. — 1 fl. 48 kr.

Wir müssen gestehen, daß wir vorliegendes Werkchen mit einigem Widerwillen und vorgefaßtem Urtheile zur Hand nahmen, weil wir Herrn Adolph von Schaden schon in zu vielerlei Gewändern begegnet sind, und mitunter auch in nicht gar erbaulichen, abgetragenen und abgenutzten; auch mag uns die Verwandtschaft der Namen Schade, Schade und anderer Schaden verstimmt haben; doch der redliche Recensent überwindet diese Aeusserlichkeiten, sich nur an die Sache haltend. So fanden wir denn in dem gegenwärtigen Werkchen nur ein lobenswerthes Bestreben. Bis jetzt fehlte uns noch die vaterländische Geschichte, für die Jahre des Knabenalters und für niedere Bürgerschulen entsprechend bearbeitet. Wenn wir auch manches wegen der geringen Motivirung moralischer Erclamationen nicht geradezu auszeichnen können, z. B. die Auslassung der Entdeckung von Uta's Lüge auf den heil. Heimeran, die Nichtentschuldigung von Tassilo's Untreue, der doch nur gezwungen war, Pipin den nie vorher geleisteten Eid der Lehnsverpflichtung gegen den König der Franken zu schwören ꝛc. so müssen wie doch der einfach, klar und bestimmt gehaltenen Erzählung, dem im Werke herrschen den Sinne der Kindlichkeit, Religiosität und Moralität volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn der junge Mensch soll aus der Geschichte nur lernen, das Gute, Edle, Große lieb zu gewinnen, das Schlechte, Unredliche, Unheilige zu fliehen, fürchten und zu meiden. Darauf hatte es der Verfasser zweckmäßig abgesehen. — Bei Kinderschriften kommt, ob sie frommen sollen, alles auf die Art der Darstellung an. Lobenswerth finden wir auch die, jedem Kapitel beigegebene Sinn- und Sittensprüche, die einen gar tiefen Eindruck auf Gemüth und Gedächtniß der lerngierigen Jugend machen. Dieser Band geht bis zu Albrecht III.

Wir können das Büchlein den Kinderfreunden also nur empfehlen. — Der Druck ist ziemlich correct, einige Druckfehler sind nicht angezeigt, z. B. Engen statt Eugen. In Kinderschriften sollen sich durchaus keine Druckfehler bei Namen und Benennungen finden.

Das Titelkupfer, darstellend die Belehnung Otto's von Wittelsbach mit Bayern, nach dem Gemälde in den Hofgarten-Arcaden zu München von Zimmermann, ist von Pott ziemlich schlecht ausgeführt; es steht hinter dem Steindrucke. Der Preis des Werkchens dürfte für eine Kinderschrift etwas mäßiger sein. C.

Rechtskunde.

Das hessische Staatsrecht. Erstes Buch. Von dem Verhältniß des Großherzogthums Hessen zum deutschen Bunde. Erstes Heft. Grundgesetze des Bundes. Darmstadt. Leske. 1831. 160 S. gr. 8.

hat denselben Inhalt, als die in Nr. 135. der Nürnberger Blätter recensirten „Grundgesetze des deutschen Bundes,“ nur mit einer andren Vorrede, und soll das erste Heft eines herauszugebenden hessischen Staatsrechts bilden. Das Werk ist also sehr weit angelegt; denn das Ganze scheint auf 24 Hefte gleichen Umfangs angelegt; wird im ersten Theile das Staats- und Verwaltungsrecht in zwölf Unterabtheilungen; im zweiten das Landrecht, ebenfalls in zwölf Abtheilungen; im dritten das Strafrecht, in zwei Abschnitten enthalten. Der Verleger berechnet das Unternehmen auf 300 Druckbogen, und ungefähr 20 fl. So weit recht gut; nur können wir aus dem Probehefte nicht entnehmen, ob das Werk ein organisch und systematisches Ganze, worauf der Titel, oder ob es blos eine Sammlung von Urkunden und Gesetzen sein soll, worauf der Inhalt des ersten Heftes deuten könnte. Diese Ungewißheit — ob der im vorigen Jahre ausgegebne Plan Ausführlicheres enthält, wissen wir nicht; es hätte auch darum derselbe wieder gegeben werden sollen — dürfte manche von Subscriptionen abhalten. E.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag **Nro. 139.** 21. November 1831.

Münchner Berichte.

4.

Am Blühendsten gedieh unter König Ludwigs Scepter die edle Baukunst. Gerade diese hat aber bei seinen Unterthanen die meiste Opposition angetroffen. Zwar ist es der Billigkeit angemessen, daß ein gerechter Fürst nicht Millionen seiner Unterthanen mit Auflagen drücke, um einige hundert Tagelöhner beschäftigen zu können; und beinah hat es den Anschein, als wenn Bayern im Verhältnisse seines durch bedeutende Staatsschulden geschmälerten Ertrages kaum den wahrhaft königlichen Bauten des Herrschers gewachsen sein dürfte. Aber einmal darf man nicht vergessen, daß manche Prachtgebäude nur einem dringenden Bedürfnisse der vorschreitenden Zeit abhalfen, und vernünftigerweise höchstens wegen übertriebner Ausschmückung Ursache zum Kritteln geben; dann aber ist es nothwendige Folge des konstitutionnellen Systems, daß das unpoetische Einmal Eins der sogenannten gesunden Vernunft unaufhörlich gegen jeden Kreuzer zu Felde zieht, der auf die schönen (aber nach dem Wahne des Pöbels brodlosen) Künste verwendet wird. Wahr ist es, daß, wenn ein Bauer einer durch Mißwachs heimgesuchten Provinz durch Execution dazu angehalten wird, die Steuern einzuzahlen, während man aus der Kasse desselben Staats einen relegirten Studenten, oder verlaufenen Lehrjungen für die bloße Naturgabe einer schönen Stimme troß der ungebildetsten Seele qua Künstler mit mehreren tausend Gulden honorirt — sonderbare Fragen über die Grenzen dessen entstehen müssen, was ein Staat für die heilige Kunst hergeben dürfe und müsse, ohne den heiligen Menschenrechten zu nahe zu treten. Aber man möge auch recht scharf untersuchen, ob wirklich ächter Eifer für Landeswohlfahrt, oder nicht vielleicht allgemeine Gleichgültigkeit gegen Kunst, und unbegründete Verachtung alles dessen „was nicht greifbare Zinsen trägt“ manchen Invektiven bei einem, oder dem andren zum Grunde liegt. Zur Steuer der Wahrheit sei hier jedenfalls bemerkt, daß die vom Könige begonnene Ludwigskirche, zu deren Fortbau die Stände kein Geld bewilligten, für den Augenblick noch nicht Bedürfniß ist, wogegen der Bau einer neuen Brücke über die Isar nicht vorgenommen wird, ungeachtet die dringendste Veranlassung dazu klar am Tage liegt.

5.

Weniger durch lebende Künstler findet sich die Skulptur gegenwärtig in München repräsentirt, als durch die auserlesenen Antiken, welche zum größten Theil König Ludwig gekauft hat, und welche in der eigens dazu mit der geistreichsten Anordnung erbauten Glyptothek, die in ihrer Art einzig auf der Welt ist, aufgestellt sind. Es ist gewiß der redendste Beweis für die gediegene Schönheit der mannigfaltigen Kunstwerke, daß die im Innern der ganz mit Stuck und Marmor ausgelegten Säle im reichsten Geschmack angebrachten Verzierungen den Eindruck der Antiken nicht nur nicht schwächen, sondern wo möglich noch erhöhen. Die ur-

alten Bildwerke Egyptens aus Granit und Basalt, Aegina's weltberühmtes Frontispiz, Kolosse, Torso's, Basreliefs, Statuen und Brustbilder aller klassischen Zeiten, Mosaiken aus Herculanum, mehrere Meisterwerke Canova's, Rauch's, Freskobilder von Cornelius — alles das findet sich in der Glyptothek, deren Lage außerhalb der Stadt in einem eigens dazu angelegten Garten mir eben so gefällt, als sie den Münchnern nicht zusagt. Mich dünkt, das grüne Laub harmonire mit dem griechischen Style besser, als Fensterläden und Rauchfänge des neunzehnten Jahrhunderts. Wenigstens schreibe ich ähnlichem Grunde den Eindruck zu, den eine treffliche Marmorgruppe im nymphenburger Garten auf mich um so überraschender gemacht hat, als ich noch nie Natur und Kunst so idyllisch harmoniren sah.

6.

Unbedenklich darf sich München unter die Städte zählen, die nicht nur reiche Schätze verstorbener Maler, sondern in noch lebenden Meistern ersten Ranges ergiebige Fundgruben dieser edeln Kunst besitzen. Die Namen Cornelius, Heidecker, Peter und Heinrich Heß, Adam Zimmermann, Rottmann, Monten und andre sind längst berühmt und schreiten rüstig auf den betretnen Bahnen fort. Auch der unter Cornelius wieder in's Leben gerufnen Freskomalerei muß hier Erwähnung geschehen, so wie der besonders durch die Gebrüder Boisserée vervollkommneten Glasmalerei. Reichhaltigkeit und nachahmenswerthe Ordnung charakterisiren das Kupferstichkabinet. Weniger kann man mit der Disposition der Gemäldegallerie zufrieden sein, wiewohl es bei der bevorstehenden Translokation der Bilder in die fast beendigte Pinakothek bei der alten Einrichtung einstweilen bewenden wird. Dagegen erfreut die leuchtenberg'sche Gallerie nicht nur durch sorgsame Auswahl, sondern auch durch Aufstellung und Ensemble der erlesensten Kunstwerke, von denen ich nur Canova's Grazien, seine Magdalene, Gerard's Belisar, prächtige Guercino's, Rubens, van Dyks anführe, um jedem Besucher Münchens die artistische Zwangspflicht aufzulegen, diese ausnehmend interessante Sammlung fleißig zu schauen.

7.

Münchens Theater ist in vielfacher Beziehung bemerkenswerth. Sein edles Aeussere imponirt, und läßt auf ein entsprechendes Innere schließen. Aber hier beginnen schon erhebliche Bedenken sich zu regen. Nirgend findet man wohl in Hoftheatern so unbequeme Sperrsitze, als hier; nirgend herrscht ein so abscheulicher Unfug mit dem geräuschvollen Oeffnen jedes einzelnen Platzes auf dem Balkon und im Parquet, nie sah ich für ein so großes Haus eine so ärmliche Beleuchtung. Wer das Unglück hat, auf der Gallerie nobile einen Platz in der zweiten Reihe zu kaufen, sieht für 1 Gulden 21 Kreuzer von den agirenden Personen höchstens hin und wieder einen Schopf. An vielen Stellen kann man durchaus nichts verstehen. Auch ist im Verhältnisse des Proszeniums und des Musikpersonales der Raum für das Orchester augenscheinlich um einige Fuß zu schmal. Einen sehr guten Eindruck macht der brav gemalte Vorhang, eine kolossale Kopie des Guido Renischen Sonnenwagenlenkers, den die Horen umtanzen. Er erhebt sich und

> Hinter ihm, welch' Abentheuer,
> Seh' ich ein flackernd Opferfeuer,
> Das dem Apoll die Künstler bringen,
> Um seine Gunst ihm abzuringen,
> Und höhre Gage zu erzwingen.

Nenne mir Muse die gefeierten, beleierten zum Theil auch verbleierten Individuen, ansässig auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten. Zunächst dem Strahlengotte erblicke ich einen kräftig gewachsenen Mann, der nach seiner sehr gravitätischen Amtsmiene und den Reverenzen der übrigen zu schließen, bei der Sache das Meiste zu sagen hat. Auf seiner Stirne vermisse ich zwar die poetische Ader, finde aber die Kriterien der Rechtschaffenheit und des guten Willens unverkennbar ausgedrückt und im Vertrauen auf diese Physiognomik halte ich zum Trotz der mir von vielen Seiten zugeflüsterten Verkleinerungen diesen Vorstand für einen Mann von Verstand. Der ihm zunächst stehende knechtische Verrenker — so sollte er sich tituliren anstatt: technischer Direktor — qualifizirt sich zu seinem Posten wie Baldewein zum Zitherschlagen. Es ist kaum glaublich, was doch der Mann für curieuse Mißgeburten von Gedanken in das Leben treten ließ. So zum Beispiel läßt Donna Elvira im Don Juan, ehe sie auftritt, erst ihre Bagage über die Bühne tragen —

„Ich sollte dies beim höchsten Gott nicht glauben u. s. w.“

Fort von dieser prosaischen Altflickerseele zu der Damen schönem Kranz.

Melpomene und Thalia, gebt durch euren zuverlässigen Mund
Mir die werthen Namen kritisirend kund.
Ihr schweigt? Ihr deutet auf ein Pergament,
Deß Ueberschrift sich also nennt:

Critique scandaleuse.

Ob ich es öffne? Ja es sei gewagt,
Wird einer, oder der andre etwa böse —
Da wird nicht lange nachgefragt.

(lesend) »Madame . . . .
Wie alt sie ist, weiß leider längst ein jeder —
Madame . . . .
Mehr sag' ich nicht als dies —
Das Fräulein . . . .
Kann mehr Champagner als Poesie vertragen —
Wenn ich nicht irre, Fräulein . . . .
Wird ihre Nase täglich länger —
Jener Kolossus und Koriphäe,
Den ich gebückt dort stehen sehe,
Beweist mit seinem halbkahlen Scheitel:
Das Heldenfach ist längst ihm eitel;
Doch sprechen sein Ossig und Nathan
Immer gerechten Beifall an. —
Gleichfalls mit der Tonsur geschmückt
Ist ein Komiker zu schauen,
Der mich öfters recht erquickt —
Aber der junge Hauptbahn
— Ich meine Herrn . . . . . —
Kann mir nun und nimmermehr gefallen!
Sein Koulissenreißen, Sylbenknallen,
Sein Wortverschlucken
Und das krampfhafte Gliedermannszucken —
Weg von ihm!
Hinüber zu den Cherubim,
Die mit kunstgeübten Kehlen
Uns zu bezaubern nicht verfehlen.

Fräulein S. hat im Materiale
In Europa wohl keine Rivale,
Fehlt's an der Bildung hie und da
Liegt die Schuld an ihrer Mama. —

Grazie trifft man vorzugsweise an
Bei Frau S. . . . .;
Fräulein V. . .
Ist durchaus nicht mein Fall —

Von P. . . sag' ich nicht zu wenig:
An Stimme ist er ein wahrer König!
Mit bescheidner Gefälligkeit
Reicht er nicht eben weit —

Herr L. wird alt.
Sonst waren sicher seine Mittel schön.
Sein Spiel ist steif und kalt,
Und kaum mit Ruhe anzusehn —

Herr B. . . ein junger Tenor
Thut sich gewiß als tüchtig hervor
Wenn er zum Studiren sich überwindet
Und damit Solidität verbindet. —

Von den andern viel zu sprechen
Möchte mir zu viel Zeit abbrechen,
Ich käme ja nicht von der Stelle,
Und spräche so gern von der Hofkapelle,
Die zum Theil so respektabel,
Als zum andern Theil miserabel!
Aber wie soll man die Knechte loben &c. &c.«

Nein! ich kann unmöglich diese Blasphemieen weiter geduldig lesen. Man sieht es zu deutlich, wie so viele Seitenhiebe offenbar nur dem Knittelreim zu Liebe so giftig ausgetheilt werden. Hinab zur tiefsten Hölle mit diesem verläumderischen Pamphletschreiber.

Er sterbe!

Fidelio.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Technologie.

Technologische Bildergallerie, oder Darstellung der interessantesten und lehrreichsten Manufakturen, Fabriken, Künste und Handwerke in getreuen Bildern und ausführlichen deutlichen Erklärungen. Nach dem jetzigen Zustande der technischen Gewerbe für Jung und Alt, besonders auch für Lehrer in Schulen, bearbeitet von Dr. J. H. M. Poppe, Hofrath und ordentlichem Professor der Technologie zu Tübingen. Mit 40 Steindrucktafeln. Verlag von F. C. Löflund u. Sohn in Stuttgart. 1831. 8. Pr. 3 fl. 54 kr. 376 S.

Es gehört unserer Zeit zum besonderen Ruhme an, die Naturwissenschaften so viel als möglich in die Werkstätten der Handwerker, Künstler und Fabrikanten hereinzuführen, und sich in jenen nicht blos durch speculative Untersuchungen auszuzeichnen. Wenn auch beides sehr lobenswerth ist, so verdient doch das Streben in populären Erklärungen und zeitgemäßen, bildlichen Darstellungen die vornehmsten und interessantesten technischen Gewerbe gemeinnütziger zu machen, und den Menschen darüber zu unterrichten, zu welchem Nutzen dieses oder jenes Produkt der Erde gebracht werden könne, wie und durch welche Mittel und Geräthschaften die Zurichtung, Bearbeitung oder Veredlung aller der verschiedenen Naturprodukte vorgenommen werden wird, damit letztere als Waaren von der mannigfaltigsten Art unseren Bedürfnissen entsprechen, die vorzüglichste Anerkennung. Durch solche Darstellungen soll die Jugend die verschiedenen Arbeiten mit den dabei erforderlichen Werkzeugen und Maschinen genau kennen lernen. Die wißbegierige Jugend hatte in

den bisherigen Büchern keine besonders tauglichen Hülfsmittel hierzu, indem die technologischen Bilderbücher entweder blose A. B. C. Bücher für kleine Kinder waren, oder die Handwerke und Fabriken nur sehr undeutlich und unvollkommen darstellten, wobei das Neue in der Sache oft wenig oder gar nicht berührt wurde.

Der Verfasser, schon seit vielen Jahren eifrigst bemüht, diese Gegenstände möglichst gemeinnützig zu machen, suchte daher in dem vorliegenden Werke diesem Bedürfnisse und Mangel abzuhelfen, indem dasselbe zu einem besseren und ernsteren Gebrauche dienen soll. Er will durch die Beschreibungen jedes nachdenkende Kind, jeden lernbegierigen Jüngling, jedes verständige Mädchen und jeden Liebhaber von solchen Unterhaltungen dahin führen, den Witz und Scharfsinn, der sich bei so vielen Arbeiten in den Werkstätten der Handwerker, Künstler und Fabrikanten offenbaret, ganz besonders aber an so mancherlei sinnreichen Maschinen bewundern, die den Arbeitern so viele Erleichterung verschaffen, welche in so kurzer Zeit und auf eine so vollkommene Weise die Veredlung der Naturprodukte zu Stande bringen. Allerdings ist es höchst interessant und belehrend für die Jugend im Allgemeinen und für jeden Menschen im Besonderen, zu wissen, wie alle die unzählig vielen Gegenstände, welche uns theils zu unserer Nothdurft ganz unentbehrlich sind, theils für unsere Bequemlichkeiten und für so manche Vergnügungen unseres Lebens sorgen, verfertiget werden.

Um diesen Zweck möglichst vollkommen zu erreichen, hat der Verfasser dem Texte möglichst treue Abbildungen der Gegenstände, theils in den Werkstätten selbst, theils nach guten Modellen gezeichnet und zwar nach solchen, welche die Werkzeuge und Maschinen in dem besten und neuesten Zustande vorstellen beigefügt, welche besonders dazu beitragen, den Kindern Unterhaltung zu verschaffen und ihnen den Text selbst zu verständigen, obgleich derselbe möglichst faßlich und deutlich abgefaßt ist. Die Zeichnungen selbst gehen oft in das Einzelne ein, könnten aber dadurch noch nützlicher werden, wenn einzelne Theile der Handwerke, Künste ꝛc. speciell bezeichnet und im Texte bemerkbar gemacht wären. Hiermit soll jedoch nicht gerade ein besonderer Tadel ausgesprochen sein, sondern nur ein Wunsch, welcher etwa dazu beigetragen haben dürfte, die Brauchbarkeit und den Werth des Buches wesentlich zu erhöhen.

Im Allgemeinen müssen wir jedoch bemerken, daß das Buch nach dem Wunsche des Verfassers nicht allein der Jugend, sondern auch älteren Personen zu einer recht anschaulichen und nützlichen Belehrung dient und für Lehrer in Real- und Gewerbschulen bei ihrem Unterrichte ein sehr zweckmäßiges Hülfsmittel darbietet. Da der Verfasser auf die Theilnahme und Unterstützung des Publikums rechnet, um an eine Fortsetzung mit anderen technischen Gewerben angeeifert zu werden, so säumen wir nicht, dasselbe mit dem Hauptinhalte des Buches näher bekannt zu machen, und dadurch beizutragen, daß es recht bald in den Händen so vieler Eltern, Lehrer und Freunde des Kunst- und Gewerbswesens sich befinden möge, um das darin niedergelegte Gute und Gemeinnützige möglichst vielseitig zu verbreiten.

Da die tausenderlei Kunstgegenstände, z. B. die Einrichtung der Mühlen, welche uns aus dem Getraide das Mehl bereiten; die Art und Weise, die mancherlei zum Theile sehr schönen Gewebe für unsere Kleidungsstücke zu erhalten, die Verfertigung des Papieres, Glases, der Trinkgeschirre, Spiegel, Ferngläser, des Porzellains, der Eisen- und Stahlwaaren ꝛc. wahre Unterhaltungen gewähren, so theilt der Verfasser den Inhalt seines Werkes in vierzig Unterhaltungen, welche die Darstellungen, Beschreibungen, den Gebrauch ꝛc. der Mehlmühlen, der Wind-, Hand- und Thiermühlen, der Dampfmühlen und Dampfmaschinen, der Stampf- und Hammerwerke, der Walzwerke, der Oelmühlen und Oelraffinerien, der Pulvermühlen und Pulverfabriken, der Papiermühlen und Papierfabriken, der Fabrikation des endlosen Papieres, der Pappfabrikation, der Sägemühlen, der Zuckersiederei und Zuckerraffinerie, der Salzwerke, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, der Baumwollenmanufakturen mit ihren Maschinenspinnereien und Webereien, der Wollen-, Leinen- und Seidenmanufakturen, der Filzhutfabriken, der Färbekunst, der Zeugdruckereien, der Lederfabriken, des Handwerkes der Töpfer, der Schmelztiegelfabrikation und Pfeifenbrennereien, der Fayance-, Steingut-, Porzellain- und Glasfabriken, der Spiegelhütten ins Besondere, der Drahtziehereien, der Steck- und Nähnadelfabriken, der Münzkunst und falschen Münzsorten im Besonderen, der Probirkunst, der Lackirfabriken, der Buchdruckerkunst, und endlich der Schnelldruckerei — enthalten.

Alle diese Werkzeuge, Maschinen, Fabriken und Einrichtungen für die Bereitung technischer Gegenstände hat der Verfasser in den einzelnen Theilen beschrieben, dieselben benennt, ihre Zusammenfügung angegeben, den Einfluß derselben auf andere Theile bemerklich gemacht, mancherlei geschichtliche Notizen über dieselben beigefügt, und dadurch den Vortrag selbst möglichst unterhaltend zu machen gesucht. Es läßt sich kein Gegenstand im Besonderen hervorheben, ohne nicht die ganze Beschreibung desselben zu zerstückeln. Die Haupttheile sind stets sachkundig hervorgehoben, und die Hauptbegriffe durch größere Schrift kenntlich gemacht. Die Darstellungen bezwecken stets eine Hinweisung auf die großen Vorzüge der Menschen durch ihre geistigen Anlagen es immer weiter zu bringen, und die erwünschten Zwecke mit stets geringerem Aufwande von Kosten, Zeit und Anstrengung zu erreichen Unter den zahllosen Erfindungen, welche diese Behauptung bekräftigen, machen wir nur auf die Dampfmaschinen in ihrer Anwendung auf die Schifffahrt und auf die sogenannten Schnellpressen aufmerksam. Diese allein reichen hin, das Buch zu den angenehmsten und brauchbarsten für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens zu machen. Gleichen Anspruch hierauf haben alle im Buche beschriebenen Gegenstände. Druck, Papier und Abbildungen sind gut, weswegen der Preis nicht zu hoch sein dürfte. P.

Cholera-Literatur.

Ueber die Schutzkraft des Kupferbleches beim Herannahen der Cholera; von Dr. Roth. München. Georg Franz. 1831. Broch. v. 11 S. in 12. Pr. 6 kr.

Der Titel ist unrichtig, denn wenn das Kupferblech nur schützt bei dem Herannahen der Cholera, und nicht auch, wenn sie schon da ist, so brauchen wir es nicht. — Ein Stück Kupferblech, auf der Magengrube getragen, soll nach Berichten an Hahnemann, in Ungarn vor der Ansteckung durch die Cholera geschützt haben. Darum gibt nun Hahnemann seine Kupferpillen als Präservativ. — Hahnemann hat schon dreimal seine Meinung geändert; erst Phosphor, Nießwurz ꝛc., dann Campher in ungeheuerer Menge, und endlich Kupfer. Ich will von Hypothesen nichts wissen, wenn sie mich das Leben kosten können, und doch beruhet das Alles auf den wenigst begründeten Hypothesen. In obigem Brochürchen will Herr Dr. Roth, die Sache für Gewißheit nehmend, sie erklären. — Mein Lieber! erklären Sie hinten nach, wenn Sie und alle mit Kupferblech Beschlagenen gerettet sind! Bis dahin lassen wir's gut sein. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 140.** 23. November 1831.

Noch etwas zu dem Streit über Pfizer's Briefwechsel und dessen vorgeschlagne Hegemonie.

Moniti meliora sequamur.
Virg. Aen. 3.

Man muß wirklich ergrimmen, wenn man in Zeitungen, die an sich selbstständig sind, Stimmen hört, welche das Bestreben edler deutscher Männer, das erst seit 1806 zerstückelte Deutschland wieder einig zu machen, verketzern, mit historischen Absurditäten bestreiten, und jene Männer »verkehrt« nennen.

Wenn man die gegenwärtige Lage der politischen Verhältnisse von Europa betrachtet, und dann das Verhältniß vorzugsweise in's Auge faßt, in welchem die deutschen Staaten — des jetzt nur in der Idee vorhandnen Deutschland, welches nur dann groß war und eine Stimme führte, als es ein Oberhaupt hatte, zu den übrigen stehen, so drängt sich unwillkührlich der traurige Gedanke auf, daß unser schönes Vaterland jetzt dieselbe Stelle einnimmt, welche das unglückliche Polen vor seinen Theilungen vertrat. Schon ist ihm ein großer Theil seiner Gaue dadurch entfremdet worden, daß ihre Beherrscher, um sich als gesonderte Großstaaten zu erhalten, sich zu Anhängern auswärtiger, dem deutschen Vortheil feindlich gesinnter Höfe, machen ließen; schon brüsten sich Millionen seiner Bewohner mit Namen, die nie ein deutscher Stamm führte, und mit nur zu gegründeter Besorgniß sieht der Freund des Vaterlandes eine drohende Zukunft immer näher rücken, wo auch Deutschlands Loos nach dem Recht des Stärkeren, des Siegers, entschieden werden wird. Viel gäbe der Verfasser darum, wenn er mit froher Zuversicht hoffen könnte, Deutschland werde sich selbst zu schützen wissen; Deutschland werde nicht auf Beistand von Aussen rechnen dürfen, wie das unglückliche Polen im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert; Deutschland werde sich nie eben so schrecklich getäuscht sehen, und werde nie so schrecklich untergehn. — Leider kann er das nicht, ohne den Zeichen der Gegenwart, den traurigen Vorzeichen der Zukunft, seine Blicke zu verschließen.

Deutschlands Macht, Deutschlands Stärke beruht wesentlich und hauptsächlich darauf, daß seine Bewohner einig sind; einig und treu, wie es großen Nationen ziemt. Aber grade dieses Haupterforderniß fehlt ihnen. Nicht blos der Süden und Norden ist geschieden, es giebt auch ausserdem noch eine Menge Risse, welche das Gesammtinteresse Deutschlands feindselig durchkreuzen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß nur ein allerkleinster Theil deutscher Edlen anders und patriotischer denkt, wie die in jenem Staate, der im sogenannten Befreiungskampfe stets darauf sann, sich — versteht sich unter auswärtiger und zwar russischer Garantie — von den deutschen Provinzen so viel wie möglich zusichern zu lassen, um ein undeutsches Reich daraus zu bilden.

Derselbe hat seitdem nie aufgehört, dem russischen Willen zu huldigen. Deutschland kann für seine der-

malen begonnene Reform von ihm nur Feindseliges erwarten; die russischen Armeen rasten in Polen, und der Zaar verstärkt seine Truppen mit aller Macht. Die Furcht des Absolutisten vor dem Triumphe der Freiheit verschafft ihm zahlreiche Allirte, und der Sturm wird losbrechen gegen die constitutionnellen Völker, ehe sie es noch recht glauben. Rußland und seine Freunde sind geschworne Feinde der Verfassungen. Es war Polens einziges Verbrechen, sich am 3. Mai 1791 eine gute Constitution gegeben zu haben; es ward ihm zum Verbrechen angerechnet, daß man in Wien, um nicht gar zu sehr gegen die Stimmung der damaligen Zeit zu verstoßen, dem Reste von Polen eine Verfassung gegeben hatte.

O möchten es die kleineren deutschen Staaten doch ja recht und ganz begreifen, daß es für sie kein Heil giebt, so lange sie sich nicht eng verbrüdern, und dadurch in den Stand gesetzt werden, dem großen anticonstitutionnellen, das Gegengewicht zu halten. Schon viel deutsche Männer haben diese Nothwendigkeit zur Sprache gebracht, und noch ist Nichts dafür geschehn. Es würde sehr gut und weise sein, für diesen Zweck zu wirken, ehe die Bajonette des Auslandes es unmöglich, oder doch ungleich schwerer machen werden. Die Beute des Westens ist Deutschland gewesen; — die Beute des Ostens war es schon halb und halb. — Mag es keines von beiden noch einmal werden. Mögen die Fürsten jener kleinen Staaten bei Zeiten sich daran erinnern, daß gerade die Zugeständnisse für ihre Unterthanen, die sie so sehr zu fürchten scheinen, ihnen allein jene Unabhängigkeit und Würde erhalten können, nach welchen nur jene absolutistischen Staaten lüstern sind. Nur wenn sie ihren Unterthanen den begeisterten Seelenaufschwung, den der Stolz und das Bewußtsein der Freiheit einflößt, geben, und ihnen die Kräfte lassen und wieder geben, welche zur Bestehung eines dauernden Kampfes erforderlich sind — nur dann mögen sie sicher und unerschrocken der Zukunft entgegen sehen. Wer übrigens auf Einigung und Einheit des Vaterlandes dringt, fordert damit wahrlich nicht, daß der deutsche Bundesstaat, sondern nur daß der heterogene Staatenbund — ein wesentlicher Unterschied — sich auflöse. Damit fällt jenes Geschwätz von dem Nachtheil, den die Aufhebung der kleinen Staaten verursachen möchte, von selbst in sein Nichts.

K—r.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

B o t a n i k.

Populäre Botanik, oder faßliche Anleitung zur Kenntniß der Gewächse, besonders der in Deutschland und in der Schweiz am Häufigsten wild wachsenden Arten, wie auch der deutschen Kulturpflanzen und der merkwürdigsten Gewächse der wärmeren Länder. Zum Gebrauche und Selbstunterrichte der Erwachsenen und Jugend, überhaupt aller derer, die mit der Pflanzenwelt näher bekannt zu werden wünschen, besonders der Schullehrer und Schulgehülfen, der Gymnasial- und Realschulen, junger Pharmazeuten und aller Jünglinge und Töchter aus den gebildeten Ständen, von M. Ch. F. Hochstetter, Professor am Hauptschullehrerseminar und zweitem Stadtpfarrer zu Eßlingen. 2 Theile mit 328 unter Leitung des Verfassers gezeichneten Abbildungen auf 3 schwarzen und 25 sorgfältig gemalten Tafeln. Mit kön. würtemb. Privilegium gegen den Nachdruck. Reutlingen. 1831, im Verlage der lithographischen Anstalt von Joh. C. Mäcken jun. Mit Linne's Brustbild. gr. 8. S. XIV. u. 910. Pr. 7 fl. 12 kr.

Der Titel dieses Buches umfaßt seinen Inhalt ganz; dasselbe soll in einem weniger gelehrten Gewande zum Besten derer bestimmt seyn, welche nicht gerade berufen sind, in das Allerheiligste der Wissenschaft selbst einzutreten, sondern die nur in der Vorhalle verbleiben, diese jedoch eröffnet erhalten wollen und sich des Inhaltes freuen können. Der Verfasser will eine populäre Botanik zum Selbstunterrichte für diejenigen entwerfen, welche diese Wissenschaft zwar nicht zu einem vorzüglichen Gegenstande ihres Studiums machen, aber sich doch diejenigen Kenntnisse aus derselben aneignen wollen, ohne welche ihnen ein wichtiger Beitrag zu einer umfassenden Bildung, und eines der angenehmsten Mittel sich den Genuß der freien Natur zu erhöhen, fehlen würde. Die Pflanzenkunde für sich hatte bisher sich noch nie einer Behandlung zu erfreuen, welche ganz dem Bedürfnisse einer in unseren Zeiten erforderlichen populären Darstellung entsprochen hätte. Der Verfasser suchte, von vielen Seiten aufgefordert, diesem zu entsprechen und gründete seinen Plan auf das allgemeine Bedürfniß nicht nur der Jünglinge und Töchter aus gebildeten Ständen, sondern auch so vieler Erwachsenen, welche in ihrer Jugend weder Anleitung und Gelegenheit hatten, mit der Pflanzenwelt näher bekannt zu werden, und von denen der Verfasser sehr oft den Wunsch

aussprechen hörte, daß es ihnen doch gelingen möchte, wenigstens die in der nächsten Umgebung ihres Wohnortes wild wachsenden Pflanzen, die wichtigsten deutschen Kulturgewächse und merkwürdigsten Pflanzen der fremden Erdtheile, deren Produkte für die Heilkunde oder für Künste und Gewerbe durch den Handel zu uns kommen, einigermaßen näher kennen zu lernen.

Dem Mangel einer Anleitung und eines zweckmäßigen Hülfsmittels sucht er hiermit zu begegnen. Das Buch ist für die in diesen Blättern einer Beurtheilung eingeräumte Ausdehnung viel zu voluminös, als daß wir in eine besondere Darstellung des Inhaltes und seiner Verarbeitung eingehen könnten. Wir geben daher ein blos allgemeines Urtheil und kurze Inhaltsanzeige an. Obgleich uns noch manches zu wünschen übrig ist, und der Verfasser durch seine wortreiche und schleppende Erklärungen oft der Deutlichkeit und dem guten Verständnisse sehr geschadet hat, so nennen wir sein Buch doch eine sehr willkommene Erscheinung, da es kaum eine Wissenschaft giebt, welche nützlicher und angenehmer wäre als diejenige, welche uns mit dem Gewächs vertrauter macht. Jedes Kind erfreut sich im Frühlinge an den ersten Blumen, und fühlt sich angezogen, dieselben ihrem Namen nach kennen zu lernen. Wir besitzen zwar schon mancherlei Hülfsmittel, welche mitunter sehr brauchbar sind, allein sie sind entweder schon zu alt, und machen den Lernenden mit dem Neueren in der Pflanzenkunde nicht bekannt, oder sie enthalten letzteres, sind aber zu wissenschaftlich gehalten und eben deswegen für sogenannte Laien nicht besonders brauchbar.

Es wird eine populäre Darstellung gefordert, die sich jedoch nicht aller Kunstausdrücke und jeder systematischen Behandlung enthalten darf. Sie kann aber die neuesten wissenschaftlichen Berechnungen und Systeme weniger berücksichtigen, als diejenige Form der Darstellung, die schon lange Bestand und Geltung hat, weil man dabei annehmen darf, daß wenigstens ein Theil des zwar nicht gelehrten aber doch gebildeten Publikums eine wenn auch nur entfernte Bekanntschaft mit der länger schon bestandenen Gestalt habe und daß es ihm um so leichter werden dürfte, sich mit den Ausdrücken und Formen eines solchen Systems, so weit solche nicht entbehrt werden können, zu befreunden, als mit dem, das die neueste Gelehrsamkeit in dieser Hinsicht zu Tage gefördert hat. Der Verfasser bemühte sich das Publikum zu der gewünschten Einsicht heraufzubilden, und hat seine Aufgabe mit Ausnahme einiger Darstellungen ziemlich glücklich gelöst.

In der Einleitung giebt er eine interessante Einladung zur näheren Kenntniß der Pflanzenwelt, und einen guten Rath, wie man es anfangen müsse, um in der Pflanzenkunde schnelle Fortschritte zu machen und deutet den Plan des Buches kurz an: dann behandelt er die Natur, Entwickelung und das Wachsthum der Pflanzen, wobei wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß die Stoffe für die Ernährung der Pflanzen sehr oberflächlich, unzureichend und verworren behandelt sind. Den Stickstoff hätte der Verfasser doch nicht übersehen sollen, da er es z. B. ist, welcher den ammoniakalischen Körpern eine so kräftig nährende Eigenschaft verschafft. Weiter handelt er von der Unterscheidung und Benennung der einzelnen Pflanzentheile in Bezug auf die phanoganischen und kryptogamischen Gewächse, von der Blüthe, vom Blüthenstande, von der Frucht, von dem Stängel, von den Blättern und Wurzeln nach ihren verschiedenen Verrichtungen und Verhältnissen. Nachdem er das Nothwendige über Classen und Ordnungen des Linneischen Pflanzensystemes angegeben und mehrere Abweichungen davon für nothwendig bezeichnet hat, giebt er die zum Verständnisse erforderlichen Begriffe von Gattung, Art, Abart und Spielart. Vermißt man auch einige nähere Angaben, so ist doch im Ganzen die Darstellung klar und gut gelungen.

Die eigentliche Arbeit zerfällt dann in zwei Theile, deren ersterer eine allgemeine Darstellung über charakteristische Beziehungen, über Fundort und Benützung der Pflanzen enthält und die Gegenstände, d. h. die eigentliche Pflanzenkunde in drei Hauptabtheilungen, welche der Verfasser Gärten nennt, darstellt. Der erste Garten enthält die Beschreibung der in Deutschland am häufigsten vorkommenden wildwachsenden Pflanzen und zerfällt in fünf Unterabtheilungen, deren erste die Holzgewächse nämlich die deutschen Bäume, Sträucher und Halbsträucher, die zweite die krautartigen Gewächse nach dem Linneischen Systeme geordnet, die dritte die grasartigen, die vierte die die kryptogamischen und die fünfte die deutschen Giftpflanzen enthält. Im zweiten Garten werden die Kulturpflanzen in drei Abtheilungen beschrieben, in der ersten die Bäume und Sträucher, in der zweiten die Kräuter und in der dritten die Getraidearten. Der dritte Garten enthält die merkwürdigeren ausländischen Gewächse in ebenfalls drei Abtheilungen; nämlich die Gräser, Kräuter, Bäume und Sträucher. Während der erste Theil mit der Einleitung 809 Seiten einnimmt, dehnt sich der zweite nur auf 90 Seiten aus, und enthält einen sogenannten Blüthenkalender und Schlüssel für die in Deutschland am Häufigsten wildwachsenden Kräuter und phanogamischen Pflanzen, welches allerdings für den Sammler ein sehr erwünschtes Hülfsmittel ist; die tabellarische Uebersicht nach der Linneischen Anordnung entworfen, dient besonders dazu, das Selbstbestimmen der Pflanzen dem Anfänger zu erleichtern. Der Verfasser hat alles Nöthige bedacht und nichts übersehen, was auch nur entfernten Bezug haben kann, wodurch das Buch eine Ausdehnung bekommen hat, welche jeden Lehrer zurückschrecken dürfte. Da sich der Verfasser besonders bemühte, die sexualen Beziehungen des Linneischen Systems zu entfernen, so hätten auch die Bezeich-

nung der Klassen und Ordnungen mehr in deutscher Sprache gegeben werden sollen. Auch konnte für die Jugend die Terminologie mehrfach vermieden werden. Ist nun im Ganzen das Werk gemäß der gebrauchten Inhaltsanzeige gut bearbeitet, so verdienen die dazu gehörigen Abbildungen, welche speciell gelungen sind wegen der bezeichnenden Merkmale noch besonders Anerkennung. Auch ist der Druck und das Papier gut. P.

Cultur-Gesetzgebung.

Bemerkungen über den Inhalt eines Kulturgesetzes in Bayern. Von Dr. L. Zierl, k. Professor der Landwirthschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. München. 1831. (Ohne Verleger?) VIII S. Tit. Dedicat: und Inhaltsanzeige; 112 S. Text in gr. 8. Preis 48 kr.

Vorliegendes kleine Werk ist eines der besten, welche Referent über den betreffenden wichtigen Gegenstand gelesen hat. So wie alle literarischen Producte dieses fähigen Kopfes von strenger logischer Ordnung, Gründlichkeit und Bündigkeit des Ausdruckes zeugen, so auch das gegenwärtige Es ist eine kurze gediegene Erörterung der wichtigsten Punkte einer Kulturgesetzgebung in motivirten Umrissen, nach historisch-finanziellen und agronomischen Rücksichten entworfen, welche bei der Ausarbeitung des Kulturgesetzes von Seiten der Regierung alle Beachtung verdient. Näher in das Detail der Sache einzugehen, wäre hier am unrechten Orte, um so mehr, als dieser Entwurf sich vorzüglich auf die bestehenden Rechte, Gesetzgebung und agronomischen Verhältnisse von Altbayern bezieht. — Dadurch werden wir aber aufmerksam gemacht, daß die Regierung einen Entwurf nicht einseitig, mehr für die Verhältnisse eines Theils der bayerischen Lande abfassen lassen möge, sondern auf Neubayern auch Rücksicht nehme, in welchem die Sache sich mannigfaltig umgestaltet. So erwähnt z. B. Zierl in keiner Beziehung des Weinbaues; was wir ihm als Privaten gerne nachsehen, da er, wie es scheint, damit gar nicht von fern bekannt ist; allein in einem umfassenden Entwurfe müssen alle Theile des Reichs und alle Lokalverhältnisse berücksichtiget werden; sonst würde ein solches Gesetz eine wahre Landesplage werden. Was über Güterrondirung gesagt wird, ist gut, aber im Untermain- und Rheinkreise unausführbar. In diesen Kreisen, so wie auch in manchen Theilen des Obermainkreises ernährt sich häufig durch Fleiß eine ganze Familie auf einem zersplitterten Gute von sechs Morgen Ackerland, 1½ Morgen Wiese und etwas Gartenland; während in Altbayern ein Bauer oft funfzig Morgen Feld hat und zu Grund geht. — Mit Leidwesen blicken wir in die Ständeversammlung, denn wir sehen dort den Bauernstand, der bei dieser Gesetzgebung am Härtesten getroffen wird, nicht so vertreten, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert. — Ein Agrikulturgesetz sollte erst den Landräthen zur wiederholten Berathung vorgelegt werden. Einzelne Fragen, an dieselben gestellt, wie z. B. die: Welche Mittel den Ackerbau hemmen; welche ihn heben könnten? erschöpfen die Sache nicht. Ich weiß, die Landräthe haben keine Gesetze zu votiren; allein ihre Bemerkungen, Gründe und Gegengründe könnte man doch hören, und so die Verhältnisse der einzelnen Kreise ermitteln. So aber wird am Ende ein Gesetz für die große Masse der Ackerbauer von Landständen votirt, welche zu drei Viertheilen aus Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten, Banquiers, Advokaten, Gerichtspersonen und Adlichen bestehen, die zum Theile selbst bei der Aufhebung drückender Lasten dieses von der Geburt bis zum Tode nach allen Seiten besteuerten Standes interessirt sind, auf eine Art, welche eher aufhält, als fördert. Endlich muß ich auch noch mein voreiliges Bedauern ausdrücken, daß man den Bauern wieder ein Gesetz geben werde, welches für sie wahres Latein ist, und daher in's Leben störend, nicht erweckend eingreifen muß. Wann werden unsere Gesetzgeber deutsch lernen? Wann werden die Gesetze einmal so verfaßt sein, daß die, welche dieselben halten sollen, sie auch verstehen? Bis jetzt lernen die armen Bauern nur die Gesetze kennen, wenn sie gestraft werden, also mit ihrem Schaden. C.

Mystische Schriften.

Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik. Von Franz Baader. München, bei Georg Franz. 1831. Broch. 58 S. gr. 12. Pr. 48 kr.

Würde dieses Schriftchen nicht den Namen des Coryphäen einer, wiewohl schwachen philosophischen, oder vielmehr theosophischen, süddeutschen Partei an seiner Stirne tragen, wahrhaftig, es würde unbemerkt und ungelesen an uns und vielleicht auch an vielen anderen vorüber gegangen sein; denn, wie es uns zum wenigsten erscheint, ist unter diesen vierzig Sätzen kein einziger von Bedeutung, oder origineller Neuheit, vielmehr sind mehrere derselben, wie aus einem alten Gebet- oder Gesangbuche abgeschrieben. Der Vergleich der irdischen Liebe zwischen Mann und Weib mit der Liebe zu Gott ist das Grundthema, das in den vierzig Sätzen ziemlich alltägig varirt wird, mitunter auch in's Obscöne fällt, wie z. B. grade der vierzigste Satz, welcher eine Anspielung auf die Brautnacht enthält und die Kernausdrücke zum Besten gibt: »Welcher Liebende hätte nicht bemerkt, daß nur das hierbei als Opfer fließende Herzblut den Kitt zu jenem innigeren und dauernden Freundschafts- und Liebesbund (als Consanguinität im tiefern Sinne) gibt, von welchem gilt, was Moses Weib sagte: Du bist mir zum Blutbräutigam geworden. — Doch wir wollen dies nicht hoch anschlagen, da das hohe Lied sonst nicht hoch wäre; aber dieses Büchlein ist einer Fräulein Linder, einer Malerin, die sich jetzt unter dem liebeswarmen, italischen Himmel aufhält, gewidmet. Doch dem Reinen sei Alles rein. Wir hätten nur einen weniger pikanten Titel gewünscht, wenn das Büchlein einmal einem Fräulein dedicirt werden sollte. Da nun einmal Franz Baader als Mystiker verschrieen ist, so wollen wir gerne bemerken, daß in obigen Sätzen gar nichts Mystisches enthalten ist, wenigstens kam uns nicht ein einziger Satz als fremd, oder gar dunkel vor. Allein die französischen und lateinischen Brocken begegnen uns auch in diesen wenigen Blättern, wie in allen Schriften des Verfassers; namentlich fanden wir überall in seinen Werken: Pouvoir und Violence u. dgl. mehr neben dem deutschen Ausdrucke, als wenn letzterer ohne ersteren dem gebornen Deutschen nicht begreiflich, oder verständlich wäre. Uns ist Baader als Philosoph nichts weiter als ein genialer, witziger Gnostiker, der aber schon anfängt zu veraltern. Ohne Hegel's Aufmerksamkeit für ihn, wäre er nicht von Bedeutung geworden. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag Nro. 141. 25. November 1831.

Blicke in die englische Verwaltung im Augenblick der verworfenen Reformbill.

Hat gleich die Reformbill den Beifall des brittischen Oberhauses verfehlt, so ist doch die Aussicht da, daß der König und die Minister auf constitutionnellem Wege fortfahren werden, sie dennoch durchzusetzen.

Wäre der Eigennutz der reichen Pairsfamilien nicht so überschwenglich schmählig, und hinderte nicht so augenscheinlich eine weisere Gesetzgebung, die alle Vortheile der Civilisation dem Volke im Allgemeinen und nicht wie bisher wenigen Bevorrechteten fast ausschließungsweise zuwendet, so möchte es hingehen, daß dieses Oberhaus alle geistliche, weltliche und militairische Sinecuren mitten in der allgemeinen Noth kraft unlöblichen Herkommens sich, oder seinen Nachgeborenen, welche der Majoratsherr nicht standesmäßig ernähren will, zuzueignen beflissen ist, ja daß dieses Oberhaus, um ja nichts zu ändern, ein Götze einer unvernünftigen Stabilität wurde, und die Nation, die Minister und den König, wenn sie etwas Gutes, aber Neues einführen wollten, indirect tyrannisch behandelte.

Ungern sahe man den künftigen Thronerben der Majestät in Hannover mit einer Verblendung, die kein edler deutscher Landesvater zeigt, die Ideen der Mehrheit des Oberhauses unterstützen, was zugleich den Typus seiner künftigen Landesväterlichkeit in Deutschland liefert.

Ein großer Theil Großbrittanniens besonders im gebirgigen Mittelrücken, der sich im Süden westlich nach Devonshire, Cornwall und Wales erstreckt, liegt in wüster Gemeinheit, weder abgewässert, noch bewaldet, wegen des Obereigenthums der reichen Lords of the manor normännischen Bluts, die den Boden lieber als baumloses Parforce-Jagdrevier, als nur einen Theil, nach Abfindung der Interessenten der Mitweide und der Zehntherren, mit vollkommenen alleinigem Eigenthum fortbesitzen wollen. Jetzt dienen diese weiten Strecken nur zu einer ungesunden, oder hungrigen Schaf- und Rindviehweide, zur Ernährung von Moorhühnern, Füchsen und größerm Jagdwildpret, sind theils felsig, theils voll Sanddünen, Moor, Morästen und Heide und so roh als vor der Einführung des Christenthums. Da liegen noch ganze Quadratmeilen abwässerungsfähigen Bodens, Moore und Sand mit hochstreichendem Ur- d. h. verhärtetem eisenschüssigen Unterboden, das unsere fleißigen Rheinländer, Holsteiner, Bamberger und Würzburger längst rajolt, gemärgelt und in einen reichen Boden umgewandelt haben würden, allein bei der kostbaren Gemeinheitstheilung muß das alles beim Alten bleiben; und warum ist sie kostbar? weil jeder geizige Bischof, oder Pfarrherr im Kirchspiel wegen des Zehntens im Neubruch abgefunden sein will. Die Schmach der brittischen Verwaltung legt sich jedem klar dar, der die originalen brittischen Parlamentsverhandlungen sämmtlich liefet. In den Zeitungen erscheint niemals etwas von den Debatten über die Privatbills. Diese gerade aber sind für die Beleh-

rung der Publicisten das wichtigste, und nich: die Debatten über sogenannte Gegenstände des öffentlichen Wohls. Das Parlament hat nämlich durch Herkommen das Recht der Verwaltung in vielen Punkten mit den Ministern getheilt. In Deutschland besitzt wohl nur die göttinger Bibliothek die Integral-Parlamentsacten, die auch nicht einmal ein Schlözer durchzulesen sich die Mühe gab. In den Händen philologischer Bibliotheken sind solche Acten, die eine unweise Verwaltung klar documentiren, ein verlorner Schatz, den sie nicht auszubeuten verstehen, und eben so wenig als der römische Bibliothekar Majo Andere auf die in den Manuscripten vergrabenen Denkwürdigkeiten aufmerksam machen, weil sie solche selbst nicht kennen.

Unter der Königin Anna fanden nur zwei vom Parlamente regulirte Gemeinheitstheilungen statt; unter Georg I. 16; unter Georg II. 226; unter Georg III. 3554; unter Georg IV. über 300; und doch ist bei der auch in England sehr vermehrten Bevölkerung bei vielen Gemeinheiten jeder nicht urbar gemachte Acker, ein Schimpf für die Regierung, die dergleichen duldet. Ich habe Protocolle der Verhandlungen der vom Parlament bestellten Commissarien gesehen, wo der eigennützige Dekan nicht mit einem Zehntel der Oberfläche, worin er den Neubruchzehnten zu fordern berechtigt war, zufrieden war, sondern da die Interessenten ihn durchaus nicht zum Zehntherrn haben und viel Getraide anbauen wollten, obgleich ihm nach englischem Recht weder Wald, noch Weide, noch Gartenboden Zehnten lieferten, so erlangte er dennoch die Abtretung von $^1/_{10}$ des Gemeinheitsbodens, welchen er nachher für 300 Pf. Sterl. Jahreinkommen in Erbpacht gab, ungeachtet er und seine Vorfahren nie das Mindeste davon gezogen hatten. 2) weil jede Gemeinheitstheilung, die das Parlament in einer Bill mit den Bedingungen vorschreibt, an Kanzleikosten des Sprechers im Unterhause, des Lordkanzlers, der für jeden Gang vom Wollsack nach dem Sekretariatstisch mit einer Privatbill, um sie da niederzulegen, fünf Guineen empfängt, und andere Spesen der Parlamentskanzlei, der Commissarien, Diäten u. s. w. wenigstens 85 Pf. Sterling kostet. Blos von dieser Art Bills, wovon jährlich viele im Unterhause passiren, ziehen der Lordkanzler, der Sprecher und ihre Kanzleien durch Sporteln ohne viele Arbeit ein hohes Einkommen. Daher hat dort Jedermann, welcher einmal die Eier der Aristokratie zu bebrüten das Recht hat, auch eine solche Furcht, daß an dem Wundergebäude der verwerflichsten Einrichtungen das Mindeste geändert werde.

Mit welcher Unverschämtheit klagen jetzt die aristokratischen Blätter in England die im Guten was sie vorhaben unbeugsamen Minister, der Einfalt und der Bosheit demokratischer Umtriebe an, weil sie das Wespennest der eigennützigsten und nachtheiligsten Mißbräuche zu befehden wagten und die Staatsverwaltung sparsamer einrichten wollten? Wenn England in tiefen Schulden steckt, so ist das freilich zum Theil die Folge der unnöthigen Kriege für kleinliche Interessen, besonders für diejenigen der Geldwucherer, die der Nation ihre Ersparungen zu hohen Zinsen, oder in wucherlichen Contrakten, in denen mehr Nominalschuld verschrieben wurde, als der Staat Geld empfangen hatte, anleihen wollten, zum Theil aber auch der financiellen Vergeudung besonders im Marinefach. Jeder Nachgeborne der Pairsfamilien wird entweder mit einem reichen Colonialamt, oder mit einem Amte beim Hebungswesen, oder mit Kirchenpfründen, oder in der Diplomatik mit früher starker Pension, oder in der Marine mit halben Sold begabt. Beim Avanciren ehrt man stets das Dienstalter, bezahlt selbst im Frieden 400 Admirale, von denen freilich nur $^1/_{20}$ mehr, als den halben Sold bezieht; aber dieser ist, wenigstens für die unverehlichten Nachgebornen der Pairsfamilien u. s. w. völlig hinreichend, um davon in und ausser England sich zu verpflegen. Deswegen und nicht aus Nationalliebhaberei gehen die Nachgebornen der brittischen Pairs so gerne in jüngern Jahren in die Marine ihres Vaterlandes, und verlassen diesen Dienst, wenn sie älter werden, keineswegs, sondern als Officiere mit halbem Solde rücken sie dennoch vorwärts, wenn sie auch viele Jahre hindurch keinen wirklichen Dienst mehr leisteten.

Das sich Ernährenlassen auf Staatskosten trieben selbst Venedigs ärmere Nobilis nicht so unverschämt, als die brittischen Pairs, von denen wenige selbst dem Staate dienten, aber für die Anstellung ihrer Verwandten mit Einschluß der Schwäger desto geflissentlicher sorgten.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Angewandte Botanik.

Die landwirthschaftliche vegetabilische Productionslehre nach den Grundsätzen der Erfahrung und Natur-

wissenschaft zum Behufe seiner Vorlesungen, von Dr. L. Zierl, Professor der Landwirthschaft an der Universität München. Erster, naturwissenschaftlicher Theil mit dem besonderen Titel: Die Propädeutik der vegetabilischen Productionslehre, oder des Wald-, Wiesen-, Feld- und Gartenbaues, 2te Abtheilung aus dem 3ten Bde. der Jahrbücher der k. b. landwirthschaftlichen Lehranstalten zu Schleißheim, von Schönleutner und Zierl, besonders abgedruckt. München. 1830, in der lit. artist. Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. gr. 8. Pr. 2 fl.

Der neueren Zeit gehört der Ruhm an, die Landwirthschaft durch Anwendung der Naturwissenschaften auf sie, wissenschaftlich zu betreiben und auf allgemein gültige Gesetze zu begründen, wodurch es immer mehr möglich wird, sie nationell zu machen. Ohne jene Wissenschaften wäre jenes nicht möglich, da namentlich die Productionslehre gleichsam als angewandte Naturwissenschaft anzusehen ist. Durch die verschiedenen Schulen, z. B. die Thaerische, welche vorzüglich auf den schätzbaren Untersuchungen und Arbeiten Einhofs, Cromes beruht, denen Hermstädt und Andere gefolgt sind, hat sich der landwirthschaftliche Betrieb mehrfach verändert. Für Land- und Forstwirthschaft war die Empirie sehr vorangeschritten und hatte die Wissenschaft selbst weit hinter sich gelassen, woher es auch kömmt, daß die Produktionslehre als Wissenschaft, wie sie ins besondere H. Zierl zu bearbeiten sich bemüht hat, erst in ihrer Entwickelung begriffen ist, und man auch von dieser Bearbeitung nichts Vollkommenes zu erwarten haben kann, weil die Naturwissenschaften sich noch nicht auf derjenigen Stufe der Entwickelung und Ausbildung befinden, welche zu einer genauen und streng wissenschaftlichen Behandlung der Produktionslehre selbst verhilft.

Wegen des Zweckes der Produktion: Erzeugung der nothwendigen Pflanzen in größter Menge und Vollkommenheit, welcher dann erreicht wird, wenn die Pflanzen den zu ihrer Entwickelung und Ausbildung günstigsten Verhältnissen der Atmosphäre und des Bodens ausgesetzt sind, theilt der Verfasser den Inhalt seines Werkes in vier Abschnitte, deren erster von der Entstehung und Ausbildung der Pflanzen überhaupt; der zweite von den der Vegetation entsprechenden atmosphärischen Verhältnissen, der dritte von den denselben entsprechenden Verhältnissen des Bodens und der vierte von den Mitteln handelt, die Produktion von Pflanzen unter den gegebenen Verhältnissen des Klimas und Bodens zur möglich größten Quantität und vollkommensten Qualität zu bringen. Den ersten Abschnitt theilt er wieder in drei besondere, worin er von den in den in den Pflanzen sich findenden Stoffen, von der Entstehung und Ernährung der Pflanzen handelt.

Wenn der Verfasser hier sagt, die Pflanzen entstehen aus Stoffen, die sie theils aus der Atmosphäre, theils aus den unorganischen Körpern unseres Erdballes aufnehmen, aus welchen durch die Funktion des Lebens die in den Pflanzen sich findenden Substanzen gebildet werden, so müssen wir ihm entgegnen, daß er an die kryptogamischen Gewächse, welche ohne Hülfe eines Samens blos unter der Wechselwirkung von Sauerstoff, Licht und Wärme auf befeuchtetes Gestein und Erdreich hervorgerufen werden können, nicht nach ihrem Wesen bedacht hat. Uns ist die Vegetation eine Folge der Einwirkung einer lebendigen äußeren Thätigkeit auf gewisse im Materiellen des Erdkörpers ruhende innere Eigenschaften, weswegen Oken mit Recht sagen konnte: Die Pflanze ist das lebendig gewordene Erdreich. So weit nun das Pflanzenleben als Produkt einer selbstständigen organischen Kraft ist, also den eigenthümlichen Gesetzen dieser Lebenskraft folgt, macht es einen Hauptgegenstand der Physiologie aus, welche der Verfasser für dasselbe zu geben bezweckt, da er von den organischen und unorganischen Verbindungen, und endlich von den Veränderungen spricht, welche die Pflanzenstoffe unter Einwirkung verschiedener Agentien erleiden. Er führt die organischen näheren Bestandtheile der Pflanzen als Pflanzenfaser, Zucker, Stärkmehl, Pflanzenschleim, vegetabilisch-thierische Substanz u. dgl. nach ihren verschiednen Merkmalen, Eigenschaften, ihrem Vorkommen, chemischen Verhalten und nach anderen Beziehungen an, und macht auf manche sehr wichtige Beziehungen aufmerksam. Aehnlich verhält es sich mit den unorganischen Bestandtheilen, der Luft, dem Wasser, den freien Säuren, verschiedenen Salzen, mit Schwefel und Phosphor.

Ueber die Veränderungen der Pflanzenstoffe durch Einwirkung der erhöhten Temperatur, chemischer Agentien und durch den eigenen Proceß der Selbstentmischung, geht der Verfasser an manchen Stellen mit sehr oberflächlichen Bemerkungen hinweg und würdigt die verschiedenen Processe der Verkohlung, Verbrennung und Gährung nicht nach Erforderniß: das von der Humussäure Angegebene dürfte am Meisten genügend erscheinen: Für sie und die humussauren Salze scheint er die Untersuchungen Sprengels tüchtig benutzt zu haben, weswegen er auf dessen gediegene Arbeit hätte hinweisen dürfen. Die Bedingungen der Keimung bestehen in der Gegenwart von Lebenskraft, Feuchtigkeit, Sauerstoff, in angemessener Temperatur, Licht und Elektricität. Alle behandelt der Verfasser höchst oberflächlich, und führt z. B. für den Einfluß des Lichtes kurz einige Aussagen von Ingenhaus, Sennebier, Bertholini, Saussure und Decandolle an, welche sich mehrfach widersprechen. Noch kürzer fertigt er den Einfluß der Elektricität ab; er zieht ihn zwar nicht in Zweifel, erörtert aber nicht, wie wichtig dieser Einfluß

ist, und wie viele Belege sich dafür in der Landwirthschaft finden, wenn man nur aufmerksam die verschiedene Aussaat und Keimungszeit der Samen betrachtet.

Den Proceß der Ernährung hat er ebenfalls nicht gut dargestellt; es werden wohl die Verrichtungen der Wurzel, des Stammes, der Blätter und allgemeine Schlüsse über die Ernährung der Pflanzen oberflächlich erörtert, aber nicht gründlich nach ihrem Wesen behandelt. Es ist uns nicht gestattet, in das Einzelne mehr einzugehen: Wir verweisen den Verfasser auf einen Aufsatz in der Forstzeitung 1829 Nr. 155 u 1830 Nr. 51—59, wo wir unsere Ansichten über äussere und innere Bedingungen zum Keimen rc. niedergelegt haben.

Mehr Aufmerksamkeit hat der Verfasser auf die Verhältnisse der Atmosphäre in Bezug auf die Vertheilung der Wärme, den Einfluß der geographischen Lage, Erhöhung über dem Meere u. s. w., wobei aus der bekannten Schrift M. de Immes wegen Ausrottung der Wälder und dadurch herbeigeführter Veränderungen Vieles wörtlich entnommen ist. Uebrigens scheint der Verfasser die Forstzeitung Jahrgang 1828 Nr. 107—119 u. a. entweder nicht gekannt, oder daraus geschöpft, aber nicht angegeben zu haben. Auch in der Zeitschrift für das Forstwesen 7ten Band 1stes Heft findet sich sehr Vieles. Wegen Vertheilung der Feuchtigkeit und der wässerigen Niederschläge und anderer atmosphärischer Verhältnisse hatte der Verfasser viele Quellen, die er hätte nennen können.

Im dritten Abschnitte wird etwas ausführlicher von der Beschaffenheit der Ackerkrumme, von ihrem Verhalten zur Atmosphäre, ihrem Zusammenhange, ihrer Tiefe und Unterlage und von anderen Verhältnissen gehandelt; Schübler's und Anderer Untersuchungen werden uns hier in nicht viel geänderter Gestalt wieder gegeben. Im vierten Abschnitte wird eine eigentliche Agrurgie, wie sich der Verfasser ausdrückt, aufgestellt und darin manches Gute gesagt, das aber nicht immer Eigenthum des Verfassers ist, sondern aus verschiedenen Schriften entlehnt in ein ziemlich geordnetes Ganzes gebracht wurde. Für die Landwirthschaft hat sich übrigens der Verfasser einiges Verdienst erworben, da man in seinem Buche viele Dinge findet, welche andere Lehrbücher entweder ganz übersehen haben, oder wegen Mangel an Kenntniß in den Naturwissenschaften von Seiten ihrer Verfasser nicht aufgenommen werden konnten. Druck und Papier sind gut; der Preis zu 2 fl. aber hoch. **P.**

Kirchengeschichte.

Gallerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands. Herausgegeben von Heinrich Ibrahim Jäck, königl. bayer. Bibliothekar zu Bamberg. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit der Abbildung der Abtei Ebrach. Nürnberg. Verl. v. Ferdinand v. Ebner. 1831. Broch. XII. S. Tit. Vorr. Einleit. Inhaltsverz. 156 S. Text in 8. Preis 1 fl.

Der unermüdliche Jäck beehrt uns wieder mit einem Geschenke seiner selbst durch Leiden mancher Art nicht zu hindernden Thätigkeit. Daß Jäck kein Freund der Klöster ist, muß uns schon aus seinen früheren Werken bekannt sein. Auch die Vorrede bezeugt dies. Unterdessen konnte er doch in der Ausführung, das Gute, was sie in der ersten Hälfte dieses Jahrtausends, besonders zur Urbarmachung und Civilisirung Deutschlands gethan haben, nicht verschweigen, und darum verkennen wir auch an ihm eine redliche Absicht nicht.

Die Beschreibung und Geschichte der einzelnen Klöster kann natürlich von einem einzigen, wegen Mangel an Lokalkenntniß und literarischen Hülfsmitteln, nicht gefordert werden. Deshalb setzte sich Jäck sehr zweckgemäß mit Geschichtforschern in Verbindung, welchen beides zu Gebote steht. Von diesen erhält er skizzirte historische Monographien der ihnen am genauesten bekannten Klöster. Solche jedoch, über die er selbst nähern Aufschluß geben konnte und kann, beschrieb und beschreibt er selbst. In vorliegender Abtheilung erhalten wir 1) die Geschichte des schönen Benedictiner-Klosters Tegernsee im bayerischen Isarkreise gelegen, von Joseph Deißböck, Rechnungskommissär in München; 2) die der Cisterzienser-Abtei Ebrach im bayer. Obermainkreise; 3) St. Urban im Kanton Luzern desselben Ordens; 4) Dr. Luthers Augustinerkloster zu Erfurt; 5) das Antoniterkloster zu Höchst am Main (alle ziemlich kurz behandelt, und auf die Gelehrten, die aus diesen Klöstern hervorgingen, wenig Rücksicht nehmend) vom Herausgeber; 6) das Kloster Fürstenfeld von obigem Deißböck (wie das von Tegernsee ausführlicher); 7) Kloster Neuburg bei Wien (ausführlich) von dem Mitgliede dieses Klosters Maximilian Fischer.

Die Idee des Werkes ist vortrefflich. Allein was kümmern uns die Geschichten der Aebte, und was, wer ihnen etwas vermacht hat, oder was sie angekauft, an sich gebracht, oder gezogen haben? Die Klöster können uns historisch nur interessiren, wenn uns gezeigt wird, was jedes an seinem Orte Gutes gestiftet, was es Uebles angerichtet hat; welche nützliche, welche unnütze, oder gar schädliche Werke, Männer, Thaten rc. aus ihnen hervorgingen. Dann muß ich bemerken, daß manche gar mager beschrieben sind. Unter den gegenwärtigen ist die letzte die beste.

Schließlich noch einen guten Rath: Soll das Werk fortbestehen und gehen, so möge Herr Bibliothekar Jäck nicht so gar unrepublich von dem Ursprunge und Bestand der deutschen (ich sage wol deutschen) Klöster sprechen, denn eigentlich ist der Hauptabsatz seines Werkes nur von sekularisirten Klostergeistlichen in Süddeutschland zu erwarten, und für ihr Geld werden diese, unter denen noch viele gelehrte, würdige Männer leben, sich nicht ihren Schimpf kaufen. Soll aber das übrige unhistorische Publikum Lust zu dem Werke erhalten, so muß jeder Beschreibung ein schönes Kupfer beigegeben werden, damit man auch eine Anschauung von dem gelobten, oder getadelten Kloster hat. — Ich wünsche meinerseits aufrichtig die Fortsetzung. — Druck und Papier sind leidlich. — Der Kupferstich ist schön.

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag | Nro. 142. | 28. November 1831.

Blicke in die englische Verwaltung im Augenblick der verworfenen Reformbill.

(Schluß.)

Ein wahres Chaos ist das Civil- und Kriminalrecht Großbritanniens. Es war nichts natürlicher, als daß so vieles darin Streitige, Ungewisse und auf wunderliches Herkommen Gegründete endlich einmal in ein ehrlich constitutionnelles Gesetzbuch verwandelt würde, welches Personen und Eigenthum beschützte, aber den Schutz des Letztern auch nicht bis zur Uebertreibung wuchern ließ. Im weltberühmten Großbritannien haben nur die Grafschaften Middlesser und York ein Lager und Hypothekenbuch. Man verkaufte die Nutzung von Grundstücken auf 99. 299, 499 und bis 999 Jahre mit, oder ohne jährlichen Canon, setzt den Rückfall fest, und hat ausser den zwei Grafschaften kein Hypothekenbuch, worin solche Ansprüche des Rückfalls durch öffentliche Auctoritäe gesichert und gerechtfertigt werden. Solche Fahrlässigkeiten lassen die fürchterlichsten Processe entstehen und Jahrhunderte fortschleppen, bis endlich die klügeren Enkel sich vertragen. Wie viele Familien ausser der Pairie können ihre Genealogien Jahrhunderte zurückführen, um solche Ansprüche rechtlich darzuthun?

Und wie nachtheilig ist es für's Ganze, daß das Grundeigenthum in England mit jedem Jahrhundert in immer weniger Hände fällt! In diesem Augenblicke besitzen die drei Pairsfamilien Forster, Ponsonby und Beresford über ein Dritttheil von Irland als Eigenthum. Als der berühmte noch nicht vollendete Kanal von Portsmouth nach der Themse abgesteckt wurde, hatten die Kanalinteressenten nur mit 17 Grundeigenthümern sich abzufinden. So tief hat sich die Aristokratie des Grundeigenthums in der Heilquelle des Reichthums aller Reichthümer im Grund und Boden verschanzt! In solcher Lage ist eine Verschwörung der Armen wider die Reichen zwar sehr unmoralisch, aber gewiß zu fürchten.

Eine andere Noth veranlaßt der Mangel aller Verjährung. Daher kann so weniges Grundeigenthum mit völliger Sicherheit vor künftigen gerechten, oder ungerechten Ansprüchen verkauft werden, und selbst reiche, aber unordentlich lebende Lords, müssen sich die wucherlichsten Zinsen gefallen lassen, an diejenigen zu zahlen, welche es wagen, mit einiger Unsicherheit Geld auszuleihen. Von solchen Geschäften lebt eine zahlreiche Unterhändlerclasse, und weil das Grundeigenthum so häufig unsicher besessen wird, so wagt man keine kostbare Verbesserungen der vielen Ländereien, welche ungewisse Eigenthümer haben. Dies ist der durchschlagende Grund, warum in England, Schottland und Irland so vieler Boden nicht nachhaltig verbessert wird, und darum baut Britannien weniger Getraide, als es zu seiner Bevölkerung bedarf. Gleicher Mangel ist auch in der Gesetzgebung des Kirchenstaates, und bewirkt auch dort die künstlich natürliche Unverbesserlichkeit vielen Bodens, wenn die Verbesserung physisch oft sehr

möglich ist, aber Aufwand erfordert, welchen man nicht an einen unsichern Besitz wenden will. Daher bleibt in England und im Kirchenstaat so vieles Land wüste, das gar wohl verbessert werden könnte, allein unverbessert bleibt, weil man nicht erst Geld zu Veredlungen eines Bodens verwenden und gerade dadurch Ansprüche wecken will.

Die Kanzleien der beiden brittischen Erzbischöfe von Canterbury und York verwalten viel streitiges Eigenthum durch Sequestration, herrenlose Erbschaften, Testamentserbschaften für Ausländer, üben ein großes Notariat, mit einer unglaublichen Willkühr in Taxe und Verfahren. Auch darin reguliren die Gesetze wenig, und desto mehr, das in allen anarchischen Einrichtungen wuchernde Herkommen. Jene Erzbischöfe ernennen und bewachen die Testamentsvollzieher und verwalten, wie ich nicht anders weis, auch die Güter der Blödsinnigen. Daß alles ehrlich hergeht, vermuthe ich selbst, denn ich habe solche Acten in meinem frühern Dienstleben gesehen; daß aber die Sporteln ungeheuer sind, weis ich eben daher, weil ich amtlich einsehen mußte, was die Kanzleien jener Prälaten darüber geschrieben und was sie nach Gebührenabzug gezahlt hätten. Vor einigen Jahren ging ein Gerücht, daß der Depositenkasten des Erzbischofs von Canterbury nicht ganz richtig sei. Eine Parlamentscommission untersuchte seine Verwaltung ein Paar Jahre hindurch, monirte und ratificirte, und da ergab sich, daß jene Canzlei einen Depositenfond, ohne die Grundstücke ihrer Verwaltung, von 15—16 Millionen Pf. Sterling besaß, ungeachtet die Commission, ehe sie diesen Bestand aufnahm, viele Millionen flüssig gemacht, und die vielen gordischen Knoten der Kanzleibedenklichkeiten durch bewirkte Bills des Parlaments zerhauen hatte, denn nur Richtersprüche, Gesetze und frühere Vorgänge, die das Herkommen heiligte, vermögen den Schlund der erzbischöflichen Sequestrationen zu öffnen. Solche Dinge sind doch wohl einer Revision und einer Verbesserung werth! Weil in katholischer Zeit der Erzbischof neben seinem geistlichen Amte, solche ungeheure weltliche Geschäfte trieb, so treibt sie auch noch sein protestantischer Nachfolger, und befindet sich mit seiner großen Curia dabei gar wohl. Auf diese Art haben alle reiche Familien, ausser ihrem gewissen Besitz noch viel streitiges Eigenthum, das Fremde sequestriren und in der Entstehung unbedeutend zu einem großen Ball anwächst.

In einem Lande so ungewisser Rechte blühet das Glück der Advocaten, aber es wird auch durch eine so wunderliche Socialgestaltung der Rechte sehr viel Nationalkraft gelähmt. So liegen in den Landschaften, die an Steinkohlen reich sind, Distrikte, deren Schätze vor Jahrhunderten unbekannt waren, damals in Sequestration geriethen, und seitdem ungenutzt den Enkeln aufbewahrt werden, wenn diese so glücklich sind, das Ende der Sequestration zu erleben.

Die nämliche üble Verwaltung im Mutterlande trifft man in noch höherem Grade in allen Colonien der Britten an, und selbst die freien Nordamerikaner fanden noch keinen Präsidenten, der die vom Mutterlande geerbten Uebelstände zu sichten gewagt hätte! Wegen dieser in England herrschenden auctorisirten Beamtenwillkühr und schlechter Einrichtung, fürchten selbst da, wo die Abgaben an die brittische Verwaltung sehr geringe sind, alle Nahrungstreiber nichts mehr, als die brittische Kolonialregierung, und hassen sie überall. Der nordamerikanische Präsident Jackson hatte dazu anfangs Neigung, nahm sich aber später sehr in Acht, das Reformiren zu weit zu treiben.

Nirgends ist aber jeder Zweig der Bevorrechteten so sympathetisch mit andern, auch Vorrechte, auf Kosten des Gemeinwesens zu üben, den Kasten, als bei den Britten verschwistert. Jetzt ist in seinen untern Klassen kein civilisirtes Volk von der Regierung im physischen übeler verwaltet, als das brittische. Alles hängt hier von den Schiffsdieben, welche die Arsenäle um Bolzen und Taue bestehlen, bis zum Lord hinauf, der viele Q. M. seines Obereigenthums ohne andern Nutzen, als die freie Jagd, deren Parforcetreiben viel mehr Jäger, Pferde und Treiber beschäftigt und aufreibt, als dies jemals an Deutschlands andren kleinen Höfen der Regenten und Standesherren der Fall war, so furchtbar zusammen, daß man von der allgemeinen Renitenz der unrechtlichen Reichen des gepriesenen Großbritanniens den furchtbarsten Widerstand in constitutioneller und in frevelhafter Form erwarten muß. Aber alles Schändliche und Eigennützige hat unter civilisirten Völkern doch endlich seine Gränze im Uebel selbst, oder durch eine Gegenverbindung rechtlicher Männer aus den bevorrechteten Ständen, die persönlich ihren Verlust sehr wohl fühlen, denen aber Ehre, Patriotismus und das Moralgesetz höher ist, als zeitlicher Gewinn ihrer Person und ihrer Erben.

Es ist möglich, daß die Verstocktheit der Antire-

former es bis zur Gefahr einer Revolution in England treibt, aber siegen werden die Stabilen diesmal nicht, und die Folgen werden um so größer sein, je länger die Antireformer ihren Widerstand fortsetzen.

Ich könnte dazu ein Gegenstück aufstellen aus einem constitutionnell feudalen norddeutschen Staat, will dies aber lieber bis auf andere Zeiten aussetzen. Man glaubt ohne tiefe Geschäftskenntnisse nicht, welche große Mißbräuche hie und da in unsern Tagen selbst in sehr gepriesenen Staaten noch wuchern.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Medicin.

Ernesti de Grossi, med. et chir. doctoris, in re medica supremii consiliarii etc. Opera medica posthuma, curantibus discipulis Sebastiano Fischer et Francisco Pruner med. et chir. doct. Tomus primus: Pathologia generalis. Stuttgart, Tubing. et Monachii sumpt. J. G. Cottae MDCCCXXXI. Etiam sub titulo: Ern. de Grossi: Pathologia generalis etc. P. XII. et 372 in 8vo maj.

In dem dreifachen, gemischten Gefühle des Schmerzes über den Verlust eines theuren, vortrefflichen Lehrers und Menschenfreundes, wie deren die Erde nur wenige tragen mag, in dem Gefühle der Freude, welche durch die vorliegenden Werke treu den Geist und das Wort widerhallenden Sätze des Seeligen ihn selbst lebendig vor mein Auge, vor meine Seele zurückgeführt wird, so daß ich seine liebreiche, wohlklingende Stimme zu vernehmen glaube, endlich in dem stürmisch sich hervordrängenden Gefühle des innigsten Dankes, der bis zu Thränen gesteigerten Empfindung der unabtragbaren Schuld, welche des Seeligen Theilnahme, mehr als gewöhnliches Wohlwollen, Aufmunterung und herzliche Freundschaft gegen mich mir auferlegt, in diesen ungeheuchelten Gefühlen gebe ich an die Anzeige dieses literarischen Vermächtnisses des Unsterblichen.

Es sei mir vergönnt, das aus seinem Leben hier in diesen vaterländischen Blättern in kurzen Zügen auszuführen, was seine zwei würdigen Schüler, die Herausgeber in weiser Zurückhaltung und gleichsam im Geiste der ungewöhnlichen Bescheidenheit des Seeligen theils verschwiegen, theils nur angedeutet haben: auch ist eine Biographie dieses Gelehrten noch nicht erschienen.

Seit fünfzehn Jahren lebte und lebe ich unter Aerzten und Gelehrten verschiedener Völker und Stämme, und obgleich ich bekennen muß, daß ich jene Makel des Standes, die gelehrte Rechthaberei abgerechnet, mehr als die Hälfte derselben, als leutseelig und menschenfreundlich fand, so muß ich dennoch die Palme dem Seeligen zuerkennen, dessen Gemüth mit allen Tugenden geziert war, welche das Herz des Menschen im reinsten Sinne des Wortes adeln. Hochmuth, Stolz, Vornehmthuerei waren ihm völlig fremd.

Er war nicht herablassend, selbst als er unter dem Ministerium Türkheim einen starken Arm hatte, nein, er brauchte sich nicht herabzulassen, er war selbst mit Schülern, mit Supplikanten wie ein theilnehmender Freund mit Freunden. Seine Seelengüte war so groß, daß er Niemanden eine harte Rede, einen Verweis, obgleich wohl verdient, zu geben vermochte. Wer Verdienst aufweisen konnte, durfte seiner Empfehlung zur Beförderung gewiß sein. Sehr viele talentvolle junge Männer danken seinen Bemühungen ihre zweckmäßige Beförderung. Möchten diese doch auch seiner eingedenk sein. Ich meiner Seits bin ihm nichts schuldig, als den Dank einer uneigennützigen und durch keine materiellen Verhältnisse gestörten Freundschaft. Ich spreche mein Urtheil also frei von unreinen, oder materiellen Verpflichtungen, blos von dem Gefühle der Anerkennung und der innersten Hochachtung getrieben, aus. — Grossi war ein beliebter Arzt: Tag und Nacht wurde seine Hilfe von Vornehmen und Niedern, von Reichen und sehr Armen in Anspruch genommen. Allen ohne Unterschied leistete er gleich gerne seinen Beistand; Niemand war bevorzugt, als der Kränkste. — Niemals hat Grossi eine Rechnung gemacht; jedem ließ er in Bezeigung seiner Dankbarkeit freies Gefühl, freien Willen. Er führte kein Buch. Wittwen, Waisen, vornehmen und niedern Armen, die ihre kleine Gabe darbrachten, nahm er durchaus nichts ab. Hunderte genesener Reichen, Verschwender, glänzender Windbeutel sind seine Schuldner verblieben, und bleiben es seiner Wittwe; denn diese kennt sie nicht. — Wo findet Grossi seines Gleichen? — Nicht genug: Arme, Kranke unterstützte er auf die schonendste Art mit seinem Gehalte, mit seiner Küche, eine Freigebigkeit, die seine edle Gattin nie beenzte. Obgleich also der gesuchteste Arzt, obgleich, in seiner Haushaltung stets einfach, er hinterließ seiner trauernden Wittwe — nur Bücher! — Seine Bibliothek stand jedem lerngierigen, jungen, oder alten Arzte offen. Ja diese, so wie, die oben gerühmte Liberalität wurde durch Undank schmählich mißbraucht. Doch dies machte ihn nicht zurückhaltend, nicht mißtrauisch, nicht einmal vorsichtig; selbst edel trauete er jedem Edelmuth zu. — Wie oft hörte ich ihn, seine heimliche und öffentliche Feinde loben! Wie leicht war sein Herz zum Verzeihen geneigt! Er hatte Feinde. Welcher edle Mensch hat nicht solche? Als er todt war, da nannten ihn selbst seine Feinde unersetzlich. Als in München der Ruf erscholl: Grossi ist todt; da erstarrten seine Freunde

und seine Feinde: alle riefen: Wehe! die Erde hat einen der edelsten Menschen verloren. — Was ich sage, ich bitte, ist nicht Uebertreibung, nein, es ist das Wort aller die den Verewigten kannten, und deren sind sehr, sehr viele. Grossi war ein edler Mensch.

Aber er war auch ein gelehrter Arzt und Naturforscher, ein umfassender Literatus, ein großer Sprachkenner.

Grossi besaß ein stupendes Gedächtniß. Er laß alle deutschen, französischen, englischen und italienischen medizinischen Werke von irgend einiger Bedeutung und wußte alle Einzelnheiten, ihre Uebereinstimmung und Widersprüche nicht nur jederzeit zu bezeichnen, sondern sogar die Belegstellen wörtlich anzuführen. Er schritt mit den wahrhaften Entdeckungen seiner Berufswissenschaft allseitig fort, ohne sich durch die einseitige Richtung der Zeit fortreißen zu lassen. Davon zeugt seine Pathologie, welche zur Zeit des herrschenden Brownismus erscheinend, sich von den Irrthümern dieser Lehre frei hielt. Naturhistorische Treue war ihm das Fundament des wissenschaftlichen Gebäudes und der Weiterbildung der Medizin. Jenes Werk mußte daher ein Originalwerk werden. Daß es damals nicht allgemein anerkannt wurde, lag in der politischen Stellung der Welt und dem damaligen vom Kriege darnieder gedrückten Vegetiren der Wissenschaft überhaupt. — Grossi's ganzes medizinisches Streben war der Wissenschaft, nicht dem Erwerbe zugewendet. Als Salzburg unter bayerische Hoheit kam, war er ein thätiges Glied der dortigen Universität geworden. Nachdem Oesterreich diese Stadt wieder an sich gezogen hatte, kehrte Grossi nach seiner Vaterstadt Passau zurück, wurde aber bald in Anerkenntniß seiner Gelehrsamkeit nach München gerufen, wo er die Professur der Pathologie an der errichteten landärztlichen Schule erhielt. Gewisse Verhältnisse unter dem Ministerium Montgelas, die wir aus Schonung gegen einen anderen verstorbenen Arzt verschweigen wollen, verdrängten ihn nach einigen Jahren von diesem Posten; mit dem Falle der absolut-monarchischen Regierungsform und der Entlassung des Universalministers begann aber auch ein neuer Wirkungskreis für Grossi. Ein Obermedizinal-Collegium wurde errichtet und Grossi das thätigste Glied derselben. Durch ihn wurde der Entwurf einer Pharmakopöe für Bayern veranlaßt, und er nebst dem Leibapotheker Pettenkofer und dann Siegel waren, man darf sagen, die eigentlich allein thätigen Mitglieder der Commission zur Ausführung des Entwurfes. Obgleich diese jetzt noch güllige Pharmakopöe, vorzüglich wegen der neuen Nomenklatur von eigensinnigen und altfränkischen Aerzten und Apothekern vielfach angefeindet und die preußische dagegen gehalten wurde, so hat sich doch das Abgeschmackte dieser Angriffe am Offenbarsten gezeigt, als die neue Ausgabe dieser Pharmakopöe gleichfalls die neue Nomenklatur fast vollständig angenommen, und die französische schon dieselbe eingeführt hatte. — Grossi legte den vollen Werth auf die vergleichende und pathologische Anatomie und auf die Chemie, welche beide Wissenschaften er die Leuchten der Medizin nannte. Auch schritt er mit ihnen, man kann sagen, von Tag zu Tag fort, und benutzte diese Kenntnisse zur Erleuchtung der Physiologie und Pathologie. Die Resultate dieser glücklichen Combinationen hat er in gegenwärtigem Werke niedergelegt. In jener Zeit des Ministeriums Türkheim, unter der Regierung des höchstseeligen Königes Max, wo Grossi bedeutenden Einfluß auf die wissenschaftlichen Anstalten des Staates hatte, verwendet er alle Sorge zur Erhebung der ehemals blühenden medicinischen Fakultät der Universität Würzburg; der Erfolg zeigte sich in der Frequenz dieser Anstalt. — Doch konnte ein Mann von so umfassenden Kenntnissen sich begnügen, blos rathend thätig zu sein und sein Licht unter den Schäffel zu stellen? Ein innerer Drang trieb ihn unaufhörlich zum Lehramte hin. Die Verlegung der Universität von Landshut nach München war sein eifrigster Wunsch; er mußte sie um so eifriger betreiben, als München an Naturaliensammlungen, wissenschaftlichen und Kunstsammlungen so reich war, und ein prächtiges Krankenhaus mit zahlreichen Kranken der verschiedensten Form die, im Vergleiche mit Landshut, weit vollkommnere Gelegenheit zur Bildung talentvoller junger Köpfe gab. Der seelige König widersetzte sich wiederholt dem geäusserten Wunsche dieser Uebertragung. Den Grund wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, glauben aber, daß Max Landshut diese Hülfsquelle nicht entziehen wollte. — Grossi wohl sehend, daß auf diesem Wege sein oft geäusserter Wunsch, die Stadtpraxis aufzugeben und sich ganz der Wissenschaft, dem Lehramte und der Spitalpraxis zu weihen, nicht so bald in Erfüllung gehen werde, dachte nun an die Errichtung einer medizinischen Schule in München, welche in Verbindung mit dem dortigen Lyzeum und den Gelehrten der Academie, ohne große Fonds zu fordern, dennoch viel zu leisten im Stande war. Es wurden nun ausgezeichnete Männer und Lehrer nach München zur Academie berufen, namentlich Döllinger für die Anatomie, Fuchs für die Mineralogie, die königliche Academie erhielt eine neue Organisation, und die Mitglieder derselben, besonders die, welche Conservatoren waren, erhielten die Weisung, mit Benutzung der Sammlungen öffentliche Vorlesungen zu halten; auch wurde der Academie eine medizinische Section beigegeben, damit sich die Glieder gemeinschaftlich über Zeit und Mittel berathen möchten. Die Academie wußte, daß Grossi, eines ihrer ausserordentlichen Mitglieder, der Urheber dieser Organisation war, gewisse Glieder dieser vornehmen, besoldeten, gelehrt thuenden Gesellschaft konnten ihm diesen Streich niemals verzeihen, sie hatten einen Ingrimm auf den Urheber einer Anstalt, welche ihnen eher Gelegenheit gab zu zeigen, daß die Academie auch noch, ausser den Namenstagen des Königs und der Königin, lebe, als daß ihnen dieselbe eine drückende Last sein konnte. Es half nichts; übel, oder wohl, die Schule wurde eröffnet und gedieh. Der geniale Ringseis erhielt die spezielle Klinik im allgemeinen Krankenhause. Grossi nahm, nach einer neuen glücklichen Idee, die allgemeine nosologische und semiotische Klinik. Was die Candidaten der Medizin an den Universitäten nur aus den Büchern kennen lernen, die genaue Würdigung der Symptome, der Läufe und Ausgänge der Krankheit, die lehrte Grossi an dem Krankenbette, also in der Natur selbst kennen, unterscheiden und schätzen. Vortrefflich gebildete Aerzte waren der Erfolg dieser Methode. Die Lehrer, die jetzt noch eine Zierde der medizinischen Fakultät Münchens sind, waren ehemals Glieder des Lehrerpersonals der Schule. — Grossi war damals unermüdlich, er fühlte sich als Lehrer glücklich.

(Schluß folgt.)

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

// Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch Nro. 143. 30. November 1831.

Posthoheit des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis, und Bedürfniß eines allgemeinen Tarifs der taxischen Posten.

Unter allen Erfindern neuer Industriezweige begründete Keiner sein und seiner Nachkommen Glück dauerhafter, als der erste österreichische Oberpost=Chef Roger v. Taxis, welchen Kaiser Friedrich III. bereits 1450 zum Ritter schlug.

Dieses jetzt fürstliche Geschlecht hat einen gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Dichter Torquato Tasso, welcher in den Grillen seiner kranken Einbildungskraft und nach damaligem Brauch der Dichter, aus dem geistlichen, oder Laienstande, zwei Prinzessinnen von Ferrara den Hof machte. Nach Seneka nimmt dies jedoch seinem Ruhme nichts, da dieser erfahrne Hofmann von den Dichtern urtheilt:

»Nullum magnum ingenium absque vesania.«

Den Torquato Tasso ergriff die Spekulation des Geistigen und seine Seitenverwandte, nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, eine freilich einträglichere Speculation in Beförderung des Verkehrs der Gedanken und des Handels, welche, wenn man den Faden der Geschichte der Civilisation aufmerksam verfolgt, auf so viele Verbesserungen des damaligen Socialzustandes indirect einwirkte, die der Familie Taxis so einträglich gewordene Speculation, den Verkehr der Gedanken, der Familien und des Handels im Postfache auszubeuten. Sicher hatte das im Handel damals so betriebsame Italien längst ein geregeltes Botenwesen in Beförderung von Briefen, denn in Deutschland besaß damals jede industriöse Stadt, wie Nürnberg und Hamburg nach andern Handelsplätzen, sogar jede Universität und jedes blühende Gewerbe, z. B. die Schlächterzunft, ein nicht übel geregeltes Botenwesen, beschränkte sich aber blos auf Briefe und kleine Baarsendungen. Die Regierungen benutzten es nicht.

Als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn den Erzherzog Maximilian durch die Heirath der burgundischen Erbin Prinzessin Maria zu einer großen Macht erhob, legte Franz von Taxis Rogers Sohn 1516 eine Post von Wien nach Brüssel und Leonhard von Taxis eine andere Post im Jahr 1543 aus den Niederlanden durch Schwaben, Würtemberg und Tyrol nach Italien an. Diesen Leonhard ernannte Kaiser Karl V. zum niederländischen General=Postmeister.

Die Niederlande mit der Franche=Comté lieferten wegen der großen Industrie in Gewerben, in der Landwirthschaft und im Handel, und der dortigen politischen und religiösen Gewerbs= und Denkfreiheit ein viel beträchtlicheres Staatseinkommen, als das vom Ritterthum und der Hierarchie ausgesogene Spanien. Als der Erzherzog Maximilian nach dem Tode seiner wie Maria Theresia selbst regierenden Gemahlin, den kühnen Einfall faßte, Handel und Gewerbe auf den in den österreichischen Erblanden üblichen Fuß, verleitet durch Ausländer zu stellen, erfuhr er besonders im blühenden Flandern Aufstände. Vorsichtiger als er benahm sich

sein schlauer Enkel, der nachherige Kaiser Karl V., wenn er auch wie sein Großvater der Kaiser Maximilian von den Vorrechten der Kaiserwürde eine etwas überspannte Meinung hatte.

Als Karl V. die Kaiserwürde niederlegte, wurde die briefliche und Geschäftsverbindung Spaniens und der Niederlande mit Deutschland lockerer.

Doch blieb Leonhard v. Taxis sein ansehnliches Einkommen aus den Niederlanden und in Hochburgund. Er setzte die brüsseler Post nach Italien und Mailand zwar fort, aber die Gier Philipp II. stets alles Einkommen vorauszuhaben, wirkte nachtheilig auf die Blüthe dieses Postcourses, indem Leonhard v. Taxis die Posthalter in Schwaben, besonders in Würtemberg nicht immer richtig bezahlen konnte.

Das benützte ein ehemaliger taxischer Postbeamter Jacob Stenott aus Köln, und bestimmte Kaiser Rudolph II. ihm zur Anlegung eines neuen Postcourses von Köln über Creuznach nach Italien die Erlaubniß zu ertheilen. Schon hatte Stenott seinen Cours nach Tyrol eingerichtet, als sein Beginnen an der Eigennützigkeit der Posthalter in Würtemberg scheiterte, welche jenen listigen Fuchs, wie sie ihn nannten, weil Stenott ihnen zu gut Acht gab, nicht so gerne zum Director zu haben wünschten, als den fernen Herrn v. Taxis, der freilich nun Mittel finden mußte, die Vorschußrechnungen jener Posthalter zu tilgen.

Nachdem Stenott verdrängt worden war, war der Kaiser Rudolph so gnädig gegen den niederländisch-spanischen Generalpostmeister Leonhard von Taxis, daß er ihn 1593 zum Generaloberpostmeister im Reiche ernannte, auch zum Freiherrn erhob, und das taxische Postwesen wurde immer blühender und für den Herrn Fürsten einträglicher, bis zu seiner Krise im Zeitalter Napoleons. Nur die größeren deutschen Staaten mit einigem Handel entzogen sich der taxischen Posthoheit, indem sie selbst Posten einrichteten, oder begünstigte Familien darin mit, oder ohne Recognition monopolisiren ließen. Leonhards Sohn wurde vom Kaiser Matthias 1615 zum Reichsgrafen erhoben und für seine männlichen Nachkommen mit dem Reichsgeneralpostamt belehnt. Die Ausdehnung der Rechte aus dieser Belehnung blieb der Klugheit und Negociationskunst der taxischen Postminister überlassen, welche in ihren Verhandlungen von jeher gleiche Gewandtheit und Sachkenntniß als die römische Curie bei ihren Concordaten zeigte. Ihr Postnetz verbreitete sich weiter, und wurde für den Fürsten und seine Oberbeamten immer einträglicher. Kaiser Ferdinand II. dehnte dieses Lehn auch auf die weiblichen Nachkommen aus.

(Schluß folgt.)

Keine Cholera mehr!

So oft ich eine neue Piece über die Cholera sehe, hüpft mir mein Herz vor Freude. Mit Beharrlichkeit liege ich im Buchladen, um die Aerzte und Nichtärzte abzuwarten, zu sehen, wie sie darüber herfallen und ihre Nase zwischen die Blätter stecken, auf deren Schmutztitel die Warnungstafel steht: »Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurück genommen.« Ehe es daher an's Werk geht, wird die mit gemahlenen Tabacksblättern gesalzene Nase sorgfältig vom Lack befreit. Die Gesichter ändern sich auf jeder Seite; eine größere, eine kleinere Sterblichkeit, ein neues Mittel, ein neues Symptom, welche Mienenrevolution! — Ehemals ergötzten mich nur die Besitzer von Staatspapieren, die Rentiers, die Morgens auf's Lesezimmer der Gesellschaft eilend, das Blatt umschlugen, auf die Börsenberichte fielen und die Skale der Empfindungen in auf- und absteigender Linie durch jeden Monatstag beschrieben. Welcher Genuß für den Beobachter! Jetzt muß ich meine Augen überall herumlaufen lassen, damit mir keiner entgeht, der in die Cholera-Lotterie gesetzt hat, und nach den Prämienzahlen hascht.

Auch vornehme Aerzte sehe ich, die von der Cholera nichts wissen und nichts von ihr geredet haben wollen, die jede Piece mit vornehmer Geringschätzung von sich weisen, denn sie sind damit längst im Reinen, sie sind damit — fertig. — Glückliche Leute! Wäre nur die Cholera auch fertig (gar)! —

Noch immer: »Die Cholera ist nicht ansteckend!« und doch, doch sie ist ansteckend!«

Soll ich sagen: Dixi et salvavi animam meam? Nein, nein: Encore un mot!

Wie? ist die Cholera in Wels erloschen? Nicht weiter marschiert? Hat sie das Verhältniß der Sterblichkeit eingehalten? Nicht überschritten? Ist sie weniger tückisch geworden? — Schützen Berge, die Höhe der Lage? Sie ist von Schlesien über das Riesengebirge nach Böhmen gestiegen, denn der Cordon ist aufgelöst; über das Riesengebirge ist sie ohne Vorspann gezogen; denn sie hat leicht reisen, sie steckt sich selbst einem in die Tasche und läßt sich über Schnee und Eis tragen, sie hat besonders die Schwärzer gerne, und legt es darauf an, an der Gränze zu warten bis die Patrouille vorbei ist; dann schlupft sie hinein.

Ach! die Cholera überspringt die Cordone! Du tout, sie springt nicht, sie läßt sich tragen, schleppen, sie reitet, sie

fährt, sie setzt sich unsichtbar hinten auf. — Sie hat Cordone nicht übersprungen! — Sie ist der Tod in Holbeins Todtentanz. Wer ihr recht in die hohlen Augen schauen kann, den meidet sie. —

Ist die Cholera nicht ansteckend? — O ihr Weisen! Machet die Augen auf; ein Schifflein fährt von Hamburg nach England; Nachts macht die Mannschaft, gegen Befehl, einen heimlichen Besuch am Lande und siehe da! die Cholera schon in England! Was ... die böse Luft für Extrapostwege macht? Sie wird am zweiten Tage erloschen erklärt, und erscheint am dritten mit verstärkter Macht. So war es auch mit Wels. Schon sind die Nachbarstädte von Sunderland ergriffen; man wird deliberiren, was zu thun sei, bis sie der Commission in eigner Person anzeigt, sie möge ihre Sitzungen schließen.

Haben wir nicht die Verbreitung der Cholera durch den Küstenhandel von Hamburg aus, vorausgesagt? Hat nicht schon Hannover den Besuch? Nun der Winter wird sie sicherlich mäßigen. Aber das Frühjahr, das Frühjahr, das wird manches Auge in dem volkreichen Westen von Deutschland bethauen. —

Wie kommt denn, mein bester Läugner, die Cholera nach Gibraltar? — Die miserable verderbte Luft! He! Nicht wahr? es ist eine Portion Luft, Choleraluft, gerade nur in Gibraltar entstanden, oder gar eine Bouteille voll davon von Wels direct über Bayern, die Schweitz, Frankreich und Spanien nach Gibraltar geflogen? Oder, oder, wie meinen Sie? nicht so ein Schiffchen mit einer kleinen Mannschaft von Alexandria nach Gibraltar gesegelt? — Läugne doch, läugne doch.

Närrisches Menschengeschlecht! Hat Augen zu sehen und sieht nicht, hat Ohren zu hören und hört nicht. Verstockte Gehirne! — Die Christen in Alexandria sperren sich, wie bei der Pest, ab und werden sehr verschont. — In Oesterreich und Preußen suchen wir Christen. —

Ja doch. Wie aber wenn in einer Stadt bald da, bald dort die Krankheit ausbricht, und Menschen, die sich zu den Kranken legen, gesund bleiben? — Freund du drehst an der alten Leyer! Da will ich den Dr. Kalisch in Berlin für dich sprechen lassen; der behauptet das nämliche und noch mehr. Er sagt: Wäre die Cholera contagiös, so müßten alle Menschen, die den Kranken berühren, auch krank werden, so müßte sich die Krankheit von dem Wohnhause des ersten Kranken einer Stadt, oder eines Ortes aus, strahlenförmig den Bewohnern der nächsten Häuser mittheilen. Sieh Freund! wenn ein Doctor so dummes Zeug schreibt, so darf man einem Laien eine solche Meinung nicht verargen. — Freundchen du bist vielleicht ein Münchener. Gieb Acht! Gesetzt, in der Vorstadt Au erkrankt der erste Mensch, drei Tage darauf erkrankt ein anderer in der Isarvorstadt, ein solcher am Löchel, einer auf dem Färbergraben und einer an der alten Münz. Wie geht das zu? — Wer hat denn den Auern die Straßen versperrt, daß nicht einer der Inwohner des ersten Hauses in jene, und diese Straße ging, oder schickte, oder hohlen ließ, was ihm beliebte, heimlich oder öffentlich. Die Polizei stellt sich vor das Haus. Die Leute darin disputiren mit der Polizeiwache, diese wird abgelöst, und trägt in Rock und Kamisol den Ansteckungsstoff fort, erkrankt selbst nicht, weil sie nicht dazu disponirt ist, aber der Herr Polizeisoldat, oder Gensd'armes besucht seine gute Freundin am Löchel, oder auf dem Färbergraben, oder wo sonst, seine Freunde am anderen Ende der Stadt, diese sind disponirt und fallen wie die Mücken am ersten, zweiten, dritten Tage zusammen. — Wer wird jetzt noch eine Commission niedersetzen, um dem Wege der Krankheit auf die Spur zu kommen? Denn die Commission müßte untersuchend sie selbst verschleppen und dann nach sich selbst suchen. — Bist du ein Nürnberger, Freundchen? Du weist die Geschäftsleute eilen von einer Straße in die andere, von einem Thore zum andern. Du verstehst mich! — Nun Dr. Kalisch da haben wir die unsichtbaren, unerforschbaren, unerreichbaren Strahlen. Die Strahlen sind nicht Häuser, nein Menschen, Kleider, allerlei Bewegliches. Ergriffen wird vom Contagium nur, wer ergriffen werden kann, und von denen, die frei sein könnten, diejenigen die durch Gaumen- und Geschlechtssünden unfrei sein wollten. —

Da leset die Mittheilungen über die asiatische Cholera vom Leibchirurgus Dr. Holscher in Hannover, der die Cholera in Preußen beobachtet hat; der legt euch die Gründe für und gegen aus seiner eignen Erfahrung hin, und gesteht am Ende unter der Hand, es bestehe doch Ansteckung. Die Aerzte in Danzig, Königsberg ꝛc. schweigen; sie wissen warum. Die österreichischen sind größtentheils auch klug. — Soll einem denn nicht die Lust vergehen, von Ansteckung und Gefahr zu sprechen, wenn man vom Pöbel dann, wie in Petersburg, Ungarn, Pesth, Breslau ꝛc todt geschlagen zum Fenster hinausgeworfen wird, wenn die Häuser und Spitäler demolirt werden? Ei, wenn die Cholera einmal da ist, sage ich auch nicht mehr, sie sei ansteckend, ich schweige still und thue, als existire sie nicht, als wüßte ich nichts von Ansteckung und lebe meiner Pflicht, so wie der Vorsicht und Klugheit gemäß. Il faut faire bonne mine à mauvais jeu. — Ein Fehler der Regierungen ist in diesem Falle, wenn sie den Leuten ärztliche Hülfe aufdringen; was uns aufgenöthiget wird, ist uns verdächtig, gar der Populace, gar dem Landvolke, das um leichten Preis stirbt, wenn nur die Roß' und Ochsen davon kommen. Die Regierung wache blos, daß die Suchenden Hülfe finden, und lasse die gewähren, die sich selbst helfen zu können glauben, sonst ärntet sie Undank, Verdruß. — Man wird mich verstehen: Regierende müssen Menschenkenntniß haben. Trete ich dem Perückenmacher auf den Fuß, so schreit er: Grobian!

und wirft mir trotz meinem: Pardonnez, ein paar gesalzene Sottisen an den Kopf; trete ich den Bauern, so schaut er mich an, ich frage: Hat's weh gethan Freund? Er: Na, na, passirt. — Wir scheiden lachend. Plus de mots. Plus de Cholera! T.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Medicin.

Ernesti de Grossi, med. et chir. doctoris, in re medica supremii consiliarii etc.

(Schluß.)

Im Jahre 1825 bei dem Antritte der Regierung Seiner Majestät des regierenden Königes wurde die Schule aufgelöst. Die Versetzung der Universität war beschlossen; 1826 erfolgte diese; Grossi habilitirte sich als Lehrer der Universität durch eine sehr schöne in lateinischer Sprache gehaltene Disputation. Er hatte als Professor keinen Gehalt, als bloß einen Quieszenz-Gehalt von 460 Preußen-Thalern als ehemaliger Obermedizinalrath. Nichtsdestoweniger gab er seine Praxis in München auf, machte mit seiner geringen Ersparniß eine wissenschaftliche Reise nach Paris, London und an die Küsten von Portugal, um sich in der Gelehrten-Welt so umzusehen, daß ihm der Stand seiner Wissenschaft in keinem ihrer einzelnen Theile unbekannt bliebe und kam mit einem Schatze von handschriftlichen Notizen zurück. Nun lebte er auch einzig seinem neuen Berufe, und nur mit großer Mühe vermogten ihn seine Freunde dazu, Consilien, die über die Krankheit ihrer Angehörigen gehalten wurden, beizuwohnen; dagegen widmete er seine volle Güte den armen Dienstboten seiner Klinik, besonders nach ihrer Convaleszenz. Er unterstützte sie mit Geld und Speise. Mag seyn, daß er auch dann geprellt wurde.

Im Jahre 1829 entschloß er sich seine Werke heraus zu geben; er fing an zu arbeiten; allein, ich weiß sicher, er würde noch einige Jahre gezögert haben, denn er war aus allzugroßer Bescheidenheit immer unzufrieden mit seiner eigenen Arbeit. Er hinterließ aber die vortreflichsten Skizzen dazu. —

Seine Vorlesungen, seine klinischen Vorträge hielt er alle in lateinischer Sprache; daher auch diese Skizzen so abgefaßt sind.

Er starb in der Blüthe des männlichen Alters; er starb männlich als gelehrter Arzt, der noch sterbend, die Cardinalsymptome seiner Krankheit und die Hauptursache seines Todes angiebt. — Grossi starb auch als guter Christ; daß er ein solcher sei, schien mir in den ersten Jahren meiner Bekanntschaft mit ihm aus mancher Aeusserung gegen gewisse Verhältnisse zweifelhaft, allein wenn man ihn alle christlichen Tugenden ausüben sah, so mußte man eine bessere Meinung fassen, und ich überzeugte mich mehrere Jahre vor seinem unerwarteten Tode von seinen ächt christlichen Gesinnungen bei mehreren Unterredungen, in denen nicht der geringste Grund zu Verstellung obwalten konnte. Ich erwähne dieser Verhältnisse absichtlich, weil ich überzeugt bin, daß Tugend ohne positive Religion keine reine Basis haben könne.

Sein Tod war in medizinischer Hinsicht ein Grund des Kampfes mehrerer Aerzte in öffentlichen Blättern und Zeitschriften geworden. Ich umgehe dieses bekannte Scandalum.

Grossi war in den Classikern, deren er viele, wie man sagt, auswendig wußte, vollkommen zu Hause. Die lateinische Sprache war ihm so geläufig, daß er sich in wissenschaftlichen Vorträgen viel leichter als im Deutschen darin ausdrücken konnte. Allein auch die französische, italienische, englische und spanische Sprache waren ihm gleich geläufig. Alle ausländischen Aerzte suchten ihn bei ihrem Aufenthalte oder ihrer Durchreise durch München auf und verließen ihn mit unauslöschlicher Hochachtung erfüllt. Nicht lange vor seinem Tode, besuchte ihn der berühmte Rust aus Berlin; und bei seiner Abreise äußerte er: »Berlin brauche einen Grossi, nachdem es seinen Sundelin verloren.«

Was schließlich meine Ansicht über das vorliegende Opus posthumum anlangt, so habe ich mich im Allgemeinen schon darüber geäußert. Ich will, um nicht in unnöthige Weitschweifigkeit zu gerathen, nicht ins Besondere eingehen, da ich nur lobend urtheilen kann. Ich bemerke den Aerzten bloß: Leset, vergleichet den Inhalt vorliegender Pathologie mit den anderen, und schließet dann urtheilend, ob ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß ein ähnliches Werk über Pathologie, welches eine solche ungewöhnliche Masse von Erkenntnissen und medizinischen Thatsachen bei der aphoristischen Gedrungenheit und Gediegenheit, gleich der eines Boerhaave, noch nicht existirt. Genug gesagt, um nicht nöthig zu haben, ins Detail einzugehen. Ich glaube der beifälligen Aufnahme des Werkes von Seiten des ärztlichen Publikums ganz gewiß seyn zu dürfen.

Der Druck ist nett, zur Ehre der Herausgeber sei es gesagt, fast ganz correct, das Papier gut. Y.

Flugschrift.

Der bayer'sche Prophet, oder die dem frommen Johann Daniel Wunder auf dem Dorfe Johannesberg bei Aschaffenburg von dem Engel Gabriel in der Nacht vom 29. auf den 30. September 1831, auf dem daselbst liegenden heiligen s. g. Johannesberge, auch Maria Ehrenberg genannt, übergebene Prophezeihung, welche in lateinischer Sprache mit goldenen Buchstaben auf ein sechs Schuh breites und acht Schuh hohes, dem Pergament sehr ähnliches Material geschrieben ist, und von mir Johann Philipp Hirte, geistlicher Rath daselbst, in's Deutsche übersetzt, und alsdann dem heiligen Vater zu Rom zur Aufbewahrung und Anbetung in der heiligen Kirche übersendet worden. Zum Troste aller frommen Menschenkinder. Hanau. In Kommission bei Friedrich König. (Ohne Jahreszahl.) 16 S. 8.

Personen, Sachen: Alles erlogen! Beschimpfung des bayerischen Namens! — Niederträchtige Betrügerei der Buchhandlung, der Zweck mag sein, welcher er wolle! Soll man solche Bücher nicht sogleich confiszíren? Die Regierung des Untermainkreises sollte wachen, daß nicht der Aberglauben genährt und von diesem ein schändlicher Gewinn gezogen würde.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

// Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag Nro. 144. 2. December 1831.

Posthoheit des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis, und Bedürfniß eines allgemeinen Tarifs der taxischen Posten.

(Schluß.)

Im Jahr 1681 erhob König Karl II. von Spanien den Grafen Eugen Alexander de la Tour et Taxis in den spanischen Fürstenstand und zum Erbmarschall in Hennegau, vermöge seiner zu einem Fürstenthum erhobenen Herrschaft Braine le Chateau. Kaiser Leopold ernannte ihn 1686 zum deutschen Reichsfürsten.

Im Jahr 1744 nahm Kaiser Karl VII. das Reichspostgeneralat in die Klasse der Reichsthronlehen auf, und das fürstliche Haus Thurn und Taxis erlangte die Reichsstandschaft, anfangs mit einer reichsgräflichen Curialstimme, aber 1754 auch eine Virilstimme im Reichsfürstenrath.

So glänzend bildeten sich nach und nach die Verhältnisse dieses Fürstenhauses. Die Posthoheit umfaßte die österreichischen Niederlande, einen großen Theil Süddeutschlands und in Norddeutschland, die drei wichtigen Hanseestädte an der Elbe, Weser und Trave.

Vertrieben wurde aber diese Posthoheit im lüneviller Frieden vom ganzen linken Rheinufer, von den wichtigen Postämtern Brüssel und Maseyk, und von der Linie von Lüttich nach Sedan.

Der Reichsdeputationsschluß von 1803 erhielt diesem Fürstenhause den status quo am rechten Rheinufer, ertheilte solchem für den Postverlust am linken Rheinufer eine Territorialentschädigung von 7 Quadratmeilen mit 23,000 Einwohnern. Vorher besaß der Fürst schon 9 Q. M. mit 19,000 Einwohnern. Diese Lande sind jetzt standesherrlich unter Bayern, Würtemberg und Hohenzollern Sigmaringen.

Tage des Trübsals bereiteten der Taxischen Posthoheit der presburger Friede vom 26. December 1805, und die rheinische Bundesacte vom 12. Juli 1806.

Der König von Würtemberg bemächtigte sich sofort der Taxischen Posten. Im Februar 1807 vertrieb solche Napoleon aus Baireuth, Erfurt, Hanau und Fulda. Im Winter 1807 folgte dem Beispiel der König von Westphalen. Im März 1808 der König von Bayern; sodann der Großherzog von Berg, nicht nur in seinem Großherzogthum, sondern er erstreckte auch seine Polypenarme bis in das Postnetz der drei wichtigen Hanseestädte. Auch Baden übernahm die Posten 1811 Aug. 1. für seine eigne Rechnung.

Der 17te Art. der deutschen Bundesacte bestimmte in Hinsicht der nothwendigen Umgestaltung der Posthoheit, daß das fürstliche Haus von Thurn und Taxis in dem durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803, oder in späteren Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten bleibe, so lange nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, wodurch in Folge des Art. 13 des Reichsdeputationsschlusses dem Fürsten seine Rechte, oder eine angemessene Entschädigung zugesichert wurden.

Bayern und Baden zahlen jährliche Entschädigungsrenten. In Bayern hat der Fürst noch den Titel eines Kronoberpostmeisters, übet aber die Direction nicht mehr aus. Die Einkünfte der Standesherrschaften in Deutschland sollen auf 200,000 Gulden herabgesunken sein.

Noch jetzt umfaßt das Taxische Postwesen folgende Staaten:

		Q. M.	Einw.
A.	Würtemberg als männliches Erbthronlehn kraft Vertrags vom 27. Juli 1819	355.	1,580,000.
	Gegen einen mäßigen Canon v. 70,000 Gulden		
B.	Curhessen als männliches Erbthronlehn nach Vertrag vom 11. Jun. 1816. Der Canon ist wenigstens 35,000 Rthlr. jährlich	201.	645,000.
C.	Großherzogthum Hessen als männl. Erbthronlehn kraft Vertrags vom 31. März 1818	185.	730,000.
	Die Recognition ist 42,000 fl.		
D.	Großherzogthum Weimar als männl. Erbthronlehn kraft Vertrags vom 8. Decemb. 1816 gegen 10,000 Rthlr. jährliche Recognition. Auch dort gewann der Fürst dadurch beträchtlich, daß die Postgelder, die früher in Courant (6¼ pCt. schlechter) gezahlt waren, seit der Uebertragung in Conv. Geld gezahlt werden	68.	230,000.
E.	Das Herzogth. Meiningen	42.	136,000.
	Die Posten nutzt das Haus Taxis nach Vertrag vom 2. Mai 1807 in Hinsicht der alten Erblande, in Hinsicht der neueren nach späteren Uebereinkünften.		
F.	Das Herzogthum Altenburg. Nach einem Vertrage d. Jahres 1817 pachtweise	24.	111,000.
G.	Das Herzogthum Coburg-Gotha. Der Fürst nutzt die Posten vermöge Vertrags vom 29. December 1827 als männliches Erbthronlehn. . .	48.	156,000.
H.	Das oldenburger Fürstenthum Birkenfeld durch Vertrag vom 8. Aug. 1817 auf 15 Jahr	10.	24,000.
			3,612,000.

		Q. M.	Einw.
			3,612,000.
I.	Das Herzogthum Nassau, der Fürst nutzt die Posten nach Vertrag vom 19. December 1806	82.	350,000.
K.	Das Oberfürstenthum Arnstadt im thüringer Walde. Der Fürst nutzt die Posten nach Vertrag vom 8. Jan. und 19. Juni 1819	8.	22,000.
L.	Das Oberfürstenth. Schwarzburg-Rudolstadt am thüringer Walde als männliches Erbthronlehn nach Vertrag vom November 1817	14.	40,000.
M.	Die Fürstenthümer Hohenzollern beider Linien benutzt der Fürst von Thurn und Taxis kraft Vertrags	25.	54,000.
N.	Die reussischen Fürstenthümer Greitz, Schleitz und Ebersdorf nutzt der Fürst von Thurn und Taxis kraft Vertrags	28.	85,000.
O.	Die Fürstenthümer Lippe-Detmold und Schaumburg durch Verträge vom J. 1814	31.	100,000.
P.	Das Fürstenthum Waldeck gleichfalls durch Vertrag des J. 1814	22.	54,000.
Q.	Die Landgrafschaft Hessen-Homburg, deren Landespost der Fürst von Thurn und Taxis als männliches Erbthronlehen seit dem Jahre 1817 benutzt	6½.	22,000.
R.	Die freie Stadt Frankfurt am Main kraft Vertrags vom 21. December 1821	4½.	60,000.
S.	Die freie Stadt Lübeck seit dem Vertrage vom 21. Dec. 1819	5½.	42,000.
	Jedoch behielt die ältere Stadtpost ihre Rechte, und eben so die dort eingerichteten mecklenburg-schwerinischen, dänischen, preußischen, hannöverschen, braunschweigschen, hamburgschen eutinischen und nürnberger Posten.		
T.	Die freie Stadt Bremen seit dem Vertrage vom 15. Juli 1816	3½.	60,000.
			4,501,000.

	Q. M.	Einw.
		4,501,000.
Jedoch behielten die Stadt-oldenburger-hannöverschen und preußischen Posten ihre alten Rechte.		
U. Die freie Stadt Hamburg	6½.	160,000.
	1226½.	4,661,000.

Durch neue Verträge ordnete die Stadt ihr eigenes Postwesen in Concurrenz mit den hergestellten fürstlich Taxischen, dänischen, schwedischen, preußischen, hannöverschen, braunschweiger und mecklenburger Postwesen.

Die beiden freien Städte Hamburg und Bremen hatten nicht so richtige finanzielle Ansichten, als das fürstlich Taxische Ministerium, das durch Dampfbote und Handelsschiffe einen Postverkehr nach England, Nordamerika und nach den frei gewordenen spanischen Colonien in Amerika organisirte. Beide Städte konnten durch ihre Stadtämter und Consuls dies als Einkommenquelle wenigstens eben so leicht benutzen, wenn auch augenblicklich bei dieser Neuerung ein kleiner Schaden entstand, aber nach Erfahrung haben ungeachtet der frei gebliebenen Correspondenz der Dampfbote als Privatunternehmung und der Handelsschiffe, die Taxischen Postämter beider freien Städte einen Vorsprung vor den Privaten gewonnen, der künftig sehr wichtig werden kann.

Die fürstlich Taxischen Postbeamten, besonders aber die Centralbehörden und die Grenzpostbeamten sind gut besoldet. Der Wetteifer der Taxischen und preußischen Posten gab uns viel schnellere, aber auch theurere Postfortschaffungen der Briefe, Packete und Personen.

Ob noch, wie vormals die fürstlich taxischen Oberbeamtenstellen in den vier freien Städten Deutschlands, ein Familieneigenthum vornehmer Geschlechter sind, ist unbekannt. Einst fehlte es den taxischen Postämtern sehr an Controlle, aber den Hauptpostämtern keineswegs an vornehmer Adjutantur. Die freiherrlich v. Vrintsische Oberverwaltung soll manche frühen Mißbräuche zum Vortheil der Centralkasse abgestellt haben. Der Brieferöffnung machte sich niemals das Haus Taxis durch seine Postbeamten schuldig, wohl aber Hannover auf den Gränzpostämtern nach England, vor dem napoleonischen Interregnum, als wenn es eine Ministerialpflicht gewesen wäre, die Bittschriften an den Landesherrn wenigstens früher einsehn zu lassen, als vom Landesherrn! — Zu wünschen wäre wohl, daß der Bundestag bei dem sehr gestiegenen Porto einen Tarif der fürstlichen Verwaltung setzte. Nichts wird bei steigendem Völkerverkehr leichter einträglich, als die Beförderung der Postcorrespondenz und die Fortschaffung von Personen und Packeten. Wie ansehnlich war vor 20 Jahren in den nordamerikanischen Freistaaten der Zuschuß zu den Einkünften des Postwesens. Jetzt liefern die sehr erweiterten Postanstalten jährlich dem Staatseinkommen einen ansehnlichen Ueberschuß. Ob die fürstliche Casse bei der frankfurter Oberpostamtszeitung mit interessirt ist, ist unbekannt, wohl aber wetteifert sie mit Herrn Salomé, der die dortige französische Zeitung redigirt, in früher Mittheilung der politischen Neuigkeiten. Gewiß ist die katholisch-politische Tendenz der Oberpostamtszeitung eine Beigabe der Redaction und keine Schuld des Oberpostamts. Bekannt ist, daß bei aller Municifenz des fürstlichen Hauses gegen seine Diener, während sie Dienste leisten, und wenn sie pensionirt werden, ohne die bayerschen und badenschen Renten, die reinen Posteinkünfte an 350,000 Gulden betragen.

Preußen entschädigte das Haus Taxis großmüthig durch die drei großen Domainenämter des Fürstenthums Krotoszyn in Posen. Aber sowohl dort, als in den deutschen Standesherrschaften ist die Finanzkammer mit einem alt-landesväterlichen Geiste beseelt, den standesherrlichen Unterthanen es sehr wohl gehen zu lassen, und darin ein rühmliches Muster anderer Standesherren. Wer als Postbeamter nicht gar zu nachlässig seine Pflichten erfüllt, der kann sich keine menschenfreundlichere Standesherrschaft, als die fürstlich Taxische wünschen. Folgende deutsche Regierungen spannten ihr Postnetz über andere deutsche Lande aus. A. Preußen, das im Anhaltschen und in den Niederfürstenthümern Schwarzburgs beider Linien als Nachfolger des Königs von Sachsen, vorher dort das Postregal ausübte und auch von Alters her in Hamburg. B. Auch Hannover hat von Alters her Posten in den drei Hansestädten. C. Braunschweig eine Post in Lübeck. D. Das Haus Mecklenburg-Schwerin in den Hansestädten, und E. das Haus Dänemark in Hamburg, Lübeck und im Fürstenthum Eutin.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

P o e s i e.

Sonnette von bayrischen Dichtern. Gesammelt von Fr. A. Greger. 1s Bändchen.

Regensburg. 1831, im Selbstverlag des Verfassers und in Commission der Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach. 12. XXIV. u. 321 S.

Friedr. Raßmanns 1817 erschienene Sammlung von Sonnetten der Deutschen erzeugte in dem Vater des Herausgebers, dem Kreis- und Stadtgerichtsrath Greger zu Regensburg den Vorsatz, auf ähnliche Weise eine Sammlung von Sonnetten bayerischer Dichter zu unternehmen. Der Sohn führt hier des Vaters Idee weiter aus und übergiebt der Lesewelt das erste Bändchen davon. — Der Umstand nehmlich, daß dort nur Dichtungen von Norddeutschen aufgenommen sind, als ob der Süden weniger gesang- und klangreich wäre, und das Sonnett nicht eben so liebgewonnen und gepflegt hätte, fachte den Patriotismus des Sammlers an und er glaubte es gleichsam als eine Ehrenrettung seinem Vaterland und dem gesammten Deutschland schuldig zu seyn, von bayerischen Dichtern so viele Leistungen in dieser Versart vorzulegen, als er im Stande seyn würde zusammenzubringen. Er hat daher aus Druckschriften und durch Privateinladung, welche er an seine Freunde ergehen ließ und im Vorwort dieses Bändchens wiederholt, eine ganz beträchtliche Zahl sich zu verschaffen gewußt, welche er immer mit kurzen biographischen Notizen über die Verfasser begleitet, um deren Beifügung er auch seine Contribuenten vorzüglich ersucht. —

Wir halten zwar wohl dafür, daß auf Abstammung und Vaterland eines Dichters bei der Würdigung seiner Verdienste keine Rücksicht genommen werden könne und möchten beinahe vermuthen, daß gerade aus diesem Grunde das Unternehmen des Herrn Greger manchen Tadel erfahren werde, wenn man gerade diese Zusammenstellung nach dem Lande, in welchem der Dichter lebt, als eine absichtlich gesuchte Absonderung auslegen wollte. Wir nehmen aber daran keinen Anlaß dasselbe zu tadeln, sondern möchten es vielmehr loben, weil wirklich der Süden in Hinsicht seiner ästhetischen Leistungen von dem Norden mitunter stiefmütterlich behandelt wird. Prüfen wir vielmehr, wie der wahrscheinlich noch junge Herausgeber seine Aufgabe gelöst hat. —

Diese Sonnette sind zum Theil nicht ohne Verdienst und nicht ohne Interesse; nicht ohne ersteres, weil manche derselben mit Grund gefeierten oder berühmten Dichtern angehören, wie z. B. Hrn. von Schenk und dem König Ludwig von Bayern, — nicht ohne letzteres, weil wir hier Proben finden, daß gar manche geistliche Herren, von denen einige, wie z. B. Kastner durch streng theologische, gegen die protestantische Kirche gerichtete Schriften sich als tarfere Kämpfer und Eiferer für die ihrige und für den Absolutismus bekannt gemacht haben, auch den Musen huldigen. — Sehr viele derselben sind freilich Mittelgut, in manchen stößt man auf falsche Reime, zu welchen der bayerische Dialekt die oberdeutschen Dichter gar leicht verführt, und neben Sonnetten, die sich auf die heilige Jungfrau, den heiligen Vater und überhaupt religiöse Gegenstände beziehen, auch andere auf lebende und regierende Personen, König, Königinn, verdiente Männer, Schauspielerinnen, Musiker, Orte und malerische Gegenden, auf Gemüthszustände, die Geliebte und endlich eines auf einen verbesserten — Vicinalweg. —

Die hier zusammengedruckten 264 Sonnette gehören 32 Dichtern und 3 Dichterinnen an. Ihre Verfasser und Verfasserinnen folgen in alphabetischer Ordnung auf einander und reichen von A—Sch. — Der König von Bayern eröffnet mit 24 aus seinen Werken gezogenen Sonnetten die Sammlung, und sein ehemaliger Minister von Schenk schließt sie mit 25; ein wirklich ganz eigenthümliches Zusammentreffen. Wir geben daher unsern Lesern noch die Namen der Dichter mit einigen aus ihren Biographien gezogenen Notizen.

Es trugen zu dieser Sammlung bei: Georg Freih. v. Aretin, jetzt Redacteur des Volksfreunds, in dessen Sonnetten wir aber falsche Reime, wie Beten und Retten, Nonnen und lohnen fanden; Bruckbräu, k. Rechnungscommissär der General-Zolladministration zu München, Herausgeber und Redacteur des bayer. Beobachters und münchner Conversationsblatts, einer der fruchtbarsten bayerischen Autoren; Büssel, Postsecretär zu München, dessen Sonnette fast alle den Stempel der Dichterweihe tragen, besonders die zur Erinnerung an Aigen bei Salzburg; von Caspar, quiescirter Regierungsrath in München; Diesböck, Rechnungscommissär der Staatsschuldentilgungs-Commission daselbst, als Pseudonym Hogart Willing; von Eckmaier, Oberpostamtsofficial ebendaselbst, gestorben 1830.; Greger, Kreis- und Stadtgerichtsrath zu Regensburg, Vater des Herausgebers; v. Hallberg-Broich, privatisirend auf seinem Landgut Birkeneck bei Freisingen; von Hornthal, Doctor der Rechte in Bamberg; v. Mayer, Doctor der Rechte in München, gestorben; von Martin, geheimer Kabinetssekretär des Königs von Bayern, gestorben 1828. Mielach, quiescirter Stadtgerichtsprotokollist zu Augsburg, und Herr von Schenk, dessen wir oben gedachten. — Die geistlichen Herren, von denen uns Sonnette gegeben werden, sind Drexel, geistlicher Rath und Pfarrer zu Unterroiechtach, der Uebersetzer Anacreons, Fischer, Pfarrer zu Mindelheim, Göbl, Pfarrer zu Erbendorf, Hieber, Pfarrer zu Hurlach bei Landsberg, Kastner, Pfarrer zu Wutschdorf, Rues, Benefiziat zu Amberg. Mit den Namen der übrigen meist jüngern Dichter, Studierenden und Doctoren der Philosophie wollen wir die Leser nicht aufhalten; wir nennen nur noch einen älteren von Hoffmann, nehmlich zu München, in dessen Biographie uns nur das ganz sonderbar vorkam, daß er, der früher als Silhouetteur, dann als Theaterdirekteur wahrscheinlich mancherlei Schicksale erlebte, jetzt zu München sich und seine 12 Kinder von der Schriftstellerei nährte und noch nährt, und dennoch gesagt wird, daß seine 48 größere und kleinere Schriften poetischen und moralischen Inhalts sich mehr in den Händen seiner Freunde, als im eigentlichen Buchhandel befinden.

Die drei Dichterinnen sind die Tochter des Hallobterbeamten Fürst zu Frauendorf, Elise von Hohenhausen und Mar. Fr. Obermeyer, gestorben 1807.

Wir wünschen dem Unternehmen, wenn es auch nicht die höchsten Erwartungen befriedigt, guten Fortgang, und empfehlen dem Sammler, nicht blos auf die Dichter Altbayerns sich zu beschränken, sondern auch aus den übrigen Theilen des Königreichs sich Beiträge zu verschaffen, was ihm vielleicht nicht schwer werden möchte. — H.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag | **Nro. 145.** | 5. December 1831.

Die Betrachtungen über die politische Lage Europa's

mit nöthigen Erläuterungen,

welche in diesen Tagen von der Riegel und Wießner'schen Buchhandlung versendet worden sind, ziehen unsre Aufmerksamkeit in mehr, als einer Beziehung auf sich; und zwar einmal der Text, den sie glossiren, und der in einem wieder abgedruckten Aufsatze aus der allgemeinen Zeitung (kurz nach der Einnahme von Warschau) besteht, als besonders die Glossen, die ihn widerlegen. Jener war ein, mit den gewöhnlichen Sophismen abgefaßtes absolutistisches Manifest über die Folgen der Erdrückung Polens, von demselben Staatsmann herrührend, welcher im österreichischen Beobachter vor nicht langer Zeit das berüchtigte Mährchen von dem bezauberten Hunde und Hasen, die ewig neben einander herliefen und sich nicht einholten, wie die Freiheit neben dem Absolutismus, auftischte. Referent gesteht ein, daß er den »Staatsmann«, der hier gemeint ist, nicht bestimmt errathen hat. Herr Metternich selbst kann es nicht sein, der hier glossirt wird; denn es ist von Schriften dieses Staatsmannes die Rede, und ich glaube, nicht, daß man die Protokolle, die der Fürst M. auf den verschiednen Völker-beglückenden Congressen, wie jüngst auf dem Johannisberge diktirte, »Schriften« nennen könne. Es bleibt uns zum Errathen darum Niemand, als Herr Genz übrig, dem jedoch der Titel »Staatsmann« weniger treffend beizulegen wäre, als der »Hofpublizist,« der am Schluß unsrer Brochure sich einstellt; einen Titel, den er unter Andrem mit dem ehemaligen Redakteur des reisenden Teufels, und der jetzigen alten Zeit theilt.

Aus der vorliegenden Brochure hat uns am Meisten angezogen, was der widerlegende Verfasser über Polen sagt. Wir halten die Angelegenheit dieses Landes bei Weitem auch für die wichtigste; wir glauben, daß nichts wichtiger sei, als die Begriffe der Völker Europa's über diese Frage in historischer, politischer, moralischer und völkerrechtlicher Beziehung vorzüglich in's Klare zu stellen; und halten dafür, daß dies grade dadurch, daß dies Volk wiederum unterlag, nur noch nothwendiger geworden ist; denn jetzt ist die öffentliche Meinung Europa's die einzige Schutzwaffe geworden, die der Welttheil den Geiergriffen von Osten her entgegenzusetzen hat.

Der Verfasser bespricht in Betreff Polens mehrere Fragen, die, so klar die Entscheidung für dieselben sein muß, doch immer wieder, selbst von hochgelahrten Professoren auf eine seltsame Weise aufgestellt und noch seltsamer behandelt werden; so das Recht der Polen zu Revolutionen, oder eigentlicher Insurrektionen, noch bestimmter: zu Kriegen gegen Rußland. Herr Genz hatte auch in der allgemeinen Zeitung gesagt: Polen sei durch »unbestrittenes Recht der Eroberung« Rußland so unterworfen gewesen, daß selbst die später in feierlichen Traktaten ausgesprochne Anerkennung dieses Verhältnisses dem »guten Rechte des Krieges« keine

höhere Weihe geben konnte. Darauf erwidert unser Verfasser höchst einfach:

»Man kann nicht widersprechen, daß das Herzogthum Warschau, — so wie es von Napoleon befreit und in Selbstständigkeit hergestellt war, vom siegenden Rußland erobert ward, und daß diese Eroberung von Oesterreich und Preußen als Verbündeten Napoleons nicht gehindert werden konnte; allein wenn nach der Ansicht des Herrn Verfassers die Mächte dieses erwägen mußten, so mußten sie auch erwägen, daß sie ein Wiedereroberungsrecht anzuerkennen hätten; eines von beiden ist so völkerrechtlich begründet, als das andre. Eben so mußten sie auch erwägen, daß sie im Versuch der Wiedereroberung neutral zu bleiben schuldig waren, und daß jede offne und heimliche Begünstigung eines der streitenden Theile völkerrechtwidrig war. Was die in feierlichen Traktaten ausgesprochne Anerkennung dieses guten Rechtes betrifft, so erlauben wir uns die Bemerkung, daß Oesterreich und Preußen bei Errichtung des Herzogthums Warschau und dessen Eroberung durch Rußland ansehnliche Provinzen wieder verloren, die ihnen in der zweiten und dritten Theilung zugefallen waren, und daß wohl zu erwägen war, welchen Einfluß diese Vergrößerung der russischen Macht auf ihre politische Lage und auf das europäische Staatensystem erzeugen können. Als Lothringen kraft bessern Rechtes mit Oesterreich vereinigt werden sollte, hielt man für staatsklug, es nur mittelst Sekundogenitur zugeben zu können, um den Zuwachs der Macht für das Gleichgewicht unschädlich zu machen; auch wurde das als Surrogat gegebene Toskana wirklich nur als Sekundogenitur gestattet. Ferner hatten die beiden sich als Häupter des deutschen Bundes gerirenden Mächte zu erwägen, daß noch nicht lange her Frankreich seine Absichten auf das linke Rheinufer eben durch die gänzliche Theilung von Polen als begründet und gerechtfertigt ansah. Sie hatten zu erwägen, ob es nicht klüger wäre, Polen herzustellen. als dem französischen Staate einen Vorwand zur Rechtfertigung von Ansprüchen zu belassen, die mit jenen der drei Mächte auf Polen völlig gleich gegründet wären.

Es lag weder in dem Berufe der Kabinette, noch in dem Umkreise ihrer Macht, die frühern Theilungen ungeschehen zu machen und deren Folgen aus der Geschichte zu verbannen, — so sagt Herr Genz, fast eben so wie der cidevant liberale Professor Krug; worauf unser Verfasser eben so treffend, als schlagend:

»Lag es früher im Beruf der Kabinette, eine gewaltthätige Ungerechtigkeit zu begehen, so konnte es auch in ihrem Berufe liegen, sie wieder gut zu machen; der Beruf zum Wiederersatz ist bei weitem edler und anständiger, als der zum Raube. Sicher wäre es besser, die frühern Theilungen ungeschehen zu machen, und deren Folgen aus der Geschichte zu verbannen, als dieses Geschäft künftigen Revolutionen zu überlassen. Daß es nicht in der Macht eines dieser Kabinette lag, die andren zur Restitution zu zwingen, sehen wir wohl ein; aber daß es nicht in dem Umkreis der Macht der drei Kabinette liege, den Schandfleck aus der Geschichte zu löschen, können wir dem Verfasser nicht einräumen.«

Höchst nothwendig war auch einmal ein Wort über die so oft wiedergekauten Anpreisungen der materiellen Vortheile, die Polen unter russischer Verwaltung genossen haben soll:

»Ueber diesen Panegyrikus,« sagt unser Verfasser, haben wir nichts zu erinnern; nur möge man auch die Zirkulare vergleichen, welche die provisorische Regierung in Warschau an sämmtliche Kabinette über den Zustand Polens während dieser funfzehn Jahre erlassen hat. Uebrigens zweifeln wir, ob Oesterreich und Preußen der Regierung Napoleons über die vortrefflichen Anstalten in den durch gutes Recht erworbnen Provinzen in Italien, Illyrien und Norddeutschland während der Occupation großen Dank bezeigt haben; auch England wird sich nicht verpflichtet gefühlt haben, Preußen dankbar zu sein für die schönen Anstalten, die es während der Occupation in Hannover etwa getroffen haben möchte. Alle diese Mächte hielten sich mit Recht überzeugt, daß sie diese Anstalten und noch bessere selbst hätten treffen können, und daß ihre Dankbarkeit für Napoleons wohlthätige neue Schöpfungen sie nicht abhalten durfte, die Wiedereroberung — sobald sie thunlich war, zu bewerkstelligen, worüber wir auch von Seiten Frankreichs keine Beschwerden über Undank und unrechtmäßige Revolution vernommen zu haben uns erinnern. Auch die polnische Nation hätte alle belobten Anstalten eben so gut selbst treffen können, wofern man sie nicht an Einführung einer vernünftigen Verfassung gehindert hätte, worüber die Klagen schon vor 70 Jahren gegen ihren östlichen Nachbar laut geworden waren.« R.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogik.

Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theile barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse; von Dr. Heinrich **Stephani**, Kirchenrath, Dekan und Ehrenritter des kön. bayer. Hausordens vom heil. Michael. Erlangen, in der Palm'schen Verlagshandlung.

Dieser Titel stellt alle deutsche Schulen, namentlich die bayerischen, in welchen Stephani gemäß seiner früheren und jetzigen Amtsstellung verschiedenartige Erfahrungen und Beobachtungen gemacht haben muß (?), öffentlich an den Pranger: In ihnen herrscht also unvernünftige und barbarische Schulzucht! Doch mögen sich die armen deutschen Lehrer mit dem Gedanken trösten, daß ein H. Stephani in Gunzenhausen dieses behauptet, der durch seine egoistischen und extremartigen Darstellungen seine Verdienste, welche er um das deutsche Schulwesen, namentlich in Bayern, hat, sehr schmälerte und sich selbst von einer Seite zu erkennen gegeben, die man an einem sonst vortrefflichen, deutschen Pädagogen nicht finden sollte. Verhielte es sich wirklich so, wie derselbe die deutsche Schulzucht schildert, wobei er immer die bayerischen Schulen im Auge zu haben scheint, so sollten die Regierungen allen Lehrern das Heiligthum der Schule verschließen und sie zu Pedellen und ähnlichen Stellen verwenden. So verhält es sich aber nicht wirklich, sondern nur in der Einbildung des H. Stephani steht es mit der deutschen Schul-Disciplin so, wie sie derselbe schildert.

Schule ist uns wohl eine Pflanzstätte, in welcher der heranwachsende Mensch, als sinnliches Vernunftwesen nach dem Inbegriffe seines Gesammtvermögens ausgebildet werden soll, wozu allerdings Zucht für Gemüth und Willen und Erziehung für intellektuelle Bildung als Hauptmittel dienen. Zu häufig wird allerdings die Erhaltung eines guten Geistes der Schule gefährdet: oft muß die Trägheit bekämpft, der Fleiß belebt, Unruhe verhütet, Anordnung hergestellt und überhaupt jedes gesetzwidrige, unsittliche und unanständige Verhältniß vermieden, dagegen auf Erweckung, Erhaltung und Belebung eines gesetzmäßigen und sittlich-guten Betragens gesehen und dasselbe erhalten werden. Hiezu dient die sogenannte Schulzucht, jedoch nicht in dem Sinne, wie sie H. Stephani in ihrer Anwendung schildert. Sollte derselbe auch so unglücklich seyn, in seiner Nähe eine solche barbarische Schulzucht in Ausbildung gebracht zu sehen, wie er sie Seite 19 bis 45 schildert, so berechtiget ihn dieses eine oder andere Beispiele keineswegs, die meisten deutschen Schulen eigentliche Zuchthäuser für die National-Jugend zu nennen. Es gehört übrigens zum Charakter H. Stephanis, vom Besonderen auf das Allgemeine zu schließen, woraus sich erklären läßt, wie er etwa wegen eines unwürdigen Gliedes des Schulstandes den ganzen Stand brandmarken und durch diese unverzeihliche Lieblosigkeit sich sehr herabsetzen konnte. Einen größeren Egoisten wird man wohl in der Pädagogik nicht finden; überall lobt er sich selbst; sein liebes, eitles Ich schaut überall hervor; wodurch er Anderen oft zu nahe tritt: Läßt er ja die großen Verdienste Pestalozzi's nicht unangetastet und erklärt dessen Rechnenmethode für verfehlt: Hält er vielleicht die seinige für gelungen? Vermöge seines anmaaßenden Egoismus kann er es wohl; aber der unbefangene Beurtheiler wird ihn belachen und ihm das bekannte propria laus sordet vorhalten. —

Gegen körperliche Strafen eifert er heftig, und nennt solche Lehrer, welche zur Erhaltung von Zucht und Ordnung in ihren Schulen sich ihrer bedienen, eigentliche Despoten. Möchte doch Herr Stephani ein, oder zwei Jahre lang einen Haufen von 100 bis 140 Knaben in einer Schule unterrichten zu müssen, verurtheilt werden: Wir sind überzeugt, er wird zu dem ihm so verhaßten Bändigungsmittel der thierischen Sinnlichkeit in den ersten vier Wochen seine Zuflucht nehmen, um Ruhe und Stille herzustellen. Nolens volens würde er nach dem Stocke greifen und seinen philantropischen Grundsätzen die Krone aufsetzen, oder vielmehr sehen, wie lächerlich er sich mit seinen Bemerkungen gemacht hat. Herr Stephani wird aus Erfahrung wohl wissen, daß selbst in seinem gunzenhäuser weiblichen und männlichen Völkchen, oder unter seinen Schäfchen manches verwilderte, störrige und verdorbene Böckchen gefunden wurde und wird, welches nur durch Strenge im Zaume gehalten werden konnte, wenn es nicht die ganze Heerde verderben sollte. Nicht ganz frei hievon wird selbst der enge Kreis von Individuen männlichen und weiblichen Geschlechtes sein, welchen Herr Stephani um sich zu ziehen pflegte. In diesem lassen sich allerdings seine am Schreibpulte erdachten Grundsätze und pädagogischen Theorien anwenden, aber sie in Volksschulen auf Bauerndörfern zu verwirklichen, wird demselben nie gelingen. In einem solchen Kreise können wohl Untergeordnete als Gesetzgeber, Aufseher und Richter auftreten, welche Belohnungen und Strafen zuerkennen: Kann dieses auch in Volksschulen der Fall sein, wo nur absolute Gesetzgebung und Aufrechthaltung von Seiten des Lehrers statt finden kann? Keineswegs. Vorwitz, Eigendünkel, Stolz und Herrschsucht würden unter den Kindern unvermerkt einschleichen, wenn einige zu Gesetzgebern, andere zu Schiedsrichtern, andere zu Aufsehern, und was sonst gemacht würden.

Wir erklären dieses ganze Gerede Herrn Stephani's für ein lächerliches Hirngespinst, für eitle Federspielerei,

welche ihren Zweck ganz verfehlen, die zum Unterrichte nöthige Zeit mit Lächerlichkeiten verderben; denn wie viel Zeit gienge nicht verloren, wenn jeder vorkommende Fall von Schulknaben, denen man solche Dinge nicht einmal zutrauen kann, untersucht, darüber abgestimmt und die Strafe festgesetzt würde (?!) und selbst den sittlichen Zustand des Gemüths der Kinder sehr gefährden müßte. So wenig als wir körperliche Strafen angewendet wissen wollen, so können wir doch nicht glauben, daß sie ganz zu vermeiden sind: Das kräftige Wort des Lehrers, seine Liebe und Unpartheilichkeit, seine Gerechtigkeit und milde Strenge bewirken zwar viel; allein manche kräftige Knabennatur ist durch angemessene Strafen von ihrem Verderben entrissen worden und Niemand, als vielleicht der eitle, egoistische und höchst zanksüchtige Stephani, wird einen Lehrer, der, nachdem er vielerlei andere Mittel zur Besserung eines Menschen angewendet hat, aber nichts weniger als Erfolg zu erwarten hatte, endlich körperliche Strafen gebraucht, einen Barbaren und Despoten nennen. Möge Stephani mit seinen philantropischen Grundsätzen in Gunzenhausen bleiben und da sich selbst lobhudeln, so lange es ihm beliebt; wir können nie überzeugt werden, daß seine Grundlinien zur besseren, rechtlichen und sittlichen Erziehung in Elementarschulen anwendbar sind, da schon der erste Grundsatz desselben, wornach auch das Kind für einen Men[illegible] und, als ein solcher, für ein freies Wesen zu halten sei, höchst unsicher und schwankend, ja für das Kind, das noch ganz in der Sinnenwelt lebt und nur allmählig mit Entwickelung seines Verstandes und seiner Vernunft durch Gewöhnung zu vernunftgemäßem Handeln, zu solcher sittlichen Freiheit erhoben werden kann, falsch angewendet ist. Auf ihm beruht das ganze Gebäude der Einrichtung und besseren Erziehung Stephani's in Schulen; d. h. auf einem mehrfach falsch angewendeten Satze.

P.

Befestigungs-Kunst.

Lehre von permanenten Befestigungen und von deren Angriff und Vertheidigung von Ludwig Kretschmer, kön. bayer. Hauptmanne, Professor der Befestigungswissenschaft im kön. Cadetten-Corps. München bei Walf, 1831. Steif broch. 161. S. 8. mit zwei Steindrucktafeln (die auf dem Titel nicht angegeben sind.) Preis 2 fl. 24 kr.

Der Herr Verfasser scheint uns unstreitig einer jener Männer zu sein, welche als Lehrer gute Schüler ziehen. Sein Werk, für die Eleven des bayerischen Cadettencorps bestimmt, zeugt von logischer Ordnung, Präcision, Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe; ungewisse Dinge sind als solche zweifelhaft gelassen, die Grund- und Lehrsätze nicht blos mit Beweisen aus der Sache, sondern auch aus der Kriegsgeschichte belegt. Das Werk wird übrigens vom Verfasser selbst in der Vorrede nicht als Handbuch für erfahrne Officiere, sondern als Leitfaden zum Unterrichte von Anfängern bestimmt; darum die sehr lobenswerth angewandte Kürze, darum die wohl angebrachte Coupirung in Paragraphe, wodurch das Studium und die Uebersicht des Ganzen erleichtert wird. — Wir sind überzeugt, daß man sich in vielen Anstalten Deutschlands dieses Werkes beim Unterrichte mit Nutzen bedienen wird.

C.

Erwiederung auf die Recension Nr. 128. der Nürnberger Blätter.

Ich kenne den Herrn C. (Censor meiner Choleraschrift) auch nicht persönlich, halte ihn aber für einen gewöhnlichen Kunstarzt, welcher das natürliche Heilmittel (das kalte Wasser) wie ein künstliches Heilmittel beurtheilt, die Temperaturen in der Wasserheilkunde nach Reaumürischen Graden abkünstelt und noch immer mit seines Gleichen gegen die reine Erfahrung behauptet, daß das K. W. nicht erwärme, sondern erkälte. Er spricht mir Logik ab und blindes Vorurtheil zu, und meint, man könne auch das viele, durch K. W. angerichtete Unheil nachweisen und einen Anti-Oertel schreiben. Aehnliches habe ich schon einmal von Baireuth her im Nürnb. Corresp. Nr. 291. vergl. 298. vernommen und nun auch von Arnstadt her ausführlich gelesen. Ex ungue leonem!

Das ist mir jedoch ganz gleichgültig. Es ärgert den Herrn C. nur, daß meine Hydropathie, oder Wasserheilkunde — ohne seinen kunstärztlichen Beirath, und seiner marklosen Wasserscheu gegenüber! — bisher so viel Beifall in und außer Deutschland gefunden, und daß namentlich meine Choleraschrift, (dreimal aufgelegt und nunmehr auch zu Paris in das Französische übersetzt), in Wien (und jetzt auch in Berlin) ziemliche Aufmerksamkeit erregt hat; so daß nicht nur Allopathen, sondern auch Homöopathen mit Kaltwasser kuriren, oder, nach des Herrn C. Erklärung, damit viel Unheil anrichten. Hinc illae lacrimae! Victoria!

Professor Oertel in Ansbach.

N. S. So eben lese ich auch in Nr. 136 d. Bl. wie sich der Herr C. noch mehr über meine Victoria ärgert, die er marklos bekrittelt und bespöttelt. Aber noch weit mehr wird der Herr C. sich ärgern, wenn er a) in meiner zweiten Victoria lesen wird, was weiter und bereits auch in Berlin durch die verwünschte Wasserkur in der Cholera für Unheil angerichtet worden ist, und wie die Kunstärzte noch keine rechten Wasserärzte sind, weil sie das frische Wasser nicht durchgehends allein und nicht vom Anfange bis zum Ende gebrauchen und es durch ihre künstlichen Nebenmittel nie unverhunzt lassen, wodurch es denn immer wieder in den Hintergrund treten muß; und wenn er b) in meinem neunten Hefte finden wird, daß das fr. W. einzig nicht nur schon wiederum eine Gesichtsrose weggebannt (im zehnten Hefte wird ein Gleiches folgen!), sondern auch (nebst Eisig, der wohl hätte wegbleiben können! drittes und sechstes Heft) einen etlichtägigen Scheintodten wieder belebt hat. Kurz! das frische Wasser ist nunmehr nahe daran, ein Spezifikum zu werden; denn wir sind damit noch nicht am Ende. Passen Sie also auf, mein wasserscheuer Herr C. und lesen Sie inzwischen noch Folgendes:

L'EAU FRAICHE,

Specifique infaillible contre la Cholera, proposé par Prof. Oertel d'Anspach. A Paris 1831. 8. br. 1 fr. 25 c.

Voyez, s'il vous plait, le Constitutionnel de Paris 1831. Nr. 311. pag. 3 et 4.

Adieu, Monsieur!
jusqu'à revoir!

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch — Nro. 146. — 7. December 1831.

Privatvermögen der Souveraine.

Obgleich eine Reihe von europäischen Staaten, seit der Periode der französischen Revolution, welche die Souveraine indirect, oder direct in ihren Folgen unsanft berührte, durch Kriege, in welche sie sich verwikkeiten, in tiefe Schulden gestürzt wurden, so haben doch seit solcher mehrere Monarchen einen ansehnlichen Privatschatz gesammelt.

1) Der Kurfürst Wilhelm I. zu Hessen Cassel. Es ist aber jetzt bekannt geworden, wie groß dieses Privatvermögen war. Einige haben dasselbe beim Ableben des Kurfürsten im Jahr 1821 nur auf fünf Millionen Rthlr., andere weit höher geschätzt. Auf jeden Fall war der verstorbene Kurfürst höchst bereitwillig aus diesen Fonds wahre Landesverbesserungen gegen geringe Zinsen und sehr ferne Rückzahlungen zu unterstützen. Vielleicht war dasjenige, was ihm sein Vater Landgraf Friedrich 1785 hinterließ, wenig geringer, denn der Kurfürst verlor sehr vieles während des Interregnum des Königs Jerome in Cassel. Man sagt jetzt, daß es an 30 Millionen Rthlr. betrug, als der gegenwärtige Monarch sich mit seinen Landständen darüber verglich.

2) Der König Friedrich August von Sachsen soll, obgleich er die Einkünfte einer reichen Civilliste im Kammervermögen Sachsens genoß, das er mit sehr großen Schulden 1763 antrat und größtentheils davon befreit hat, auch 6 Millionen Gulden durch den teschener Frieden für seine bayern'sche Allodialerbschaft erhielt, wie jetzt versichert wird, zwar eine gefüllte Kammerkasse, aber keinen sehr bedeutenden Privatschatz hinterlassen haben. Auf jeden Fall ist der Belang seines Privatnachlasses ein Familiengeheimniß geblieben.

3) Der König Georg III. von Großbritannien sollte, wie die Sage ging, von Ersparnissen seiner Privatdisposition von 60,000 Pf. St. jährlich ein ansehnliches Vermögen im Lauf einer langen Regierung gesammelt haben; später hat man behauptet, daß es unbedeutend gewesen sei, wenigstens ist es ganz dem Thronerben verblieben, der sicher als er starb, kein Privatvermögen hinterließ.

4) Der König Johann VI. von Portugal starb 1826 mit Hinterlassung eines beträchtlichen Privatschatzes, an dem alle Kinder, wenn auch in ungleichen Verhältnissen als Erben Theil nahmen, in so weit es Don Miguel, sein Sohn, hernach nicht sequestrirte.

Den größten Geldschatz hinterließ freilich Friedrich der Große; er disponirte aber nicht darüber, welches jedoch der Thronfolger durch Vollziehung der Pillnitzer Convention und den Feldzug nach Holland zur Herstellung der erbstatthalterischen Macht der Oranier schnell verbrauchte. Frankreich wurde dadurch bekriegt, nicht aber besiegt, und der Staat weder vergrößert, noch befestigt.

Rüder.

Die bautzener Dechantenwahl in Sachsen.

Nachdem vor einiger Zeit der würdige Bischof Lecke in Bautzen, Beförderer der nothwendigen großen katholischen Reform in der Liturgie, in den Dogmen u. s. w. gestorben war, übte das bautzener Kapitel sein Wahlrecht, und erkohr in Gegenwart des landesherrlichen Commissarius einen neuen Dechanten in der Person des apostolischen Vikars Bischofs Mauermann. Bisher war der Erwählte ein treuer Anhänger der römischen Curie, und soll in Sachsen den Proselytismus befördert, auch die gewünschten Reformen in seiner Kirche möglichst hintertrieben haben; ob das nun von Mauermann erlangte Decanat seine frühere curialistische Tendenz mildern wird, steht dahin. Gewiß aber ist, daß für 60.000 Katholiken künftig nicht zwei Bischöfe in Sachsen nöthig sind. Der kanonische Wächter fährt übrigens fort, ungeachtet aller Anfeindungen der Curialisten im Geiste der 127 dissentirenden Katholiken die nöthigen Disciplin- und liturgischen Veränderungen zu empfehlen, und wundert sich mit Recht darüber, wie wenig bisher selbst die neuesten Auflagen der protestantischen Kirchenrechtslehrer die große Veränderung im Geiste und in der Liturgie der sich reformirenden katholischen Kirche wahrgenommen haben und Letztere der Stabilität beschuldigen, indeß sie in unsern Tagen eben so nach der Reinigung von Mißbräuchen strebt, als der protestantische Rationalismus. Die Bemühungen der deutschen Landtage, den katholischen Reformatoren in ihren billigen Volkswünschen Staatsschutz wider die Gewalt der Curie und ihrer Jesuiten zu verschaffen, sind gewiß segenreich, und es läßt sich wohl erwarten, daß sich bald für die billige Reformation einige katholische Fürsten erklären werden.

Weil stets politische und kirchliche Reformen in einander greifen, neben denen in allen Wissenschaften, worin der menschliche Geist vorwärts schreitet, und dieses Vorwärtsschreiten mit mehr Humanität, als vormals überall sichtbar ist, so herrscht jetzt viele Bewegung in jedem geistigen Verkehr und im Fortbilden des Socialsystems, das seine zu aristokratischen Fesseln aus der Feudalzeit zu lösen beflissen ist. Das alles ist eben so natürlich, als es unnatürlich ist, die Bewegung der Zeit demokratischen Umtrieben zuzuschreiben. Nicht diese, sondern die aristokratischen Umtriebe erschüttern die Welt, indem sie die richtige Socialgestaltung, die Herstellung einer reineren und sittlicheren Religion und die Abschaffung eines Heers von Mißbräuchen wenigstens indirect zu hindern beflissen sind. M.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Philosophie.

Kosmorama. Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion, von Friedrich Wilhelm Carové, Dr. philosoph. etc. etc. »Omnia ab Uno — ad Unum.« Frankfurt a. M. Heinrich Ludw. Brönner. 8.

Carovés Schriften bilden fast alle eine eigenthümliche Gattung, für welche wir in der Literatur noch keinen Namen haben. Sie sind nämlich durchaus mit demselben Interesse für's Leben, wie für die Wissenschaft abgefaßt; so daß beide einen Gewinn davon haben. Ohne der Wissenschaft etwas zu vergeben, wendet Herr Carové so oft und gerne seine Aufmerksamkeit den merkwürdigen Erscheinungen in Kirche und Staat, in Leben, Kunst und Religion zu, beleuchtet sie mit der Fackel der Wissenschaft, während er dieser selbst aus jenen belebende und erfrischende Nahrung zuzuführen nicht verschmäht. Er scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, Leben und Wissenschaft miteinander zu versöhnen und es ist ehrenwerth, daß er von Seiten der Wissenschaft den ersten Schritt gethan. Je wahrscheinlicher es ist, daß eben deswegen Herr Carové weniger allgemeine Anerkennung gefunden hat als er verdient, desto mehr halten wir es für wahre Pflicht, ihn unseren ganzen Beifall auszudrücken; welcher inzwischen nicht allein diesen seinem Versöhnungsgeschäft sondern in weit höherem Grade noch der vortrefflichen, wahrhaft humanen Gesinnung und der ächten Liberalität gebührt, die die Seele aller seiner Werke sind. Eben hiedurch unterscheidet er sich auf das Vortheilhafteste von der großen Ueberzahl der Verehrer des Hegelianismus, zu denen Herr Carové sich zwar laut und wiederholt bekennt, aber, streng genommen, nicht gehört. Denn wo jene Herren das Absolute absolut, das Unbedingte und Ewige, auf vollkommen unbedingte und ewige, übergöttliche Weise erkannt zu haben, allwissend und — auch wohl — allmächtig zu seyn vorgeben, da behauptet zwar Carové auch ein Erkennen und Erfassen des Absoluten oder Gottes, aber nur ein menschlich befriedigendes, in alle Ewigkeit zu immer größerer Vollendung fortschreitendes. Man sieht, Carové verhält sich zum Hegelianismus ungefähr, wie einst Herder, wo er nicht polemisch dagegen auftreten zu müssen glaubte, zum Kriticismus Kants. Auch darin findet sich ein Vergleichpunkt zwischen Herder und Carové, daß dieser, wie jener, den Rationalisten, ein Mystiker, den Mystikern ein Rationalist zu sein scheint. »Alles von Einem zu Einem« sagt er deßfalls p. XV. der Vorrede, »ist der Wahlspruch des ächten Mystikers und des wahren Rationalisten, und sie werden nur dann einseitig, wenn der Mystiker die vermittelnde Vernunftthätigkeit, und wenn der Rationalist das religiöse Alleinheitsgefühl entbehren zu können vermeint. — Die Vernunft ist Auge, Ohr und Mund des Gefühls; denn ohne sie wäre dasselbe taub, stumm und blind. Das Gefühl aber ist gleichsam das Herz der Vernunft; denn diese wird vom Gefühle belebt und bringt ihm dagegen das Bearbeitete zurück, um in Einigkeit mit ihm

das Erworbene zu genießen. Aus dieser Anführung läßt sich überdies erkennen, daß Herr Carové nicht etwa als unentschiedener Eklektiker zwischen Mysticismus und Rationalismus mitten inne steht, zwischen jenen äussersten Gestalten beider nämlich die einander ausschließen, sondern daß er sich über beide, zu der Höhe der Idee erhoben hat, in welcher beide ihre Wahrheit finden, und in welcher sie sich, wie Einheit und Mannichfaltigkeit, wie Centrum und Peripherie, oder Kugel, wechselseitig voraussetzen. Consequentermaaßen verhält sich Herr Carové aber auch zu den mysticistischen und rationalistischen Politikern eben so, wie zu den Theologen, oder Philosophen beider, einander entgegen stehender Partheien. Seine Ansichten über Staat, Politik und Recht gehören dem ächten juste milieu an, das von jenem falschen, eklektischen wohl zu unterscheiden ist, das gegenwärtig von den Ultra's aller Farben in Frankreich und Europa, freilich sammt dem ächten, befehdet wird. Ohne Zweifel wird er deßhalb auch nicht minder von den politischen, als von den philosophischen, Partheimenschen hart angefeindet werden. Wir unsers Ortes können dagegen auch in dieser Beziehung nicht umhin, unsere aufrichtige Anerkennung, unsere vollkommene Zustimmung zu allem Wesentlichen seiner Ansichten hiemit auszusprechen, wenn gleich die Form, in welcher wir uns dieselben zu vergegenwärtigen, und die Methode, durch welche wir sie uns zu rechtfertigen pflegen, andere sind. Es genügt hiefür, anzugeben, daß Herr Carové den freien Vernunftstaat und in ihm vernünftige Freiheit aller Staatsangehörigen nicht nur als zu realisirende Aufgabe unserer Zeit und der nächsten Zukunft bezeichnet, sondern deren Lösung auch als unverbrüchliche Pflicht aller cultivirten Nationen und Regierungen nachweiset, ja in dem aufrichtigen Bestreben der Regierungen und Dynastieen, diese Lösung immer vollkommener zu bewirken, ihre wahre Legitimität, Berechtigung und Garantie zu immerwährender, unausgeblicher Dauer aufzeigt. Schon diese letzte Wendung deutet genugsam an, daß er keineswegs der Meinung ist, daß etwa Demokratieen an die Stelle der Monarchieen zu setzen seien, oder daß man die Völker ohne Weiteres mit vollem Souverainetätsrechte zu bekleiden habe. Wir hätten inzwischen um der Schwachen willen, die nicht begreifen können, warum der wahre Frei- und Vernunftstaat nur ächte, nämlich repräsentativ-constitutionnelle Monarchie sein dürfe, gewünscht, Herr Carové hätte sich grade über diesen Punct mehr verbreitet; auch deswegen hätten wir dies gewünscht, damit man seine lauteren Ansichten nicht, einiger Anklänge wegen, mit den Hegelischen auf gleiche Linie stelle, die bekanntlich nicht frei von Accommodation an Grundsätze sind, durch welche man so gern den Noth- und Gewaltstaat, wie er noch hie und da existirt, mit dem Schein des wahren Vernunft- und Freistaates umgeben möchte. — So viel über den Geist, in welchem die, die meisten Interessen des Lebens berührenden Abhandlungen des Kosmorama verfaßt sind. Eine Aufzählung aller wird zeigen, daß mit denselben auch andere verbunden sind, die zunächst nur rein wissenschaftliches Interesse haben: I. Die Natur und ihre Formen; II. die Formen des Geistes und seiner Entwickelung in die Lebenssphären des Menschen; III. Ursprung und Verbreitung des Menschengeschlechts; IV. Hierarchie der Pflichten und Gemeinwesen; V. Hierarchie der Gemeinwesen; VI. die Formen der Autorität in der Geschichte; VII. Ueber die Stellung des Vernunftrechts im System der Philosophie und seine Bedeutung für die Gegenwart; VIII. Ueber die Bedeutung des Wortes Philosophie von den ältesten bis auf die neueren Zeiten; IX. Ueber den Standpunkt der Philosophie und die Bedeutung ihres Studiums für die Gegenwart; X. Naturreligion aus Offenbarung; XI. die Religion in alter und neuer Zeit; XII. die Hierarchie der Weltkörper.

Schließlich sei uns noch erlaubt, auf eine scheinbare Kleinigkeit aufmerksam zu machen, die aber Kleinigkeit zu sein aufhört, wenn man die wichtigen Folgen bedenkt, die sie haben kann. Herr Carové hat eine bedeutende Neigung auf den Wortausdruck eines Begriffes, wie derselbe sich in der deutschen Sprache vorfindet, großes Gewicht zu legen. Im Allgemeinen ist diese Neigung nicht zu tadeln, oft dient sie in der That dazu, uns recht schlagend die tiefe Bedeutsamkeit deutscher Begriffswörter vor Augen zu stellen; allein oft veranlaßt sie auch willkührliche Deutungen gegen alle Etymologie und Sprache, und verleitet eben so oft Worterklärungen an die Stelle der Sacherklärungen zu setzen; woraus denn nur zu leicht ein moderner Scholasticismus sich entwickeln könnte.

A.

Zeitgeschichte.

Paris, ou le livre des Cent-et-un. Premier livraison. Stuttgart, chèz Charles Hoffmann, libraire. 1831. Broch. de 94 pages. 12. 24 kr.

Ein besserer Gedanke konnte nicht ergriffen werden, um dem durch die letzte Revolution in Paris ruinirten Buchhändler Ladvocat, welcher in seinen besseren Tagen manches junge Talent geweckt, gewürdiget und auf die Bahn des literarischen Ruhmes gehoben hatte, wieder aufzuhelfen, als der einer Schilderung des heutigen Paris, dieses Babilon des Westen, mit den mannigfachen Farben seines im steten Widerspruche begriffenen Lebens. Die Schöngeister von Paris insgesammt haben sich vereiniget, um zu diesem Gemälde ihre Pinsel mit eigenem Colorite in Bewegung zu setzen. So gestaltet sich von selbst: Einheit des Stoffes, Mannig-

faltigkeit der lebendigen Darstellung. Wir erhalten ein pittoreskes Concert der ersten Größe. —

Ein nobler Gedanke: Schriftsteller, deren Feder aufgeholfen worden, sie helfen ohne Anspruch auf pekuniären Dank dem Helfer wieder auf.

Wer einmal Paris gesehen, unmöglich, der legt das Gemälde nicht aus der Hand, ohne sich in die schöne Erinnerung einer Traumwelt zurückversetzt zu sehen, ohne dieses bewegte Schattenspiel an sich vorüber schweben zu lassen; er wird denken, sich ärgern, lachen, nach seiner Börse greifen, um ihr Daseyn ausser Zweifel zu setzen, er wird die Reitzbarkeit seiner Sinne als ein second sight in dem nächsten Rayon des Palais-Royal mit den Dienerinnen der Schaumgöttin des Meeres sehen passer une soirée agréable, er wird in der Rue Saint Honoré nochmals sein Leben in Gefahr glauben, kurz er wird sich wieder in Paris sehen, von dem in dem Eingange dieses Rundgemäldes gesagt wird:

»Paris parfumirt sich heute freiwillig mit Ambra, mit Moschus; sein Bart ist mit Sorgfalt zurecht gesetzt, seine Haare sind frisirt, seine Nägel mit Kunst gerandet. Welcher Schriftsteller wäre diesem vielfachen, diesem dreifarbigen Paris allein gewachsen? Wer mahlt zugleich diese kleine Grazien, diese lebhaften Zornregungen, diese wilden Leidenschaften? Leidenschaften der Kahlköpfe, Leidenschaften der Weiber, der Jugend, der Helden? — Paris zittert, Paris droht, Paris schreit zu den Waffen, Paris will an die Gränzen marschiren, Paris will ruhig bleiben, Paris schlägt ein Gelächter auf, Paris weint und schluchzet, Paris richtige Mitte, Paris äusserste Linke, Paris äusserste Rechte! Wer möchte seine Kräfte diesem Ungeheuer gewachsen glauben? Gebt daher die Einheit der Darstellung auf, rufet aber die Einbildungskraft der Zeitgenossen mit ihren so bunten Farbenabstufungen zu Hülfe, mit dieser bald regsamen, bald schwerfälligen, hier lustigen, dort traurigen, nun sanften, nun beißenden, jetzt skeptischen, jetzt gläubigen Phantasie; welcher Art die Phantasie unserer Mahler ist, sie wird hier ihren Platz finden, sie wird einen Augenblick den Mantel des Asmodeus umhängen, sie wird überall hin gehen, das arme Kind, überall, wohin ein Mann gehen darf, der sich vor nichts fürchtet: in die große Oper, in's Hospital, in's Palais-Royal, (in's Irrenhaus) nach Bicetre, in die Kammer der Pairs und in die Maternité, (das Accoucheurhaus), in das verfallende Kloster, in das Ankleide-Cabinettchen, wo die Schönen des Tags ihre rosige Haut abstreifen, zu dem Künstler, der seine Geige verkauft, um das letzte Mal zu bezahlen; sie wird überall hingehen, wo es ein sterbendes Wesen giebt, um irgend einem Dinge Hülfe zu bringen, oder wenigstens um über das arme, scheidende Nichts zu weinen. Lassen Sie nur die französische Einbildungskraft gewähren, sie wird über alle diese Ruinen den glänzenden Staub ihrer Schmetterlingsflügel streuen und ihnen jugendliche Frische ertheilen, sie wird euch weinen, oder lächeln machen. Sie werden den hinkenden Teufel erhalten von allen Männern, welche schreiben, welche denken, welche beißen, welche loben, welche beobachten, welche Prosa, oder Verse machen. Kein Name von allen Zeitgeistern wird fehlen.«

Wirklich das Gemälde des Palais-Royal von C. Roch ist meisterhaft, noch pikanter das Gemälde eines pariser Spießbürgers von A. Bazin; eine unverzeihliche Satyre auf den französischen Staat liefern die Zwillingsdichter Barthélemy u. Méry in dem Gedichte le jardin des plantes, in welchem der ehrwürdige Cuvier als der Monarch des dortigen Pflanzen- und Thierstaates geschildert wird, der für alle so väterlich sorgt, daß keiner dieser von den unerbrechlichen Schranken des eisernen Gesetzes in den bestimmten Bezirken der auferlegten Pflicht gehaltenen Bürger des Reiches für den kommenden Tag bekümmert zu sein braucht.

Paris ist das Rom in den Zeiten und nach den Zeiten des Augustus: »Panem et Circenses« — das wäre so das rechte Ministerium, das alle Tage, die Gott läßt werden, ganz Paris an die Tafel des Königs lüde und Abends Freibillets in die Theater austheilte. Ich lese die Schilderungen der politischen, partheilichen und häuslichen Verhältnisse der Franzosen leidenschaftlich gerne, nicht um sie nachzuäffen, dazu bin ich von leiblicher Natur und von geistigem Verstande zu sehr Deutscher, und wenn man es nicht übel nimmt, auch ein wenig zu viel Bayer Ja ich ergötze mich in dem doppelten Gemälde: dem objectiven und dem subjectiven des mahlenden Verfassers. — Verstehen Sie französisch, mein lieber Leser? Sind sie ein Deutscher?, Nun sodann lesen Sie nochmals irgend ein französisches Journal, ein französisches Buch, das inländische Verhältnisse zum Gegenstande hat. Keine Seite, wo nicht diese französische Eitelkeit das Wort français einstreut. Esprit français, intelligençe française, commerce français, l'armée française, le noble coeur français, le beau pays français, alles, alles français, das heißt unvergleichlich, unübertrefflich, das Erste, Beste, Größte, was die Erde aufzuweisen vermag. Und das lese ich Alles mit dem größten Vergnügen; je souris. — »Paris das Licht der Welt, die Wiege der Civilisation, das Treibhaus des Genies, der Geburtsort aller großen Erfindungen, die Beherrscherin der Sitten der Welt, der Mittelpunkt der politischen Bewegungen rc. Die Pariser lauter Talente, Helden, Abgeschliffene (Abgefäumte) Patrioten rc Edles Volk, großes Volk!« — Le noble peuple français, la France generause macht einen ungeheuern Lärmen in den Journalen, den Polen beizustehen, le Comité général zur Unterstützung der Polen bringt nicht zwanzig Francs in die Hände der kämpfenden Polen, alles Geld bleibt in Frankreich und schlüpft in die Hände von Schelmen, und dies Geld, offert par les trente millions de nobles coeurs beträgt nicht die Hälfte der Summe, die das, ohne Geschrei gebende Deutschland wirklich in die Hände der unglücklichen Helden geliefert hat. — Die Franzosen sind eine interessante Nation, das gebe ich zu! — Ein Glück ist, daß ihr Flüchtlinge deutsches Geld in euren Taschen gehabt, sonst würdet ihr bei der genereuse hospitalité française schlecht anlaufen. — O dreimal glückliches Deutschland, daß du keinen Krieg mit der Freiheit bringenden Nation anfingst. Die Belgier, welche diesen edlen Beistand erfuhren, sind ihn herzlich satt, und wünschen sich fast alle die glücklichen holländischen Zeiten zurück. Ohne Ueberlegung wird angefangen, ohne Klugheit geendiget. —

Doch still davon. — Der Druck ist nett und korrekt, das Papier gut und der Preis mäßig. Y.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag Nro. 147. 9. December 1831.

Das Verbot des constitutionnellen Deutschlands.

Der deutsche Bund — oder vielmehr die Versammlung der deutschen Fürsten in Frankfurt — bleibt seinen Prinzipien getreu; er negirt blos. Alle seine Handlungen, die seit seinem Bestehen kund wurden, sind mit keinem bejahenden, sondern mit lauter verneinenden Zeitwörtern auszudrücken, wie: abweisen, verbieten, unterdrücken, Incompetent erklären, Nicht erfüllen, Nicht zu Stande bringen u. s. w. Es ist auch aus seinem Wesen gar nicht anders zu erwarten. Dasselbe thun alle deutsche Pairskammern, die, dem Volk und den Deputirtenkammern gegenüber, das Gesetz der Schwere und der Trägheit üben und sich als Bleigewichte an die Staatsuhren anhängen zu müssen für ihren Beruf halten. Das bayerische Volksblatt bezeichnete schon einmal den frankfurter Bundestag sehr richtig als eine Versammlung von 37 der höchsten Pairsfamilien Deutschlands, und es ist nicht anders billig, als daß diese Größten auch das Regiren, Aufhalten und Anhalten so recht in's Größte treiben.

Seit den Julitagen, nach denen eine geraume Zeit selbst der blos negirende Mund in Deutschland erstarrte, hat der Bundestag nunmehr schon dreimal in einem Zeitraum von 8 Monaten die verneinenden Zeitwörter conjugirt; was, im Vergleich zu den frühern circa 12 Beschlüssen in 15 Jahren, auf eine ungeheuere Thätigkeit deutet. Er wies die Welker'sche Schrift wegen Aufhebung der Censur zurück, und beschwerte sich über den Druck eines so verwegnen Buchs: er weigerte sich, die, von vielen deutschen Städten eingegangnen, Adressen wegen Maasregeln gegen die Cholera anzunehmen, und verbot, ferner von ihn überhaupt etwas zu bitten; wodurch er sich, beiläufig, erhabner und strenger, als die Christen, Juden, Türken und Heiden ihre Götter darstellen, zeigte; denn in der ganzen Mythologie aller Völker und Zeiten ist uns kein Gott bekannt, dessen Priester den Gläubigen verboten hätten, in Leibes- und Seelennöthen zu ihm zu beten. Er unterdrückte endlich so eben die Circulation des, in Straßburg gedruckten, constitutionnellen Deutschlands; und jedenfalls eröffnet dies nur den Reihen noch andrer Unterdrückungen.

Jedenfalls basirt sich die letztere Maasregel auf §. 2 der Bundesakte: »Zweck des Bundes ist: Erhaltung der äussern und innern Sicherheit Deutschlands;« man glaubt nach 1½jährigem Conferiren so weit zu sein, die französischen liberalen Bayonette sich vom Leibe zu halten, und schreitet nun gegen die französischen Federspitzen vor, die, wie schon die berühmten Gänseleberpasteten andeuten, im Elsaß besonders scharf und spitz gerathen: Beweis dafür war schon immer, daß dieser Canton immer wetteiferte, gerade die allerliberalsten und geistreichsten Deputirten nach Paris zu schicken; so früher Benjamin Constant, so jetzt Odilon Barrot und Lafayette. Zugegeben nun, daß das constitutionnelle Deutschland, mit seinen sehr heftigen Diatriben gegen mehrere der deutschen Fürsten, die Sicherheit, wenn

auch nicht Deutschlands, doch eben jener Potentaten zu gefährden geschienen hat, — so fragen wir nur, wo blieb denn die Beachtung jenes Paragraphen grade eben bei der Cholera? Unter Sicherheit versteht man doch wahrlich auch die Erhaltung des Lebens der Bewohner von Deutschland, und wir möchten wohl wissen, ob die Abfasser des Paragraphen daran gedacht haben, daß Deutschland dennoch »sicher« sein könne, wenn auch an Pest, Cholera u. s. w. das ganze Land ausstürbe. Man muß sich aber doch ein solches sicheres Deutschland denken können, während man es sich nicht als sicher denkt, wenn unter 32 Millionen gesunder Deutschen ein Tausend Exemplare einer, noch nie angepriesenen und sehr oft getadelten Zeitung cirkuliren, gegen welche die deutsche Opposition sogar eigne Schriften und Brochuren selbst geschrieben. — Freilich war kein strenger Choleracordon aufzustellen, wenn Preußen die russischen Armeen verpflegen und die Oesterreicher ihren »Traffik« mit beiden Heeren treiben wollten, und so fehlte denn der gewöhnliche Eingang bei Bundestagsbeschlüssen: Der deutsche Bund verdankt Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich (oder König von Preußen) den durch die heutige Mittheilung bethätigten, neuen Beweis der unwandelbaren Sorgfalt, Seiner ꝛc. für die Erhaltung und Befestigung der innern Ruhe und Ordnung in Deutschland.« —

Was nun das Verbot des gedachten Journals betrifft, so ist uns nie in den Sinn gekommen, dasselbe für vortrefflich zu erklären, deshalb aber auch an eine große Schädlichkeit desselben zu glauben, so lange man es ungehindert circulieren ließ. Viele Aufsätze mußten darin jenem Pasquill ähneln, das auf Friedrich den Großen an das Potsdamer Schloß geschlagen wurde, und wir hörten fast nur mißbilligende Stimmen. Zu erwarten wäre gewesen, der Bundestag hätte, wie Friedrich gehandelt, der es weiter herunter hängen ließ. In Jahr und Tag wäre der Ton dieses Blattes selbst dem Ungebildeteren ein Eckel geworden, zumal gar wenn wirkliche Socialreformen im Vaterlande bewerkstelligt wurden. Was geschieht nun? — Sobald das Verbot nur in der Zeitung erschienen war, nahm Referenten sein Hauswirth auf die Seite, der bis dahin von dem Blatte gar nichts gewußt: Um Gottes Willen lieber Herr Doktor, verschaffen Sie mir das Blatt; da müssen curiose Dinge darin stehen, wenn der ganze deutsche Bund sich dagegen aufmacht! Bringt's die Post nicht, da bringen es Fuhrleute von Straßburg mit, wenn wir es auch ein Paar Wochen später lesen! So beeiferte sich der Bürger in der ganzen Stadt, und ich wette hundert gegen eins, die Straßburger setzen in derselben allein über 100 Exemplare mehr ab. Wie haben sich die Zeiten geändert! Als das weimar'sche Oppositionsblatt verboten wurde, fragte kein Bürger danach! Und was ist das für eine Maasregel, ein Blatt zu verbieten, dessen Druck man nicht verhindern kann! —

Doch hauptsächlich ist es der Zweck dieser Zeilen, aufmerksam zu machen auf die Zeit, in welcher dies Verbot zu Tage kam. Zehn Monate lang hatte das Blatt ruhig cirkulirt, es ist von dem Augenblick seines Anfangs eben so gewesen, wie es jetzt ist, — aber Polen stand noch, Warschau war noch nicht gefallen. Daß der Verbote mehr folgen werden, ist gar kein Zweifel; und nun fragen wir, ihr Herren vom juste milieu — waren wir exaltirte verblendete Schreier, unwissende ungerechte Menschen, als wir dies vorher sagten, als wir Alles aufboten, die öffentliche Meinung um die Mitwirkung zur Aufrechterhaltung Polens zu beschwören, weil unsere eigne Sache an der Weichsel verfochten wurde? — Wahrscheinlich sind in dem Augenblick, in welchem wir dies schreiben, noch mehrere der Folgen beschlossen worden, als es das Verbot einer überheftigen und oft unanständigen Zeitung sein kann. Und was dann? Wird die Nation durch die vergangnen 1½ Jahre zu so enthusiastischen Wünschen und Hoffnungen entflammt, auf die Kniee fallen, und mit einem pater peccavi alles geduldig über sich ergehen lassen? — Die Zukunft wird's lehren; sie wird lehren, welch' unermeßliches Unglück hätte verhütet werden können, und wer die waren, welche das Vaterland davor zu bewahren sich angelegen sein ließen!

R.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Mineralogie.

Gaea Heidelbergensis, oder mineralogische Beschreibung der Gegend von Heidelberg. Mit einer petrographischen Karte. Von Dr. Heinrich G. Bronn, Professor ꝛc. Heidelberg und Leipzig. Neue academische Buchhandlung v. Karl Groos. 1830. Broch. S. XII. u. 237 in gr. 12.

Die Bergstrasse war schon seit 50 Jahren ein von den Mineralogen besuchter Lieblingsort, und seitdem Leon-

hard Professor der Mineralogie in Heidelberg geworden, ist die Gegend theils von ihm, theils und besonders von seinen Schülern gleichsam bis auf's Mark durchwühlt worden, da sich von Heidelberg aus in kurzen Gängen die interessantesten Punkte erreichen lassen. Kein Wunder, wenn diese Gegend einer ungewöhnlich großen Reihe von Monographien ihr Dasein gab, und erfahrene Geognosten sogar von Bauern und Steinbrechern reichliche Auskunft über die Umgegend daselbst erhalten konnten. Wir besitzen in der That über die geognostischen und mineralischen Verhältnisse der Bergstrasse und des angränzenden Terrains fast mehr literarische Nachrichten, als über das Erzgebirge, von wo zwar ursprünglich die mineralogische Bildung der Erde ausging, allein die Richtung der Thätigkeit, sich immer mehr auf den Bergbau konzentrirte. Herr Dr. Bronn ist als tüchtiger Schüler, und in neuerer Zeit erst als Assistent Leonhards, und endlich als Mitherausgeber der Zeitschrift Leonhards für Mineralogie und Geognosie bekannt. Daß nun demselben, als in der dortigen Gegend geboren und erzogen, und selbst, bei natürlicher Neigung und Talent zu den Naturwissenschaften, mit den kleinsten Oertlichkeiten bekannt, von allen Seiten unterstützt, es ein Leichtes werden mußte, über diese Region eine geognostische Topographie zu schreiben, ist um so mehr begreiflich, als ihm selbst von großen Geognosten, wie von Buch, Humboldt, Klipstein, Leonhard, Keferstein, Oynhausen gleichsam in die Hände gearbeitet worden war.

Auf ein Detail der Beschreibung kritisch einzugehen, kann von mir nicht verlangt werden, da ich unmöglich die langjährige Autopsie mir anmaaßen darf, die ein Eingeborner haben muß. Es bleibt mir daher nur allgemeine Bemerkungen zu machen übrig.

Daß sich Bronn möglichst frei von Hypothesen in Erklärung des Alters und der Lagerung der dortigen Formationen hielt, ist sehr lobenswerth. Eben so billige ich, daß er in der Benennung der Gebirgsarten, besonders der gegen Darmstadt hin gelegenen Formationen, welche fast von jedem Geognosten, der über dieselben geschrieben, anders getauft worden sind, sich an die alten einfachen Namen hielt. Er kann darum überdies des Beifalls der alten Schule gewiß sein. Daß er aber nicht das Gebirge an der Lahn und im Zweibrückischen vergleichend studirte und die Resultate dieser Parallelisirung vorlegte, müssen wir tadeln, da sich sicherlich interessante Vergleichungspunkte dargeboten haben würden, namentlich in Bezug auf den Diorit im Vergleiche mit dem Dolerit und dem mandelsteinartigen Gesteine in der Nähe von Darmstadt, wodurch sich allenfalls ein Zusammenhang dieser Formationen ergeben hätte. Schon Klipstein hat diesen Vorwurf in der Beschreibung des Odenwaldes verdient. Der Zusammenhang der Gebilde darf niemals übersehen werden, da wir nur aus ihm zweifelhafte Gebirgsarten, in ihrem Alter, ihrer Lagerung, und selbst in ihrer Zusammensetzung zu beurtheilen und richtig zu bestimmen vermögen. Bronn hat sich nur auf die badischen Gebirgszüge vorzugsweise beschränkt; das vermindert zwar die Masse des Terrains, hindert aber die vergleichende Geognosie an ihren fruchtbaren Fortschritten. Würde derselbe sich gleichfalls an die Vorberge des Spessarts gewandt haben, sie hätten ihm manche Frage gelöst, die ihm das Gebirge der Bergstrasse in den Mund gegeben.

Die Karte steht in Hinsicht der geographischen, orographischen und überhaupt technischen Ausführung in keinem Verhältnisse zu der von Oynhausen und von Klipstein. Zwar könnte man diese Anforderung mäßigen, wenn man sich blos auf die Andeutung der Formationen beschränkt, allein die Gebirgszüge, ihr Fallwinkel nach den Thälern, die Wasserscheiden kann man mit Recht fordern, und in Bezug auf die Eleganz sind wir durch die oben bezeichneten Karten schon zu sehr verwöhnt, als daß wir nicht wenigstens das Gleiche hätten erwarten sollen. — Druck und Papier geht an. Am Ende des Werkchens folgen noch 9 Seiten Druckfehler, Verbesserungen und Nachträge, unter denen wir erst die Arbeiten Klipsteins über den Odenwald angezeigt finden, und zwar ohne alle Bemerkung. Es ist diese Umgehung etwas auffallend. Sollte wirklich Bronn, dem die so nahe gelegene Literatur nicht fremd sein kann, diese Arbeiten wirklich nicht gekannt haben? Nirgends finde ich sie im Texte angeführt. Y.

Medicin.

Leichtfaßliche Anleitung zur Anwendung des Chlorkalks als Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten, so wie zur Reinigung verdorbener Luft, zur Entfernung schädlicher, übel riechender Dünste und zur Verhütung schneller Weiterverbreitung ansteckender Krankheiten. Von Heinrich Schweinsberg, Verwalter der Hirschapotheke zu Frankfurt am Main, Doctor der Weltweisheit rc. Frankfurt am Main. Friedrich Wilmans Kunst- und Sortimentshandlung. 1831. Broch. v. 34 S. in 8.

Von Herrn Schweinsberg als tüchtigem Pharmaceuten und Chemiker, als welcher er sich schon vielfach durch literarische Arbeiten erprobt hat, dürfen wir im Voraus eine auf dem Standpunkte der Wissenschaft selbst verfaßte Darstellung erwarten. Da die Absicht dieser Schrift aber blosse Belehrung für den Laien ist, so darf man von ihr keine chemische Neuigkeiten, oder Entdeckungen verlangen, wohl aber eine populäre Darlegung der Eigenschaften des

Chlors, der Art, es zu oben bezeichnetem Zwecke zu gebrauchen, zu handhaben und sich vor Schaden zu wahren. Wenn wir gleich schon von mehreren Aerzten und Chemikern Werke darüber besitzen, so war die Arbeit von Schweinsberg dennoch nicht überflüssig, da jene theils zu voluminös sind, und mehr geben, als hier gefordert wird, theils aber auch nicht auf dem Standpunkte stehen, auf welchem unser Wissen über diesen Gegenstand heutzutage steht. Es sind hier Vorurtheile gegen die Anwendung des Chlors zu beseitigen, daher die Leute über den Ursprung desselben aus dem gemeinen Kochsalze zu belehren, und ihnen Anleitung zu geben, wie der Chlorkalk so zur Vertilgung der, in der Luft schwebenden Ansteckungsstoffe und schädlichen Ausdünstungen ohne die mindeste Belästigung der Lungen, ohne Beschädigung der Kleidungsstücke u. dgl. m. anzuwenden ist. Nicht allein für solche, die mit den chemischen Processen unbekannt sind, sondern selbst für Apotheker, welche zuweilen den Chlorkalk selbst verkaufen, aber seine Application in den Zimmern, auf den Vorplätzen, zur Reinigung der Luft, zur Desinfection der Kleidungsstücke, Waaren rc. nicht genau kennen, ist diese Anleitung eine willkommene Erscheinung. Gerade ein solcher Unterricht fehlte bisher; und diesem Mangel ist das Mißtrauen, welches vor Kurzem einige Nichtkenner der Sache äusserten, zuzuschreiben.

Es ist zwar von den Aerzten noch nicht entschieden, ob die Cholera ansteckend ist; das ist aber allgemein angenommen, daß da, wo sie grassire, die Luft verunreiniget sei. Wenn nun dies der Fall ist, so giebt es auf dem Erdboden kein sichereres Mittel zur Reinigung derselben, besonders in den Wohnungen, als den Chlorkalk. — Die Chlorräucherungen nach Guyton-Morveau, welche manche noch anstellen, indem sie Kochsalz, Braunstein und Vitriolöl in einer Schale auf eine Kohlpfanne mit glühenden Kohlen stellen, sind in bewohnten Zimmern durchaus schädlich, und nur noch in Desinfectionsanstalten, wo im Großen operirt wird, unter Leitung eines Chemikers anwendbar. — Wollte man von der Schädlichkeit dieser Räucherung, so wie von der Räucherung mit salpetriger Säure auf die der übrigen Chlorpräparate schließen, so würde man ungefähr einen Schluß machen, wie von der Wirkung einer Kanonenladung auf die einer Pistolenladung, d. h. das Verhältniß ist wie von 1000 zu 1. Denn bei jenen Räucherungen wird auf einmal eine große Menge Chlors mit schwefeliger Säure entwickelt, welche beide in solcher Menge von den Lungen nicht ertragen werden, bei der Chlorentwickelung aus Chlorkalk und ähnlichen Zusammensetzungen aber steigt das Chlor nur in äusserst kleinen Quantitäten auf und verbreitet nur einen schwachen, dem der frisch gebleichten Leinwand ähnlichen Geruch.

Würden diese Erläuterungen in den Volksblättern dem gemeinen Manne mitgetheilt, so würde er in den Riechfläschchen, Choleraypulvern u. dgl. kein Gift mehr erblicken, sondern sich selbst darnach umsehen. Nichts ist schlimmer für den Staat, für die öffentliche Sicherheit gefährlicher, als der Mangel an Aufklärung unter dem Volke. Darum kann man nicht oft genug wiederholen, daß doch die Staatsbehörden die Schullehrer in der Physik, Chemie, Technologie und Naturgeschichte unterrichten lassen sollen, um in den Feiertagsschulen die Leute über die Dinge aufzuklären, die sie zunächst umgeben, auf die sie bei jedem Schritte ihren Fuß setzen und auf die sie, wie Blinde mit offenen Augen hinsehen, ohne sie eigentlich wahrhaft zu sehen, das heißt, zu erkennen.

C.

Cholera-Literatur.

Nützliche Erfindung eines Dampf- und Wasser-Heitzapparats gegen die orientalische Cholera. Von Joseph Koppenstädter, Bataillonsarzt rc. Mit 7 lithographirten Tafeln. München, Verlag von Georg Franz. 1831. Broch. v. VIII S. Tit. Vorr. 76 S. Text. Preis 36 kr.

Die Cholera setzt doch noch einen Handel in Bewegung: den Buchhandel, während sie allen andern lähmt. Gerade die Aerzte, die sie gar nicht gesehen haben, schreiben am Fleißigsten darüber, und die sie wirklich gesehen und behandelt haben, werden am wenigsten gelesen. Doch soll dies nur im Allgemeinen gesagt, nicht aber auf vorliegendes Werkchen angewandt sein. Der Verfasser gibt in demselben nur eine compilative Beschreibung der verschiedenen Dampfbad-Vorrichtungen, so wie sie von Deutschen, Engländern und Franzosen erfunden worden sind, um am bequemsten, leichtesten und sichersten den Cholerakranken den Schweiß auszutreiben, den man ja als das Heil sehnsüchtig erwartet. Auch die indische von Tilesius beschriebene Ramasirmethode theilt er mit; und zuletzt seine eigene Vorrichtungen zu Dampfbädern verschiedener Art. Ohne über deren Brauchbarkeit entscheiden zu wollen, da sie sich nur aus Versuchen bestimmen läßt, bemerke ich blos, daß ich vorziehe, den Kranken in seinem Bette selbst in eine Dampfatmosphäre zu bringen, was auf zweierlei Art geschehen kann; entweder dadurch, daß man halbe Faßreife über das Bett spannt, wie an Kinderbetten und mittelst einer großen Kaffeemaschine, an deren Oeffnung eine blechene Röhre befestiget wird, welche unter die, über die Reife gehangenen Decken läuft, und den Dampf des in der Maschine, durch eine Weingeistlampe im Sieden erhaltenen Wasser in den hohlen Raum des Bettes leitet; (Besser ist es zwei solcher Maschinen zu appliziren, eine in die Nähe der Füße und eine gegen den Bauch.) oder dadurch, daß man Backsteine glühend macht, sie in einer Wärmpfanne von Eisen, oder Kupfer, am Besten mit Weinessig, Kamphorspiritus, Kräuteressig und dergleichen begießt, und augenblicklich unter die Decke schiebt. Leute von einiger Bildung werden sich damit leicht und bald zurecht finden, und der Kranke kann dann in seinem Bette verbleiben, ohne durch Transport in andere Apparate der Gefahr der Verkältung ausgesetzt zu sein. Kommt er so in Schweiß, so werden gewärmte, trockene Ueberschläge über Bauch und Glieder gemacht, welche fortwährend ohne Entfernung der oberen Decken, gewechselt werden können. — Doch will ich selbst nicht theoretisiren; ich wollte nur andeuten, wie sich jede auch noch so arme Haushaltung helfen könne.

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 148. 12. December 1831.

Sind die Domainen in Deutschland in den unmediatisirten Staaten in der Regel Familiengut der Dynastie?

In der Verordnungssprache des weimaraner Ministerium herrscht, wie im staatsrechtlichen Handbuch des Geheimenrath Schweitzer, ein geschichtlicher Irrthum in Ansehung des Privateigenthums der Domainen und Regalien des großherzoglichen Hauses, welchen auch andere sächsische Schriftsteller zu theilen scheinen, den man aber wegen mancher jetzigen und künftigen Folgen aufdecken muß.

Es soll das, was die Kammer in Weimar verwaltet, Familiengut der Dynastie sein und die Civilliste des Großherzogs dem Lande nichts kosten. Niemand kann mehr Verehrung für eine edle Dynastie voll Humanität hegen, als der Verfasser; aber darum darf er doch freimüthig behaupten, daß die Lehns- und Geleitsgelder, die Posten, die Frohnden, ehe sie abgehandelt wurden, und die Naturalzinsen vom Boden der Amts- und adlichen Bauern, wo sie durch Zufälligkeiten jetzt drückender geworden waren, allerdings den Unterthanen viel und durch Erschwerung einer einträglicheren Bodenbenutzung noch mehr kosten. Es ist folglich irrig, daß der Fürst dem Lande nichts koste. Die verhängnißvollen Zeiten haben die Kameraleinkünfte und den Wohlstand der Bauern in den großherzoglichen Domainen und in den Rittergütern, in so verwandtschaftliche Beziehungen verwickelt, daß ohne die Beförderung der höchsten landwirthschaftlichen Industrie des Bauernstandes, der letztere in den großherzoglichen Aemtern und in den gutsherrlichen Distrikten, wie die Erfahrung zeigt, verarmen kann, weil man sehr wichtige Veränderungen in England erwarten muß, ehe man annehmen kann, daß die im Jahr 1828 gestiegenen Preise der Produkte des Bodens und der Viehzucht nicht zu der Niedrigkeit von 1817 bis 1827 zurück gehen werden. Der weise Großherzog Carl August hatte unter den Augen sehr rationaler Landwirthe einige Domainen selbst bewirthschaftet, um durch veredelte Schäferei ein Plus erlangen zu wollen. Der Versuch scheiterte, weil man die Erhöhung der Finanzeinkünfte mehr im Wege der Racenverbesserung, als in der Boden- und Wiesenverbesserung, Einfriedigung und Belanderiegung der Gutsfelder suchte. Die Vererbpachtung in viele kleine Landstellen würde sicher die Einnahmen vermehren, oder noch sicherer die Ausgaben vermindern.

Es ist übrigens bekannt, daß der verstorbene Großherzog nicht ungeneigt war, die Kammereinkünfte gegen eine feste Civilliste den Landständen zu überlassen, aber sehr zu bedauern, daß letztere nicht geneigt schienen, diese Landesväterlichkeit sofort zu benutzen.

Wie entstand das jetzige Kammervermögen Weimars? Aus Landgütern, welche zum beträchtlichen Theil aus eingezogenen geistlichen Gütern, aus eingezogenen Lehen, aus der henneberger Erbschaft, aus Anweisungen des Vergleichs mit Preußen zur Vervollständigung der großherzoglichen Dotation im Jahr 1815 und zum

Theil auch aus der Erwerbung Thüringens, als das Haus der Landgrafen zu Thüringen und Herren zu Hessen ausstarb und an das Haus Wettin fiel u. s. w.

Der Titel der Erwerbung Thüringens war die kaiserliche Belehnung mit Land und Leuten, Domainen und Regalien, Landfolge u. s. w. Vermöge dieser Dotation war der Souverain verpflichtet, aus solcher sich und die Mittel zur Deckung der Staats- d. h. der Souverainetätslasten in ruhigen Zeiten zu verschaffen. Reichte die Einnahme nicht hin, so ging man über zu den Steuern, die der Landesherr sehr oft zu leicht bewilligt erhielt.

Als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen vom Kaiser Karl V. geächtet wurde und nur einen in der Oberfläche sehr verkleinerten Staat in Thüringen behielt, vergrößerte der Kaiser die Rechte der älteren ernestinischen Linie in Thüringen keineswegs, die nachher durch die Aechtung des durch den berüchtigten Grumbach verblendeten Herzogs Johann Friedrich von Sachsen-Gotha eine abermalige Verringerung erhielt.

Die Regel blieb, daß der Fürst, der zugleich Landesherr war, aus dem, was ursprünglich Familiengut zum Theil gewesen sein mochte, so lange es möglich war, die Lasten der Landeshoheit trug.

Es ist keine neue Erscheinung in der Welt, daß Jemand, um eine Würde im Staate zu erlangen, aus seinem Privateigenthum Opfer bringt. Seitdem sich aber die Fürsten vom Kaiser mit Land und Leuten im Mittelalter belehnen ließen, verpflichteten sie ihr früheres Privateigenthum dem Kaiser und Reiche. Die anhaltschen Kurfürsten von Sachsen starben aus, und ihr Lehn, gewiß zum Theil ursprüngliches Familiengut ging nicht an die agnatischen Häuser Anhalt und Lauenburg, sondern an das Haus Wettin durch Belehnung über. Wären Domainen und Regalien damals Familieneigenthum des erloschenen Mannsstammes gewesen, so würden die Häuser Anhalt und Lauenburg jene geerbt haben, sie erbten aber nichts davon, weil ihr sämmtliches Grundeigenthum durch Belehnung mit der Würde des Reichsvasallen in Rechten und Lasten einverleibt worden war. (Schl. f.)

Ueber das Fortrücken der Gletscher in den tyroler und schweitzer Alpen.

Seitdem de Luc als Ursache der Zu- und Abnahme der Gletscher das Fortrücken, oder Fortrutschen derselben angegeben hat, haben sich die Physiker über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ortsbewegung solcher Eismassen gestritten, und bis heute ist der Streit noch nicht durch Thatsachen und genaue Beobachtungen geschlichtet worden: besonders haben deutsche Naturforscher die Möglichkeit eines allmähligen Abwärtsrückens der Gletscher geläugnet, obgleich andere diese Theorie sehr in Schutz nahmen, wie z. B. v. Moll (in dessen naturhistorischen Briefen.) Die Sache scheint uns so interessant für jeden Gebildeten zu sein, daß wir einige neue Thatsachen zu de Luc's Theorie hier mitzutheilen nicht anstehen. — Als Saussure im Jahre 1787 zum ersten Male den Gletscher des Col du Geant, genannt das Eismeer, bestieg, bediente er sich beim Uebersetzen über die Eisklüfte einer Leiter, die er bei dem Herabsteigen auf dem obersten Theile des Gletschers liegen ließ. Sie wurde im folgenden Winter vom Schnee bedeckt und seitdem nicht mehr gesehen. Im vorigen Sommer nun kam sie auf einmal auf der dem Felsen Le Moine entgegen gesetzten Seite des Eismeers zum Vorschein, d. h. an der unteren Gegend des Gletschers: sie war demnach mit dem Eise innerhalb 43 Jahre um drei Ligues vor- d. h. abwärts geschritten. — Capitain Sherwill sah bei seiner Besteigung des Mont Blanc Gletscher, deren untersten Theile sich an dem Rande von 200 Fuß hohen senkrechten Felswänden endigen. Durch das Fortrücken der Eismasse trat das untere Ende des Gletschers über den Rand des Abgrundes hervor, und es stürzten von Zeit zu Zeit große Eisblöcke, durch die eigne Schwere abbrechend und zum Theil auch durch die Einwirkung der warmen Luft mürbe gemacht, unter furchtbarem Donnergetöse den Abgrund hinab. Mit der Eismasse rükken auch die von ihr oft eingeschlossenen größeren und die auf die Gletscher herabgestürzten kleineren Felsblöcke fort, und kommen so in die Thäler hinab. — Im Chamounithale haben die Führer der Reisenden, um sich von dieser oft gehörten Sache zu überzeugen, auf jeder Seite eine Stange, in gerader Linie mit einem seitlichen Felsen, auf die Oberfläche des Gletschers gesteckt, um ihr Fortrücken zu beobachten. Innerhalb zwölf Monate waren die Stangen um ungefähr hundert Ellen in das Thal herabgerückt. — Aus diesen augenscheinlichen Thatsachen scheint also die Gewißheit hervorzugehen, daß die Gletscher wirklich ganz unvermerkt sich den Thälern zusenken, dort aber in einer gewissen Tiefe zerfließen. (Philos. Magaz. Vol. IX. p. 32.) C.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Naturkunde.

Kleine Naturlehre und Naturgeschichte für Elementarschulen. Gesammelt und für die Hand der Kinder bearbeitet von M. Desaga, Lehrer in

Heidelberg. 2te Auflage. Heidelberg. Druck und Verlag von Aug. Oswald. 1830. Pr. 36 kr.

Bevor wir ein Urtheil über dieses kleine Buch abgeben, bezeichnen wir den kurzen Inhalt desselben. In zwei Theilen wird die Naturlehre und Naturgeschichte aus größeren Werken sehr kurz zusammen getragen; die Naturlehre enthält in zehn Abschnitten das Wesentlichste von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, von der Luft und dem Schalle, vom Wasser, von Wärme und Feuer, vom Lichte, von Elektricität, vom Magnet, Lufterscheinungen, Weltgebäude und Beschaffenheit der Erdoberfläche: die Naturgeschichte auf 54 Seiten die drei besonderen Naturreiche, und dem zehnten Abschnitte der Naturlehre ist noch eine kleine Geographie beigefügt. Mit der Naturlehre verräth der Verfasser wenig Bekanntschaft; er wirft vieles durch einander, erklärt eben so vieles undeutlich und so sachunkundig, daß man sich wundern muß, wie eine zweite Auflage nothwendig werden konnte. Er hat aus verschiedenen Werken über Naturlehre die Stücke zusammen getragen und so ein buntes Allerlei im Ganzen aber nichts hergebracht. Er hatte daher nicht Ursache, sich in der Vorrede zu beschweren, daß er in der Monatschrift vom Juni 1830 von einem Recensenten der ersten Auflage etwas derb getadelt wurde. Vieles thut er sich jedoch zu gute, daß er in der allgemeinen Schulzeitung Juliheft 1830 besonders gelobt worden sei. Bei einem solchen Widerspruche hielten wir es für unsere Pflicht, das Machwerk genau zu prüfen, um dem Verfasser, wenn er anders nicht zu großer Egoist ist, und sachkundige Bemerkungen willig annimmt, keine Gelegenheit zu etwa gerechten Klagen zu geben und ihm nicht als ein Recensent zu erscheinen, der entweder aus Vorurtheil, oder sonst unlauteren Absichten schnell ein Werk verwirft, oder lobhudelt, ohne zureichende Gründe für jenes oder dieses Urtheil zu haben.

Beachten wir nun die pädagogische Regel, daß Kinder nicht blos trockene Begriffe auswendig lernen, sondern, mehr mit dem Wesen der Natur in einer gemeinfaßlichen Sprache vertraut werden sollen; daß ein in Fragen und Antworten abgefaßtes Lehrbuch weder falsche Begriffe und Unrichtigkeiten, noch verworrene Darstellungen der Sache enthalten dürfe, und prüfen das vorliegende Buch in diesen Beziehungen, so erhalten wir ein für den Verfasser sehr ungünstiges Resultat. Er ist ein ängstlicher und in mancher Rücksicht im Wesen der Sache unkundiger Sammler, und verfällt in vielen Darstellungen in solche Oberflächlichkeiten und Trockenheiten, die sogleich zu erkennen geben, daß er selbst nur oberflächliche Kenntnisse der Sache besitzt. Dieses Urtheil belegen wir mit einigen Beispielen. Trocken, langweilig und in manchen Einzelheiten unrichtig ist die 16 Seiten durchlaufende Darstellung der allgemeinen Eigenschaften der Körper; wobei irrig gesagt wird, daß die Stärke des Zusammenhanges von der Menge der Berührungstheile der Körper abhänge, wornach also ein dichterer Körper einen stärkeren Zusammenhang haben müßte, als ein lockerer. Aus den Erklärungen von Anziehungskraft, Schwere und Schwerkraft kann unfehlbar der Verfasser selbst nichts entnehmen. Wir behaupten, er schrieb dieselben aus größeren Werken ab, ohne sie selbst zu verstehen: So fragt er: Warum wird ein in das Wasser getauchter Finger naß? und antwortet: weil er schwerer ist, als Wasser, und dieses daher von ihm angezogen wird! — Eben so hängt sich Quecksilber blos an Gold und andere Körper, weil das Gold schwerer ist, als das Quecksilber. Es scheint der Verfasser nicht zu wissen, daß sich Quecksilber auch an das Silber, Kupfer und andere Metalle hängt: Was antwortet z. B. der Verfasser, wenn ihn ein Knabe fragt: Warum das Holz naß werde, warum sich das Wasser mit Weingeist und nicht mit Oel verbinde? Er würde dann wahrscheinlich etwas herstottern, was keine Hände und Füße hätte, oder gar sagen müssen: das weis man nicht. —

Wenn wir ferner lesen, daß der Saft in den Bäumen und Pflanzen aus derselben Ursache aufsteige, aus welcher das Wasser in den Schwamm, oder das Oel im Dochte aufsteigt, so muß man sich wundern, wie der Verfasser mit solchen Unrichtigkeiten Schüler der Elementarschulen belehren kann, und wegen seiner Unkenntniß sich nicht schämt. Wir könnten ihm noch viele Fehler nachweisen, wenn wir noch weiter in's Einzelne eingehen dürften. Wir finden sehr viele unnöthige Wiederholungen und oft lächerliche Irrthümer, die ganz vorzüglich geeignet sind, zu beweisen, daß der schreiblustige Verfasser aus dem ersten, besten Werke über Naturlehre excerpirte, ohne zu untersuchen, ob er richtige Antworten auf die Fragen ertheilt. Auch widerspricht sich der Verfasser nicht selten, und giebt oft ganz unpassende Antworten, wie auf die Frage über Mittheilung der Wärme und andere.

Im zweiten Theile findet man ähnliche Mängel, und namentlich ist das Pflanzenreich auf neun Seiten abgehandelt, wobei man fast nichts als Namen von inländischen und ausländischen Gewächsen findet, was für Elementarschulen ganz unbrauchbar ist. Der Bearbeitung selbst ist das Wissenswürdigste aus der Naturgeschichte rc. für deutsche Volksschulen, von Heinr. Rebau Stuttgart 1829 zum Grunde gelegt, ein Buch, welches nur 24 kr. kostet, und allen Anforderungen für Elementarschulen entspricht. Der Verfasser dagegen hat mit seiner in mehrfacher Beziehung geringfügigen, meistens mittelmäßigen, oft schlechten Arbeit die Literatur unverantwortlich vermehrt. Von unseren Hausthieren giebt er oft nur wenige, von fremden aber oft weit mehr an. Daß übrigens Kinder nicht blos Namen auswendig lernen, sondern auch eine kurze Angabe und Be-

schreibung z. B. von der Kaffeepflanze, vom Zuckerpfeffer u. s. w. erhalten sollen, wird der Verfasser nicht selbst einsehen. Besonderen Tadel verdient der Verfasser endlich, daß er zu wenig religiöse Beziehungen in seiner Arbeit aufgenommen, und auf Aberglauben, Irrthümer u. dgl. aufmerksam gemacht hat. Diese Seite gehört zu den schwächsten des Buches, und trägt wesentlich dazu bei, daß wir es für völlig unbrauchbar an Elementarschulen erklären müssen. Da zugleich das Wesentlichste vom Unwesentlichen nicht geschieden ist, so glauben wir mit diesem Urtheile dem Verfasser nicht zu nahe zu treten, wenn er anders Wahrheitsliebe und Bescheidenheit genug besitzt, gegründete Rügen an seinem Buche für folgende Auflagen zu benutzen.

Von den zur Selbstbeantwortung am Ende jedes Abschnittes beigefügten Fragen sind manche der Art, daß sie manchen Lehrer, wenn er auch etwas vollkommene Kenntniß in der Naturlehre besitzt, in Verlegenheit setzen, da sie für die Jugend fast durchgehends nicht passend sind, weil für sie die Antworten sich aus den vorher gegangenen Erklärungen ergeben müssen. Ist auch der Druck gut, so ist das Papier um so schlechter. P.

Medicin.

Allgemeine medicinisch-pharmazeutische Flora, enthaltend die systematische Aufzählung und Beschreibung sämmtlicher bis jetzt bekannt gewordenen Gewächse aller Welttheile in ihrer Beziehung auf Diätetik, Therapie und Pharmazie, nach den natürlichen Familien des Gewächsreiches geordnet. Von V. F. Kosteletzky, Doktor der Medizin, supplirendem Professor der medizinischen Botanik 2c. Erster Band. Prag. Bei Borrosch und André. 1831. S. XXV. u. 310 in gr. 8.

Sonderbar! Zu gleicher Zeit erscheinen zwei Werke über medicinische Botanik: vorliegende von Kosteletzky in Prag, und die andere von Bischof in Heidelberg, zweien tüchtigen jungen Botanikern; jeder von ihnen glaubt Gründe zur Herausgabe seines Werkes zu haben, und das Sonderbare ist die Extreme der Ansichten, sind die Beweggründe. Kosteletzky sagt: die erschienenen Schriften über diesen Zweig der Botanik seien zu beschränkt, sie nehmen auf die exotischen, noch nicht in unsere Apotheken eingeführten Pflanzenstoffe keine Rücksicht, er lege daher eine Botanica pharmaceutica universalis vor, die Alles darüber bekannt gewordene in drei starken Bänden enthalten solle; Bischof dagegen behauptet, die bis jetzt erschienenen Schriften über diesen Gegenstand nehmen mehr auf, als der Anfänger brauche, er gebe ihnen daher einen kurzen, das Nöthigste enthaltenden Leitfaden in die Hand. Der Schlüssel dieses Widerspruches liegt wohl darin: Kosteletzky schrieb ein Repertorium für den gelehrten Botaniker und Arzt, Bischof eine kurze Anleitung, wohl nur für seine Zuhörer. Erster hat daher als Sammler Verdienst für uns alle, letzter verdient den Dank seiner Zuhörer.

Gehen wir nun zur Betrachtung des vorliegenden Werkes über, so müssen wir den ungeheuren Sammlerfleiß loben, dem es sein Dasein verdankt; eine Unzahl Schriften jeglicher Art sind benutzt, jedes Pflänzchen, das auch nur von weiter Ferne, von gelehrten Aerzten und ungelehrten alten Weibern jemals empfohlen worden, findet hier seinen Platz. — Die Anordnung ist nach natürlichen Familien. Warum hat Kosteletzky aber nicht zu jedem Familiennamen ihren Urheber gesetzt? Warum wirft er die Benennungen derselben durch einander, ohne auch nur in einer Note die Gründe zu dieser scheinbaren Willkühr anzugeben? Warum sagt er nicht: ich bin de Candolle gefolgt, habe aber zugleich auch die Arbeiten Agardt's, Reichenbach's, Martius, Nees u. a. m. benutzt und sie zu verschmelzen gesucht. Diese Unterlassung führt zum gänzlichen Mißtrauen auf die Aechtheit und Natürlichkeit der aufgestellten Familiencharaktere, denn Auctoritäten sind nicht angegeben, und Gründe für die Behauptungen eigener Untersuchungen und Beobachtungen nicht beigebracht. Wollte ich mich auf eine spezielle widerlegende Kritik der Classifikationsabweichungen einlassen, so müßte ich ein neues Buch schreiben. Ich muß mich daher begnügen, ein Haupturtheil abzugeben; dieses fällt dahin aus, daß das Unternehmen des Herrn Kosteletzky allerdings lobenswerth ist; denn welcher Arzt, oder Pharmazeut hat Muße und die literarischen Hülfsmittel, um sich über ein neu bei uns eingeführtes Pflanzenheilmittel aus Ostindien, oder Pensylvanien, oder Brasilien und dergleichen fernen Ländern in den zahlreichen fremden, oder inländischen Originalwerken zu belehren? Ein solches Repertorium aber ersetzt sowohl dem Praktiker, als dem Gelehrten eine kleine Bibliothek. Letzter findet die Quellen jeder einzelnen Mutterpflanze angeführt, und kann sich über das Spezielle, so es Noth thut, dann weitere Bahn suchen.

Da das Werk drei ansehnliche Bände zu bilden verspricht, so dürfte der Verfasser künftig besonders den Synonimen der Pflanzennamen, dann den Unterscheidungsmerkmalen ähnlicher Pflanzen, wegen der so häufigen Verwechselungen, einige nähere Aufmerksamkeit schenken, da bei einem so ausgedehnten Werke, in dem umfassende Beschreibungen gegeben sind, diese Momente durchaus berücksichtigt werden müssen, wenn dasselbe nicht nach einer Hauptrücksicht mangelhaft werden soll.

Druck und Papier sind leidlich. C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch | Nro. 149. | 14. December 1831.

Sind die Domainen in Deutschland in den unmediatisirten Staaten in der Regel Familiengut der Dynastie?

(Schluß.)

Als Napoleon im Jahr 1806 die kaiserliche Würde dem Kaiser Franz dergestalt verbittert hatte, daß er seinen Thronrechten über Deutschland, Ober- und Mittelitalien freiwillig entsagte, und darauf in und ausser dem Rheinbunde ein neues deutsches Staatsrecht mit voller Souverainetät der erhaltenen Reichsfürsten gebildet wurde, entstand in Folge der großen Mediatisation der meisten Reichsfürsten die neuere Praxis, daß die Standesherren Privateigenthümer der von ihnen genutzten liegenden Gründe ihrer vormaligen Staaten und einiger Regalien sein und bleiben, jedoch die Landeshoheit verlieren sollten. Noch ist der Streit über die schönburgschen Receßherrschaften mit etwa 45,000 Einwohnern unentschieden, ob nehmlich das Königreich Sachsen, welches jetzt über 400 Mann Bundescontingent für solche stellen muß, berechtigt ist, mehr Beitragsgeld von Schönburgs Standesherren, oder deren Unterthanen zu verlangen, als bisher zu den Staatslasten des Königreichs Sachsen beigetragen wurde, den der alte Beitrag, die Unterhaltung des auf die Volksmenge berechneten Contingentsantheiles der schönburgischen Receßherrschaften nicht zu decken vermag. Wird entschieden werden, daß die schönburgischen Lande dem Königreiche, welchem sie einverleibt sind, durch die Einverleibung keinen Nachtheil zufügen müssen, so wird freilich weiter auszumachen sein, ob die Fürsten und Grafen zu Schönburg zu der neuen Last ihrer Unterhörigen einen Beitrag geben müssen, oder nicht? Vermuthlich lautet die Entscheidung, oder ein Vergleich, der etwa die Freiheit der Unterhörigen in der Benutzung des Bodens erweitert, bejahend, denn als das deutsche Reich im kriegerischen Zeitalter Ludwig XIV. einen stehenden Militairetat verfügte, wollten zwar die Fürsten auf dem letzten Reichstage in Regensburg, die so große Last den Unterthanen **ganz zuwälzen**, aber Kaiser Leopold I. mildesten Andenkens entschied, **daß sie nicht das Ganze, aber einen hülflichen Beitrag leisten sollten.** Manche der standesherrlichen Häuser haben bei der Mediatisirung an disponiblem Einkommen ihrer Civilliste sogar gewonnen, obgleich sie wegen ihrer verlorenen Landeshoheit am Glanze unläugbar einbüßten.

Allein diese napoleonische Einweisung, welche durch die auch von den Standesherren als Fügung anerkannte deutsche Bundesacte ein reines Recht wurde, **änderte nicht die Domaineneigenschaften in den erhaltenen Bundesstaaten alter Dotation ab,** und wenn bekanntermaßen Preußens Domainen ohne die Regalien 10 Mill. Rthlr. selbst nach manchen erbpachtlichen Entäusserungen eintragen, der Hof dagegen nur 2,500,000 Rthlr. als Civilliste des gesammten königlichen Hauses bezieht, so sieht man, daß der zweite Fürst des deutschen Bundes so gnädig war, die Do-

mainen von ihrer älteren Pflicht, Beitrag zu geben zu den allgemeinen Staatslasten, nicht zu dispensiren.

Selbst Darmstadt und Nassau, welche sich die fernere Nutzung der Domainen in den gegebenen Verfassungen zueigneten, übten die Großmuth, beträchtliche Theile des Domainen- und Regalieneinkommens, der Landesschuldentilgung und andern Lasten zu widmen. Manche der Bundesfürsten und Standesherren, welche nicht die schlaue Kunst übten, die sogenannte Kammer- und Landeskasse zu trennen, um von der ersteren die Lasten ab und der Landeskasse zuzuwälzen, haben fast ganz, oder allein aus ihren Domainen und Regalien die Kosten des unglücklichen Reichskrieges bestritten.

Die Trennung der alten und neuen Dotationen der Staaten und der Municipalitäten in der Finanzverwaltung scheidet die Interessen des Landesherren als Landesherrn, dessen Bestes man sich nur vereint mit dem Glücke seines Volkes, und in Stadtverwaltungen, das Senatorialinteresse mit dem allgemeinen Bürgerinteresse vereint denken kann, dergestalt, daß der Fürst und der Senat verleitet werden können, als Gutsherren, sich das Interesse ihrer Personen und ihrer Hörigen als abweichend zu denken. Die Trennung des sogenannten Kammer- und Steuervermögens führt die Nothwendigkeit mehrerer Hebungsbeamten, als sonst nöthig wären, herbei. Wenn unsre Staatsmänner für jedes neue Staatsbedürfniß neue Auflagen ersannen, vergaßen sie leider oft die große Staatsfürsorge, in Einnahme, oder Ausgaben der alten Staats- oder Stadtdotalien zu ersparen. Jetzt ist aber das Sparen die wesentlichste aller Ministertugenden, wie der Privaten, deren einst größeres Vermögen die Zeiten zerrüttet haben.

Die in den sächsischen Häusern Mitteldeutschlands u. s. w. eingeführte Trennung des Kameral- und Landesvermögens, ist dem Regenten und dem Publikum nachtheilig, theils durch die größere Zahl der Finanzverwalter, und dann auch durch die bei jedem Umsatz, oder Tausch von Grundstücken zahlbarer Lehngelder, ungeachtet der höchste Werth der Grundstücke nur da erlangt werden kann, wo es möglich, in der Mitte, oder in der Nähe seiner bei einander liegenden Grundstücke zu wohnen. Sie sind der nämliche Krebs, der in Frankreich an dem Wohlstande der Unterthanen durch die Einregistrirung nagt. Es giebt Dörfer und Feldmarken, welche bei den Frohnden und der jetzigen übeln Landvertheilung, die eine höhere Vegetation des Bodens gesetzlich hindert, ihre sogenannten Kammer- und gutsherrlichen Naturalabgaben und Dienste (in Sachsen) nicht tragen können. Daher man von Seiten der Kammern hie und da schon in ernste Ueberlegung nahm, die Abgaben gegen Abtretung des Grundeigenthums mancher Felder, die besser in Forst verwandelt werden können, zum Vortheil der zu bedrückten Unterthanen zu mildern. Es sind keine Gesetze nöthig, welche untersagen, daß das Grundeigenthum nur bis auf gewisse kleine Oberflächen soll vertheilt werden dürfen, sondern andere, welche der Huth und Weide auf fremdem Eigenthum gegen eine nicht zu drückende Entschädigung ein Ende machen und wenigstens in den bisherigen wüsten Feldmarken, eine Zusammenlegung und Behausung der Ländereien organisiren. Dieser ganz unschädliche Versuch, wobei jeder Besitzer und auch der Lehnsherr am Ende gewinnen muß, würde hernach die holsteinische Wechselwirthschaft mit Abfriedigung der Ländereien herbeiführen. Diese behandelten Aecker bedürfen weniger Pferde und Ochsen, aber mehr Menschen zur Bestellung, und darin liegt besonders ihr Vorzug, daß sie mehr Arbeiter, als Arbeitsthiere bedarf. Ohne diese landwirthschaftlichere Nutzung des Bodens wäre Holstein ganz untergegangen im traurigen letzten Jahrzehend, wo alle Erzeugnisse des Bodens nur in den höchst bevölkerten Theilen Deutschlands einen bedeutenden Werth behielten.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogische Literatur.

Deutsche Grammatik zum Gebrauche in lateinischen Schulen ꝛc. von J. G. Beilhack, kön. Studienlehrer in München. München. 1832. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.

Diese deutsche Grammatik tritt thatsächlich der verkehrten Ansicht entgegen, als wäre ein grammatischer Unterricht in der Muttersprache für Schüler in Gelehrtenschulen entbehrlich, oder gar und überhaupt nachtheilig, geisttödtend, oder was noch weiter. Sie ist uns schon in dieser Rücksicht willkommen, und verdient auch wegen der sichtlichen Liebe und Sorgfalt, welche der Verfasser darauf verwandt hat, unsere Anerkennung. Wir sind zwar nicht der Ansicht, daß eine deutsche Grammatik, selbst wenn sie für Gelehrtenschulen bestimmt ist, sich gar zu ängstlich in der äussern Form an die durch die lateinischen hergebrachte anzuschließen habe; vielmehr glauben wir, daß auch für Gelehrtenschulen die

deutsche Grammatik als selbstständige Grundlage zu betrachten und daher so einzurichten sei, daß dadurch ihr pädagogischer Hauptzweck, die Logik aller Grammatik, so vielseitig und praktisch wie möglich, zu lehren, vorzugsweise erreicht werden könne. Doch können wir hierüber mit dem Verfasser nicht rechten, weil der unter den Pädagogen noch obwaltende Streit keineswegs schon entschieden ist, und sein specieller Zweck zu scheinbar die Form und Anordnung empfiehlt, die er nach Heyse's, Schmitthenners, Reinbecks, Heinsius rc. Vorgange gewählt und fest gehalten hat. Sehr lobenswürdig finden wir, daß er auch darin Heyse's und Schmitthenners, überhaupt der neueren Grammatiker Beispiel befolgt hat, alle Regeln mit angeführten Stellen aus unseren Classikern zu verdeutlichen. Auch daß er dazu die Dichter vorzugsweise gewählt hat, ist gut, weil die Schönheit der Form geeignet scheint, die nothwendige Aufmerksamkeit auf Form der Sprache überhaupt, auf Wortausdruck und Redewendung zu schärfen. Die angehängten Schemata zu Geschäftsaufsätzen gehören, streng genommen, nicht in eine Grammatik, wenn sie gleich schon in hundert Grammatiken mit aufgenommen worden sind. Eben so wenig auch derjenige Theil der Satzlehre, der nicht rein syntaktisch ist; auch nicht die Verslehre. Doch auch über dieses Alles herrschen im Allgemeinen noch äusserst vage Ansichten, und es wäre wohl möglich, daß Herr Beilhack von dem Heer deutscher Grammatiker getadelt worden sein würde, wenn er die nichtgrammatischen Theile der Grammatik hinweggelassen hätte. A.

Erster Unterricht in der Geographie für die untern lateinischen Schulen in Bayern, von Dr. Theodor Mörtl, königl. Studienlehrer in München. Erste und zweite Abtheilung für die ersten Classen. München. 1832. Mich. Lindauer'sche Buchhandlung.

Dieses Buch hat mit hundert ähnlichen das zweideutige Verdienst gemein, einen möglichst compendiarischen Ueberblick der gesammten Geographie zu geben. Von geographischer Methode ist keine Spur darin. Denn wenn auch der bayerische Schulplan, den der Verfasser dabei vor Augen gehabt, die von letzterem befolgte Methode vorschreibt, so folgt noch nicht daraus, daß diese die richtige, oder überhaupt wirklich Methode sei. Die Verfasser des bayerischen Schulplanes haben zu wenig Interesse für allen Realunterricht an den Tag gelegt, als daß man ihnen auch nur zumuthen dürfte, daß sie das Rechte getroffen haben sollten. Wie mochten sie es auch nur der Mühe werth achten, sich darum zu bekümmern, ob es nicht vielleicht gegenwärtig eine geistbildendere Methode gäbe, den geographischen Unterricht zu geben, als die althergebrachte? Sie waren vermuthlich a priori überzeugt, es könne keine geben. Herr Dr. Mörtl hatte aber, ehe er an die Arbeit gieng, die Pflicht, sich darum zu bekümmern; hätte er es gethan, so würde ihm klar geworden sein, daß jene alte chaotische Manier, die Geographie zu behandeln, täglich mehr genöthigt werde, einer besseren, einer wahren Methode Platz zu machen. Dann würde er vielleicht versucht haben, das Gute derselben seinem Werke einzuverleiben, weil es jedenfalls rühmlicher ist, der Wahrheit, als der nicht eben reifen Bestimmung eines mißgebornen Schulplanes blind zu folgen. Das Fehlerhafte der Schulplansbestimmung liegt aber nicht darin, daß sie z. B. vorschreibt, es solle zuerst ein Ueberblick aller Erdtheile gegeben werden, und dann erst die Geographie von Deutschland und Bayern folgen, sondern darin, daß nicht die reine Geographie, die Description der Erdoberfläche im Allgemeinen, dann Deutschlands und Bayerns im Besondern, vorangestellt und später erst die politisch-statistische nachfolgen solle. Denn das ist eben der Fehler der alten, nunmehr bald antiquirten Methode, daß sie gleich alle einzelnen Erdtheile und Länder nach allen Kategorieen der mathematischen, physischen, reinen und politisch-statistischen durchnimmt, und indem sie Alles auf einmal erreichen will, nichts als Verwirrung und Unsicherheit und Eckel an der Sache hervorbringt. A.

Methodisch geordnetes Handbuch der Erdkunde, zunächst für die Lehrer an den Volksschulen im Königreiche Bayern. Erster Theil: die Heimaths-, Vaterlands- und allgemeine Erdkunde. Verfaßt von Georg Adam Götz, Exercitienmeister. Würzburg. 1831. Selbstverlag des Verfassers und beim Buchdrucker Richter.

Schon der Titel zeigt, daß der Verfasser sich um methodische Anordnung des Lehrstoffes bemühet hat; und so sehr wir auch bereit sind, dieses Bemühen anzuerkennen, so wenig können wir uns doch mit der Methode einverstanden erklären, welche er befolgt hat. Ein Wort Pestalozzi's, nach welchem das Nächste das Wesentlichste sein soll, in gewisser Beziehung wahr, ist doch theils schon von ihm selbst, theils noch mehr von seinen offenen und versteckten Schülern in einem viel zu allgemeinen Sinn genommen und auf einen viel zu weiten Kreis des Unterrichts angewendet worden. Diese Anwendung ist auch auf die Erd-, Völker- und Staatenkunde gemacht worden, indem man das Prinzip aufstellte, das wohl keiner mehr mißbraucht hat, als Graser, — das Prinzip, die Erdkunde müsse vom Wohn- und Schulzimmer ausgehen, sich langsam und bedächtig in Hof und Garten, in Dorf und Stadtviertel, in die nächsten Ortschaften und Städte, bis zur Kreisstadt, kurz in ziemlich engen, und nach

und nach zu erweiternden Kreisen über den Erdboden verbreiten und zuletzt sich zum Himmel erheben. Dabei sollte man die Schulstube, den Hof, das Dorf, die Stadt, das Landgericht, den Kreis nicht eher verlassen, als bis man ihn in jeder Rücksicht genau und durch und durch kenne. Das Wahre an dieser Ansicht läßt sich so wenig, als das überviele Falsche verkennen, welches mit ihr verbunden ist. Wahr ist im Allgemeinen, daß der Mensch mit seiner nächsten Umgebung genauer bekannt werden, und daß man im geographischen, wie in jedem Unterrichte an das Bekannte anknüpfen und von diesem zum Unbekannten, vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreiten müsse. Falsch ist, daß die Schule die Aufgabe habe, mit dem Nächsten vertraut zu machen, falsch, daß in ihr der Unterricht an das Bekannte nicht allein anknüpfen, sondern dieses erst erschöpfen müsse, ehe er zum Entfernteren, zum Unbekannten übergehen dürfe. Namentlich ist dabei übersehen, daß alle die örtlich nahe gelegenen Gegenstände deßhalb noch nicht dem kindlichen, dem jugendlichen Geiste nahe liegen und also ihm auch nicht nahe zu bringen sind. Zu diesen, dem kindlichen Geist fern liegenden und fern zu haltenden Gegenständen gehört zum Beispiel das Leben der Gemeinde in Kirche und Staat mit allen seinen Zweigen. Darüber darf dem Kinde nicht eher etwas mitgetheilt werden, als bis die Fassungs- und Urtheilskraft die gehörige Reife dazu erlangt hat. Dieß möchte höchst selten bei solchen Schülern der Fall seyn, die nur Gelegenheit haben, gewöhnliche Volksschulen zu besuchen. Also weg mit Gegenständen des Unterrichts, denen höchstens Jünglinge gewachsen sind. In der Volksschule begnüge man sich mit Hülfe der Anschauungs- und Gedächtnißkraft ein festes Bild der Erdoberfläche nach Land und Meer, Gebirge und Ebenen, Flüssen und Seen, Ländern und Ortschaften einzuprägen, daran höchstens eine geographische Productenlehre zu knüpfen, einige Völkersittengemählde aufzustellen, und das Ganze mit einem Begriff der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu schließen; wobei freilich dann auf bekannte Verhältnisse der Heimath hingewiesen werden mag. Dies ist genug, wenn nicht schon zu viel. Das Uebrige müßte für das Volk Winterabendschulen (nicht Sonntagsschulen), in welche die erwachsenere Jugend in Dorf und Stadt zu gehen, bis zu einem gewissen Alter verpflichtet seyn sollte, überlassen bleiben. Auf andere Art wird pädagogisch Alles auf den Kopf gestellt. So wird in vorliegendem Werk schon zwischen der sechzigsten und achtzigsten Seite von der Verfassung Bayerns, von der Staatsverwaltung ꝛc. gesprochen, während auf der 180sten Seite erst erklärt wird, was eine Ebene, was Berge, Gebirge, Vertiefungen seyen; und doch war schon zwischen Seite 25 bis 47 von Bayerns Gebirgen, Flüssen, Seen ꝛc. die Rede. Ob diese Anordnung nur logisch, geschweige denn pädagogisch sei, wird wohl kaum gefragt werden dürfen.

A.

Medicin.

Synopsis librorum de pathologia et Therapia morborum psychicorum scripsit Dr. J. B. Friedreich Prof. med. wirceb. Heidelbergae et Lipsiae Sumtibus Caroli Groos, Bibliop. acad. Heidelbergensis. MDCCCXXX. pag. 84 in 12. majori. 54 kr.

Das Handbuch der deutschen Literatur von Ersch und Gruber ist so angelegt, daß es sich nothwendig von Verfasser auf Verfasser, von Verleger auf Verleger forterben muß, wenn es nur mittelmäßig vollständig die Literatur aller einzelnen Wissenschaften und Künste geben soll, denn dazu reichen nicht vier, nicht acht, nicht einmal sechszehn Hände hin, noch viel weniger zwei. Unter der Hand des Arbeiters veraltet die Arbeit. Wenn aber jeder Zweig einer jeden besonderen Wissenschaft einen ameisenfleißigen Sammler findet, so läßt sich allmählig eine Basis zum Fortarbeiten abgeben. Selbst die fleißiggearbeiteten Literaturverzeichnisse über die Medicin und Chirurgie, worüber wir zum Theil schon getrennte Werke besitzen (und unter denen das von Enslin in Berlin das schlechteste ist), sind noch weit von der gewünschten Vollständigkeit entfernt, besonders wenn man zugleich auf die auswärtige Literatur Bedacht nimmt. Nur die literatura chir. externa von Sprengel macht davon eine ehrenvolle Ausnahme. Ich kann nicht billigen, daß man nunmehr sich bloß auf die deutsche Literatur beschränken wellte, weil man uns sonst des Vorwurfs der Ignoranz zeihen könnte, den wir jetzt so häufig den Engländern und Franzosen machen dürfen.

Vor zehn Jahren war die Chirurgie ein Lieblingsfeld der literarischen Thätigkeit der Aerzte geworden. Die traurigen Kriege waren offenbar die Anregung dazu. Seit einigen Jahren aber pflegt man besonders die Lehre von den Geisteskrankheiten. Wohl auch nicht ohne politische Bedeutung der Sache (!). Die Völker und Gelehrten richteten ihre Aufmerksamkeit auf ihre intellektuellen und moralisch-rechtlichen Angelegenheiten. In diese Richtung wurde auch die Thätigkeit gelehrter Aerzte mit fortgeführt. Unter diese gehört auch Friedreich, von dem wir schon eine Diagnostik und eine Literaturgeschichte der Seelenkrankheiten in den letzten zwei Jahren erhalten haben. Natürlich war vorliegendes Werkchen eine Nebenarbeit des letzten.

Wir besitzen weder die Mittel noch die Zeit, um dasselbe in Bezug auf Vollständigkeit in der französischen und englischen Literatur prüfen zu können, denn in der deutschen fanden wir keine Lücken; allein in Bezug auf die auswärtige Literatur begegnete uns kein spanisches und kein in niederländischer Sprache geschriebenes Werk, eben so wenig ist auf die schwedische Literatur Rücksicht genommen; von Polen und Russen wollen wir nicht sprechen. Neapel und die Niederlande, in welchen beiden Ländern die Seelenkrankheiten von alten Zeiten her eine besondere Beachtung erhielten, dürften in diesem Verzeichnisse Lücken finden. Auch die kleinen Schriften, in welchen die Eröffnung von Anstalten für Seelenkranke angekündigt, deren Einrichtung beschrieben und die Grundsätze auseinander gesetzt werden, nach denen die Unglücklichen in denselben behandelt werden, vermißten wir ungern in dem Werkchen, das übrigens immerhin als ein schöner Anfang in dieser wichtigen Sache angesehen werden muß. Druck und Papier sind gut; der Satz ziemlich korrekt.

Y.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag Nro. 150. 16. December 1831.

Napoleon und die Polen.

Wie der Servilismus begierig zur Vertheidigung seiner Ansichten nach jeder Autorität greift, und für den einen Fall mit Freuden den Gegnern dieselbe entgegenhält, die er im andren mit Koth bewirft, so besonders jetzt in Bezug auf Polen. Die Leute haben ihre Rollen wundersam umgetauscht. Nach der Restauration verspotteten und verdammten sie alles, was deutsch hieß, weil die Liberalen die Erfüllung der, Deutschland gegebnen, Versprechen verlangten. Jetzt sind sie erstaunliche Deutschthümler und möchten gern selbst den proscribirten altdeutschen Rock anziehen, weil die Völker ihr Antlitz hoffend nach der französischen Julisonne richteten. Napoleon, über dessen Größe nach seinem Tode unter allen Verständigen eine Stimme laut wurde, war und blieb bis jetzt immer ein Gegenstand ihres Zetergeschrei's. Seine Handlungen, seine Ansichten, seine Politik, sein Charakter, alles war verabscheuungswürdig. Plötzlich stehen die Polen auf. Napoleon hat die Polen im Stich gelassen. Sie selbst wollen sie erdrücken. Gefundne Sache! „Was wollt ihr," rufen sie: „Der große, gescheute Napoleon dachte und handelte ja grade wie wir!" Es wäre nun unaussprechlich leicht, diese Leute blos dadurch zu schlagen, daß man ihnen das von ihnen gezeichnete Portrait des großen Feldherrn vorhielt, und ihnen erwiederte: Napoleon war ja nach eurer Meinung ein Schuft; so handelte er auch schuftig an den Polen, und es bringt euch wenig Ehre, ihm nachzuahmen. Aber wir brauchen gegen Leute, die eine solche Unwissenheit und Böswilligkeit zur Schau tragen, weder eines so erbärmlichen Nothbefehls, mit ihren eignen Waffen gegen sie aufzutreten, noch weniger das Andenken eines Mannes zu lästern, der mit jedem Jahre größer wird, mit dem seine Nachfolger immer kleinere Pygmäen werden.

Ausser Krug, der, wie schon erwähnt, recht viel gesagt zu haben glaubte, wenn er sich auf Napoleons Handeln in Bezug auf Polen berief, und daraus zu folgern meinte, der Kaiser habe eingesehen, daß sie zu einem besondren Volke gar nicht mehr taugten, hat unter Andrem ein Correspondent aus Breslau im Hesperus dasselbe aufgetischt.

Der Herausgeber dieser Blätter erlaubt sich, seinen Lesern dasjenige hier auszugsweise mitzutheilen, was er in seiner neuesten Schrift *) über die polnische Sache dem Herrn Professor Krug darauf erwiederte.

„Die Polen leitet ein gar richtiger Takt, wenn sie, die einmal von drei großen Reichen feindlich umgeben, auf irgend eine auswärtige Hülfe zur endlichen Erreichung ihres Zweckes angewiesen sind, Frankreich als ihren vorzüglichen Bundesgenossen betrachten. Frankreich ist einmal das Land, welches an der Spitze des Gegendrucks gegen diese russische Hemmkraft immer

*) Ueber die letzten Ereignisse in Polen, besonders seit der Schlacht von Ostrolenka. In einem Sendschreiben an Herrn Professor Krug, von Dr. R. O. Spazier, Verfasser der Geschichte des polnischen Volks und seines Feldzugs von 1831. Altenburg. 86 S.

stehen wird, weil es den Continentalvölkern im politischen Leben so weit vorausgeeilt ist. Zweitens ist es auch in geographischer Hinsicht Polens nächster Freund. Denn Preußen und Oesterreich, ständen sie auch in jener andren Hinsicht nicht zu Rußland, werden so lange Polens Freunde nicht sein können, als sie noch Theile des Landes selbst besitzen. Das übrige Deutschland ist in physischer, wie andrer Hinsicht eine politische Null. Polen und Franzosen sind daher bis zur Unabhängigkeit Polens die natürlichsten Bundesgenossen, und wer von beiden den andren verläßt, mag auf gesunde Politik keinen Anspruch machen. Nicht also darum, weil irgend ein müßiger Kopf die Polen die Franzosen des Nordens nannte, sondern aus der verständigsten Politik, wie aus dem richtigsten Instinkt, suchten die polnischen Edlen ihr Geschick unauflöslich mit dem Frankreichs zu verbinden; und die zufälligen Ansichten und Handlungen eines französischen Kaisers, oder einer französischen Kammer und Regierung, können das Verhältniß beider Völker nicht ändern.

Aber es ist auch historisch ganz falsch, daß Napoleon die Polen habe in Stich lassen und ihnen seine Versprechen nicht halten wollen, geschweige denn aus dem Grunde, daß die Polen nicht fähig seien, ein Volk zu bilden und als solches sich zu behaupten. Napoleon war zu großer Politiker, um die Wiederherstellung Polens nicht zu wollen, und zu großer Geschichtskenner, um das Letzte zu meinen. Weder seine Worte und Instruktionen, noch seine Handlungen berechtigen zu dieser Annahme. Was er mit Polen gewollt, und was er von diesem Volke gehalten, sieht man am Deutlichsten aus seinen Aeusserungen auf Helena, die damals, wo er Niemanden mehr damit täuschen, oder zu etwas bewegen konnte, wohl aufrichtig waren. Les malheurs et la faiblesse de la republique de Pologne — diese Worte finden sie im Mémorial de St. Helene von Las Cases T. XVII. p. 12 — ont été causé par une Aristocratie, qui n'avait ni règle ni mesure; à cette epoque, comme aujourdhui, la noblesse était puissante, la bourgoisie soumise, et le peuple n'etait rien. Mais au milieu de ces desordres, il y avait dans cette nation un amour pour la liberté et pour l'indépendance, qui soutint longtemps sa débile existence, les sentiments doivent avoir crû par le temps et par l'oppression. Le patriotisme est un sentiment naturel aux Polonais, même aux Individus des grandes maisons. Il y aura pour la Pologne indépendance et liberté. Daß es ausserdem Napoleon wirklich Ernst mit der Herstellung Polens gewesen, ja, daß er schon eingesehen, wie durchaus nothwendig dieselbe zur richtigen Organisation Europa's gewesen, dies zeigt jede seiner Aeusserungen, aus denen man sein politisches System entnehmen kann, und, um dasselbe einigermaßen wenigstens kennen zu lernen, empfehle ich die Lektüre der Anmerkungen, die Dr. Hermes seiner Uebertragung von Chanings Analyse von Napoleons Charakter zufügte, und wo man seine eignen Worte aus den verschiednen Werken ausgezogen findet.

Auch durch seine Handlungen nicht hat er den Polen Gelegenheit gegeben, wirklich an dem Willen, sein Versprechen zu erfüllen, zu zweifeln. Denn nicht dieser, nur sein Unglück in Moskau und auf dem bekannten Rückzuge, verhinderten ihn daran. Allerdings hätte er sein Versprechen früher erfüllen können, und alsdann säße er auch noch auf dem Throne, wenn er, statt weiter, als bis Smolensk vorzudringen, sich damit begnügte, dort das alte Polen von 1772 zu proklamiren. Dies sagten später, als die Sache vorüber war, auch mehrere Leute. Aber voraussehen konnte dies Niemand. Napoleons Plane gingen weiter. Er wollte die russische Macht noch tiefer verwunden, als durch Abreißung Polens. Zur Ausführung dieser Plane brauchte er für eine Zeit lang noch die unbeschränkte Herrschaft über die polnischen Arme und Kräfte. Er wußte wohl, daß er letzteres nur konnte, so lange die Polen ihr Glück von ihm erst nur noch zu erwarten hatten, und daß er ihnen darum dasselbe als Lohn für ihre Bemühungen zeigen mußte. Er wußte wohl, daß, sobald Polens Unabhängigkeit begründet, auch das Ende der Bundesgenossenschaft zwischen ihm und Frankreich da war. Denn Frankreich hatte alsdann Rußland nicht mehr zu fürchten, und Polen brauchte Frankreich nicht mehr; die eigenthümlichen andren Interessen beider Staaten forderten dann ungestüm ihr Recht. Napoleon selbst weist in seinem politischen Systeme dem unabhängigen Polen sogar Rußland und Preußen zu natürlichen Bundesgenossen gegen die westlichen Staaten zu. Wenn auch auf die Dankbarkeit der Polen gegen ihren Wohlthäter viel zu rechnen war, so ist doch Dankbarkeit eine Macht, auf die ein Politiker seine Combinationen nie basiren darf; und es ist wohl möglich, daß die polnischen Patrioten später sich sehr bedacht haben würden, das Blut ihrer freien Brüder

Napoleons andren Planen zu opfern; Polen allein wäre stark genug gewesen, denselben zu widerstehen, da es namentlich die Stimmung der andren Völker gegen den Eroberer in dessen Rücken kannte. So war das Unterlassen der Restauration Polens 1812 ein Akt der Politik, der, als solcher, nicht den mindesten Tadel verdient, und der mit dem Willen, Polen wirklich zu restauriren, gar wohl besteht. Die Polen wußten dies auch so gut, daß immer dasselbe richtige Gefühl sie leitete, als sie dem großen Feldherrn bis nach Elba in sein Unglück folgten. Denn, wie gesagt, nur von ihm, oder nur von Frankreich hatten sie selbst damals Hülfe zu erwarten. Will man noch einen Beleg zu dieser Erläuterung von Napoleons Verfahren, so lese man folgende Stelle aus derselben Instruktion an seinen Gesandten in Warschau: »L'empereur prévoit, que la Pologne comme la Prusse sera par la suite l'alliée de la Russie; mais si la Pologne lui doit sa restauration, l'epoque de l'union de ces états sera assez eloigné pour laisser l'ordre établi se consolider. L'Europe étant ainsi organisée, il n'y a plus de raison, pour que la France et la Russie soient en rivalité. —

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Forstwissenschaft.

Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe, von G. W. Frhrn. v. Wedekind, großh. hess. Oberforstrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Mit 116 Mustern. Darmstadt. Druck und Verlag von K. W. Leske. 1831. gr. 8. 507 S.

Es wird in unsern Tagen allerdings das Bedürfniß einer rationellen Anleitung zur Einrichtnng und Führung der bei der Forst-Verwaltung vorkommenden Geschäfte zur Belehrung für junge Forstmänner, welche nach geendigtem Studium in das wirkliche Geschäftsleben übertreten wollen, besonders fühlbar, indem angehende Forstmänner beim Antritte ihrer praktischen Laufbahn sich häufig sehr unbeholfen bewegen, und oft die einfachsten Beziehungen nicht verstehen, welche das wirkliche Geschäftsleben darbietet. Hier und da haben wir auch schon dieses Bedürfniß rügen hören und wahrgenommen, daß dasselbe an Forstlehranstalten stattfindet, indem man wünscht, zum vorbereitenden wissenschaftlichen Vortrage in der Forstgeschäftskunde am Schlusse des übrigen Unterrichts einen Leitfaden zu besitzen. Manche Forstbeamte, deren Anzahl, wenn sie ihre Studien auf einem wohleingerichteten Forstlehrinstitute betrieben haben, doch nicht besonders groß seyn dürfte, wünschen allerdings ein Handbuch zu besitzen, in welchem sie sich über den ganzen Zusammenhang des Gebietes ihrer Wirksamkeit oder über die bessere Ordnung einzelner Zweige nähere Belehrung zu verschaffen, oder bei Unzulänglichkeit ihrer Dienst-Instruktionen guten Rath erholen können. Auch dürfte es nicht zwecklos seyn für viele Personen und Behörden des Forstfaches, welche mit der Forstverwaltung in nähere Berührung kommen, ein allgemein gültiges Handbuch zu besitzen, welches über Geschäfte dieses staatswirthschaftlichen Zweiges besondere Aufklärung ertheile und überall zum Anhaltspunkte diene.

Schon vor bereits 10 Jahren hatte der Verfasser, welcher zu den Schreibseligen im Forstfache gehört und sich vorzüglich im Theoretisiren gefällt, auch mancherlei praktische Kenntniße durch eigene Erfahrung in seinen verschiedenen Geistesprodukten an Tag legt, den schönen Vorsatz gefaßt, ein Werk herauszugeben, welches sämmtliche oben bezeichnete Zwecke berücksichtigte und ihnen möglichst genau entsprechen sollte; allein er scheint aus sehr guten Absichten die Erfüllung eines Versprechens verschoben und der guten Sache selbst sehr viel genützet zu haben. Unfehlbar hat der Verfasser während dieser 10 Jahre viele Beobachtungen und Erfahrungen gemacht, welche, manche damals vielleicht anzureichend begründete Ansicht zu befestigen, manche umzustoßen und besser zu begründen, geeignet waren. So viel ist gewiß, daß während dieses Decenniums manche Einrichtungen und Dienstvorschriften sich verschiedenartig entwickelt haben, manche sehr angefeindet, verbessert und ergänzt, manche andere aber mit besseren *ersetzt* wurden. Wir brauchen hierüber keine besonderen Beispiele anzuführen; jedem sachkundigen Lehrer sind sie hinreichend bekannt und der Verfasser bekennt selbst, daß er durch dieses zehnjährige Warten,) wobei er den Vortheil genießt, daß ihm gewiß Niemand eine Uebereilung vorwerfen wird, hätte er nur auch seine Ansichten nicht mit zu großem Egoismus geltend zu machen gesucht und die Belehrungen, welche ihm die Discussion mit Forst-Geschäftsmännern gewährte, gehörig benutzt, und seiner Eitelkeit recht haben zu wollen, nicht zu viel gefröhnt) der Sache genützet habe.

Besonders günstig scheint allerdings die eigene Bearbeitung verschiedener Vorschriften für das wirkliche Dienstleben, die Erfahrung einer längeren und ausgebreiteteren Geschäfts-Praxis auf die Vervollkommnung seiner Arbeit gewirkt zu haben. Von dem Geschäftskreise des Verfassers werden die Leser theilweise aus seinen verschiedenen Heften der allgemeinen Jahrbücher der Forst- und Jagdkunde, deren 7tes und 8tes in diesen Blättern kurz gewürdigt wurde, in Kenntniß gesetzt seyn. Namentlich enthält das 8te Heft viele Ansichten des Verfassers, indem er sich in einem Aufsatze gegen

verschiedentlichen Tadel, welchen die großherz. hessische Ständeversammlung gegen die Forstverwaltung in Darmstadt gebrauchte, zu vertheidigen bemüht; wie weit ihm die Widerlegung gelungen ist, wurde daselbst kurz erwähnt. Eine genauere Entwicklung aller Ansichten des Verfassers findet man in vorliegendem Werke, welches, obgleich er viele günstige Verhältnisse benützte, noch nicht auf Vollkommenheit Anspruch macht.

Manche Darstellungen, Einrichtungen und Ansichten erscheinen uns wohl als unhaltbar, wurden auch von Hundeshagen, Hartig, Reber und Anderen mehrfach bekämpft; allein der Verfasser läßt sich von seiner Meinung nicht abbringen, weswegen wir hier um so weniger mit demselben in Streitigkeiten uns einlassen können; und manche sind nur lokal, so daß die Anleitung zur Forstverwaltung nicht allgemein genannt werden kann. Jedoch heißen wir die Schrift für den angehenden Forstmann willkommen, und glauben, daß er aus ihr und der Sammlung der bayer'schen Forst- und Jagdgesetze, welche Behlen und Laurop herauszugeben beabsichtigen, sehr viele Belehrungen finden wird.

Die Haupteintheilung der in der Schrift abgehandelten Materien begründete der Verfasser auf die Voraussetzung, daß sich der Staatsforstdienst auf Handhabung der Forstpolizei, auf Verwaltung der Domanial-Waldungen und auf das technische Kommunalforstwesen erstrecke; daher *) ist von den vier besonderen Abschnitten der erste der Dienstordnung in neun Kapiteln; der zweite der Forstpolizei in zwei Kapiteln; der dritte den Forstmännern in zehn Kapiteln; und der vierte den Kommunal-Waldungen gewidmet. Die besonderen Gegenstände der einzelnen Kapitel jedes Abschnittes sind möglichst umfassend behandelt, und so ausführlich dargestellt, daß man für den jungen Forstmann wenig vermissen wird. Für lokale Verhältnisse müssen wir der Bearbeitung völlige Brauchbarkeit zuschreiben; aber nicht für allgemeine; hierbei giebt sich deutlich zu erkennen, wie sehr der Verfasser von Egoismus befangen ist, indem er glaubt, daß seine Entwürfe für die Dienstesinstruktionen der großh. hess. darmstädtischen Forstverwaltungen in den meisten übrigen Staaten Deutschlands als gültig und einzig richtig erkannt werden müßten. In die besonderen Differenzen können wir uns nicht einlassen; setzen aber voraus, daß sowohl der Verfasser selbst, als die im Forstwesen bewanderten Leser sie kennen werden.

Die Brauchbarkeit des Werkes wird jedoch besonders dadurch erhöht, daß jedem §. die Inhaltsanzeige vorgedruckt ist, wodurch das Nachschlagen und Nachlesen sehr erleichtert ist. Die beigefügten Muster dienen zu besonderer Veranschaulichung des Geschäftsganges, und tragen sehr viel dazu bei, mit einem Blicke oft ganze Abschnitte ihrem Inhalte nach übersehen zu können. Der Verfasser will dem größeren Forstpublikum nützlich sein, weswegen er die verschiedenartigen Einrichtungen in verschiedenen Staaten einander entgegengesetzt hat. Dennoch bezweifeln wir die vollkommene Erreichung des Zweckes; obgleich er die meisten Einrichtungen selbst kennt. Ob dadurch, daß der Leser des Buches den Worten des Verfassers: Forstdirektion, Forstinspektor, Revierförster und Forstschütze die Namen und Titel seiner Heimath substituirt, dem angehenden Forstmanne zureichend geholfen seyn wird, unterliegt um so mehr dem Zweifel, da der Verfasser nicht unpartheiisch zu Werke gieng; viele Druckfehler zeichnen das Werk aus. P.

---

*) Nr. 59, 78 u. 79.

Medicin.

Der medizinische Landpfarrer, oder praktische Anweisung, diejenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen, zu heilen. Allen Herren Volkslehrern, Wundärzten und vernünftigen Bürgern, in den Orten, in welchen keine Aerzte wohnen, zu ihrem Gebrauch und Wiedergenesung der Kranken redlichst gewidmet von J. Krause, der Weltweisheit und Arzneikunde Doktor etc. Vierte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. Mannheim. Bei Tobias Löffler (ohne Jahreszahl! Also wohl à la: Aufgelegt in diesem Jahr!) Broch. v. XVI. S. Titel und vierfache Vorrede und 323 S. Text in 8. Preis 1 fl. 30 kr.

Bei dem Abschreiben dieses Titels hätte ich beinahe geschrieben: Der medicinische Landpfuscher. Mehr liefert das Werk auch nicht, das eine Nachpfuschung der bekannten Tissot'schen Anleitung ist, aber mit beigemengter Originalität; denn die Recepte, deren eine große Menge vorhanden sind, stehen für den Laien in der Kunst, als wunderbare lateinische Hieroglyphen darin. Der Herr Dorfbader oder Barbier schlägt im Register nach Bauchgrimmen oder Kolik und findet S. 143. die Windkolik zu heilen mit Kamillenthee und hofmännischen Tropfen; er gibt sie und steigert eine Darmentzündung zum Brande. S. 144 findet er dann, weil die hofmännischen Tropfen nichts nutzten ein Laxirmittel für alle Arten der Kolik; und nun läßt er den Kranken bis zum letzten Athemzuge laxiren. Auf jeder Seite des Buches steht ein Laxierrecept! — Freilich lieben die Bauern das Laxiren. Wer ein Brechmittel giebt, Ader läßt, dann den Darm ausfegt, daß der Darmschleim mit kommt, der ist ihr Mann. Denn der Bauer hat seine einfache medicinische Theorie: Ueberall Dreck und Unrath; Dreck im Kopf, Unrath auf den Lungen, Schleim im Bauche, verschleimtes, verbranntes oder erfrornes Blut in den Adern! Das schafft ihm heraus und er ist zufrieden, wenn auch der Patient stirbt.

Die Herrn Landpfarrer halte ich für zu gewissenhaft, als daß sie eine solche mörderische Cur unternehmen sollten. Die Herrn Apotheker dürfen solche Recepte nicht machen.

Solche Bücher sollte man auf den Index librorum prohibitorum setzen! — Da kommen auch allerlei Arzneien darin vor, welche heutzutage gar nicht mehr in den Apotheken zu finden sind. — Am Ende des Werkes kommt noch ein Universal-Mittel vor, welches alle Herrn Pfarrer und Landwundärzte beständig in Bereitschaft haben sollen: es ist — wiederum — ein Laxirmittel! Finis coronat opus! —

Der Verfasser schrieb sein Buch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; bald wird es ein Saeculum erlebt haben. Der Verleger legt es zum viertenmale (?) auf und gesteht, daß es viel laxiren lasse! — C.

Mannigfaltiges.

Setzersünden.

Moses war der erste jüdische Gerichtschreiber, statt Geschichtschreiber.

Der Heide vermehrt die Götter, statt verehrt.

Tadelnswerth ... muß die Willkühr erscheinen, mit welcher Schullehrer als Küchendiener, statt Kirchendiener etc.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

// Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag Nro. 151. 19. December 1831.

Die Censur des Bundestages.

In dem bayer'schen Volksblatte Nr. 58 befindet sich ein Aufsatz mit der Ueberschrift: »Die Preßfreiheit und der Bundestag,« in welchem uns eine Stelle ganz besonders frappirte: Nachdem der Verfasser ausgeführt, wie der Bundestag nur über Preßfreiheit zu beschließen in der Akte versprochen hatte, wie er aber dies Versprechen grade durch das Gegentheil, Einführung von Censur, illudirt hat, fährt er fort: »Die Bundesversammlung hatte nimmermehr das Recht, Censur anzuordnen; denn die Bundesakte sprach von Preßfreiheit, und zwar bei Gelegenheit, wo sie die Rechte aufzählt, welche den deutschen Völkern zugesichert seien, sie sprach nicht von Preßzwang, nicht von Censur u. s. w.«

Wir wundern uns, daß der Verfasser in seiner richtigen Schlußfolge nicht sogleich weiter ging: Hatte nämlich, wie wohl klar da liegt, der Bundestag überhaupt kein Recht, Censur anzuordnen, so hatten die einzelnen Glieder dieser Versammlung ebenfalls keines, diesem Beschlusse, zum Nachtheil ihrer Unterthanen, zu gehorchen; am allerwenigsten haben sie ein Recht, einen solchen Beschluß, wie in allen neuern Constitutionen, selbst der hessischen, zum rechtlichen Vorwand zu nehmen, die Preßfreiheit zu verweigern, und die Gesetze über die Presse an diese Bundestagbeschlüsse zu binden.

Wenn der Bundestag denn doch beschloß, wozu er kein Recht hatte, so hält er den Beschluß, so halten die einzelnen Glieder denselben, nicht mit Recht, sondern durch Gewalt aufrecht.

Wenn dem so ist, so ist nicht einmal nöthig, daß man, wie die badischen Deputirten, die Verlöschung des carlsbader Provisoriums als Rechtstitel zur Einführung von Preßfreiheit ansehe. Denn da das carlsbader Provisorium selbst keinen Rechtsgrund hatte, kann es gleich sein, ob es noch bestehet, oder nicht.

Wenn dem so ist, so brauchten ferner die bayerischen Deputirten ihrer Regierung nicht erst die Resoitzeit von sechs Monaten zur Aufkündigung ihrer Verträge mit den andren deutschen Staaten am Bundestage zu geben. Denn, war das, wozu der Vertrag geschlossen wurde, nicht ein Recht, so war der Vertrag eo ipso ungültig von der damaligen Regierung eingegangen und keine folgende an denselben gebunden.

Eine Menge ähnlicher, höchst wichtiger Folgerungen stellen sich aus dem Satze, der Bundestag hatte kein Recht zur Einführung der Censur, dar; die wohl daher der ausführlichsten Erörterung bedürfte, eine Erörterung, die sich aus der Bundesakte und dem Staatsrechte des deutschen Bundes herleiten müßte. Wir fordern dazu ausdrücklich auf.

Jedenfalls ist, wie Rotteck in der badischen Kammer aus einander setzte, bei Gelegenheit des Verbotes des im Ausland gedruckten constitutionnellen Deutschlands, die Befugniß des Bundestages noch weiter, als es in den carlsbader Beschlüssen geschah, aus-

gedehnt worden. Dort maßte sich derselbe doch nur die Cognition über Sachen an, die in Deutschland gedruckt wurden, jetzt übt er sogar auch eine Polizei gegen Schriften des Auslandes. Merkwürdig. Man verspricht im Jahr 1815 dem deutschen Volke Preßfreiheit, und enthält ihm im Jahre 1831 noch *Lesefreiheit* vor, in Bezug auf Schriften, die nicht im Lande gedruckt und von Inwohnern geschrieben, sondern blos darin herum gefahren werden! Ersteres war das Produkt des Blutes von 1813, und letzteres ist das Resultat der deutschen Ständeversammlungen von 1831! —

Verhältniß der Sprachen zu den Wissenschaften.

Ist vom Verhältnisse der Sprachen zu den Wissenschaften die Rede, so kann unter Sprache nur *Schrift-* und *Tonsprache* verstanden werden.

Zwei Objecte stehen mit einander im Verhältnisse, wenn das eine durch das andere gemessen, und so sein qualitativer, oder quantitativer Inhalt bestimmt werden kann. Soll nun das Verhältniß der Sprachen zu den Wissenschaften bestimmt werden, so erheischt es zuvörderst einer Definition von Sprache und Wissenschaft

Sprache ist Typus des innern Sinnes in äusserlichen Zeichen. Und da eigentlich nur von der menschlichen Sprache gesprochen wird, so ist sie Typus des menschlichen Geistes und Gemüthes in Schrift und Wort. *Wissenschaft* ist ein durch die Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes hervorgebrachtes Ganzes zusammenhängender Erkenntnisse, die sich alle auf einen bestimmten Gegenstand beziehen.

Da Geist und Sprache in Wechselwirkung stehen, so lernen wir in der Sprache das, was die Logik in abstracto lehrt, d. h. wir lernen den menschlichen Geist in seinen Kräften und Functionen nach allen Richtungen kennen. Wie nun die Sprache mit der geistigen Entwicklung eines Individuums gleichen Schritt hält, so die Sprachen ganzer Völker mit ihren Wissenschaften. Mit einer verwickelten Staatsverfassung, mit vielerlei Bedürfnissen, mit gespannten Verhältnissen, mit Rechts- und Handelsgeschäften, mit Erfindung, Entdeckung, mit Künsten und Wissenschaften veredelt und erweitert sich die Sprache. Je reiner und wissenschaftlicher die Ansichten eines Volkes sind, desto bestimmter und veredelter ist seine Sprache. Diese Bestimmtheit aber liegt in den grammatischen Formen und den syntaktischen Darstellungen; oder, wenn man beide Bestimmungen in eine einzige zusammenfassen will: in der Grammatik überhaupt. Grammatik und Logik eines Volkes sind, wie jeder Sprachforscher weiß, so innig mit einander verwebt, daß man mit Recht sagen kann, sie seien nur *eine* Wissenschaft, die nur nach den Bedürfnissen und nach dem jedesmaligen Zwecke verschiedene Behandlung erhält. Die Art dieser Verwandtschaft ist folgende. Die Logik beschäftigt sich mit der Beschaffenheit und den Verhältnissen der menschlichen Geisteskräfte, ohne auf die verschiedene Anwendung derselben Rücksicht zu nehmen Die Grammatik beschäftigt sich mit den Zeichen, die der Verstand durch Anwendung seiner Kräfte zum Behufe der Darstellung seiner Functionen erfand. Daß die Sprache also das Mittel für den Geist liefert, dessen er zu seiner Ogjectivirung bedarf, zeigt die enge Verbindung der Logik und Grammatik.

Je mehr sich eine Wissenschaft durch die in ihr Gebiet eingreifenden Ideen erweitert hat, desto bestimmter, wortreicher und durchgebildeter ist die Sprache derselben. Dies Verhältniß soll nachgewiesen werden.

Die *hebräische* Sprache ist zwar an Etymologie und Grammatik ein Musterbild sinnlicher Kürze und Ordnung; aber als Sprache der Menschheit in ihrem Kindesalter läßt sie uns ausser ihrer Theologie nicht auf viele Ideen und Wissenschaften schließen, die unter dem Volke, in welchem sie lebten, geblüht hätten. Anders verhält sich dies mit der *arabischen*. Diese läßt schon durch ihre größere Consonantenzahl, Orthographie, durch die Mannigfaltigkeit an grammatischen Formen, Bildungen und Wörtern auf den Inhalt ihrer wissenschaftlichen Schätze schließen. Die *lateinische* Sprache steht der *griechischen* gegenüber. Erstere ist beschränkter im Ausdruck, wie das Römervolk einseitig aber tief und consequent im Denken ist. Letztere ist reicher an Formen, Bildungen und Wörtern. Das Volk derselben bewegt sich in einer größern Sphäre von Wissenschaften, als das Römervolk. Unter allen nur bekannten Sprachen möchte sich wohl dies Verhältniß am vestesten in der *Sanskrit-Sprache* beurkunden. Sie ist freier noch in der Stellung der Worte, und formenreicher, als die lateinische. Selbst die griechische Sprache, welcher sie an Participialconstruction am Nächsten steht, wird von ihr an Buchstabenzahl, an Euphonie, im Verbum an der ersten Person des Imperativs, im Nomen an Formenbildung übertroffen; denn die Sanskritsprache hat hinsichtlich des letzten Punktes nicht nur drei Zahlen mit ihr gemein, sondern jeder derselben hat acht Bildungsfälle. Auch ist ihr euphonisches System durchgeführter, als das der griechischen. Noch jetzt ist sie biegsam. Wegen dieser vortheilhaften Eigenschaften mag sie etwa mit einer jeden von beiden um die Palme ringen.

Die *hebräische* Sprache hat sich vervollkommnet in der Darstellung religiöser Gefühle und Ideen; und ihre Poesie übertrifft an Erhabenheit und tiefer Empfindung noch die griechische. Die *arabische* in der Religion, Philosophie, Poesie, Politik, Mathematik Chemie, Physik und ausserdem in andern Wissenschaften und Künsten. Die *römische* am Meisten im juridischen Fache; sodann in der Taktik, Geschichte, Poesie. Die *griechische* im Mythus,

in der Poesie, Philosophie, Geschichte, Politik, Arithmetik, Medicin, Botanik und in den schönen Künsten überhaupt. Die Sanskritsprache endlich in der Poesie, Religion, Philosophie, Politik, Physik, Mathematik (in Verbindung mit Astronomie) Botanik und Chemie.

Wie hoch die Vervollkommnung dieser Sprachen gestiegen ist, documentiren ihre Schriften. Nur um der letzten zu gedenken, so hat sie in den genannten Wissenschaften ihre eigenen terminos technicos, namentlich sehr viele in der Astronomie und Botanik. Zu der großen Vollkommenheit dieser Sprache kommt noch ihre, fast in allen Wissenschaften der Neuern, auffallende Menge Literaturwerke, welche an Zahl die griechischen und römischen zusammen genommen übertreffen.

Die deutsche Sprache hat diesen Reichthum der alten Sprachen an Formen und Formenbildung nicht, und trägt ganz den Charakter der modernen Sprachen an sich; zeichnet sich aber vor allen diesen durch die Aussprache ihrer Schriftzeichen, ihren Reichthum an Wörtern aus. Diesen Wortreichthum hat sie jedoch nicht durch eine ungestörte Durchbildung des deutschen Volkes in den Wissenschaften, sondern vorzüglich durch dessen Bekanntschaft mit der classischen Literatur erhalten. Deshalb hat sie auch in ihren Wissenschaften, welche schon von den Griechen und Römern betrieben wurden, wie alle neuern Sprachen die griechischen und römischen Kunstausdrücke beibehalten, und denselben nur eine deutsche Endung gegeben. Dadurch hat sie gewissermaßen an Wortreichthum das ersetzt, was ihr an Formen abgeht.

Nach der voraus gegangenen Darstellung ist also mit der Vergeistigung der Erkenntnisse und Wissenschaften hinsichtlich der Tiefe und des Umfanges nach dem Gesetze der Wechselwirkung zwischen Denken und Sprechen, auch die edlere und freiere Festhaltung derselben in Schrift und Wort zugleich gesetzt, und das Verhältniß der Sprachen zu den Wissenschaften bestimmt. Bt.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Pädagogische Literatur.

Faßlicher Unterricht in der Natur-, Himmels- und Erdkunde. Ein allgemeines Lesebuch für Real-, Bürger- und Landschulen, so wie für die Anfangsklassen der Gelehrtenschulen. Nach den besten Quellen bearbeitet von Michael Desaga, Lehrer in Heidelberg. Heidelberg. 1831. August Oswald.

Dieses Buch führt auch noch den Titel: Allgemeines Lesebuch zur Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigsten Kenntnisse für Stadt und Land, so wie für Schule und Haus; und dieser zweite Titel darf nicht unberücksichtigt bleiben, wenn wir den richtigen Standpunkt für dessen allgemeine Beurtheilung gewinnen wollen. Zuvörderst erkennen wir daraus, daß der Verfasser zu denjenigen Männern gehört, die da meinen, ein Buch könne zugleich für die Schuljugend und für das Volk geschrieben werden, eine Meinung, die eben so irrthümlich, als allgemein verbreitet ist. Die unterrichtliche, für die Schuljugend dienende Darstellung der meisten sogenannten gemeinnützigen Kenntnisse kann zwar auch als eine Popularisirung dessen betrachtet werden, was uns für diese in Form der Wissenschaft dargeboten wird, und in dieser weder für die Jugend, noch für das Volk taugt; aber die populäre Form, in die man die wissenschaftlichen Darstellungen dem Volke, d. h. dem Bildung wünschenden Bauer- und Bürgerstande gegenüber zu verwandeln hat, kann und soll eine ganz andere sein, als die für die Schuljugend anzuwendende. Der Volksschriftsteller hat sich einem Publikum gegenüber zu denken, welches zwar nicht grade reich an Kenntnissen und an strenges Denken gewöhnt, doch vermöge des Alters und eines in der Lebenspraxis von gereiftem Verstande und meist nicht ohne einige, vorauf gegangene, beendigte Schulbildung ist, nur Klarheit und Lebendigkeit des Vortrages verlangt, um für den Gegenstand interessirt, zum selbstthätigen Aneignen desselben und zu weiterem Nachdenken darüber veranlaßt zu werden. Bei einem solchen Vortrage ist es schon erlaubt, häufig von allgemeinen Ansichten und Begriffen auszugehen, und das einzelne unter diese zu ordnen, überhaupt Reflexion und Raisonnement vorwalten zu lassen; ja letzteres ist sogar Pflicht, weil darin grade das Anziehende für jeden, an Alter und allgemeinen Menschenverstande von reiferen Menschen liegt. Anders verhält es sich mit der Schuljugend. Wie Kind und Mann verschieden sind, so verschieden muß auch die Belehrung des Kindes von der des Mannes sein; eine Wahrheit, an die blos erinnert zu werden braucht, um von jedem Besonnenen anerkannt zu werden. Darum können auch beide Zwecke: Belehrung des Volkes und der Schuljugend, nicht in einem und demselben Buche erreicht werden. Vorliegendes Werk muß daher im Allgemeinen für verfehlt erklärt werden, wenn es auch abgesehen von seinem Doppelzwecke, eine gute und fleißige Arbeit wäre. Jedenfalls möchten wir jedoch behaupten, daß es dem auf seinem zweiten Titel ausgesprochenen Zwecke weit angemessener sei, als dem andern. Dem bürgerlichen und bäuerlichen Hausvater, der sich manche Lücke in Natur- und Erdkunde ausfüllen, Vergessenes wieder vergegenwärtigen, über Himmels- und Völkerkunde unterrichten will, könnten wir es wohl empfehlen, wenn nicht der Umstand, daß der Verfasser zugleich an Schulen gedacht, und für diese Manches der Erklärung und weiteren Ausführung des Lehrers überlassen hat, mehr als einmal Veranlassung

gewesen wäre,' weniger detaillirte Auseinandersetzungen zu geben, als dem, Selbstbelehrung suchenden Manne angenehm sein kann. Als Lesebuch in Schulen dagegen können wir vorliegendes Buch in keiner Hinsicht empfehlen. Wenn wir in dieser Beziehung auch nicht geltend machen wollten, daß alle darin vorgetragenen Gegenstände des Wissens in Schulen lieber gar nicht, als blos durch Lesen mitgetheilt werden dürfen, weil sie eben auf diese Weise nur halb und oberflächlich, also zum Nachtheil der Schüler denselben zur Kenntniß gebracht werden können: so ist doch auch die Form der Darstellung der Auffassungskraft in den meisten Fällen nicht angemessen. Zwar drückt sich der Verfasser klar und allgemein verständlich, in gutem und gebildetem Deutsch, nicht gerade philosophisch, oder gar poetisch aus, aber im Ganzen zu abstract und compendiarisch, um für Kinder, wie sie in Volksschulen sind, anziehend, lebendig und ihre Aufmerksamkeit fesselnd genug zu sein. Auch die Auswahl der Gegenstände und ihre Anordnung, für Erwachsene angemessen, paßt eben darum für Kinder nicht, und möchte weniger zu der letzteren Belehrung als dazu dienen, sie zu seichten Schwätzern zu machen. Die erste Abtheilung handelt nämlich vom Nutzen der menschlichen Gesellschaft, der Schule ꝛc.; die zweite beginnt mit einer kurzen Naturlehre, geht dann zur Astronomie und von dieser zu einer gedrängten Uebersicht der Geographie über. Letztere hat nichts, was sie von andern Abrissen der Art vortheilhaft unterschiede. Hierauf folgt eine kleine Naturgeschichte, die nach Schubert's und Anderer Vorgang mit dem Mineralreich beginnt und mit dem Thierreich schließt; sie könnte allenfalls als Leitfaden zum förmlichen Unterricht wohl benutzt werden. Der zweite Theil, der noch nicht erschienen, dessen Inhalt aber schon angegeben ist, wird die Menschenkunde enthalten und in dieser handeln: 1) vom Leibe des Menschen; 2) von der Sorge für die Gesundheit; 3) vom Geiste des Menschen (Erfahrungsseelenlehre): 4) vom Menschen als Erdbewohner; 5) v. M. als Weltbürger; 6) v. M. als Staatsbürger; endlich 7) von der Geschichte des Menschengeschlechtes. Man sieht, der Verfasser hat im Allgemeinen mit seinem Buche denselben Zweck vor Augen gehabt, den Dr. Harnisch in seiner Weltkunde schon vor zehn Jahren aufgestellt hat; nur hat der letztere denselben mehr und glücklicher in rein pädagogischem Interesse angestrebt A.

Landtags-Literatur

Petition an die badische zweite Kammer der Landstände vom Jahre 1831 für Aufhebung des Cölibatgesetzes mit Vollmachten von 162 badischen katholischen Geistlichen, Antwort des Erzbischofs auf die Petition vom Jahre 1828. Freiburg im Breisgau. Friedrich Wagner. 1831. Broch. 40 S. 8.

Wir haben unsere Ansicht über die Gesuche der katholischen Geistlichkeit in Würtemberg und Baden schon bei Gelegenheit einer Schrift der ersteren ausgesprochen. Wir müssen hier nochmals wiederholen, daß der Clerus seine Hoffnungen aufgeben muß, wenn er glaubt, der Weg, den er jetzt eingeschlagen hat, sei der gesetzmäßige. — Um Mißverständnisse zu vermeiden, erinnere ich daran, daß ich, selbst ein Katholik, die Aufhebung des Cölibatgelöbnisses wünsche, und mich in diesen Blättern deutlich genug darüber ausgesprochen habe.

Der Weg der katholischen Geistlichkeit genannter Länder, welche zur Hälfte katholische Einwohner haben, ist aus folgenden Gründen nicht der gesetzmäßige: 1) Niemand ist gezwungen, katholischer Geistlicher zu werden; 2) der katholische Geistliche legt bei der Einweihung das feierliche, freiwillige Versprechen ewigen Cölibates ab; 3) Dieses Gelübde legt er in die Hände seiner Kirche, und nicht in die des Staates ab; 4) Die badische katholische Gemeinden sind nur ein kleiner Theil der allgemeinen constitutionellmonarchischen Hierarchie, in deren Hand das Gelübde abgelegt worden; *) 5) demnach sind weder die badischen Landstände, noch der badische Großherzog befugt, oder berechtiget, eine Aufhebung des Cölibats zu dekretiren; 6) das Cölibatsgesetz ist durch die constitutionellen allgemeinen Concilien und Synoden bestätiget und von dem obersten Bischofe sanctionirt worden, daher es nur von der constitutionellen und gesetzgebenden Gewalt in der katholischen Kirche wieder abrogirt werden kann. 7) Von dem Versprechen des Cölibates kann nur durch die exekutive Gewalt der Hierarchie dispensirt werden, nach den Bestimmungen der Kirche aber nur mit Hinterlassung des geistlichen Amtes.

Daraus geht nun hervor, daß der gesetzmäßige Weg der katholischen Geistlichkeit nur der sein kann, durch die Bischöfe bei dem Kirchenoberhaupte ein allgemeines Concilium zu fordern, um diese Sache in's Reine zu bringen. Den Regierungen steht es nicht zu, Versprechungen nachzulassen, die sie nicht empfingen, noch viel weniger Gesetze aufzuheben, in Religionssachen, die sie nicht gemacht, die sie aber zu schützen gelobt haben. Sonst wären wir in Religionssachen der Spielball der Regentenansicht. — Endlich mögen die Herren auch die Meinung ihrer Gemeinden vernehmen, damit sie nicht vertrieben werden. — Ich sage schließlich nochmals: Jeder andere Weg führt zum Schisma. Die Sache ist leider noch nicht reif. Y.

*) Conc. Tridentinum. Sess. XXIII. Can. VI. et VII.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 152.** 21. December 1831.

Wie die nach Preußen und Oesterreich geflüchteten polnischen Armeecorps behandelt worden sind.

Ich habe bereits in mehrere deutsche Zeitungen und Journale, der mir zugekommenen Aufforderung gemäß, folgende Zuschrift abgesandt, und halte es aus vielen Gründen für passend, sie noch in eine der letzten Nummern dieser Blätter, zusammt dem Originale, abdrucken zu lassen.

Monsieur!

Je suis autorisé, à vous communiquer de nouvelles facheuses, que nous venons de recevoir hier de nos armées refugiées en Prusse et en Autriche.

Vous vous souvenez des adresses, qu'ont fait avant peu les officiers Prussiens Kraft et Kanitz à nos armées en Prusse, se disant autorisés par leur Gouvernement à prendre les declarations des officiers Polonais, qui voudraient solliciter la grâce de l'Autocrate, pour rentrer dans le pays et engager les soldats et sousofficiers à profiter de la soidisante amnistie, qui leur fut accordée. Ces adresses ont éte redigées en des termes si nobles, si moderés et si menageants pour notre honneur national, que nous ne les envisageames que comme un acte d'humanité du roi et comme une dernière complaisance pour son gendre.

La grande majorité des officiers refusa nettement à adherer à une demarche deshonorante et vient de recevoir ses passeports pour la France. Ce pareil réfus fut manifesté par l'armée entière, composée de 12,000 hommes, qui préférerent de chercher un asyle partout ailleurs, que de se fier

Ich bin beauftragt, mein Herr, Ihnen folgende traurige Nachrichten mitzutheilen, die wir gestern von unsren, nach Preußen und Oesterreich geflüchteten, Armeecorps erhielten.

Sie erinnern Sich der Adressen, welche vor Kurzem die preußischen Offiziere Kraft und Kanitz an unsre Armee in Preußen richteten, und in welchen sie von den polnischen Offizieren die Erklärung verlangten, ob sie die Gnade des Kaisers ansprechen, in ihr Land zurückkehren und Soldaten, wie Unteroffiziere veranlassen wollten, von der sogenannten Amnestie, die man denselben versprochen, Gebrauch zu machen. Diese Adressen waren in so edlen, gemäßigten, und unsre Nationalehre so schonenden, Ausdrücken abgefaßt, daß wir sie nur als eine Handlung der Humanität des Königs und für die letzte Gefälligkeit, die er seinem Schwiegersohn erzeigen mochte, ansahen.

Die große Mehrheit der Offiziere weigerte sich offen, einen so entehrenden Schritt zu thun, und erhielt bereits ihre Pässe nach Frankreich. Eben so weigerte sich die ganze, aus 12,000 Mann bestehende, Armee, und wollte lieber überall anderswo ein Asyl suchen, als sich einer Amnestie anvertrauen, die sie nur

à une Amnistie, qui ne les exposerait qu'au châtiment du knout et à un banissement sur les frontières du Caucase. Croyez vous, que le Gouvernement Prussien a agit d'une manière aussi humaine envers les soldats qu'envers les officiers? Fremissez au récit!

Le 11. de ce mois les trouppes Prussiennes cernent de toutes parts nos soldats, rassemblés en troupeau, et les forcent de la manière la plus brutale à obtempérer aux sommations de l'Autocrate; on assomme les malheureux à coups de crosses, on maltraite les officiers, on est allé jusqu'aux menaces de tirer sur eux. Notre armée fut inebranlable; elle s'est couchée par terre, prête à essuyer plutôt des traitements les plus barbares, que d'obéir aux ordres contraires au droit des gents et à tout sentiment d'humanité.

Une resistance si unanime et si imposante, une protestation, qu'a adressé à ce sujet au roi de Prusse le Generalissime Rybinski, determinérent le Commandant Prussien à suspendre l'accomplissement de ses ordres barbares jusqu'aux nouvelles instructions de son roi. Cependant le vaillant géneral Bem, qui entreprit de conduire le reste de nos braves sur une terre hospitalière, fut forcè de quitter l'armée et se trouve déja dans la quarantaine d'Elsterwerda. La decision ultérieure du roi de Prusse n'est pas encore connue, je vous engage donc au nom du ciel, Monsieur, de donner à cet évenement la plus grande publicité possible, peut être la voix de l'opinion publique influera en quelque sorte sur les prochaines dispositions de ce monarque.

La resistance des soldats, recemment manifesté, ne serat-elle pas pour les Russes un motif plausible à leur refuser les bienfaits d'une Amnistie promise, dont ils ne voulurent pas profiter? Déja plusieurs regiments Russes quêtent sur les frontières pour accaparer leur proie et la conduire aux confins de l'Asie.

Il parait malheureusement, que le Gouvernement de Prusse agit de concert avec l'Autriche; ces deux puissances veuillent terminer leur coupable condescance pour la Russie par une atrocité sans exemple; ils preférent de pousser de milliers de les malheureux bannis vers l'abîme, que de leur accorder un passage libre pour la France. Déja de milliers de ces victimes ont été refoulés de vive force de la Galicie en Russie et traduits à leurs bourreaux. Plusieurs d'entre eux se sont noyés dans la vistule par desespoir,

die Knute und Verbannung an die kaukasischen Gränzen erwarten ließ. Glauben Sie, daß die preußische Regierung gegen die Soldaten eben so human verfuhr, wie gegen die Offiziere? Schaudern Sie über den Bericht!

Am 11. dieses Monates umgeben preußische Truppen von allen Seiten unsre, in Heerden zusammen geschaarte, Soldaten, und suchen sie auf die brutalste Weise zum Gehorsam gegen die Aufforderungen des Autokraten zu zwingen; man überhäuft die Unglücklichen mit Kolbenstößen, mißhandelt die Offiziere, ja man droht sogar auf sie zu schießen. Unsre Armee blieb aber unerschütterlich; sie warf sich auf den Boden, lieber bereit die barbarischeste Behandlung zu erdulden, als Befehlen zu gehorsamen, die mit dem Völkerrecht und jedem menschlichen Gefühl so in Widerspruch standen.

Ein so einstimmiger und so imponirender Widerstand, eine Protestation, die General Rybinski deshalb an den König von Preußen richtete, bestimmten den preußischen General, die Vollziehung seiner grausamen Weisungen bis auf fernere Instruktionen seines Königs noch aufzuschieben. Dennoch aber mußte der tapfre General Bem, der den Rest unsrer Braven in ein gastfreundliches Land zu führen unternommen, die Armee verlassen und befindet sich jetzt in der Quarantaine zu Elsterwerda. Die fernere Entscheidung des Königs von Preußen ist noch unbekannt, ich beschwöre Sie daher in des Himmels Namen, mein Herr, dies Ereigniß zur größtmöglichsten Kenntniß zu bringen; vielleicht hat die öffentliche Meinung einen Einfluß auf die fernern Entschlüsse dieses Monarchen.

Der, von unsren Soldaten wieder offenbarte Widerwille muß er nicht den Russen ein erwünschter Vorwand sein, ihnen die Wohlthaten einer verheißnen Amnestie zu verweigern, von der Sie keinen Gebrauch machen wollten? Schon streifen mehrere russische Regimenter an den Gränzen umher, sich ihrer Beute zu bemächtigen und sie an die asiatischen Gränzen abzuführen.

Unglücklicher Weise scheint die preußische Regierung mit Oesterreich in Uebereinstimmung zu handeln, — beide Mächte wollen ihre . . . . . Gefälligkeit gegen Rußland mit einer beispiellosen Grausamkeit krönen, wollen lieber Tausende von diesen unglücklichen Verbannten in den Abgrund stoßen, als ihnen freien Durchzug nach Frankreich bewilligen. Schon wurden Tausende dieser Opfer mit Gewalt aus Gallizien nach Rußland gestoßen und ihren Henkern überliefert. Mehrere von ihnen ertränkten sich aus Verzweiflung in der Weichsel! —

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Almanach-Literatur.

Eichenkronen. Ein Almanach aus Bayern, herausgegeben von Fr. W. Bruckbräu. Erster Jahrgang. München, bei Hübschmann. 1832. 286 S.

Nach dem Vorgange eines von Tromlitz, Spindlers und Claurens hat es auch Herr Bruckbräu unternommen, einen Almanach blos mit Arbeiten seiner Feder ausgestattet erscheinen zu lassen. Es sollte uns erfreuen, wenn dies neue Taschenbuch nicht schon mit dem ersten Jahrgang wieder schlafen ginge, wir wissen aber nicht, ob wir ihm das Horoscop einer langen Dauer stellen können. In Hinsicht des Drucks hat der Verleger das Büchlein ganz hübsch ausgestattet, aber in Hinsicht des Bilderschmuckes, worin manche andere, wie z. B. die englischen Taschenbücher des Guten zuviel thun, hat er auf der entgegen gesetzten Seite gefehlt und seinen neuen Ankömmling gar zu kärglich bedacht. Wenigstens das Gleichgewicht sollte derselbe den vorhandenen und in einer Reihe von Jahrgängen fortgeführten Taschenbüchern halten, so aber scheint er mit einer gewissen Vornehmheit diese allerdings nöthige Folie ganz verschmähen zu wollen. Wäre es nicht wirklich recht passend gewesen, wenn bayrische Künstler, an denen München ja eine so große Menge bedeutende Meister aufzuweisen hat, auch zur äusseren Ausschmückung dieses Taschenbuchs beigezogen worden wären? Ein einziges Bild, dem Titel gegenüber, erhalten wir, und auch dieses wird nicht jedes männliche, geschweige denn weibliche Augen befriedigen, welche doch auf einige Zierlichkeit mit allem Fuge Anspruch machen. Dies Blatt ist bei aller Wahrheit und Richtigkeit zuviel studiert, und verliert über der Härte und Menge der Falten am Kleide der als wahres Ideal weiblicher Schönheit geschilderten Maria Pekenbeck, so wie durch die Trockenheit der landschaftlichen Umgebung, die Annehmlichkeit ganz und gar, die der Zeichner, wahrscheinlich ein Künstler aus Cornelius Schule, vorzüglich doch im Auge hätte behalten sollen. Auch sind beide Figuren, Herzog Ferdinand im Jägerkostüm, der geliebten Maria die goldene Kette umhängend, gar zu groß, indem sie fast bis an den Rand des Blattes reichen, — ein Uebelstand, welchen die lobenswürdige Genauigkeit am Jagdschmuck des Herzogs nicht aufwiegt.

Wir wenden uns nun zum Inhalt selbst. Eichenkronen nennt Herr Bruckbräu seinen Almanach. Wir haben nicht recht aus den Erzählungen, welche wir darin fanden, den Grund, warum er diesen Namen wählte, abnehmen können. Wollte er vielleicht nur im Gegensatz zu den zärtlichen Titeln anderer Taschenbücher, wie z. B. Vergißmeinnicht, Rosen u. s. w. etwas recht kräftiges deutsches, tüchtiges für sich zur Aufschrift aussuchen, und verfiel er deswegen auf die Eichenkronen? Uns scheint die Wahl nicht glücklich.

Um es den am Anfang genannten Almanachschriftstellern gleich zu thun, hat der Herr Verfasser aus seinem Taschenbuch auch alle Poesie verbannt und sieben prosaische Aufsätze hier gegeben. Der Gattung der größeren Novelle, wo es auf Schilderung des Seelenzustands der handelnden Personen abgesehen ist, die sich gleichsam an dem Faden der geschichtlichen Ereignisse abspinnet, können sie nicht beigezählt werden, es sind leichte Skizzen, flüchtig hingeworfen, aus denen der Meister, wenn er den Willen gehabt hätte, oder ein anderer, leicht etwas viel Vollendeteres würde haben machen können. Die erste Erzählung Maria Petenbeck behandelt einen sehr romantisch-vaterländischen Stoff bei weitem viel zu kurz, und mischt die wirklich historischen Notizen zu nackt und trocken in die Erzählung, als daß das Interesse der Leser sich davon angesprochen fühlen könnte. Wir möchten in der That fragen, warum der Herr Verfasser sich nicht selbst die Aufgabe machte, die Skizze vollständig auszuführen? Mißtraute er seinen Kräften, oder hätte ihm dieser Gegenstand zu weitschichtig geschienen? Den Lesern, welche weniger mit der bayrischen Regentengeschichte vertraut sind, bemerken wir, daß hier die Geschichte des bayerischen Herzogs Ferdinand erzählt wird, der die reizende Tochter des churfürstlichen Pflegers Pelenbeck kennen lernte, sich als Jäger Robert mit ihr verlobte und als sein Stand ihr bekannt wurde, auch nicht von ihr ließ, sondern nach verschiedenen Entsagungsentschließungen von beiden Seiten, und nachdem er auf alle Rechte seiner Geburt verzichtete, sie zu seiner Ehefrau machte und die Linie der von Wartemberg gründete, welche 1736 aufhörte. Bei der zweiten Erzählung: das Regiment über Nacht störte uns das leider gar zu sehr, daß es eine vollkommene Variation zu Hoffmanns bekannter, auch für die Bühne bearbeitete Novelle ist: Meister Martin und seine Gesellen. Die Aehnlichkeit ist zu groß, als daß die Reminiscenzen nicht unwillkührlich sich fast einem Jeden darbieten sollten. Das ganz geschichtliche Factum, daß nach dem westphälischen Friedensschluß, als im Jahr 1650 unter den Fürsten, Ständen und Abgeordneten zur gänzlichen Ausgleichung aller Ansprüche in Nürnberg auch Ottavio Piccolomini als kaiserlicher Plenipotentiarius hier sich befand, eine Cavalcade von mehreren hundert Knaben auf Steckenpferden zu großem Ergötzen des Fürsten unter dessen Fenstern vorüberzog, benutzet Herr Bruckbräu dazu, daß ein Büttnergeselle die einzige Tochter seines reichen Meisters zur Frau erhält, indem er sich an die Spitze dieser sonderbaaren Reiterschaar stellt, und auf solche comische Weise die ihm auferlegte Bedingung des Obristen Föhrenbach, der nicht eher von jener Küferstochter abstehen will, als bis Theobald an der Spitze von 500 Reitern vorüberziehe, zu umgehen weiß, und wie natürlich zu

seinem Ziele gelangt. — Von Unwahrscheinlichkeiten, wie z. B. daß der Küfermeister in einer Stadt, wo damals das Patriziat ausschließlich alle hohen Gerichtsstellen bekleidete, zweiter Bürgermeister gewesen sein solle, von Zusammenwürfelungen einer alten Sage von der Otmarskapelle mit späteren Zeitangaben und Umständen, die einander ganz widersprechen, könnten wir aus dieser Erzählung ein langes Register anfüllen. Der Ritt in's Pfarrhaus, die dritte Skizze, kann wahr sein, ist aber ganz im Style der Langbeinischen Schwänke behandelt, durch welche die Carrikaturen protestantischer Landgeistlicher zu einem stehenden Artikel der deutschen Humoristik geworden sind. Angezogen hat uns besonders die vierte: das Windfähnlein, die Geschichte einer Gärtnerstochter von München, deren Unschuld durch eine Dohle an's Licht gebracht wird. Wir übergeben die drei andern kürzeren Aufsätze, und melden zum Schlusse, daß dieser Almanach noch eine ungewöhnliche Zugabe als Anhang erhalten hat, nemlich was wir loben, die Genealogie des königlichen Hauses, dann einen Kalender, und endlich ein Verzeichniß der Festtage der Heiligen in alphabetischer Ordnung. — Wie letzteres zum übrigen Inhalt passe, wo belletristische Unterhaltung der Hauptzweck ist, überlassen wir andern zu enträthseln. II.

Antwort des Recensenten

auf die Erwiederung des Herrn Professors Oertel in Ansbach in Nr. 145. dieser Blätter.

Meine Antwort verspätet sich nur durch die Entfernung meines Wohnortes von Nürnberg. Sie folgt jedoch noch rechtzeitig. — Der Herr Professor Oertel irren, wenn Sie glauben, ich sei ein Kunstarzt, und beneide Sie um Ihren Wassererfolg und um Ihr Wasserglück. — Meine gegründeten Bemerkungen haben Sie zwar erkannt, aber nicht widerlegt. — Daß ich mich über Ihren Wasserruhm nicht ärgere, hätten Sie schon aus der Recension Ihrer Victoria ersehen sollen, da Sie daselbst bemerkt haben werden, däß ich nicht allein Sie, sondern auch die von Ihnen sogenannten Herrn Kunstärzte ein wenig recensirt habe. Die Ausübung der Arzneikunde ist mein Amt nicht, darum haben Sie gewaltig fehl- und einen noch größeren Bock haben Sie geschossen, indem Sie glauben, der Recensent kenne den Verfasser des Artikels im Nürnberger Correspondenten, oder sei gar ein und dieselbe Person mit ihm. Herr Professor hätten auch im Hesperus schon ähnliche antidiluvianische Bemerkungen lesen können, die mir aber auch völlig fremd sind.

Herrn Professor Oertel's Wasser gegenüber heißt Alles marklos. Solcher marklosen Tiraden ist die bekannte Bockschrift voll und voll. Ex ungue leonem? Der Bockschrift zu antworten, habe ich den Herrn Aerzten überlassen wollen, die sie angeht. —

Lobenswerth ist die von Herrn Oertel in seiner Erwiederung beobachtete Mäßigung der Ausdrücke, indem er nur mehr behauptet, das kalte Wasser sei nun nahe daran, ein Spezifikum zu werden! und daß dasselbe immer noch in den Hintergrund treten müsse, weil die Herrn Kunstärzte immer noch sich nicht auf es allein verlassen wollen.

Was mir Herr Professor von Heilung einer Gesichtsrose sagen, ist mir keine Neuigkeit, denn — erstaunen Sie — ich habe solche auch schon damit kurirt, ehe ich noch von Ihnen wußte; und wirklich würde ich bei mir selbst in allen äußerlichen Entzündungskrankheiten von hitziger Art Gebrauch machen, aber darum die inneren Heilmittel nicht versäumen. Auch dürfen der Herr Professor erfahren, daß ich täglich selbst zum Frühstück meinen Kopf mit kaltem Wasser begieße und ein großes Glas frischen Wassers trinke, und er möge mir immerhin marklose Wasserscheu vorwerfen. — Nein, Herr Professor, ich sage nur: Alles hat sein Maaß und sein Ziel, und so auch die Anwendung des kalten Wassers — Haben Sie in meiner Recension nicht gelesen, daß ich wünschte, Sie möchten Recht, dreimal Recht bekommen, ich wollte Sie dann gerne preisen? Habe ich nicht gesagt, ich würde der Menschheit Glück wünschen, wenn sich Ihre so wohlfeile Curart bestätigte, um der hilflosen Landleute willen? — Allein leider hat sich Ihr und mein Wunsch noch nicht bestätiget, denn in den, von der königlichen Regierung den Physicis zugesandten gedruckten Berichten steht ausdrücklich, daß in Wien von 41 innerlich und äusserlich blos mit eiskaltem Wasser behandelten Cholerakranken 21, also mehr als die Hälfte gestorben sind. Urtheilen Sie nun selbst, wie ich unter sothanen Umständen ehrlich urtheilen mußte!

Was die Erweckung eines Scheintodten mit Essig und Wasser anbelangt, so scheint Herr Oertel vergessen zu haben, daß jedes alte Weib nach der Essig-Bouteille greift, wenn Jemand in ihrer Umgebung ohnmächtig, d. h. scheintodt wird; da nun aber der Essig, wie Weingeist, belebend wirkt, so ist jene Erweckung nicht blos dem Wasser zuzuschreiben, wie Herr Oertel thut.

Daß Herrn Oertels Kaltwasser-Schrift von Herrn Weyland, einem Deutschen und wahrscheinlich gleichfalls spekulativen Wasserverehrer in's Französische übersetzt und im Constitutionnell angezeigt ist, bessert die Sache nicht. Doch gönne ich ihm von Herzen diese Freude und wünschte vielmehr, daß er auch seine Hefte noch übertrage, oder übertragen ließe, damit die Franzosen, welche den ganzen Tag ihre schlechten Tisanen am Feuer stehen haben, einmal dieses gesündere Getränke für Gesunde mit ihrer Brühe vertauschten. — In französischen Journalen kann sich jeder für die Einrückungsgebühren, so viel er will loben, und loben lassen, wie man in jedem Blatte derselben sehen kann, denn in keinem Lande ist die Marktschreierei größer, als in Frankreich und England.

Maintenant nous nous avons vu Monsieur! Adieu pour jamais!

C.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

““Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Freitag **Nro. 153.** 23. December 1831.

Bescheidene Bemerkungen über die jüngsten Novemberbeschlüsse des deutschen Bundestags.

Kaum kann in unsern Tagen eine Regierung die freie Presse entbehren, weil die jetzigen constitutionellen Minister ungleich mehr Macht, als vor der Periode der neuen Verfassung Deutschlands unter den Bundesfürsten besitzen; auch ist die ministerielle Verantwortlichkeit in unsern Verfassungen neuesten Styls bisher den ausschreitenden Ministern nicht furchtbar. Daher scheint eine zu strenge Censur der politischen Zeitschriften gefährlicher für das Publikum und die Monarchen, als die freilich oft unbescheidene Opposition mancher Zeitblätter wider die Lieblingsentwürfe einiger Minister. Wenn man verhaßte Minister am Ende nur los wurde, so ließ man auf den wachsamsten Landtagen nach bisheriger Praxis die Anklagen, womit man anfangs drohete, gerne stecken, so klar auch bisweilen die constitutionellen Ausschreitungen solcher Minister waren. Einige Minister schufen manches im Ganzen Wohlthätige, aber indem sie die konstitutionellen Rechte ihrer Landesherren auf dem Landtage kräftig handhabten, waren einige Minister in Begünstigung der nicht immer volksgemüthlichen Politik einiger Minister der größeren Höfe wahre Ultras. So lange die größten Höfe in Ansehung der Bundesverhältnisse Deutschlands gleiche Ansichten hegen, scheint es bisher Herkommen des Bundestags zu sein, ihre Ansichten beliebter Conformität halber, zu theilen. Eine gewissermaßen bewundernswürdige Einstimmigkeit des Bundestags bei 17 z. Th. curialen Stimmen, welche bundesgesetzlich den Stimmen der mächtigeren Staaten keine Nachgiebigkeit schuldig sind, in Erörterungen, in welchen das deutsche Privatpublikum sehr oft ungemein uneins ist, darf uns als diplomatische Höflichkeit oder Ueberzeugung auffallen, denn als das neue Bundesgesetz im Jahr 1814 errichtet wurde, verbannte solches die sclavische Unterwerfung unter dem Protectoralwillen.

Gewiß sind sich die Bundesstimmen viel einiger, als einst die Viril- und Curiatstimmen auf dem Reichstage in Regensburg.

Ich schweige von der späteren Einschränkung der landständischen Verfassungen um so mehr, da noch heute die deutschen Erbstaaten Oesterreichs, Preußens, Dänemarks und des Königs der Niederlande nicht einmal sämmtlich Provinzialstände besitzen. Das, was als Surrogat der Verfassungen von jenen Mächten aufgestellt wurde, sollte die deutschen und die ausländischen Staaten dieser Souveraine, in Anerkennung des etwas erweiterten monarchischen Princips, näher mit einander verbinden. Hannover, dessen Souverain neben der deutschen Krone in den Staaten der brittischen Krone und deren Kolonien über 150 Millionen Unterthanen zählt, erhielt eine mit vielem aristokratischen Auswuchs, woran die brittische Constitution so reich ist, ausgestattete Verfassung. Vielleicht erlebten wir aber eben daher in diesem Staate einen Aufstand, der gefährlich genug hätte werden können, wenn im Range bedeuten-

dere Mißvergnügte sich an die Spitze gestellt hätten, und die Verschwörung zur Umgestaltung der Verfassung so allgemein gewesen wäre, als das Mißvergnügen war. Siegte auch damals das Ministerium, so hatte doch der einst so mächtige Graf Münster selbst im Ministerium unter seinen Collegen so viele Gegner, daß die Regierung diesen Mann entfernte, der wahrlich nicht allein den Volksdruck veranlaßte, aber wenn nicht das Haupt, doch das Werkzeug der aristokratischen Parthei gewesen sein soll. Der Entwurf der neuen Verfassung, welcher jetzt berathen wird, ist unstreitig besser, obgleich er noch viel zu viel von seinem englischen Muster an sich haben mag. — In den durch den Rheinbund und durch den wiener Congreß amalgamirten Staaten, war Vieles umzugestalten. Die Rechte der Standesherren, der aufgehobenen Domstifter, Klöster, Reichsstädte, Reichsritterschaftscantone, deren Dienerschaften, und der Schutzjuden waren weder vollkommen abgeschafft, noch neu regulirt worden. Als der wiener Congreß sich dieser Privilegirten besonders annahm, schien er nicht zu berücksichtigen, daß als der Kaiser Franz II. 1806 im August dem deutschen Thron entsagte, die damals nicht zertrümmerten Reichsstände factisch seinen Scepter ergriffen und sich Souverain erklärten. Sie nahmen an, daß, weil sie die meisten Souverainetätsrechte besaßen, ihnen die übrigen, welche bis dahin der Kaiser und das Reich besaßen, gleichfalls gebührten. Zwar war das Ansehen des Kaisers, des Reichstags und der Reichsgerichte um 1806 in den größeren deutschen Staaten sehr gesunken, aber es war doch noch eine schreckhafte Controlle wider ausschreitende Fürsten und Minister. Kein Reichsfürst konnte einen ihm verhaßten Thronerben von der Thronfolge entfernen, nicht beliebig seinen Unterthanen neue Steuern aufdringen, keine alte Landesreceße mit Füßen treten, den Hofstaat zu Roß und zu Fuß nicht beliebig aus Steuern ernähren, wenn Domainen und Regalien nicht zureichten; es gab Debitcommissionen wider vergeudende Fürsten und einen Recurs wegen versagter, oder verzögerter Rechtspflege. Gab der wiener Congreß mitleidsvoll den Privilegirten mit Einschluß der Juden einige neue Rechte, so erhielt das deutsche Volk solche erst durch die Landtage, welche nach den späteren verehrlichen Congreßbeschlüssen, in der Anwendung ihrer Verfassungen sich zu demokratisch zu benehmen schienen. Der Bundestag gab ihnen nichts, als die Hoffnung zu octroyrten Verfassungen, wo sie bisher fehlten, und wo noch alte Stände vorhanden, oder erst seit 1806 unterdrückt waren, sollten die Umgestaltungen aus einem neuen Vertrage der gedachten Landstände und ihres Landesherren hervorgehen. Gab also der Bundestag den deutschen Völkern nur die Hoffnung zu einer neuen Verfassung, so eignete er sich damals nicht weniger das Recht zu, die gegebenen Verfassungen zu verkleinern und den Völkern zu nehmen, was ihnen ihre Fürsten zugestanden hatten.

Es schien nöthig, weil man annahm, daß Frankreich noch einmal wider Deutschland sich erheben werde, unsern neuen Staatenbund in eine furchtbare Wehrverfassung wider den westlichen Riesenstaat zu stellen. Den kleinen Staaten wurde gleiche Militairlast, als den großen auferlegt, ohne Rücksicht ihrer nach Napoleons Zuschnitt geformten, an Köpfen zahlreichen Centralregierung und der in kleinen Staaten verhältnißmäßig viel kostbareren Hofhaltung. Die Militairconscription wurde eine große neue Last der unteren Stände, deren sich die reicheren durch Stellvertreter entledigen konnten. Die neuen sehr gesteigerten Auflagen trafen fast ausschließend den Verbrauch in- und ausländischer Produkte. Fast alle deutsche Staaten hatten ein Deficit in der Einnahme, und in Hinsicht des inneren Verkehrs gab der Bundesverein glänzende Hoffnungen, die so sehr unerfüllt blieben, daß sogar ein Bundesfürst, der König von Holland, den Rhein wider den klaren Sinn des wiener Congreßfriedens den Deutschen zu verschließen fortfuhr.

Es war also nach der Stiftung des deutschen Bundesvereins wegen getäuschter, freilich etwas zu idealischer Hoffnungen viel Stoff zum Mißvergnügen da, und die Entwickelung des monarchischen Princips lag im Dunkeln. Viel alter Wust aus der Periode der Reichsverfassung im Lehn- und Meierwesen war aufzuräumen, der Bauer war hie und da noch leibeigen, die Bevölkerung stieg, die größeren Staaten stifteten strenge Zölle und Mauthen, die Processe dauerten in manchen Staaten sehr lange, die Felder der Bauern litten fremde Hut und Weide, und waren daher dem Eigenthümer unergiebig, die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie wurden fast werthlos, der Adel strebte, wenn nicht theoretisch, doch in der Praxis die Bürgerlichen von den höheren Staatsämtern auszuschließen, einige unweise Professoren und Studierende heckten Projekte aus, von einer näheren Vereinigung der deutschen Volksstämme unter sich, Herstellung des Kaiserthums u. s. w. Diese Unionen, die manche Schriftsteller verführten, ihnen das

Wort zu reden, waren indeß, wie alle demokratischen Umtriebe, wenn sie kein Aristokrat leitet, ein Phantom, das sehr ungefährlich war; denn wenige Vornehme waren diesen sogenannten demagogischen Umtrieben hold, und alle nachherige Aufstände sind nirgends aus demokratischen Umtrieben, sondern eher aus dem Druck mancher unabgeschafften Mißbräuche, wenn auch in der Form sehr widerrechtlich, entstanden. Den Ministern wurde bange, weil ihr Verfahren oft hart und nicht immer mit Recht angegriffen wurde; ob diese die carlsbader Beschlüsse wider die politische Schriftstellerei und die bis dahin freie Presse angerathen haben, ist ein Cabinetsgeheimniß, aber wohl eher von Ausländern, die als eine Vorsehung intervenirten, zuerst ausgegangen, indeß ein Paar Excentriker sich leider zu Mordthaten, oder Versuchen hinreißen ließen. Die damals den Ton angebenden politischen Zeitschriften, welche man oft aus sehr idealischen Ursachen allmählig überall verbot, wurden von Männern redigirt, welche nicht ohne staatswirthschaftliche Kenntnisse waren, und jetzt noch hie und da in Staatsämtern auf den Landtagen und auf den Kathedern glänzen, und die neueren politischen Zeitschriften wurden unter strenge Censur gesetzt.

Langsam ging es mit der Ausjätung mancher drükkenden Uebelstände, denen freilich keine historische Base fehlte. Dies alles vermehrte das innere Mißvergnügen. Neuere, mit der Staatswirthschaft häufig unbekannte Schriftsteller, besonders jüdischer Religion und ausgewanderte Oesterreicher mit oder ohne ästhetische Weihe, oder Andere, die der Aerger plagte, sich von den Regierungen bevormundet zu sehen, ergriffen nach den Juliustagen in Frankreich im Jahr 1830 und deren wichtigen Folgen, die Feder, und zupften freilich sehr herbe die Verwaltung der Grafen Einsiedel und Münster, der Freiherren von Marschall-Biberstein und Berstett, eines Herrn v. Schenk, der kaum zu verwalten angefangen hatte. Man sah, ehe ein neuer Landtag in Würtemberg begann, einen Ministervorstand, Herrn v. Otto, freiwillig sich zur Ruhe begeben; aber nur in Bayern eine sehr allgemeine Opposition der Zeitschriften wider die damalige Verwaltung. Diejenigen der Gegner sprachen sich eben so ultra-servil aus, als jene ultra-liberal.

Kaum erlaubte sich irgend ein deutsches Blatt Ungezogenheiten wider seine eigene, oder andere deutsche Regenten. Wenn solche Blätter die Verwaltung in der That bescheidener, als manche Redner der Landtage, tadelten, so hatte diese Freiheit doch wenigstens den Vortheil, daß manche, das Volk ohne Nothwendigkeit drückende Uebelstände zur Kenntniß des Publikums und daher auch der Fürsten gelangten. Sie veranlaßten keinen Aufruhr, kamen aber solchem bisweilen zuvor, indem sie den Verwaltungen bewiesen, daß es endlich Zeit sei, daß manche Uebelstände von der Regierung abgestellt würden.

Hat doch das bischen Preß- und Schreibefreiheit, das wir noch besitzen, manche Minister gestürzt, deren Willkührlichkeiten dadurch den Fürsten klarer wurden. Daß jene Herren mit manchen Fehlern auch einige Amtstugenden und Talente besaßen, wer wird das läugnen; aber sie hatten ihre eigene Regierung unbeliebt zu machen verstanden, und einige unläugbar derselben gar viel Eigennutz gezeigt.

Oft erscheint jetzt die Frage, ob die Beschlüsse des Bundestags, die also wenigstens die Mehrheit der 17 theils Viril- oder Curialstimmen gewannen, ein Gesetz für die Landtage sind?

Mehrere Landtage, oder wenigstens zweite Kammern haben sogar Verfassungen für sich, wenn sie eine unbedingte Preßfreiheit, jedoch zugleich ein strenges Preßgesetz, vollzogen durch unpartheiische Richter, verlangen, da selbst redend ein Preßgesetz jede Contravention wider den unschicklichen Gebrauch der Preßfreiheit ahnden muß. Auf ein solches strenges Preßgesetz, frei von jeder strengen Censur in politischen Schriften bestehen jetzt mehrere deutsche Kammern, worin im Ganzen die Meinungen der Landtage und des Bundestages wesentlich von einander abwichen. Auch warnten die Regierungscommissarien einige Kammern sich hierüber keine Berathung zu erlauben, weil sonst die Auflösung der Kammern folgen könne.

(Schluß folgt.)

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Religions-Philosophie.

Mysterien des inneren Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von Prevorst, mit Berücksichtigung der bisherigen Kritiken. Von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Verlag zu — Guttenberg. 1830.

Nun haben wir ein vollständiges Glaubensbekenntniß von Eschenmayer. Es liegt vor uns. — Zwar neigte

sich derselbe schon in seiner frühesten Schrift zum religiösen Mystizismus, allein zur Zeit des Herrschens der Schellingischen Philosophie zeigte er doch noch eine selbstständige, philosophische Richtung. Eschenmayer ist bekehrt, er ist totaler Christ, dogmatisch orthodoxer Christ geworden. Durch wen? Durch die Seherin! Er neigt sich noch über die Sphäre des Katholizismus mit der Seherin hinaus, denn er nimmt mit ihr ein Fegfeuer an, einen Zwischenzustand, einen Bußzustand der Verstorbenen zwischen Hölle und Himmel, das Gespensterreich! das dem Katholiken nicht einmal zu glauben geboten ist. Von Haller, Windischmann, Görres, Eschenmayer, Schubert, von Meyer, Ennemoser u. a. reichen sich auf dem neuen Gebiete des Glaubens die Hände; sie haben das gewöhnliche philosophische Wissen aufgegeben, um im Glauben, im submissesten Glauben zu schauen. Svedenborg sieht jetzt erst seine Schule blühen. Vorliegendes Eschenmayerische Werk ist als der Vorläufer des von uns schon angezeigten neuesten Kernerischen Werkes anzusehen. Die Angriffe auf das Buch der Seherin von Prevorst werden abgeschlagen: Paulus in Heidelberg wird empfindlich gegeißelt, Carové in Frankfurt widerlegt, Hegel's Ansicht beleuchtet, Görres Urtheil lobend als eine gewichtige Autorität zitirt, Strauß im Hesperus corrigirt und dem Verfasser des verschleierten Bildes zu Sais das Augenlicht geöffnet.

Eschenmayer's philosophische Ansichten sind nun absolut religiös. Seit Jahren schien derselbe philosophisch todt zu sein. Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden. Er ist nun eifriger, als je. Die Seherin weckte den Kanzler von den Todten auf. Er tritt mit jugendlicher Kraft und Feuer auf. Das Buch enthält die Grundlage seiner gegenwärtigen philosophisch-religiösen Ansichten. Referent kann nicht verschweigen, daß ihm Eschenmayer in seiner psychologischen Theorie auf einem anderen Wege kommend begegnet ist. Referent trägt schon seit fünf Jahren an einer berühmten Hochschule dieselbe Theorie, die er auf dem rein empirisch rationellen Wege gefunden und in seiner philosophischen Inauguraldissertation vor dreizehn Jahren ausgesprochen, vor. — Herr Eschenmayer könnte sich, wie ich es endlich durch historisches Studium gefunden, gleich mir hintenher überzeugen, daß diese Theorie uralt ist, denn sie ist die der ältesten griechischen Kirchenväter, namentlich des Tatian: nämlich die Unterscheidung von Leib, Seele und Geist.

Unterdessen bin ich dennoch kein Geisterseher. Ja ich habe sogar über die Seherin sehr strenge Ansichten, die ich zum Theile schon bei Gelegenheit der Beurtheilung des Kernerischen Werkes ausgesprochen habe. Damit aber Herr Eschenmayer nicht glaube, Referent kenne die höheren Stufen des magnetischen Hellsehens nicht, will ich ihm gleich sagen, daß ich selbst Magnetiseur bin und Somnambulen aller Stufen Jahre lang unter meiner Behandlung gehabt habe. Diese Bekanntschaft mit der Sache hat mich zu der Ueberzeugung geführt, daß die Somnambulen in Sachen der Freiheit und Intelligenz nur das Echo des Magnetiseurs sind. Seitdem ich auf dem gewissenhaften ärztlichen Wege bleibe, sind meine Somnambulen keine Schwärmer mehr. Mehr als das im Bereiche der rein physischen Natur Liegende ist auch die hellsehendste Somnambule mit Gewißheit voraus zu schauen nicht im Stande. Sie sind demnach auf hoher Stufe der magnetischen Erregung zwar dem menschlich höheren Instinkte nach wohl fähig, den Tod eines Menschen, den Ausgang einer Krankheit, ein wohlthuendes Arzneimittel, den Einsturz eines Hauses, auch allenfalls das Wetter auf einige Stunden voraus zu bestimmen, sie mögen in der Ferne einen Freund, eine Freundin, mit denen sie im natürlichen Rapport stehen, sehen; allein was ich in der nächsten Stunde thun werde, welche Nummer in der Lotterie heraus kommen, ob es Krieg oder Frieden geben wird und alle der Freiheit, oder der menschlichen Selbstthätigkeit unterworfene Akte ist sie auch nicht einmal zu ahnen im Stande. Der Somnambulismus ist eine Krisis der Nervenkrankheiten, die, wie im Fieber, freiwillig durch die Heilkraft der Natur, oder durch Beihülfe der Kunst herbei geführt wird. Der Somnambulismus ist und bleibt eine Krankheit. Eine Somnambule zu etwas anderm zu benutzen, als zur möglichen Heilung des Kranken, den Träumenden auf philosophische und religiöse Betrachtungen zu bringen, ist nach meiner heiligsten Ueberzeugung Sünde, schwere Sünde, weil die Kranke dadurch angestrengt, erschöpft, kränker gemacht, ja zum Blödsinn, Wahnsinn, oder selbst zum Tode geführt wird. Das scheint in Prevorst selbst geschehen zu sein! Die Seherin war das Echo ihrer Umgebung. C.

Arzneikunde.

Vorsichtsmaaßregeln in schweren, stürmischen Krankheitszufällen vor der Ankunft des Arztes, Beifügung einer Krankenpflege, einige Bemerkungen über die Wahl des Arztes und der Anweisung, demselben über Krankheiten Bericht zu erstatten. Besonders für Geistliche und Familienväter bestimmt von Gregor Brender, Doktor im Hôtel-Dieu zu Lyon. Freiburg im Breisgau. Gedruckt und in Commission bei Friedr. Wagner. 1831. S. VI. und 90 in kl. 8. Pr. 48 kr.

Es ist selten ein volksarzneiliches Buch zu finden, in welchem für den Nichtkundigen nicht zu viel gesagt wäre. Alle, die ich noch sahe, gingen darin zu weit, wollten die Leute zu Doktoren machen, und machten sie zu Narren, oder Pfuschern. Vorliegendes Werkchen aber macht davon eine Ausnahme. Es handelt blos von dem Verhalten der Kranken vor Ankunft des zu rufenden Arztes. Von den inneren Krankheiten handelt es blos das Wichtigste des Schlagflusses, der Erstickung in bösen Dünsten, im Wasser und in der Kälte ab, dann nimmt es die heftigen, schleunige Hülfe fordernden Vergiftungen, die Blutstürze, die Ohnmacht und Krämpfe durch; von den äusserlichen Krankheiten: die Verbrennung, Quetschung, Verrenkung, Verstauchung, Brüche, die Erstickungsgefahr, die durch fremde Körper im Schlunde, oder in der Luftröhre hervorgebracht wird. Dann handelt es von der Schwangerschaft, Geburt, den Zufällen der Neugebornen, endlich von der Krankenpflege, und den Berichten an den Arzt. — Die Darstellung ist kurz und faßlich.

Ich wünschte, daß in den Feiertagsschulen die Lehrer unter dem Lehrgegenstande: der gemeinnützigen Kenntnisse, auch für die Gesundheits- und Krankenpflege einiges thun möchten. — Für fünf Bogen ist das Büchlein etwas zu theuer, zudem der Druck nicht sonderlich. Y.

Mannigfaltiges.

Setzersünden:

Er ritt in's Leben, statt er tritt.

Die Bäume sind ein Aufenthalt des Ungeziefers und seiner Braut, statt Brut.

Wochenbett für Elementarlehrer, statt Wochenblatt.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Montag | Nro. 154. | 26. December 1831.

Bescheidene Bemerkungen über die jüngsten Novemberbeschlüsse des deutschen Bundestags.

(Schluß.)

Sicher ist der Bundestag die höhere Instanz unserer Souveraine und der Senate der freien Städte und der Richter uneiniger Landstände mit ihren Fürsten im Verfassungswesen. Wer aber das Censurwesen mit seinen geheimen Instructionen kennt, die manchen Censor zu Anmaßungen gewissermaßen berechtigen, der wird fühlen, daß nach der Erfahrung nicht durch Censur, wohl aber durch ein strenges Preßgesetz wider diejenigen, welche Fürsten, Regierungen und Verwaltungen Unwahrheiten beschuldigen, der Mißbrauch der Presse von selbst aufhört.

Weil indeß in aristokratischen Verfassungen, was die brittische Verfassung jetzt noch ist, alle Angriffe der freien Presse sehr selten nachläßige Minister stürzten, und die schädlichsten Mißbräuche Jahrhunderte zur Qual der Völker fortdauern ließen; so muß sie im Grunde nur den Herren Ministern in Deutschland gefährlich sein.

Warum haben wir aber nirgends ein Preßgesetz? weil die Minister selbst eine große Furcht haben, vor der freien Aufdeckung ihrer Fehlschritte und der bisweilen leicht klar zu machenden übeln Wahl der Maßregeln. Diese und nicht die Landtage sind daran Schuld, daß der Bundestag bisher kein Preßgesetz gab. So lange Censur herrscht, intimiren die Minister den Censoren, manche freie ihnen mißfällige wissenschaftliche, oder factische Erörterung wenigstens indirect abzulenken. Diese Intimationen fallen aber weg, wo ein Preßgesetz vorhanden ist, das natürlich nicht verbietet, Wahrheiten zu sagen, aber Verläumdungen strafe.

Ich bin überzeugt, daß nach der Einführung des Preßgesetzes viele sehr kenntnißlose politische Schriftsteller, die jetzt ihre Blätter mit den grundlosesten Correspondenzen ausschmücken, von selbst die Feder freiwillig, oder gezwungen durch Strafen niederlegen werden. Von allen Schriftstellern, welche den nassauer Herrn Minister Freiherrn Marschall von Bieberstein angriffen, fand Keiner im Auslande viel Glauben, bis der Graf von Bentzel-Sternau mit tieferer Sachkenntniß einige unläugbare Thatsachen rügte, und sie ohne alle Leidenschaft aussprach. Nun erst wurde das Urtheil des Publikums diesem Minister ungünstiger; die böse noch immer unverglichene Domainensache in Nassau, würde schwerlich zur heißen Sprache der Landstände gekommen sein, wenn ein anderer Minister, als der Freiherr Marschall v. Bieberstein in Nassau erster Minister gewesen wäre, und des Grafen von Münster etwas autokratische Verwaltung war auch in Hannover der wahre Grund der aufgegriffenen Domainensache. Hätte Preßfreiheit in Hannover und Nassau geherrscht, so wären beide Minister früher gewarnt worden, sich vor manchen unconstitutionellen Amtshandlungen zu hüten, und kein Doctor König und Consf. säßen jetzt im Staatsgefängniß, weil sie zu laut belleten.

Wenn der Abgeordnete von Rotteck auch noch jetzt

auf Preßfreiheit bringt, so weiß er und Jedermann recht gut, daß Baden sie für den Augenblick nicht erhalten wird, weil der Hof, oder die erste Kammer diese Preßfreiheit im Widerspruch des Bundestags nicht anerkennen werden; aber so gut dem Bundestage eine Oberregierung zusteht, so förmlich erscheint dagegen der Protest der zweiten badener Kammer u. s. w. daß sie den Schritt des Bundestags für etwas unnöthiges erklärt. Solche freilich auch bisweilen sehr egoistische Proteste passiren im englischen Parlamente häufig, und sind Merkuriale für die Ministerien, daß nicht alle Pläne und Gesetze allgemeinen Beifall finden.

Uebrigens hat der Bundesverein keine Sylbe, welche den Fall entscheidet, ob der Bundestag den Landständen verbieten kann, Fragen in Berathung zu nehmen, welche er nicht von ihnen berathen wissen will, die innere Souverainetät hat er nicht, wenn er auch in der Satzung der landständischen Verhältnisse ein Maximum der landständischen Rechte bestimmte. Er hat das Recht, Petitionen von sich abzuweisen, da er nur aus Mandatarien souverainer Fürsten und von vier Senaten besteht; nur als Organ seiner Bevollmächtiger, deren Mehrheitsbeschluß verkündigt und über Eingaben von Privaten nach Gutfinden seine Ansichten den Mandanten eröffnen, oder es bleiben lassen kann; aber es möchte doch wohl eine Ausschreitung sein, wenn der Minister von Türkheim der Kammer widerrieth, sich mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, worin der Bundestag schon entschieden habe. Darf man in jeder Ständeversammlung dem Minister seines Landesherrn Bemerkungen machen über angebliche Ausschreitungen der Befugnisse, warum denn auch nicht der Versammlung der Mandatarien aller deutschen Landesherren?

Auch in dem nordamerikanischen Staatenbunde ist häufig die Frage streitig, wie weit die Centralregierung die Souverainetät der Bundesstaaten beschränken darf! Der Senat der einzelnen Freistaaten war älter, als der Bund der nordamerikanischen Freistaaten. Was Letzterem nicht deutlich zugewiesen ist an Befugnissen, das gehört nicht zur Competenz des Bundes.

Wenn v. Rotteck von den Instructionen an den badischen Gesandten in Frankfurt und von dessen Bericht für die zweite Kammer Kenntniß verlangte, so that er etwas, was in Paris und in London an der Tagesordnung ist, und Deutschland kann dadurch nicht in Gefahr kommen, wenn solche Instructionen und Berichte in der Preßfreiheitsfrage zur allgemeinen Kenntniß gelangen. Etwas Neues war sein Verlangen, aber etwas Ungeziemendes scheint darin nicht zu liegen, obgleich der badensche Minister leicht einen ministeriellen Vorwand zur Ablehnung constitutionell geltend machen konnte. Solche Publicitäten lieben freilich manche Kanzleien nicht, aber gerabezu zu behaupten, daß die Nachfrage wegen Correspondenz des deutschen Souverains mit dem Bundestage unbeikömmlich sei, das leuchtet nicht sofort ein. Konnte doch die Mittheilung die mögliche Folge haben, daß der Landtag seinem Großherzoge anrieth, bei erneuerter Berathung dem Bundestage ein dissentirendes Votum zugehen zu lassen!

Sehr wahr und rechtlich bemerkte der gewandte Deputirte v. Rotteck, wir bilden keine Opposition wider den Bundestag, aber unsere Ueberzeugung frei auszusprechen, darf er uns nicht wehren! Uebrigens benahm sich der Minister von Türkheim bei dieser musterhaften Debatte mit vieler Würde, und es macht dem kalten Blute des badenschen Ministerium Ehre, daß solches das strasburger constitutionnelle Deutschland, dessen Redaction in allen Aufnahmen zu billigen, ich übrigens sehr weit entfernt bin, bei aller Anfeindung des Ministerium unverboten ließ.

Die Preßfreiheit in Großbritannien ist freilich dem Ruhme mancher Minister, während der Ministerialverwaltung gefährlich gewesen, aber nicht ihrer Macht, von der sie solchen Gebrauch machten, daß bei ihrer aristokratischen Stabilitätsgesinnung Jahrhunderte lang manche im Ganzen unvolksgemüthliche Einrichtungen fortwalten konnten, bis erst in unseren Tagen, die gar zu sichtbar nachtheiligen Folgen einer nachlässigen Verwaltung sich darlegten. Diese lange Fortdauer verkehrter Einrichtungen ist keine Schuld der Radikalreformer, sondern der Herren in der Centralregierung, welche schlechte Gesetze und Herkommen abzuschaffen unterließen.

Nicht die gar zu dringende Rüge der freien Presse, sondern die späte Aufnahme solcher Abstellungen darf uns in Erstaunen setzen, aber wo die Stabilität des Bestehenden, wenn es sich auch noch so unheilvoll ausprägte, dennoch blinde Verehrer findet, da sieht es überall mit einer wohlthätigen, milden Staatsverwaltung gar übel aus. —

Nichts ist in der ganzen Sache auffallender, als die Censurlücke in der Neckarzeitung, wovon Rottecks Rede und des Ministers v. Türkheim Antwort nicht eingerückt werden durften. Liegt denn in Beiden auch

nur das kleinste Staatsgefährliche, etwas rebellisches, antichristliches, antisittliches? Wie konnte sich der Censor so blos geben, ohne einen andern Befehl der höheren Behörde, als daß gar nichts gedruckt werden solle, was der Möglichkeit der Kritik eines frankfurter Bundestagsbeschlusses ähnlich sieht!

Wenn unsere Landesherren Gesetze publiciren, so gehorchen wir, weil das so sein muß, aber in der Declaration eines Rotteck, der als Staatslehrer und Verwalter den ersten Platz in Deutschland behauptet, und einen höheren, als alle andere Collegen, die nur Kathedermänner waren und Systeme schrieben, ohne selbst zu verwalten, von der Philosophie, oder Theologie in's dornige Feld der Geschichte und Staatswissenschaft vorschnell übergingen als Polygraphen, aber nicht als Patrioten und Denker sich auszeichneten, lag nichts sträfliches, was der Welt verheimlicht werden mußte. Ich hörte von einem solchen Kleinmeister, der einst den Ruf der Ultraliberalität hatte, das kurze Urtheil, was wird's helfen? Freilich ärntet Freimüthigkeit keine Belohung in manchen Höfen. Ich will sogar zugeben, daß auch mir nicht einleuchtet, daß der Souverainetät des Großherzogs von Baden, durch den Bundestag ein Eintrag geschehen sei, denn sein Gesandter und die der vier freien Städte hatten auch den Bundestagsbeschluß mit fassen geholfen, aber warum zeigt sich in Baden, in Bayern, und gewiß auch in Würtemberg ein Durst nach mehr Verbesserung in der Staatsverwaltung, als jemals vorher?

Das ist nicht Wirkung demagogischer Umtriebe, oder eines einfältigen Geistes der Frankreichs Julustage nachahmen will, sondern des Drucks, der nichts ausbauen will, was in diesen drei Staaten und einigen andern eine große Verbesserung bedarf.

Doch ich muß mich deutlicher erklären und diesmal die historische Base zu Hülfe nehmen. Alles Mißverständniß rührt her von der Periode Napoleons, als er uns im Rheinbunde Gesetze gab, und viele Reichsstände, Reichsritter und Reichsstädte mediatisirte, auch als zufahrender Gesetzgeber und Intervenient, den Standesherren und Reichsrittern ihre Domainen als eine Entschädigung für die entzogene Landeshoheit anwieß. Die drei jetzt entschlafenen Souveraine in Bayern, Würtemberg und Baden dehnten den Domainenbegriff auf's Weiteste, und auch über manche Regalien aus, um noch wohlthätiger, als Napoleon, zu erscheinen. Die Minister dieser Staaten stifteten dann eine napoleonische Centralregierung im Kleinen, und beförderten viele Verwandte und gute Freunde schnell mit Pensionirung aller alten Beamten, welchen der neue Dienst unbequem war. Die Oberchefchargen eilten, ihre höher titulirten Monarchen mit einem glänzenden Hofe zu umgeben. So waren die neuen Einkünfte verbraucht, als Napoleons Hintergedanke auf einmal den Souverainen bewieß, daß er nicht sie, sondern die ihnen auferlegten starken Contingente hatte dotiren wollen.

Für diese fehlte nun das Geld, das man schon ausgegeben hatte, man verkaufte Domainen und machte Schulden, und als man neue Auflagen, besonders Grundsteuern ausschrieb, leuchtete es ziemlich ein, daß der Süddeutsche dem alten Herren die alten Auflagen und dem neuen Landesherrn die neuen Staatsauflagen zugleich nicht zahlen konnte. Nun suchte man von der Dotation der Standesherren einiges abzuzwicken; aber der wiener Congreß im Jahr 1815 dachte nur an die Unbilligkeit der verkleinerten standesherrlichen Dotation, und restaurirte sie nach dem ihnen vortheilhaften bayer'schen Besitznahme-Patent, ohne auf die Härte Rücksicht zu nehmen, die daraus entweder für die Unterthanen in den Souverainetätslanden, oder für die den Souverainen direct unterworfenen Lande hervorging. Als nun Landstände folgten, sahen diese ein, welche Last in gegebener Lage die Souverainetätslande waren, und das Meiseln an der Staatsdotation der Standesherren begann wieder, damit die armen Unterthanen der Standes- und Landesherren die alten und neuen schweren Auflagen tragen könnten, indem die Frohnden, Hut und Weide und Dienste ablöslich wurden. Strenge genommen mag das Gesetz die Guts- und Standesherren nicht ganz entschädigen, aber Napoleon und der wiener Congreß haben die Dualität der Standes- und Landesherren geheiligt, und der directe landesherrliche Unterthan ist schon so schwer belastet, daß er nicht mehr tragen kann, und den Unterthan in den Souverainetätslanden nicht weiter als geschehen, zu erleichtern vermag. Die Höfe haben ihren Luxus merklich eingeschränkt, desto weniger die Centralbeamten. — In dieser Lage und bei gestörtem Handelsverkehr und vergrößerten Auflagen herrscht Mißmuth in Süddeutschland, nicht so sehr über die Regierungen und die Minister, als über das Joch das Beigespanns der Souverainetätslande und den mehrmals früher mangelnden freien Verkehr.

Wenn in solcher Lage ein so sachkundiger Mann als v. Rotteck in's Mittel tritt, so verdient das wohl keine Bezüchtigung böser Absichten, und wenn er die Meinung hegt, wie der Statthalter der nordamerikanischen Provinz Georgia, daß in einem Staatenbunde, wie der deutsche Bund ist, die Souverainetät als Regel dem Partikularstaat gebührt, und dem Bundesverein nur in den enge zu bestimmenden Schranken, so kann das der Bundestag tadeln, der seiner Association von Fürsten und Senaten die höchste Auctorität ausdehnend beilegt, und sogar ein strenges Recht für sich haben muß, aber doch einem andern deutschen Bürger gestatten, auch seine Meinung durch Vernunftgründe geltend zu machen, und wird es leiden, daß in constitutioneller Form ein Abgeordneter geradeaus seine Ueberzeugung ausspricht. Hat er albern geredet, so wird man ihn schon zu-

recht weisen. In Würtemberg ist es aber ein schlimmes Wahrzeichen des vom nächsten Landtage gefürchteten Geistes, wenn ein Tadel des Bundestagsbeschlusses von einer landtäglichen Person in einem andern Bundesstaat nicht gedruckt erscheinen darf in einigen deutschen Gauen, indeß Andere darin kein Haar finden.

Rüder.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Religions-Philosophie.

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des inneren Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. Erste Sammlung. Karlsruhe. Gottfried Braun. 1831. Broch. XII. S. Tit. Motto. Vorrede, 180 S. Text in kl. 8. (Ueber dem Titel des Umschlages steht eine Dornenkrone.) Preis 1 fl. 12 kr.

An der bezeichneten Titelvignette erkennen wir schon die Tendenz der Schrift des schwärmerischen Verfassers: sie ist pietistische Ascetik. Die sentimentale Sprache der Seherin von Prevorst steht hier von Neuem vor uns: da diese todt ist, so ist doch der Seher Justinus Kerner noch übrig; der prophezeiht denn auch gleich Seite VIII der Vorrede die alte Prophezeihung, die alle Jahre von alten Weibern und Narren gemacht wird, daß binnen Kurzem die Welt untergeht. »Dafür sind schon Zeichen da. Die Welt wird euch bald Alle verlassen.« — Das Buch ist wieder ganz ordentlich mit Geistergeschichten gespickt, allein wer sollte es glauben, auch Eschenmayer, der geistreiche Eschenmayer spuckt gleich im Eingang desselben, obgleich er noch in Fleisch und Bein unter den Lebenden wandelt; er ist der Advokat der Seherin und des Sehers geworden. Alle grausame Recensenten, und selbst Hegel, werden abgetackelt. Aber so, wie Herrn Eschenmayer erlaubt sein mag, einen Nervenäther zu hypothesiren, der sich, wie Wachs in seinen Händen und nach seinem Willen umgestaltet, so möge es auch andern vergönnt sein, ihre Hypothese hinzustellen, und zwar ohne Aether auf rein empyrisch-psychologischem Wege. — Auf jene mehrfach von Aerzten in Recensionen des Buches der Seherin gegen Dr. Kerner in starken Ausdrücken gestellte Anklage, daß er die arme, nervenkranke Frau langsam dahin gemordet habe, hat weder Eschenmayer, noch Kerner geantwortet. — Dergleichen Seherinnen, wie die von Prevorst, habe ich auch schon mehrere gesehen und gehört, und immer gefunden, daß sie das Echo ihres Magnetiseurs sind, und so ist es auch hier. Ich selbst habe als Magnetiseur eine solche Geisterseher-Somnambule gehabt, als ich noch unbefangen mit jugendlich-lebendiger Einbildungskraft und schwärmerischer Religionssentimentalität umdämmert war; allein getreue Naturbeobachtung belehrte mich allmählig eines Andern, und seitdem haben meine Somnambulen eine natürliche Richtung. — Wenn einmal eine zum Mysticismus geneigte Natur von einer solchen Erscheinung ergriffen wird, so ist sie gewöhnlich dem Aberglauben verfallen; wie denn Herr Kerner wirklich den alten Weibern seiner Gegend die Gespenstergeschichten abgekauft hat und sie hier treuherzig gedruckt vorlegt. — Wer von der Seherin gerührt worden, der lasse sich nun von dem Seher fortrühren!

C.

Arzneikunde.

De entero-mesenteritide contagiosa Biponti anno 1830 grassata. Dissertatio inauguralis auctore Car. Henr. Schultz, Bipontino etc. Monachii typis J. Roese. (Commiss. J. Franz.) p. 54. in 8vo. Pret, 36 Crucigerorum.

Diese Inauguraldissertation giebt uns eine fleißige Beschreibung von der 1830 in Zweibrücken geherrscht habenden Krankheit, welche von dem französirenden jungen Verfasser Entero-mesenteritis contagiosa getauft wird. Wir wollen uns in diesen Blättern in keine Untersuchung der Frage einlassen, ob jener Krankheit dieser Name gebühre, auch nicht, ob sie richtig bezeichnet, beschrieben und behandelt worden sei; bei der Verwirrung der Nomenclatur der Aerzte wundert es uns nicht, den jungen Doktor der uralten Krankheit, die unter dem Namen des Faulfiebers, Schleimfiebers, oder schleichenden Nervenfiebers seit langen Zeiten bekannt ist, nach Petit und Serres einen neuen Namen geben zu sehen. Wir möchten nur, bei Gelegenheit der Anzeige dieser Dissertation, die medizinische Fakultät in München aufmerksam machen, daß, wenn die Promoventen nicht reines Latein schreiben können, sie ihnen erlauben möge, deutsch zu schreiben. So wird durchaus von ihm das Wort aeger für der Kranke genommen, während der Lateiner dieses Wort nur in Begleitung eines Ablativs einzig als Adjektiv, niemals als Substantiv gebraucht, wie z. B. aeger capite, aeger animo; dagegen setzt der Lateiner Aegrotus, wo die Bezeichnung krank substantive genommen werden soll, so wie auch als Adjektiv ohne nähere Bezeichnung: Aegrotus homo, aegrotum corpus etc. würde im letzteren Falle aeger gebraucht, so müßte es heißen aeger corpore, und der Satz nur im Gegensatze zu aeger animo gelten können. Sätze wie der: »A mense Julio usque ad Octobrem epidemiae quoad perniciositatem et mortalitatem erat culmen, mensibus autem Februario et Martio quoad numerum,« sind nicht lateinisch. Gleich darauf heißt es: »Vides, ut sub diversissimae tempestatis influxu epidemia perduraverit« Oder: »Morbus fuit perniciosissimus apud individua undecim ad viginti annorum.« Individuum, wie es heute im Deutschen gebraucht wird, ist dem Lateiner fremd; eben so: »Homburgi, quod est oppidum 2000 incolarum, et nonnisi duas horas a Biponto distat, etc.; maculae non in omnibus observantur epidemiis, ideo non possunt dare symptoma characteristicum Dergleichen Barbarismen und Böcke finden sich in Menge.

Daß die Krankheit ihrer Natur nach kontagiös sei, wie Schönlein und der Verfasser meinen, glaube ich nicht, da sie ihren Erzeugungsort nicht verläßt; daß sie es aber unter den bekannten Umständen werden kann, bezweifle ich auch nicht.

C.

Mannigfaltiges.

Setzersünden:

Die Schule soll das Kind mit gewissen Fettigkeiten, statt Fertigkeiten ausrüsten.

Unterricht in der Salzlehre, statt Satzlehre.

Die verliebte Lehrerin N. N. statt verlebte.

Der blinde Isaak gab Jakob seinen Degen, statt Segen.

Ist Gott mein Schutz, will Gott mein Vetter werden, statt Retter.

Der Rhabarber wird jetzt auch häufig in Deutschland gekaut, statt gebaut.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

Nürnberger Blätter.

Literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland

herausgegeben

von

Dr. Richard Otto Spazier.

Mittwoch **Nro. 155.** 28. December 1831.

Zum Schluß des Jahres und dieser Blätter.

Das Jahr ist vorüber, auf das wir ganz Europa, besonders aber unser deutsches Vaterland, mit so viel Erwartungen, so viel Hoffnungen, so viel Furcht und Besorgniß geblickt. Schwere Gewitterwolken eines allgemeinen Krieges standen am Horizont des Januars 1831; der Genius des Jahrhunderts hatte das Schwerdt in der Hand, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen mit jenem alten Furienweibe untergesunkner Zeiten, das sein Schlangenhaar erboßt schüttelte und mit Verzweiflungskrallen den halb vermoderten Herrscherstab umklammert hielt. An den Ufern der Weichsel, der Schelde, des Po war man schon handgemein, und jeder erwartete den Welttheil in Flammen aneinander schlagen zu sehen. — Doch die Furcht und Besorgniß war vergebens — man entwaffnet im December desselben Jahres — aber auch Hoffnungen und Erwartungen sind zu Wasser geworden. Der List, dem schmutzigsten Eigennutz gelang es, dem Genius das Schwerdt wieder in die Scheide zu schmeicheln. Es ist Friede, schutzlos aber sanken dafür die voreiligen Vorkämpfer für Freiheit und Menschenwürde in den Staub — und schutzlos stehen die Völker vereinzelt wieder da, und jenes alte Weib faßte unter ihnen wieder festern Fuß, als je.

Ein Jahr vergeblichen Mühens, vergeblichen Opferns, vergeblicher Anstrengungen in Wort und That, getäuschter Hoffnungen ist wieder einmal in das Buch der Geschichte einzutragen; — ein Jahr, das mit übermüthiger Jugendkraft seinen Lauf begann, und ermattet, mit schleichendem Greisestritt, gestützt auf Krücken, von uns Abschied nimmt. — Ein wehmüthiger Anblick!

Das prophetische Wort Napoleons vor seinem Tode auf Helena: in zwanzig Jahren ist entweder ganz Europa constitutionnell, oder unter der Knute der Kosaken« — wem tönt es nicht mit jedem Jahre warnender in die Ohren? — Und am Eingang in das verflossene Jahr, wer hoffte da nicht, daß der erste Theil jenes Dilemma's in Erfüllung gehen würde? — Der polnische Aufstand schien für ewig ein Bollwerk gegen die nordischen Einfälle aufführen zu wollen! Und jetzt sehen wir, nachdem 100,000 Heldenherzen vernichtet, oder unstet zerstreut worden sind, an den Gränzen Deutschlands Länderstriche für Baschkiren ankaufen, in Polen Universitäten und Schulen schließen, und die warschauer Bibliothek zugleich mit den edelsten Sarmaten nach Sibirien verbannen! — Wir sehen in dessen Folge selbst deutsche Regierungen mit Kolbenstößen die geflüchteten Freiheitskämpfer über die russische Gränze zurück stoßen, sehen, statt der gehofften Preßfreiheit, vom Bundestage selbst auswärtige Blätter verbieten, sehen die Abgeordneten deutscher Länder, die mit dem fröhlichsten Muth zu Anfang des Jahres den Herd ihrer Familien verlassen, ermattet von 11monatlichem fruchtlosen Kämpfen, beschämt, niedergeschlagen und in tiefer Trauer heimkehren, — sehen in Frankreich den Aufschwung der Nation erstickt, einem kräftigen An-

griff zu erliegen bereit, — England nach einem jahrelangen Streben durch die Reformbill noch immer die Hände gebunden, hören den Autokraten in Betreff Belgiens schon seine drohenden Donnerworte über Europa schicken. —

Wir wollen, um den Vorwurf von uns abzuhalten, als suchten wir zuletzt absichtlich den Lesern Grimm einzuflößen, in die, ohnehin jedem zu Tage liegenden, Einzelnheiten des trüben Gemähldes nicht eingehen; es genügt, den Standpunkt anzugeben, auf dem wir uns befinden. Auch ist uns keinesweges Muth und Hoffnung für immer gesunken; wir meinen nur, es komme eine schwere Zeit noch, welche den Boden, auf den die Saat dieses Jahres gefallen, und der als noch zu steinern sich ausgewiesen, pflügen muß, und daß die Pflugschaar noch manches Herz, manches Glück, manches edle Leben durchschneiden wird; — daß diese Zeit uns hätte erspart werden sollen — diese Zeit eines schmählich drückenden Friedens, oder eines zehnmal furchtbarern Völker- oder gar — das Entsetzlichste — eines europäischen Bürger- und Bauernkrieges. — Es ist Börne'n schlimm bekommen, daß er alle diese Dinge so grell beim rechten Namen nannte! — Er hätte bedenken sollen, daß dies zu allen Zeiten solchen kühnen Aerzten so aegangen ist, daß die ungläubige Welt sie steinigte! —

Das Jahr 1831 vernichtete viele Popularitäten — und das ist kein kleiner Gewinn. In Frankreich fast alle Restaurationsnamen! Wahrhaft treu blieb dort nur Lafayette; aus Ehrgeitz blieben es Cormenin, Lamarque, Odilon Barrot und Mauguin. Den schmerzlichsten Verlust erlitt dies Land an dem herrlichen Benjamin Constant. Neue — ein schlimmes Zeichen — sind ausser Barrot dort nicht aufgetaucht. —

Auch in Deutschland ging manch glänzender Name verloren, — doch blieben nach deutscher Weise hier viele treu und bewährten sich in der Stunde der Prüfung; vor Allem R o t t e c k; dann Welker, Hornthal, Behr, Sternau, Closen, v. Itzstein, Fecht, Lösch. — Neue schöne Namen kamen hinzu, wie Jordan, Schoppmann, Fürstenberg, Culman, Schüler, Schwindl, Seuffert; treu blieben viele Schriftsteller auch, wie Eisenmann, Seybold, Wirth, Menzel, Börne, Hegner, Maltitz; es kamen hinzu: Siebenpfeifer, Hofmann, Pfizer u. A.

Mögen sie Alle in ihrem Streben nicht ermatten!

Noch hat der Herausgeber dieser Blätter für sich eine schwere Pflicht zu erfüllen, zum zweitenmale Abschied zu nehmen von seinen Lesern; — in so fern er sie vorzugsweise d i e s e i n i g e n nennen kann; denn er wird ihnen in andren Blättern fortwährend vor die Augen treten

Doch von den Nürnberger Blättern erhalten sie mit dieser die letzte Nummer.

Als im November vorigen Jahres das kön. Verweisungsrescript so unverhofft die, mit neuen Kräften ausgerüstete, Unternehmung unterbrach, glaubte der größte Theil des Publikums und mit ihm die Verleger, dasselbe werde, in den damaligen Verhältnissen kurz vor der Schenk'schen Censurordonnanz geboren, nicht lange in Kraft bleiben. Das Unternehmen war ihnen so lieb geworden, daß sie, noch eine Zeit lang Zeit und Kräfte daran zu setzen und dasselbe in einem provisorischen Zustande fortzuerhalten beschlossen, bis die spätere Rückkehr des Herausgebers dasselbe wieder von Neuem kräftig aufzunehmen gestattete. Ein ganzes Jahr ging über diesem provisorischen Zustande hin; eine, Anfang August bei dem Magistrate von Nürnberg eingereichte, und von diesem an die Regierung empfohlene Eingabe hatte am Schlusse des Jahres e i n e z w e i t e A b w e i s u n g zur Folge. Da sich, wie oben angegeben, die Verhältnisse, statt verbessert, nur verschlimmert haben, in so fern jetzt für das folgende Jahr keine Aussicht auf einen kräftigen Landtag mehr vorhanden ist, wie es im vorigen der Fall war, beschlossen Herausgeber, wie Verleger ihre, halb nutzlos vergeudeten, Kräfte zu etwas Wirkungsreicheren zu verwenden.

Denn, wir gestehn gar gern offen ein, daß wir nicht im Stande gewesen sind, nur von fern dem uns vorgesteckten Ziele nachzukommen, den Plan durchzuführen, und das, unsren Lesern gegebne Versprechen zu halten. Auch ward Letzteres nicht in der Voraussetzung gegeben, daß der Herausgeber ein ganzes Jahr lang 40 Meilen vom Verlagsort des Blattes entfernt gehalten werden würde. Das Blatt hing aus diesem Grunde, halb in der Luft ohne festen Grund und Boden, war nicht hier, nicht dort heimisch, und mußte sich oft mit halb veralteten Allgemeinheiten begnügen, wo es gern frisch in die täglichen Vorgänge des politischen und literarischen Lebens eingegriffen hätte. Der ungewisse Zustand desselben erlaubte ferner nicht, viel Correspondenten und Mitarbeiter zu engagiren; Bücher, Brochu-

en u. s. w. liefen zu spät ein; und was die Masse von Hindernissen mehr waren, die aus dieser Entfernung hervorgingen.

So unbefriedigt aber immer auch Leser und Herausgeber von einander scheiden mögen, so kann der Letztere doch in moralischer Beziehung ohne Reue und Scham auf seine 1½jährige Journalistenlaufbahn zurück blicken. Sein redliches, unpartheiisches Streben, sein reiner Wille, nach Ueberzeugung jedem sein Recht angedeihen zu lassen, dürften nur von Eitlen und Böswilligen mißkannt werden. —

Mögen sich darum Beide, Leser, wie Herausgeber, bald wieder begegnen können!

Leipzig, Ende December 1831.

R. O. Spazier.

Repertorium für Süddeutsche Verlags-Literatur.

Satyre.

Predigt eines alten Kapuziners über die Aufhebung des Cölibats. Ulm. 1832. In der Ebner'schen Buchhandlung. (Mit einem Titelsteindrucke.) 32 S. in 8. Pr. 20 kr.

Recht unterhaltend, gut gereimt rollen die Knittelverse untermischt mit lateinischen und deutschen Brocken aus der schwarzen Kapuzinersuppe dahin. Für Unterrichtete ist das Ganze eine Satyre auf den Cölibat: denn die Haushaltungen unserer wohldotirten katholischen Pfarrer werden aus den Couliffen hervorgezogen und mit der bissigen Leuchte des Diogenes recht ergötzlich in puris naturalibus von allen Seiten beschienen. Auf den Ehestand und auf das Cölibat, wie sie von der schlechtesten Seite erscheinen, wird tapfer losgeschlagen und beider Häslein aufgedeckt. Der gemeine, nicht aufgeklärte Katholik, der nur so lange vor seinen Geistlichen Respekt hat, als er sich von allem Verdachte der Unkeuschheit frei zu halten weiß, wird daraus das geheime Leben der Pfaffen kennen lernen, und ihm nicht mehr die Jura stolae abgeben wollen. Denn der gemeine Katholik hält den katholischen Geistlichen für einen Heiligen, wenn er mit alten Köchinnen Haus hält, und verzeiht ihm selbst Trunk und Geiz. Fehlt ihnen das eine Vergnügen, so sollen sie doch auch noch was haben, um sich daran zu erlaben. Wird das Cölibat aufgehoben, so müssen fallen: die Ohrenbeicht, die Meßstipendien, die Requiem's, die Ablässe und dergleichen einträgliche Accidentien mehr. Bleibt der Cölibat, so giebt es der geistlichen Skandale immer mehr. Wahr ist es: bei dem protestantischen Clerus fehlt es nicht minder an heimlichen und öffentlichen Skandalen in puncto sexti; allein hier ist die Verantwortung dann auch um so größer.

Uebrigens ist es handgreiflich klar: die katholische Kirche findet sich vor der Thüre einer neuen Reformation, giebt der römische Stuhl nicht nach in einer vernunftgemäßen Reform, so wird er seinen Dreifuß, der auf gar morschen Füßen ruhet, unter ihm zusammen brechen, und die dreifache Krone an dem gewaltigen Eckſteine des Zeitgeistes zerschellen sehen. Schon haben geistvolle, einsichtreiche Katholiken, wie z. B. der Domkapitular Hortig (in seiner Kirchengeschichte) Rom freundschaftlich gerathen, den Rücktritt aus dem Priesterstande zu erlauben, schon hat vor vierzig Jahren das Generalvikariat des Erzbisthums Mainz, wie der Domdechant Kopp in Eichstädt in einem besonderen Werke aus den Akten dieser geistlichen Behörde gezeigt hat, die Punkte bezeichnet, welche in der Form der katholischen Kirche gereiniget werden müssen: diese Schritte, dieses Drängen nach einer Reform wird immer heftiger werden, und die Zeit, wo ein neuer Emser Congreß von der katholischen Geistlichkeit eingeleitet wird, wird nur durch die Taubheit der Rota Romana um so mehr abgekürzt. Dann wird der römische Hof vergebens unterhandeln. Die erste Reformation hat Roma's sonst so mächtige Bannblitze verlöscht; die zweite Reformation wird vollends die italische Hand lähmen, die über die Alpen herüber reicht und die Zügel der Regierung straff anhält. —

Rom kann keine Freunde bei uns haben, sonst würde es von dem drohenden Gewitter besser unterrichtet sein; es würde einen Vergleich einzuleiten suchen, und dann ein Vorrecht im Unterhandeln haben, man würde sich ihm noch gefällig zeigen. Nein, es kann keine haben, es hat keine Freunde, wenn nicht diejenigen, die selbst so stehen, daß ihnen jede Reform, sie mag Namen tragen, welche sie will, zuwider ist. Doch auch diese hohen Häupter warnen Rom nicht, sie sorgen erst für ihre eigene Existenz.

Ich schließe mit dem Aufrufe an die katholische Geistlichkeit: Fordert eine Generalsynode, deren Mandatare aus den Landkapiteln gewählt sein sollen. Nur eine Generalsynode in Deutschland kann das lecke Schifflein eurer Kirche vor dem Untergange retten. C.

Länderkunde.

Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien, von Dr. G. H. Schubert. Zweiter Band. Italien. Erlangen. 1831. Bei Jos. Jac Palm und Enke.

Wir glauben nicht kürzer und wahrer diese Schilderungen von Land und Volk und Kunst Italiens bezeichnen zu

können, als indem wir bekennen, daß wir sie nach so vielen zum Theil vortrefflichen, ja classischen Schilderungen des herrlichen Landes mit neuem, ja erhöhtem Interesse gelesen haben. Man wird uns einwenden: das sei viel gesagt, wenn man an Göthe, Seume, Arndt, Kephalides, Rumohr, Rehfuß und viele andre sich erinnere. Zur Begründung unserer Aussage und zur Entgegnung auf die Einwendung mögen folgende Bemerkungen genügen. Im Allgemeinen lassen dieselben Gegenstände eine vielfach verschiedene und doch immer, in ihrer Art vorzügliche Auffassung und Schilderung zu, je nach der Individualität und Bildung der Reisenden. Während Göthe als Dichter und vornehm, universell gebildeter Mann Italien durchreiset und beschreibt, thut es ein Seume als moralisch edler, etwas finstrer und streng gesinnter Plebejer, Arndt als Kosmopolit, Kephalides als geistvoller Philolog. Schubert ist auch in Italien jener gemüthlich heitere, weiche, fromme Mann, und der nicht allein kenntnißreiche, sondern auch tief- und scharfsinnige Naturforscher. Nothwendig muß seinem Auge und Blick Alles in einem andern Licht erscheinen; er wird Alles anders empfinden, ja wenn andere mehr den äusseren Glanz jener herrlichen Natur geschildert haben, so wird Schubert uns in ihm die Seele, das Gemüth, den Geist desselben vorführen. Und so ist es auch. Nicht etwa, als ob es an pittoresken Schilderungen fehlte, sondern die Gemählde erhalten ihre Deutung, oder werden zu symbolischen. Hiezu kommen dann wissenschaftliche Andeutungen vom höchsten Interesse über geognostische, vegetative und zoologe Natur Italiens. Nicht minder günstig hat Schuberts Eigenthümlichkeit auf die Behandlung des Geschichtlichen, Alterthümlichen, Künstlerischen eingewirkt, wenn gleich in dieser Rücksicht nicht sowohl neue Thatsachen, als vielmehr die neue Ansicht der bekannten Sachen das Bemerkenswerthe sind. Vorzüglich gelungen erscheinen uns die Abschnitte über Nizza und seine Umgebungen, Einiges über Rom, und dann wieder alles von über und bei dem Vesuv Erwähnte. Wer Schubert's Ideen z. B. über Zusammenwirkung des Vulkanismus und Neptunismus zur Gestaltung unsers Erdballs recht anschaulich gemacht zu sehen wünscht, der findet hier Befriedigung. Die Darstellung ist, wie nicht anders zu erwarten, im Allgemeinen gelungen, einfach, naiv, hie und da vielleicht ein wenig zu redselig. Inzwischen läßt man sich es wohl auch gern gefallen, wenn einer, der anmuthig zu reden weiß, etwas mehr redet, als grade erforderlich ist. A.

G e s ch i ch t e.

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände von den frühesten Zeiten bis 1831, von Carl v. Rotteck, in 4 Bdn. zu 20 Lieferungen, bei Carl Hoffmann in Stuttgart.

Wer die größere Weltgeschichte Rottecks in neun Bänden kennt, wußte im Voraus, was er auch von dieser neuen Bearbeitung derselben zu erwarten habe, ein in seiner Art ausgezeichnetes Werk, das, von manchem gelehrten und wissenschaftlichen Ballast befreit, den das größere wegen der studirenden Jugend, für welche es mit bestimmt war, noch führte, eine um so mehr Geist und Einsicht weckende Lectüre darbieten werde. Dieses kann Rottecks Geschichte aber, gerade, weil es die seinige ist, keineswegs für alle Stände leisten, sondern nur für die Gebildeten, literarisch, ja wissenschaftlich Gebildeten aller Stände. Wie mächtig Rotteck auch einer edleren, populären Darstellung ist, so ist er dabei doch ein viel zu allgemein gebildeter, kenntnißreicher Mann, als daß er nicht, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, oft Kenntnisse und Einsichten, die ihm geläufig sind, wie Andere Stadtneuigkeiten, voraussetzen sollte, die man aber nicht ohne Anstrengung und lange Beschäftigung erwirbt. Wahrlich es kann einer ein recht verständiger, einsichtsvoller Mann sein, ohne doch von Philosophie der Geschichte, Psychologie, Anthropologie, Rechts- und Staatslehre auch nur dem Namen nach zu wissen. Und doch finden die meisten, von Rotteck eingestreuten Urtheile, Ansichten, Lehren ihre höhere Rechtfertigung erst in jenen philosophischen Disciplinen. Für Gebildete, literarisch- und wissenschaftlich Gebildete dagegen ist, wie gesagt, gegenwärtige Bearbeitung sehr empfehlenswerth. A.

R e p l i k.

Der in Bayern und Schwaben bekannte — Herr Fabrikant Dingler zu Augsburg, der, wie notorisch, sich in Alles mischt, Alles verstehen und nur allein der Gescheute im Königreiche sein will, will auch über das Forstwesen mitsprechen. Da hat er im Bulletin de la Société d'encouragement eine Abhandlung von Baudrillart über das Abtreiben der Wälder auf den Bergen etc. gelesen, und sogleich nimmt er Gelegenheit über die Forstmeister in den Alpen und über die Forstschule im Spessart in seinem polytechnischen Journale *) herzufallen, als wenn er auch davon etwas verstünde. Wie immer bringt er auch in diese unverständigen Schmähungen den Jesuiten hinein. Ich muß die unverschämte Stelle anführen: »Da die obige Abhandlung auf einen Theil unseres Vaterlandes buchstäblich ihre Anwendung findet, so empfehlen wir sie unseren bayerischen Forstmännern zum Nachlesen. Denn leider scheint ein beträchtlicher Theil derselben nicht zu wissen, daß die Forstwirthschaft in unseren Gebirgen anders betrieben werden muß, als in den Ebenen, und daß das, was im Spessart gelten kann, bei uns ganz verwerflich ist. Diese Leute werden hier, wenn ihre von der Forstschule mitgebrachte Eitelkeit sie nicht taub gegen die Stimme des Verstandes und der Erfahrung macht, historisch erwiesen sehen, welche Nachtheile das Abholzen der Berge bringt; sie werden sich überzeugen, was in Frankreich und Italien durch diesen Unfug erfolgte etc.« »Es ist weit vortheilhafter für das allgemeine Wohl, das Holz auf den steileren Abhängen und in höher gelegenen Regionen verwesen zu lassen, als dasselbe aus dem einzigen Grunde zu schlagen, weil noch nie an diesem Orte geschlagen wurde. Es ist dies ein äusserst sonderbarer Grund, den wir nicht selten von unseren Forstmeistern im Gebirge für ihre Verwüstungen angeben hörten« u. dgl. m.

In diesen Behauptungen ist dreierlei Unwahres: 1) Unwahr ist, daß im Spessart die Berggipfel vollkommen abgetrieben werden; dies geschah in den Staatswaldungen des Fürstenthums Aschaffenburg nie. Daher konnten 2) die Zöglinge der Forstschule zu Aschaffenburg eine solche Betriebsmethode nicht aus dem Spessart in die Alpen bringen. Wenn sich Herr Dingler genauer instruirt hätte, so hätte er von jedem Holzhauer in den Alpen erfahren können, daß der kahle Abtrieb des Nadelholzes die uralte Sitte der Alpenholzwirthschaft ist, und nicht von der Forstschule mitgebracht wird, welche ganz andere Anleitung giebt. 3) Endlich findet sich gegenwärtig kein einziger Forstmeister auf einem Alpenforstamte, welcher aus der genannten Forstschule hervorgegangen wäre. — Demnach sind die Vorwürfe des Herrn Dingler völlig aus der Luft gegriffen; so wie denn auch die Furcht, das Abholzen der Berggipfel werde das Klima von Bayern kälter und feuchter machen, völlig gegen Theorie und Erfahrung der Physik ist. L.

*) Band XL. Heft 6. p. 466.

Nürnberg, im Verlage der Buchhandlungen von Riegel u. Wießner und Schrag.

